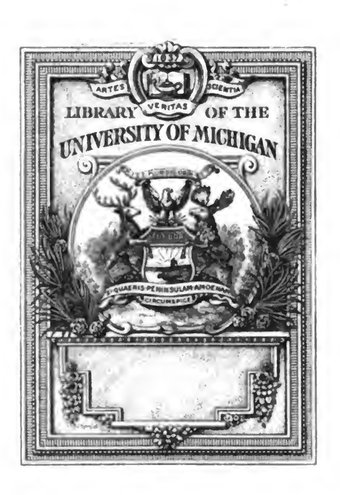
Deutsche Rundschau


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Band XXXV.

(April — Mai — Juni 1883.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

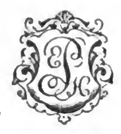
Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Chr. Meyri. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capstadt**, J. H. Rose. Michaelis & Braun. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Riga**, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandl. — **Rio de Janeiro**, H. Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, van Hengel & Eeltjes. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



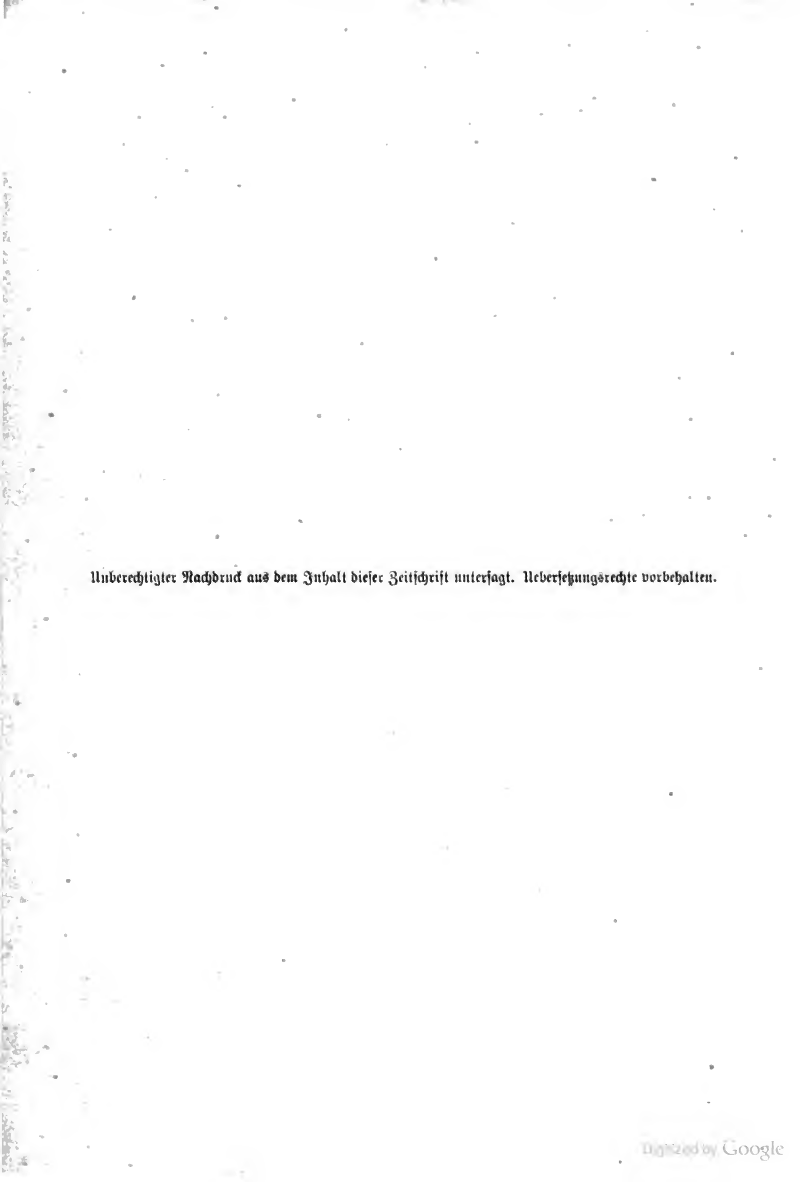
Band XXXV.

(April — Mai — Juni 1883.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, J. H. Rose. Michaelis & Braun. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandl. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.



Inhalts-Verzeichniß

zum

Fünfunddreißigsten Bande (April — Juni 1883).

Seite

I. Das letzte Glück. Erzählung von **Wilhelm Berger**. II. (Schluß) . . . 1
II. Richard Wagner's Tod. Von **Louis Ehlert** 32
III. Richard Wagner an seine Mutter 35
IV. Die Wandgemälde von Oberzell auf der Reichenau. Von Professor **F. X. Kraus** in Freiburg i. B. 37
V. Der Untergang der Cimbria. Fachmännische Gedanken und Vorschläge 57
VI. Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. XIV/XVI. 64
VII. In St. Petersburg. Von **Ferd. Hiller** 95
VIII. Ein preußisches Beamtenleben. Vom Freiherrn **von Richthofen,** Kaiserl. Deutschen Gesandten a. D. I. 107
IX. Frau Fönß. Novelle von **J. P. Jacobsen** 133
X. Politische Rundschau 146
XI. Kunst und Kunstgeschichte 153
XII. Preyer's „Die Seele des Kindes“. Von **G. Lindner** . 157
XIII. Literarische Notizen 159
XIV. Bibliographie 160
XV. Schweigen. Novelle von **Theodor Storm** 161
XVI. Niccolò Machiavelli. Von Dr. **Otto Hartwig** 203
XVII. Ein preußisches Beamtenleben. Vom Freiherrn **von Richthofen,** Kaiserl. Deutschen Gesandten a. D. II. 229
XVIII. Die Zeichensprache der Indianer. Von Professor **Georg Gerland** in Straßburg 258
XIX. Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. XVII/XVIII. 273
XX. Die Pest in Bergamo. Von **J. P. Jacobsen.** Mit einem Nachwort von **Georg Brandes** 294
XXI. Politische Rundschau 302

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXII.	Gedichte von Paul Hamilton Hayne	309
XXIII.	Neuere musikalische Literatur. Von **Louis Ehlert**	311
XXIV.	Literarische Notizen	315
XXV.	Bibliographie	319
XXVI.	Jacob Szela. Von **Marie von Ebner-Eschenbach**	321
XXVII.	Die Griechen als Meister der Colonisation. Von **Ernst Curtius**	340
XXVIII.	Ein preußisches Beamtenleben. Vom Freiherrn **von Richthofen,** Kaiserl. Deutschen Gesandten a. D. III. (Schluß)	350
XXIX.	Vom Nationalreichthum. Von **Karl Theodor von Inama-Sternegg**	378
XXX.	Aus zwei annectirten Ländern. Erzählungen eines deutschen Officiers. XIX/XXII.	390
XXXI.	Gift. Roman von **Alexander L. Kielland.** I/III.	430
XXXII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	455
XXXIII.	Zwei neue Gemälde von Arnold Böcklin	467
XXXIV.	Neue Erwerbungen der kgl. Gemäldegallerie	470
XXXV.	Politische Rundschau	471
XXXVI.	Literarische Notizen	478
XXXVII.	Bibliographie	480

Das letzte Glück.

Erzählung
von
Wilhelm Berger.

6. Neue Wege.

Vorüber war der Krieg. Die Männer von der Landwehr und Reserve, nach dem Jubel des Einzugs von der Fahne entlassen, kehrten zurück zum häuslichen Herde, zur fremdgewordenen Berufsarbeit.

Die Vielgewanderten fanden ein verändertes Vaterland. Durch das siegreiche, endlich geeinte Volk ging ein undeutscher Zug ruhmredigen Uebermuths. In mächtigen Wellen strömte das erbeutete französische Gold durch alle Canäle des Verkehrs; Jeder sah es blinken und dünkte sich reicher. Man genoß die Gegenwart so leichten Sinnes wie nie zuvor, und sah voll von überschwänglichen Hoffnungen in die Zukunft. Handel und Gewerbe arbeiteten unter Hochdruck, als ob die leiblichen Bedürfnisse eines jeden Einwohners des neuen deutschen Reichs plötzlich auf das Doppelte gestiegen seien.

Die rasch wachsende Industrie stellte dem Techniker Hunderte von neuen Aufgaben. Kaum hatte Albert sich in dem verlassenen Arbeitsraume wieder häuslich eingerichtet, als ihm von allen Seiten Anregungen zu Verbesserungen und Neuschöpfungen zuströmten. So sehr sah er sich sofort mit Geschäften überhäuft, daß er erst vier Wochen nach seiner Ankunft in Magdeburg die Zeit erübrigen konnte, an einem Sonntag nach Blankenburg hinüber zu fahren.

Ein Zittern überkam ihn, als er die stille, rosenbehangene Wohnstätte des Rendanten Glimmer betrat, und der lange heiß ersehnte Augenblick nahe war, in welchem er der verwittweten Braut gegenüberstehen würde. In den Garten hinter dem Hause wies ihn die Magd und kehrte in ihre Küche zurück. Albert trat hinaus und suchte die schlanke Gestalt mit dem röthlich golden schimmernden Haarschmuck auf den hellen Kieswegen; doch der Garten lag still und öde.

Zögernd schritt er hinein. In der Geisblattlaube gleich links am Wege entdeckte er die Gesuchte. Auf niedrigem Sessel saß sie, den Rücken ihm zugewandt; die Fülle des krausen Goldhaars hing über ihre Schultern. Sie hörte nicht den leichten Tritt des Besuchers, wohl aber die ältliche hagere Dame,

die ihr strickend gegenüber saß. Barbara Roswyk kannte den Fremden nicht, der in die Sabbathstille des einsamen Gärtchens einbrach; aber sofort ahnte sie, daß der junge Mann mit dem ernsten, fast finstern Gesicht, der vor ihr stand, Albert Magnus sei, der Freund ihres abgöttisch geliebten, gefallenen Franz. Die Hände fielen ihr in den Schoß; mit großen Augen starrte sie zu der unvermutheten Erscheinung hinüber.

Das auffallende Benehmen der Gefährtin gewahrend, wandte sich Bertha um. Ihr war der Gast wohlbekannt aus früheren, schönen Zeiten. Oft genug hatte sie an seinem Arme gehangen, wenn es nach einem köstlichen Schwärmtage spät Abends aus den Bergen nach Hause ging, und Franz keins der müden Mädchen stützen wollte, weil ihm die freie Bewegung über alles ging, wie er sagte. — Aber jetzt kam Albert als Bote aus dem Todtenreich; der Letzte war er, der die Züge des Bräutigams gesehen hatte; glücklicher als Jener, durfte er lebend stehen an diesem Orte, wo vor Jahresfrist die Blumen des Sommers ihr und Franz zugenickt hatten!

Zu viele schmerzliche Erinnerungen drangen plötzlich auf Bertha ein. Sie erhob sich rasch; mit halb abgewandtem Antlitz reichte sie Albert die Hand.

„Bitte, bleiben Sie: ich komme bald wieder," bat sie leise und eilte in das Haus.

Albert sah ihr nach, bis sie verschwunden war. Schöner, begehrenswerther als je erschien sie ihm mit den aufquellenden Thränen in den hellblauen Augen.

„Treten Sie näher, Herr Albert Magnus," hörte er Barbara's Stimme. „Längst sind Sie in diesem Hause erwartet worden."

„Besuche wie der meinige kommen immer früh genug, Fräulein Roswyk," erwiderte Albert. „Ich habe so viel zu thun zu Hause vorgefunden, daß ich mich erst heute frei machen konnte."

„Man sagt ja, Ihr Talent trage Ihnen reiche Früchte. Was die Todten säeten, heimsen die Ueberlebenden ein."

Befremdet sah Albert die alte Jungfer an.

„Ich habe Ihre Postkarte aus Melun damals empfangen," fuhr Barbara fort, „und danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. Daß Franz von einer Bande elender Buschklepper und Wegelagerer niedergeschossen worden ist, hat mir am schwersten in den Kopf gewollt. Aber es muß ja wohl so gewesen sein, da Sie es geschrieben haben. Hoffentlich haben Sie veranlaßt, daß sofort ein Armeecorps abgegangen ist, das die schändlichen Mörder an die höchsten Bäume aufgeknüpft hat!"

Albert lächelte. „Es ist allerdings versucht worden," antwortete er, „diejenigen zu ermitteln, welche an jenem Ueberfall theilgenommen haben; doch, wie zu erwarten war, ohne Erfolg. Und da bald darauf der Friedensschluß stattfand, mußte die Untersuchung niedergeschlagen werden."

„Das ist wieder einmal etwas, das mein einfacher Menschenverstand nicht begreifen kann," sagte Fräulein Roswyk. „Ich habe früher immer gemeint, die Welt werde mit Weisheit regiert, und es gehe alles nach Recht und Billigkeit; seit ich aber älter geworden bin, muß ich erleben, daß Diebe und Mörder ungestraft nach wie vor ihren Geschäften nachgehen dürfen."

„Es scheint, daß jener Betrüger noch nicht ergriffen worden ist," bemerkte Albert, „der Ihr Vermögen veruntreut hat?"

„Ergriffen?" wiederholte Barbara. „Die Polizei, sagte mir Franz zuerst, habe einen so langen Arm, daß sie damit über die ganze Erde reiche. Bald aber stellte sich heraus, daß dieser Arm nicht über Triest hinauslangen kann. Auch Franz wurde endlich kleinlaut. Der Bankier werde wohl Pascha in der Türkei geworden sein, meinte er, wo ihm dann Niemand etwas anhaben könne als der Sultan. Und der, bei seinen vielen Frauen, habe den Kopf von anderen Dingen voll genug. Aehnlich wird sich's verhalten, glaub' ich."

Und Tante Barbara begann wieder zu stricken, nachdem sie diesen Scherz des Pflegesohns mit großem Ernst vorgetragen hatte.

„Gehört habe ich auch," begann sie wieder mit ihrer monotonen Stimme, als Albert schwieg, „daß Ihnen das eiserne Kreuz verliehen worden ist, Herr Magnus. Aber ich bemerke nichts derartiges an Ihnen; die Leute werden wohl wieder einmal gelogen haben."

„Diesmal nicht, Fräulein Roswyk," entgegnete Albert. „Militärische Orden werden nur auf der Uniform getragen."

„Ach so!" sagte Barbara, noch immer ungläubig. „Ich lasse mich gerne belehren, natürlich; ich habe wenig Gelegenheit gehabt, die Gewohnheiten und Sitten der Soldaten kennen zu lernen, und meine Unwissenheit darin ist verzeihlich, wie ich hoffe. Wenn die Frage nicht unbescheiden ist, Herr Magnus: für welche Heldenthat möchten Sie diese Auszeichnung wohl empfangen haben?"

Aergerlich antwortete Albert: „Mein Verhalten in eben jenem Gefecht, worin Ihr Adoptivsohn gefallen ist, hat man höheren Orts für so löblich befunden, daß ich dafür mit dem eisernen Kreuze decorirt worden bin."

Fräulein Roswyk that erstaunt. „Da seh' ich wieder einmal," sagte sie, „wie unerfahren ich in kriegerischen Dingen bin! Also ein kleines Scharmützel mit ein paar schlechtbewaffneten Bauern nennt man in der militärischen Sprache ein Gefecht? Das war mir wirklich neu. Ich danke für die Belehrung."

Albert's Geduld war beinahe zu Ende. Glücklicherweise kam eben jetzt Bertha zurück.

„Ich glaubte, auf diese Begegnung genügend vorbereitet zu sein," entschuldigte sie sich, „und habe mich doch schwach zeigen müssen. Die Anwandlung ist vorüber; ich kann ruhig von dem verstorbenen Freunde reden hören. Sie waren bei Franzens Tode zugegen, Herr Magnus" —

Albert neigte bejahend den Kopf.

„Bei Absuchung des Gefechtsterrains nach Verwundeten fand ich ihn," sagte er, leicht stockend. „Er war bereits so schwach, daß er nur wenige, unzusammenhängende Worte herausbringen konnte; eine Minute nachher starb er."

„Natürlich war der Boden ringsumher mit todten Feinden bedeckt?" fragte Barbara.

„Nicht doch," erwiderte Albert etwas spöttisch; „von getödteten Feinden war in seiner Nähe nichts zu entdecken. Sie scheinen zu vergessen, daß wir nicht mehr im Mittelalter, vor Erfindung des Schießpulvers leben."

„Da haben Sie wieder einmal Recht, Herr Magnus," rief Fräulein Roswyk.

„Die echte Tapferkeit hat heutzutage keine Gelegenheit mehr, sich zu zeigen. Der Eine schießt her, der Andere schießt hin, und wo die meisten fallen, laufen die Uebrigen davon. So geht's in den jetzigen Kriegen zu, von denen so viel Wesens gemacht wird."

Selbst Bertha mußte über die Naivetät dieser Anschauung lächeln. „Nicht wahr," wandte sie sich an Albert, „Sie trafen mit Franz am Abend vor seinem Tode zusammen?"

Albert mußte von der Plauderstunde am Kamin des Marquis d'Aurillac in Donnemarie erzählen. Viel, recht viel gab es da zu verschweigen; indessen hatte sich Albert vorbereitet, und lieferte einen unverfänglichen Bericht, aus dem die Hörerinnen entnehmen sollten, daß die unerwartet zusammengetroffenen Freunde im Gespräch über die Lieben in der Heimath den Abend genußreich zugebracht hatten.

Während Albert redete, vergegenwärtigte sich Bertha, daß der Erzähler, von dem sie wußte, daß er keine Familie besaß, bei jenem Gespräch nur wenig für das eigne Herz empfangen haben konnte, vielmehr sich habe gefallen lassen müssen, daß ihn Franz beständig nur von seinem Glück, von seinen Aussichten unterhielt. Sie fühlte nachträglich Mitleid mit dem Manne, der von dem Schicksal so karg bedacht war, daß er in der Sympathie mit Anderen sein Genüge finden mußte, und mit Herzlichkeit lud sie ihn zu Mittag ein, zugleich die Erwartung aussprechend, er werde künftig Sonntags, wenn er sich einsam fühle, ihres Hauses in Blankenburg gedenken, wo er stets willkommen sein werde.

„Auch mein Vater muß hören," fügte sie hinzu, „was Sie uns soeben erzählt haben. Und dann schulden Sie uns noch ausführlichen Bericht über die Ereignisse am nächsten Morgen. Ich mag jetzt nichts darüber vernehmen; vor dem letzten Acte eines Trauerspiels, in welchem es dem Helden an's Leben geht, hab' ich mich immer gefürchtet, und ließ ihn am liebsten ungelesen; auch werde ich dies kindische Gefühl schwerlich bald los werden."

Albert verstand, daß es für ihn an der Zeit sei, aufzubrechen. Er lehnte die Einladung zum Mittagessen ab; er habe sich bereits mit Bekannten verabredet, gab er an; aber gerne, sehr gerne werde er einmal wiederkommen.

Bertha geleitete ihn durch das Haus.

„Mit Tante Barbara, wie wir sie nennen, werden Sie manchmal Geduld haben müssen, Herr Magnus," sagte sie unterwegs. „Sie ist durch den Verlust ihres Vermögens und — das andere traurige Ereigniß aus dem Gleichgewicht gerathen. Wir haben sie deshalb auch bewogen, den größten Theil des Tages bei uns zuzubringen, und werden sie wahrscheinlich später, wenn sie nur einwilligt, ganz zu uns nehmen, da ihr Haus zum Verkauf steht, und eine andere Heimath ihr nirgendwo bereit ist."

Albert verabschiedete sich, und trat auf die Straße hinaus. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, seines nächsten Zieles ungewiß, als ihm der Rendant entgegenkam. Die Beiden kannten sich von Ansehen, und ein weiterer Aufenthalt bei dem ältlichen Herrn war für Albert unvermeidlich.

Bertha's Vater hegte von dem jungen Techniker, dessen persönliche Bekanntschaft er jetzt machen sollte, eine hohe Meinung, die ihm eigenthümlicher Weise

hauptsächlich von Franz Langurt beigebracht worden war. Damals nämlich, als der Rendant dem soeben Verlobten Knall und Fall die Leitung der Brauerei in Boderode antrug, hatte den überraschten Franz sein gewöhnliches Selbstvertrauen für einmal verlassen. Kleinmüthig rief er aus: „Ich fürchte, ich bin der Rechte nicht! Ganz anders wär's, wenn ich die Talente und die Energie meines Freundes Magnus besäße! Magnus macht aus einer Kleiderbürste eine Dampfmaschine, wenn man ihm nur Zeit dazu läßt, und das alte Brauhaus in Boderode könnte er in eine Musteranstalt umwandeln, die jeden lebenden Brauer vor Neid zum Platzen bringen würde!"

Freilich ließ Franz sich dann bald genug willig finden, den Posten zu übernehmen, und ebenso rasch kehrte das Vertrauen in seine universellen Fähigkeiten zu ihm zurück. Indessen kam Franz doch während der drei Tage seines Blankenburger Bräutigamsdaseins mehrfach auf Albert's Begabung zurück, und brachte dadurch in dem Rendanten einen starken Eindruck hervor, um so mehr, als Franz, in Lob wie in Tadel keine Grenze kennend, zu Gunsten des Freundes die überschwänglichsten Hyperbeln aufwandte.

Es war an jenem Sonntage dem Rendanten besonders angenehm, daß ihm Albert Magnus begegnete; denn der Wochenrapport des Braumeisters hatte des Unangenehmen ungewöhnlich viel enthalten, das er nun mit sich umhertrug und woran er sich ein paar Tage lang die Laune verdarb. Ueberhaupt schaffte ihm die Brauerei, so einträglich sie sich auch erwies, mehr Aerger und Arbeit, als er sich aus freien Stücken jemals aufgebürdet haben würde, wenn er auch Millionen dadurch hätte gewinnen können. Kam er den Blankenburger Bekannten mit Klagen, so erwiderten dieselben mit schlecht verhehlter Schadenfreude, daß er nur die unvermeidlichen Folgen des Reichthums trage, und führten ihm zu Gemüth, daß an den Besitz deshalb unabänderlich die Sorge geknüpft sei, damit der Uebermuth der Vermögenden nicht zu groß werde.

Der Rendant nöthigte Albert, auf der Bank neben der Thüre seines Hauses Platz zu nehmen, und begann sofort, sich weitläufig über den Gegenstand auszulassen, der ihn am meisten beschäftigte. Mit geziemender Geduld hörte ihm Albert zu, konnte aber endlich die Frage nicht unterdrücken, weshalb er das lästige Ding nicht verkaufe, da doch die Zeitverhältnisse so günstig wie möglich seien?

„Gegen einen Verkauf sprechen gewichtige Gründe," versetzte Glimmer. „Capital verlangt Anlage. Ziehe ich's aus der Brauerei, so muß ich's in etwas anderes wieder hineinstecken und da könnte ich doch leicht aus dem Regen in die Traufe kommen. Was ich jetzt habe, weiß ich; gegen die neue Actienwirthschaft aber hege ich ein unüberwindliches Mißtrauen."

„So ziehen Sie doch nach Boderode, Herr Rendant," schlug Albert vor, „und übernehmen die Oberaufsicht. Des Herrn Auge verhütet bekanntlich viel Arges."

„Es ist sehr die Frage," erwiderte der Rendant, „ob meine Anwesenheit in der Brauerei irgend etwas nützen würde, da meine Kenntnisse nicht über das Rechnungswesen hinausreichen, worin ich grau geworden bin. Aber auch davon abgesehen: eine Uebersiedelung nach irgend einem andern Orte ist für mich außer

Frage. Ich habe einen schwachen Körper; seit langen Jahren schon habe ich diejenigen Lebensgewohnheiten angenommen, welche sich als am zuträglichsten für meine Gesundheit erwiesen haben. Veränderungen in Beschäftigung und Lebensweise, Luft und Wasser taugen nicht für mich. Schon jetzt, da ich mir von der Brauerei doch nur das Allernothwendigste mittheilen lasse, hat mein körperliches Befinden ernstlich gelitten. Wenn ich aber dort wohnte, und den ganzen Tag lang alles zur Entscheidung an mich käme — ich würde in spätestens einem Jahre neben meinem Bruder auf dem Kirchhof liegen. Es gibt nur einen Ausweg aus den Calamitäten, unter denen ich leide: ich muß Jemand haben, der mich drüben vollständig vertritt, Jemand, der die sämmtlichen Lasten auf sich nimmt. Langurt würde sich hineingearbeitet haben, wenn er am Leben geblieben wäre; er hätte die Hälfte des Gewinnes bekommen; meine Tochter wäre nach ihrem Geschmack versorgt gewesen, und wir alle hätten eine Existenz nach Wunsch gehabt. Leider ist diese schöne Aussicht durch Langurt's unzeitigen Tod zerstört worden. Wo soll ich einen Compagnon finden, dem ich dasselbe Vertrauen schenken könnte wie dem eigenen Schwiegersohn? Es ist jammerschade, Herr Magnus, daß Sie anderweitig gebunden sind, durch einen Beruf, der Ihren Anlagen und Neigungen vollständig entspricht; sonst würde ich Ihnen den Vorschlag machen, als mein Stellvertreter nach Boderode zu gehen."

Diese Idee war dem Rendanten soeben erst gekommen, wie eine plötzliche Eingebung. Als er sie indessen ausgesprochen hatte, mußte er staunen, daß er nicht schon längst darauf verfallen war; denn, in der That, von allen Menschen, die er kannte, war Albert der einzige, der ihm zur Uebernahme des geschilderten Postens durchaus passend schien. Lebhafter als sonst seine Art war, fuhr er fort: „Und wenn ich's recht bedenke, warum sollten Sie nicht dennoch auf einen solchen Vorschlag eingehen können? Sie würden in Boderode Zeit genug übrig haben, um neue Maschinen-Constructionen auszudenken. An Magdeburg sind Sie keineswegs gebunden, da das Absatzgebiet für Ihre Erfindungen und Patente sich bis an die Grenzen des neuen deutschen Reichs, ja darüber hinaus erstreckt. Ein schöner Arbeitsraum würde aus den weitläufigen Gebäuden leicht abfallen. Daß die zwiefache Beschäftigung nicht geringe Ansprüche an Ihre Arbeitskraft stellen wird, gebe ich von vornherein zu; aber Sie sind nicht nur jung, sondern auch, wie ich durch Langurt weiß, eine zur Thätigkeit angelegte Natur. Wenn ich mir dies Alles vergegenwärtige, so will's mich bedünken, als ob Sie recht wohl den Versuch wagen könnten. Gefällt Ihnen nach ausreichender Probezeit, sagen wir, nach ein paar Jahren, die Sache nicht, so scheiden Sie aus und haben nichts verloren."

Der Rendant schwieg und erwartete gespannt die Antwort auf seine eindringliche Rede. Gewiß war der Vorschlag für Albert ungemein verführerisch. Zunächst freilich widerstand ihm der Gedanke, daß er in die Schuhe treten sollte, die für den todten Franz bereit gestanden hatten; gerade er! Dann aber: Konnte ihm der Weg zu Bertha bequemer zubereitet werden, als es eben jetzt von dem Rendanten geschah? Und ferner: Hatte er nicht Denjenigen von der Bühne des Lebens verschwinden lassen, der dem kränklichen Rendanten zu einer Existenz nach Wunsch verhelfen sollte? War es nicht ein Wink der Vorsehung, dem

blödesten Auge sichtbar, daß der Schuldige als Ersatzmann des Gestorbenen seine Werke der Buße zu beginnen habe?

Nein, es konnte Albert nicht lange zweifelhaft sein, was ihm zu thun oblag. Indessen beschränkte er sich darauf, dem Rendanten zu erwidern, daß er wohl die Möglichkeit seines Eingehens auf den gemachten Vorschlag zugeben wolle; doch sei noch mancherlei für ihn dabei zu erwägen, und er müsse sich eine angemessene Bedenkzeit ausbitten.

Inzwischen erging es dem Rendanten wie dem Kinde, in welchem der Wunsch aufgestiegen ist, einen Gegenstand zu besitzen, der einen lebhaften Eindruck auf seine Phantasie gemacht hat. Es kann, vor Ungeduld fiebernd, kaum die Zeit erwarten, daß die begehrte Sache sein Eigenthum wird. So auch empfand es der Rendant als eine Enttäuschung, daß Albert nicht sofort in die dargebotene Hand einschlug, und begann, mit ihm über die Frist zu feilschen, die er bis zur Entscheidung haben zu müssen glaubte. Schließlich mußte er sich darein ergeben, daß Albert eine volle Woche beanspruchte.

„Nun gut," rief er aus, „so erwarte ich Sie am nächsten Sonntag Vormittag, und wir bleiben tagsüber bei einander. Es ist merkwürdig, Herr Magnus: Sie müssen mir die ganze Zeit über im Sinne gelegen haben als der Mann, auf den ich wartete; aber erst vorhin ist mir dies plötzlich zum Bewußtsein gekommen. Ueber Vergangenes werden Sie mit den Frauen geredet haben; es ist mir ebenso lieb, wenn wir's unter uns ruhen lassen; die Roswyk sorgt ohnehin dafür, daß ich mehr als genug davon zu hören bekomme. In geschehenen Dingen umherzurühren, ist Sache der alten Weiber, die keine Gegenwart mehr haben. Und Sie, der Sie jung sind und an der Zukunft bauen, haben vollends keine Veranlassung, an Begebenheiten zu rühren, die abgeschlossen hinter uns liegen. Wenn der Saldo einer Rechnung gezogen und vorgetragen ist, so hat man damit die Grundlage zu neuer Wirthschaft gewonnen, und es wäre thöricht, wollte man die Posten auf den alten Seiten länger vor sich Revue passiren lassen."

„Dieser Grundsatz ist auch der meinige," entgegnete Albert. „Was fertig ist, muß aus dem Kopfe entlassen werden, damit der Raum für neue Entwürfe frei wird."

„Ich freue mich unseres Einverständnisses," sagte der Rendant. „Auf Wiedersehen also am nächsten Sonntag!"

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände. Der Rendant ging mit zufriedener Miene in sein Haus; Albert aber, auf eine neue Bahn geworfen, voll der mannigfaltigsten Gedanken und Empfindungen, begab sich geradeswegs zum Bahnhof und fuhr mit dem nächsten Zuge zurück nach Magdeburg.

7. Alte Jugend.

Die Glimmer'sche Brauerei in, oder richtiger bei Boderode — da das nächste Haus des Ortes zehn Minuten entfernt war — bestand aus dem Stammbrauhause, das der Gründer errichtet hatte, und einer Anzahl von Gebäuden, die später an dasselbe hinangebaut worden waren. Während der jüngere Glimmer die Brauerei besaß, verging fast kein Jahr, in welchem er nicht zu

einer Erweiterung der Anlage schritt. Zu einer gründlichen Umgestaltung des Ganzen, die sich längst von selbst empfahl, mochten ihm zuerst die Mittel gefehlt haben, und hernach, als genügendes Capital dazu vorhanden war, konnte er sich aus dem Schlendrian nicht emporraffen, in den er allmälig verfallen war. Und als der Rendant die unvermuthete Erbschaft antrat, verspürte er erst recht keine Lust, zu umfassenden Aenderungen zu schreiten, so sehr der neu engagirte Braumeister auch darauf drang. Sein Bruder hatte sich beholfen, und trotz aller Unbequemlichkeiten von Jahr zu Jahr den Ertrag gesteigert; nun mochte der Braumeister zusehen, wie er mit der vorhandenen Einrichtung Gleiches leistete.

Der Mann hatte sich denn auch schließlich mit guter Art in die Beschränkungen gefunden, welche ihm die Verhältnisse auferlegten. Die Stelle gewährte ihm für sich und seine Familie ein gutes Auskommen, und es wäre unklug von ihm gewesen, wenn er seinen Brotherrn fernerhin durch Vorschläge zu Neuerungen behelligt hätte, denen derselbe schlechterdings abgeneigt schien. Sehr überraschend kam es ihm deshalb, als er eines Tages von dem Rendanten die Aufforderung erhielt, auf nächsten Sonntag Alles in der Brauerei in besten Stand zu setzen, da er mit einem Techniker aus Magdeburg herüberkommen werde, um die Anlage zu besichtigen. Es handle sich, hatte der Rendant hinzugefügt, um eine durchgreifende Veränderung der ganzen geschäftlichen Einrichtungen.

Am nächsten Sonntag Nachmittag fuhr vor dem kleinen, zweistöckigen Wohngebäude, das hart an dem alten Brauhause lag, und mit demselben durch eine Thür verbunden war, ein Wagen vor, der außer dem Rendanten den angemeldeten Techniker aus Magdeburg enthielt. Auch Bertha und Fräulein Roswyk hatten, bei dem schönen Wetter, es sich nicht versagen können, die Ausfahrt mitzumachen, und die Frau des Braumeisters gerieth in nicht geringe Aufregung, als sie die beiden Damen entdeckte, deren Bewirthung und Unterhaltung sie unvorbereitet übernehmen mußte. Und sie hatte wirklich nicht geringere Mühe von ihrem Besuch als ihr Mann von dem seinigen; denn Tante Barbara zeigte für Alles, was mit der Brauerei zusammenhing, ein derartig lebhaftes Interesse, daß die arme Braumeistersfrau bei der Beantwortung aller ihr gestellten Fragen gar nicht zu Athem kommen konnte, und endlich in die Küche flüchtete, um denselben zu entgehen.

Mittlerweile hatten die Herren ihren Rundgang beendet. Der Braumeister war entlassen worden und der Rendant spazierte mit Albert auf dem Hofe langsam hin und her. Albert verhehlte dem Rendanten nicht, daß die Betriebsart in der Brauerei durchaus veraltet sei, und bei der rasch anwachsenden Concurrenz unbedingt einer Erneuerung bedürfe. Er verbreitete sich eingehend über die Vortheile der neuen Methoden, und erklärte schließlich, daß er nur dann die Leitung des Etablissements übernehmen werde, wenn dasselbe vorab eine Umgestaltung nach seinen Angaben erfahre.

„Ich will Ihnen nur gestehen, Herr Magnus,“ erwiderte der Rendant, „daß ich die Hinterlassenschaft meines Bruders mit Widerwillen angetreten habe. Was da plötzlich in meinen Schoß fiel, war mir von Demjenigen, der

es erworben hatte, niemals zugedacht gewesen. Und ich habe mich bis zu diesem Augenblicke noch nicht entschließen können, es wirklich und wahrhaftig als mein Eigenthum zu betrachten. Kein Pfennig davon ist bislang zu meinem Nutzen verwandt worden. Ich führe Separat-Rechnung darüber wie über ein fremdes Vermögen. Mir verschlägt es deshalb nichts, wenn die liegenden Gelder dazu benutzt werden, die Schöpfung meines verstorbenen Bruders zeitgemäß umzugestalten. Im Gegentheil: wie ich zu der Erbschaft stehe, muß ich sogar solche Verwendung des Capitals für die angemessenste halten. Freilich würde ich allein mich niemals dazu entschlossen haben; denn ehe ich änderte, mußte ich sicher sein, daß ich damit besserte. Jetzt, da Ihr Interesse mit dem meinigen vereinigt ist, sind meine Bedenken verschwunden."

„Nun wohl," sagte Albert, „so bliebe also nur übrig, die ungefähre Summe zu ermitteln, welche zu einem Umbau der Localitäten und zur Anschaffung neuer Maschinerien erforderlich sein wird. Ich denke, ich werde diese Nacht mich in Boderode einquartiren, um gleich morgen mit dem Frühesten die ganze Anlage auf's Genaueste aufnehmen zu können. Den Plan zur neuen Einrichtung hoffe ich dann in etwa acht Tagen fertig zu haben, und nach einer zweiten Woche können wir im Besitz der Kostenanschläge sein. Angenehm würde mir's sein, wenn ich morgen früh einen zuverlässigen Baumeister bei der Hand hätte; wenn möglich, denselben, der nachher die erforderlichen Bauten ausführen wird."

„Da Sie's einmal so eilig haben," versetzte Glimmer lächelnd, „so können wir uns auf dem Wege zur Schützenwiese, wo wir am Passendsten den Abend verbringen, unsern Baumeister aus dem Hause holen. Er ist ein alter Bekannter von mir, und es ist schon deshalb in der Ordnung, daß er der Erste ist, den ich mit Ihnen bekannt mache. Kommen Sie; ohnehin werden die Frauen schon ungeduldig sein!" —

Der Braumeister sei mit Weib und Kind auf dem Festplatze, lautete der Bescheid in seiner Wohnung.

„Also vorwärts, Kutscher!" rief der Rendant aufgeräumt. „Wir wollen einmal sehen, wie das junge Volk es heutzutage treibt!"

Fräulein Roswyk protestirte. „Wie mögen Sie uns nur zumuthen, Herr Rendant," sagte sie, „ein Schützenfest zu besuchen? Als ob wir an einen Ort paßten, wo man singt und lacht und tanzt!"

„Und warum nicht, mein werthes Fräulein?" entgegnete Glimmer. „Solchen Ort hätten Sie schon längst einmal besuchen sollen; Sie würden dann inne geworden sein, daß auf Erden noch Alles den hübschen alten Gang geht, und Derjenige, der sich schmollend vom Leben abwendet, nur Schaden davon hat."

„Daß Sie in Ihrem Alter noch so studentenhaft leichtsinnig reden können, Rendant Glimmer," gab Barbara zurück, „ist mir unbegreiflich. Und dabei gährt es in Ihrem Kopfe von neuen Projecten, und Sie stellen sich an, als könnten Sie bis zum jüngsten Tage Bier brauen! Wahrhaftig: Sie sollten das Gaukelspiel, wie es auf der Schützenwiese und außerhalb derselben getrieben wird, schon längst satt sein!"

„Wir müssen Papa heute den Willen thun, Tante Barbara," wandte sich Bertha zu ihr. „Bedenke, daß ihm eine große Sorgenlast abgenommen

wird; da ist es nur natürlich, daß er seiner Freude darüber gerne in heiterer Gesellschaft freien Lauf lassen möchte, und wir dürfen ihm den Abend nicht verderben."

„Nun ja," entgegnete Barbara, „meinetwegen. Uebrigens würde ich für mich allein nicht gesprochen haben; ich kann Augen und Ohren gegen Alles schließen, was mir nicht behagt. Wenn nur gewisse jüngere Leute, die zeitlebens Trauer zu tragen sich vermaßen, nicht wieder anfangen, begehrlich in die Welt zu schielen! Ich hab' es recht wohl bemerkt, Bertha, daß Dir heute vor der Ausfahrt plötzlich eine blaue Schleife auf die Brust gerathen ist."

„Nächstens, hoff' ich, wird das ganze Kleid blau werden," sagte der Rendant heiter. „Und auch Sie, verehrtes Fräulein, würde etwas Buntes nicht übel kleiden. Erinnere ich mich doch recht wohl, daß früher Orange Ihre Lieblingsfarbe war. Wie wär's, wenn Sie von dem alten Putz wieder einmal etwas hervorholten?"

„Ich möchte bitten, Herr Rendant, daß Sie sich um meinen Anzug nicht bekümmern."

„Nichts für ungut, Tante Barbara. Ich sehe nun einmal am Liebsten die Frauenzimmer ein bischen bunt, wie die Blumen, und wenn Sie demnächst bei uns wohnen werden, so könnten Sie meinem Geschmack wohl etwas Rechnung tragen."

„Ich bei Ihnen wohnen, Herr Rendant?" erwiderte Barbara. „Darüber haben wir meines Wissens noch nichts abgemacht. Mein Haus ist nun freilich verkauft, und, Gott sei's geklagt, billig genug; aber damit ist noch nicht gesagt, daß ich mich zu dem Ersten Besten in die Sklaverei begeben muß. Ich werde mir von meinem Einkommen keine Kutsche halten können, das weiß ich recht gut; aber was mir bleibt, wird schon für die wenigen Bedürfnisse genügen, die ich noch habe."

„Erlauben Sie mir, Fräulein Roswyk," nahm Albert das Wort, „daß ich Ihnen in Betreff Ihrer Zukunft einen Vorschlag mache. Ich beabsichtige, baldigst hierher überzusiedeln, und in dem Hause Wohnung zu nehmen, welches gegenwärtig der Braumeister inne hat. Die Art meiner Beschäftigung macht es mir wünschenswerth, einen Haushalt zu besitzen, der einen stillen, regelmäßigen Gang geht, und mir den wenigen Comfort, dessen ich bedarf, gewährt, ohne daß ich mich weiter darum zu kümmern brauche. Ihnen wiederum, Fräulein Roswyk, wird eine leichte, regelmäßige Thätigkeit ersprießlich sein, und so könnte uns Beiden dadurch geholfen werden, daß Sie die Führung meines kleinen Hauswesens übernehmen."

Barbara starrte den Redner verwundert an. „Ich möchte Sie genauer kennen lernen, Albert Magnus," sagte sie, „ehe ich Ihre Hausgenossin werde. In meinem Alter knüpft man kein neues Verhältniß vom Morgen bis zum Abend."

„Ich mache keinen Anspruch auf ein Verhältniß," erwiderte Albert lächelnd. „Es soll Ihnen ganz frei stehen, wie Sie mich behandeln wollen, wenn Sie sich nur meinen Lebensgewohnheiten fügen."

„Unter dieser Bedingung wage ich's vielleicht."

„So leicht gibst Du uns auf, Tante Barbara?“ fragte Bertha.

„Ich Dich aufgeben, Kind? Woran denkst Du? Uns brennt gemeinsam die heilige Lampe des Schmerzes, und ich werde ihre Hüterin bleiben, wo ich auch bin. Wenigstens soll sie nicht verlöschen, so lange ich lebe.“

Der Wagen hielt am Festplatze. Mit Albert langsam den Damen über die Wiese folgend, sagte der Rendant: „Es wäre mir sehr damit gedient, wenn Sie die alte Jungfer bewegen könnten, nach Boderode zu ziehen. Ich habe nichts gegen Franz Langurt gehabt; daß aber sein Geist beständig in meinem Hause umgehen soll, ist gar nicht nach meinem Geschmack. Es ist auch meiner Tochter wegen. Keine Wunde schließt sich, wenn fortwährend daran herumgefahren wird, und ich wünsche sehr, daß meinem Kinde nicht Jugend und Leben gänzlich verloren gehen.“

„Ich verstehe,“ erwiderte Albert, „und werde mein Möglichstes thun.“

Unterdessen hatte die kleine Gesellschaft das Hauptgebäude auf dem Platze erreicht, eine große, an drei Seiten halb offene, mit Laub und bunten Stoffen ausgeschmückte Holzbude, deren mittlerer Raum für die Tanzenden freigehalten wurde, während rings umher auf einer Art Emporium den Besuchern Gelegenheit geboten war, sich niederzulassen. Hier ermittelte der Rendant einen unbesetzten Tisch für sich und die Seinigen. Bald fand sich auch der Baumeister herzu, und nachdem er vernommen, was im Werke war, machte er sich ein Geschäft daraus, seine Bekannten unter den Honoratioren einen nach dem andern herbeizuholen, und Albert denselben als demnächstigen Stadtgenossen vorzustellen. Der Rendant, heiterer als er zu irgend einer Zeit während des letzten Jahres gewesen war, schonte den Weinvorrath des Wirthes nicht, und nöthigte emsig die rasch wechselnden Gäste, ihm Bescheid zu thun.

Albert hatte seinen Platz neben Bertha genommen, die am Rande des Emporiums, den Tanzenden zunächst, saß. Die wirbelnde Bewegung der Paare unter ihr, die dröhnende Blechmusik, die laute Unterhaltung um sie, das Alles nahm ihr den Kopf ein. Wie war sie doch so alt geworden, seit sie zum letzten Male getanzt hatte! Müde wandte sie sich an Albert mit der Frage, ob es auch ihm ergehe wie ihr; ob auch er das Verständniß für den Reiz einer solchen Lustbarkeit verloren habe?

„Ich habe das volle Verständniß dafür nie besessen, Fräulein Glimmer,“ erwiderte Albert. „Wohl habe ich bemerkt, daß die meisten Menschen zu irgend einer Zeit ihres Lebens eine Art von Schmetterlingsstadium durchmachen, während dessen die Freude an der Bewegung sie zu allerlei zwecklosen Flatterstückchen treibt. Ich indessen bin mit einer Arbeitsbienennatur geboren worden, und nur selten kann ich während des Fluges vergessen, daß die Zellen zu Hause auf mich warten. Damals, als wir Sonntags mit einander in die Berge wanderten, als fröhliche Glieder eines fröhlichen Schwarmes, damals waren für mich die Zeiten solchen Vergessens; nachher nie wieder.“

Sinnend verweilte Bertha's Blick auf den Zügen des ernsten Mannes neben ihr, während er sprach.

„Es scheint, wir sind Beide alt geworden seit — damals,“ sagte sie.

„Der Eine wird's früher, der Andere später,“ antwortete Albert, „und die

Jahre, die er zählt, haben wenig damit zu thun. Wenn Jemand den Tod in seinem nächsten Kreise geschäftig gesehen hat, so kann es sich leicht ereignen, daß er darüber bis in die Wurzeln erschrickt. Nun meint er, es sei auch mit ihm vorbei; er zieht sich still in sich selbst zusammen und blickt mit Mißtrauen auf den nächsten Tag. Weder zu wünschen noch zu hoffen wagt er mehr, und läßt sich eine Zeit lang unthätig weiter schieben auf der Lebensbahn. Aber nach einer Weile fängt das stockende Herz wieder an zu schlagen; Bilder der Zukunft stellen sich ein und beginnen zu wirken. Auch bei einem wichtigen Ereigniß im Leben, das einen Abschnitt markirt, hat man wohl das Gefühl, als ob man nunmehr den Hafen der Ruhe erreicht habe und die Segel für immer einziehen könne. Doch ehe man sich's versieht, taucht in der Ferne eine blaue Küste auf, welche die Sehnsucht entfacht; die Segel fliegen am Mast empor und das Schiff läuft in den Ocean zurück."

Bertha dankte dem Redner für den wohlgemeinten Versuch, ihr die Zukunft aufzuhellen. „Ehedem pflegten wir mit weniger Weisheit auszukommen," fuhr sie lächelnd fort, „und waren glücklicher dabei. Ich lachte gerne, und ein vernünftiges Wort war bei mir übel angebracht. Sie waren der Einzige, der hin und wieder eine Aeußerung that, die sich an meinen Geist wandte. Jetzt, nachdem ich das Lachen verlernt habe, scheut sich Niemand mehr, mich wie ein denkendes Wesen zu behandeln."

„Ich habe mich niemals durch Ihr Sonntagsgesicht täuschen lassen, Fräulein Glimmer, und kannte Sie besser, als Sie damals noch sich selbst kannten; wir waren indessen Mitwirkende bei einem Lustspiel, und da schickte es sich nicht, allzuhäufig aus dem Schalkston zu fallen, der darin die Herrschaft führen soll."

Ein junger Bursche näherte sich, der bereits früher Bertha zum Tanze aufgefordert hatte und von ihr kurz abgewiesen worden war. Der Mensch war einer jener Störenfriede, die bei Lustbarkeiten selten fehlen. Ausgegangen, sich um jeden Preis einen guten Tag in ihrem Sinne zu machen, von Natur derb, händelsüchtig und ohne Achtung vor den Rechten Anderer, sind diese Leute mit ihrem Uebermaß an roher Laune ein unangenehmes Element in jeder Gesellschaft. Das junge Volk im Tanzraum hatte bisher die Freiheiten, welche jener Bursche sich herausnahm, mit leidlicher Geduld ertragen, weil man nicht ohne Noth einen heftigen Auftritt erregen wollte; indessen war doch das Kerbholz des Uebelthäters allmälig voll geworden, und die Gekränkten warteten nur auf den nächsten Friedensbruch, um ihrer angesammelten Erbitterung freien Lauf zu lassen.

Der Mensch mußte die Abweisung übel genommen haben, die ihm Bertha ertheilt hatte. Nachdem er in anderen Theilen des Saales einige lästige Extravaganzen verübt, auch wohl dem Becher weiter zugesprochen hatte, kehrte er in ihre Nähe zurück, starrte sie eine Weile mit unverschämten Blicken an, und stand dann plötzlich wieder vor ihr. Erschrocken rückte Bertha mit dem Stuhle zurück. Der Zudringliche erneuerte seine Einladung zum Tanze in wenig gewählten Ausdrücken und streckte endlich mit häßlichem Lachen die Arme aus, um das Mädchen zu greifen und auf den Tanzboden herabzuziehen. Da traf ihn Albert's Faust mit solcher Gewalt vor die Brust, daß er zurück taumelte und zu Boden

fiel. Zwar raffte er sich rasch wieder empor und machte Miene, sich auf Albert zu stürzen, der vor Bertha getreten war; inzwischen aber eilten schon von allen Seiten diejenigen heran, denen der Betrunkene lästig gefallen war, und der Aufforderung Albert's, den Unverschämten hinauszuwerfen, wurde sofort mit jubelnder Bereitwilligkeit entsprochen.

Was der arme Mensch gethan habe, verlangte Barbara zu wissen, daß man ihm solch rauhe Behandlung angedeihen lasse?

Albert, sich niedersetzend, blickte die Fragende verwundert an. „Es läßt sich nicht jeder Zudringliche mit süßen Mienen abwehren," entgegnete er spöttisch, „so wenig sich jede Krankheit mit lauwarmem Zuckerwasser kuriren läßt. Das letzte und wirksamste aller Mittel ist und bleibt die Gewalt."

„Ihr habt im Kriege scharfe Praxis üben gelernt," sagte die alte Jungfer kopfschüttelnd. „Wer wird nur gleich so zufahren, als ob er einen Stier fällen wollte?"

„Wer gezwungen wird, Gewalt anzuwenden, Fräulein Roswyk, soll damit weder zaudern, noch aus schwächlicher Weichherzigkeit die Kraft des nothwendigen Schlages mildern. Wenn es nach Ihren Maximen ginge, so würde immer der Hund erst zum Beißen gelassen werden, ehe er Schläge bekäme, und der Gebissene könnte sich am Geheul des Köters trösten. Glauben Sie mir: die lässige Praxis in Abwehr und Strafe ist die schlimmste. Das kleine Uebel, mit Sammethändchen angefaßt, damit kein verzärtelter Nerv aufzucke, wächst zum großen; belachte Unart wird zur Flegelhaftigkeit."

„So viel sehe ich," nahm Barbara noch einmal das Wort: „wer sich unter das Volk mischt, ist keinen Augenblick seines Lebens sicher, und wenn er lauter Heilige zu Geleitsmännern hätte. Ich werde mich künftig hüten, näher als eine halbe Meile an Eure Volksfeste heranzugehen!"

Der Rendant mahnte zum Aufbruch, da die Sonne schon dem Untergange nahe sei und er die Nachtluft nicht vertragen könne. Als die Gesellschaft über die Wiese zurückging, um ihren Wagen aufzusuchen, Bertha am Arme Alberts, nahm das Mädchen die Gelegenheit wahr, ihren Ritter vor der Rache des rohen Menschen zu warnen, der, meinte sie, ihm vielleicht mit gleichgearteten Kumpanen irgendwo auf dem Platze auflauern werde, um unter dem Schutze der Dunkelheit den empfangenen Stoß mit Zinsen zurückzugeben.

„Der Baumeister hat mich eingeladen, bei ihm zu übernachten," erwiderte Albert. „Es sollte mir herzlich leid thun, wenn sich der freundliche Herr etwa Rechnung darauf gemacht hat, den Abend im Zelte zuzubringen; denn ich habe die Absicht, ihn sogleich nach Ihrer Abfahrt zu seinem Hause zu nöthigen. Unser Bauproject duldet keinen Aufschub; wir sind bereits im Hochsommer, und die neuen Dächer müssen vor Eintritt des Herbstes geschlossen sein. Und da ich für's Erste meine Zeit zwischen hier und Magdeburg zu theilen habe, so muß ich an beiden Enden so viel daraus machen, wie ich irgend kann. Uebrigens werden Sie schwerlich im Ernste geglaubt haben, Fräulein Bertha, daß ich mich nach Ihrer Entfernung in jene Menge zurückbegeben würde, für deren tumultuarisches Treiben wir beiden alten Leute ja kein Verständniß mehr besitzen."

Bertha sah vor sich nieder. „Ich freue mich," sagte sie, „Sie geborgen zu

wissen. Gehören Sie doch jetzt mit zur Familie, und ich darf mich um Ihr Wohlergehen mit bekümmern."

„Fremde Sorge um mein Wohl ist mir ungewohnt," versetzte Albert, „und ich wüßte Niemand außer Ihnen, von dem ich sie mir gerne gefallen lassen möchte." —

Zurück nach Blankenburg in der Abenddämmerung rollte der Wagen des Rendanten. Lange Zeit waren die Insassen stille mit ihren Gedanken beschäftigt. Endlich wurde Tante Barbara das lange Schweigen unheimlich.

„Ihr mögt nun sagen, was Ihr wollt," begann sie, „dieser Magnus ist doch ein jähzorniger Mensch, und es muß schlecht mit ihm Kirschen essen sein. Ueberdies hat er ein Auge wie ein Löwenbändiger, und dagegen sind die schärfsten Krallen machtlos."

Der Rendant lachte. „Unser junger Freund," entgegnete er, „ist einer von denjenigen Menschen, die dazu geboren sind, über Andere zu herrschen. Es ist nichts Weiches an ihm, und das gefällt Euch Frauenzimmern nicht, die Ihr nun einmal darauf angewiesen seid, uns an schwachen Stellen beizukommen. Ich meinerseits bin recht wohl zufrieden mit dem Einblick in meines Compagnons Charakter und Temperament, den mir der Vorfall heute Nachmittag verschafft hat. Und es will mir scheinen, Fräulein Roswyk, als wenn Diejenige, welche dieser Mann unter sein Dach aufnimmt, daselbst so sicher aufgehoben sein wird, als läge sie in Abraham's Schoß."

„Vor Muth und Entschlossenheit haben nun einmal solche Leute einen gewaltigen Respect, die selbst wenig davon besitzen," versetzte Tante Barbara. „Natürlich gebe ich zu, daß an sich diese Eigenschaften vortrefflich sind; aber der Räuber in den Abruzzen hat sie auch und verdient doch zehnfach den Galgen. Das sage ich Ihnen, Rendant Glimmer, wenn ich zu Ihrem gefährlichen Compagnon in's Haus ziehe, so thue ich's nur aus Liebe zu Ihrer Tochter. Ich habe zu meinem Schaden erfahren, wie's in der Welt zugeht, und will schon aufpassen, daß dieser energische Gesell nicht auch eines Tages, wie mein Bankier, mit dem Vermögen anderer Leute über Triest nach Ländern reist, wo die Polizei nichts zu sagen hat."

Bertha saß zurückgelehnt, und blickte zum Himmel empor, wo an ungeahnten Stellen ein Stern nach dem andern aufblinkte und von Minute zu Minute an Helligkeit zunahm. Wohl hörte sie das aberwitzige Geschwätz der verwirrten alten Jungfer, die neben ihr saß. Aber was ging sie's an? Und wenn sie auch wußte, daß sie den verlästerten Mann tausendmal besser seinem Werthe nach erkannte als die Blinde und der Halbblinde neben ihr, brauchte sie ihn zu vertheidigen? War's nicht genug, daß sie an ihn glaubte?

Der Rendant redete sie an: „Und wie lautet denn Dein Urtheil, Bertha, über den Bedauernswerthen, der gewiß nicht ahnt, welch schwarze Thaten ihm Tante Barbara zutraut?"

„Er ist nicht zu dem geboren, was die Menschen Glück nennen," erwiderte Bertha zögernd. „Aber er hat von der Natur Beharrlichkeit und Kraft empfangen, um das Glück Anderer zu befördern. Wer ihn sich zum Freunde gewinnt, ist wohl daran, denn nicht leicht wird die Noth mächtiger sein als er."

8. Böse Geister.

Albert, obgleich von der Natur mit größerer Arbeitskraft ausgerüstet als insgemein Erfinder, Denker und Dichter zu besitzen pflegen, hatte sich dennoch mehr aufgeladen, als seine Schultern bequem tragen konnten. Zu einer Zeit, in welcher sich allenthalben habgieriges Capital zusammenrottete, um durch Anlage industrieller Werke wagelustigen Actionären eine fette Gründungsprämie vorweg abzunehmen, fehlte es tüchtigen Constructeuren nicht an Aufträgen. Und Albert, der die Stellung in Boderode als ein Provisorium betrachtete, das ihm zunächst zum Besitze Berthas verhelfen sollte, und darauf bedacht war, die Periode des Goldregens auszunützen, um sich ein eigenes Vermögen zu erwerben, gewann es nur schwer über sich, irgend eine Arbeit, die ihm angetragen wurde, zurückzuweisen. Und da er sich auch den Inspectionsreisen nach Boderode mit der Gewissenhaftigkeit unterzog, die seinen ganzen Geschäftsbetrieb auszeichnete, so kam er wenig zur Ruhe, und nur die Sonntage, die er jetzt regelmäßig, wenigstens zur Hälfte, in Blankenburg zubrachte, verschafften ihm diejenige Erholung, deren er bedurfte.

Es blieb nicht aus, daß Albert während dieser regelmäßigen Besuche in Blankenburg alte Bekanntschaften erneuerte, und allmälig wurde auch Bertha wieder in jenen geselligen Kreis hineingezogen, von welchem sie seit Franzens Tode sich fern gehalten hatte. Wieder wurden, wie früher, Ausflüge in die Umgegend veranstaltet, und wieder, wie früher, stützte sich Bertha auf Albert's Arm, wenn des Tages Lust zu Ende ging und die aufglimmenden Sterne zur Heimkehr mahnten. Aber es war nicht mehr dieselbe Bertha wie ehedem. Nicht mehr sah sie die Erde für einen Spielplatz an, jungen Mädchen dargeboten, um sich darauf gedankenlos ihres Lebens zu freuen. Selbst in Leiden geworfen, war ihr klar geworden, über wie viel Leiden das bunte Treiben hinweggleitet, das sie früher für den Inhalt aller Bewegung genommen. Und am Ende ihrer Lehrzeit war Albert zu ihr getreten, ein freundlich ernster Führer, der Schleier auf Schleier von dem Bilde der Welt vor ihr hinwegnahm. Wunderbar schnell lernte sie mit seinen Augen zu sehen, sein Urtheil zu anticipiren, in seinem Sinne thätig zu werden. Die beobachtenden Freunde wußten nicht recht, was sie aus einem Verhältniß machen sollten, worin von Verliebtheit nichts zu entdecken war. Ein freimüthiger Bekannter äußerte einmal zu Albert: „Wenn Ihr Beide nicht so grundverschieden aussähet, daß jeder Gedanke an Verwandtschaft ausgeschlossen ist, so müßte man Euch für Bruder und Schwester halten. Dem Charakter und der Sinnesart nach seid Ihr es; fragt man nach etwas, wovon Ihr Beide Auskunft geben könnt, so erhält man von jedem die gleiche Antwort; handelt es sich um eine Entscheidung über Weg und Richtung, Gehen und Bleiben, so seid Ihr stets derselben Meinung."

Diese Worte bekümmerten Albert mehr, als sie ihn freuten. Auch er hatte bereits zu bemerken geglaubt, daß die Neigung Berthas zu ihm, die sich unverhohlen zeigte, derjenigen einer Schwester zu einem älteren Bruder weit mehr glich, als der Weibesliebe, die er sich wünschte. Es war nicht seine Art, anders zu werben als indem er, sich frei gebend, seine Persönlichkeit wirken ließ. Konnte

Bertha ihm, ihrer Natur nach, nichts anderes gewähren als herzliche Freundschaft, so war damit zwischen ihnen eine Schranke gezogen, über welche ihm die größte Wärme des eigenen Gefühles, die höchste Kunst der Ueberredung nicht hinweghelfen konnte. Albert schien sich dem Kunstliebhaber zu gleichen, der für ein Oelbild sein ganzes Vermögen hingegeben hat und dem sich unter den Händen das heiß geliebte Original in einen matten Kupferstich verwandelt.

Als er einst mit Bertha vom Regenstein zurückkehrte, sagte sie: „Ich betrachte Sie seit einiger Zeit mit Sorge. Wenn ich aus Ihren Erzählungen mir merke, was Sie Alles gleichzeitig betreiben, und mir dabei vorstelle, wie die ungeduldigen Besteller fortwährend bemüht sind, Ihren Eifer noch zu vergrößern, so muß ich mir sagen, daß Sie sich aufreiben. Sie haben mir einmal zugestanden, daß ich mich um Ihr Wohlergehen bekümmern darf; werden Sie mir nun aber auch folgen, werden Sie jetzt, da ich Sie warne, einige von den Leuten abweisen, von denen Sie benutzt werden wie eine Maschine, die so lange arbeitet, wie sie getrieben wird, so lange, bis sie verschlissen ist und von selbst stille steht!"

„Es mag sein," antwortete Albert, „daß ich schon längst hätte thun sollen, was Sie mir rathen. Aber wissen Sie nicht, daß Jeder in seiner speciellen Kraft einen Dämon bei sich führt? Ich habe gelesen, daß der Dichter von einem Stoff, den er zufällig findet, derartig erfaßt werden kann, daß er in die Einsamkeit flieht, um ihn mit Ruhe poetisch gestalten zu können. Nun ist er nicht mehr Herr seiner selbst: er kann nicht nach seinem Belieben die Arbeit aufnehmen oder bei Seite legen; etwas Ungeborenes hat sich seiner bemächtigt, um durch ihn zum Dasein zu gelangen. Unter Qual und Genuß gibt er dem drängenden Geschöpfe aus der Idealwelt Gestalt und Form, und frei wird er erst wieder, wenn er es fertig hinausgestellt hat und es nichts mehr von ihm heischt. Aehnlich ergeht es mir, wenn mir ein Problem zugeworfen wird, und der Geist in mir hat sich desselben bemächtigt. Ich kann es nicht hinausweisen, so lästig es mir auch zuweilen werden mag. Es führt in mir sein eigenes Leben; es kommt und verschwindet ohne mein Zuthun; ich bin nicht sicher davor, daß es mich Nachts aufweckt und gefördert sein will. Und so bin ich wirklich in gewissem Sinne eine Maschine, welche arbeitet, so lange sie getrieben wird, und daß sie dabei verschleißt, kann ich nicht hindern."

„Ich kann nicht glauben," versetzte Bertha, „daß die geistige Production einen Zustand erfordert, wie Sie ihn schildern. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich ernstlich versuchen, die Lebensweise anderer Menschen nachzuahmen, die, soviel ich sehen kann, aus dem Tage ihre acht Stunden Arbeitszeit recht reinlich herauszuschälen verstehen und dabei doch nicht in Rückstand kommen."

Lächelnd sagte Albert: „Es sind uns im Leben verschiedene Aufgaben gestellt. Von den Kleinen wird wenig erwartet; sie absolviren ihr Pensum mit Leichtigkeit und behalten eine Menge Zeit zur Langeweile übrig. Die Größeren dagegen werden niemals fertig; hinter der Bergkette, die sie heute lustig erklimmen, thürmt sich schon die nächste empor und reizt den rüstigen Fuß. Und wenn sie endlich dem Streben entrückt werden: wie viele der schönsten

Räthsel müssen sie zurück lassen, an deren Lösung sie so gerne mitgearbeitet hätten!"

„Verlegen Sie endlich Ihren Wohnort nach Boderode," rief Bertha eifrig. „Sie haben selbst unaufhörlich getrieben, daß dort für Ihren Einzug alles fertig gestellt wurde. Der Braumeister ist ausgezogen, die Räume sind zu Ihrer Aufnahme hergerichtet; was an Ihrem Arbeitssaal noch fehlt, den Sie seltsamer Weise unter's Dach gelegt haben, kann in wenigen Tagen gemacht werden, wenn es sein muß. Ich bin überzeugt, mein Freund, es werden der Geister, die auf Sie einstürmen, in Boderode weniger werden."

„Meinen Sie? Wenn Sie alle kennten, würde Ihre Ueberzeugung schwerlich vorhalten. Es sind einige darunter, die gerade in Boderode heftiger drängen würden als irgendwo anders."

Bertha sah ihn mit einem fragenden Blick an.

„Ihre Güte will für mich das Beste," erwiderte Albert, „und Ihr Rath ist dankenswerth. Dennoch aber gleichen Sie einem Arzte, der das kostbare, unfehlbare Heilmittel, das allein er besitzt, für einen dringenderen Fall aufspart, und dem gegenwärtigen Patienten mit zünftigen Medicamenten nur eben das Leben fristet."

„Gegen Ihre sonstige Weise sprechen Sie in Räthseln, Albert," erwiderte Bertha, stillestehend. „Von welchem Wunsche könnten Sie gequält werden, dessen Erfüllung in meinen armen Händen liegt? Meines Vaters Gesinnungen gegen Sie sind Ihnen zur Genüge bekannt; jede Erleichterung, die Sie sich auswirken möchten, ist Ihnen im Voraus so gut wie gewährt."

Sie verstand ihn nicht, konnte ihn nicht verstehen. Bitter empfand Albert, daß er gegen das gute, sorgende Schwesterchen nicht deutlicher werden durfte, als er soeben gewesen war. Wie sehr würde er die Ahnungslose erschrecken, wenn er jetzt die heißen Wünsche seines Herzens ihr offenbarte! Ihr, deren Puls in seiner Nähe ruhig weiter schlug, die nur auf sein körperliches Wohlergehen mütterlich fürsorgliche Gedanken richtete!

„Ich will Ihren Rath befolgen, Fräulein Bertha," sagte er, weiter gehend, „weil es der Ihre ist. Ende der Woche werde ich meine Zelte in Magdeburg abbrechen, und einige Tage später hoffe ich in Boderode angesiedelt zu sein, dem Besuche aller guten Geister zugänglich."

„Endlich!" rief Bertha aus. „Vater wird sich freuen; auch er hat bemerkt, daß eine gewisse Abspannung über Sie gekommen ist. Sie kämpfen tapfer dagegen an, und der gewöhnliche Beobachter sieht nichts an Ihnen verändert; wir aber, die wir auch dann auf Sie aufmerksam sind, wenn Sie einmal in der Wacht über sich selbst nachlassen, wir haben mit Sorge erkannt, daß der Stahl in Ihrem Wesen nicht mehr so kräftig federt wie früher."

„Also nicht allein Sie sorgen um mich; schon sind es ihrer mehrere geworden! Ist etwa Fräulein Roswyk auch dabei?"

„Nicht doch; Sie wissen ja, daß die Aermste sich für keinen lebenden Menschen wahrhaft interessirt, außer für mich. Und mich hält sie für eine Art Erbstück, über welches sie das Verfügungsrecht hat, und das sie am liebsten genau so conserviren möchte, wie sie es meint, empfangen zu haben. Seit sie

ihr elterliches Haus hat räumen müssen, das Haus, worin sie geboren, worin Franz zum Knaben herangewachsen ist, seit sie bei uns sich aufhält, ist sie vollends wunderlicher als je. Vater hat wenig Geduld mit ihren Eigenthümlichkeiten und kann nicht lassen, sie zu necken, was sie meist recht ungnädig aufnimmt; ich wünsche deshalb sehr, daß sie sich jetzt entschließt, zu Ihnen nach Boderode zu ziehen. Wenn sie erst wieder Pflichten im Leben hat, wird sie sich allmälig von dem Druck der Vergangenheit befreien, der jetzt in bedenklicher Weise auf ihrem Gemüthe lastet."

In der That war Barbara für den Rendanten eine fast unheimliche Hausgenossin. Wie eine lebendige Mumie ging sie umher und streute auf alles den Staub der Gräber. Nichts aber war dem Rendanten mehr zuwider, als wenn man ihm den Tod auf irgend eine Weise vor die Augen rückte. Ohnehin wurde er durch allerlei Beschwerden, die ihm sein schwächlicher Körper bereitete, viel zu häufig, wie er meinte, daran gemahnt, daß ihm schwerlich eine lange Lebensdauer beschieden sein konnte. So war ihm die Gegenwart der alten Jungfer in seinem Hause lästig, und da ihr ein ungleich passenderes Asyl in Boderode offen stand, machte er sich kein Gewissen daraus, die Antipathie, welche er gegen sie hegte, offen zu zeigen. Wie Albert mit ihr fertig werden würde, kümmerte ihn wenig; wenn sie nur aus seinem Gesichtskreise verschwand, dann mochte sie spuken, bei wem sie wollte.

Auch Bertha, obgleich sie die Pflegemutter ihres Jugendgeliebten mit pietätvoller Schonung behandelte, konnte sich nicht verhehlen, daß die täglich sich wiederholenden Erzählungen Barbaras aus Franzens Kinderzeit ihr allmälig recht langweilig wurden. Und über etwas Anderes war mit Fräulein Roswyk nicht zu reden. Kaum setzte sich Bertha zu ihr, so begann sie, dasselbe alte Knäuel wieder einmal abzuwickeln. Bertha fing an, lange vernachlässigte Jugendfreundinnen aufzusuchen und gerieth in ein geselliges Treiben, das, beständig wachsend, sie immer häufiger und immer länger aus dem Hause entfernte. Zwar hatte sich Barbara dies eine Weile stillschweigend gefallen lassen; endlich aber kam es doch zu einem unangenehmen Auftritt.

Eines Abends war Bertha, spät nach Hause kommend, sofort auf ihr Zimmer und zu Bette gegangen, ohne, wie sie sonst zu thun pflegte, Barbara gute Nacht zu sagen. In den ersten Morgenstunden wachte sie von einem seltsamen Poltern und Schurren auf, das sich von der Treppe her hörbar machte und sich auf dem Hausflur fortsetzte. Ihre Furchtsamkeit überwindend, stand sie auf, zündete Licht an und ging hinaus. Was mußte sie sehen? Barbara, zum Ausgehen angekleidet, schleppte ihre in Koffer und Körbe verpackte Garderobe zur Hausthüre, wo sie die Stücke in einen unordentlichen Haufen zusammenwarf. Auf Berthas erstaunte Frage, was sie beginne, erwiderte die Alte kurzab, sie ziehe aus. Bertha näherte sich ihr, um sie durch Liebkosungen wieder zu sich selbst zu bringen, wurde aber von Barbara mit Heftigkeit zurückgestoßen. „Rühr' mich nicht an, Du Kind der Welt!" rief die Verwirrte. „Du hast keinen Theil an mir! Verlassen hat mich Alles, und Gott wohnt nicht in diesem Hause!"

Glücklicherweise war auch die Magd inzwischen von dem Lärm munter

geworden, kam herbei, und als sie über das Vorgehende unterrichtet worden war, machte die kräftige junge Person wenig Federlesen mit der närrischen Alten. Während sie ihr zuredete wie einem eigensinnigen Kinde, ergriff sie die Widerstrebende am Arm und zog und schob sie die Stiege hinauf, in das halb ausgeräumte Zimmer hinein. Es gelang denn auch, Barbara zu Bett zu bringen, doch nicht, ehe sie ihren Beschwerden gegen Bertha Luft gemacht hatte. „Es sei unmöglich, anzusehen," sagte sie, „wie ein Herz, welches dasjenige ihres Franz besessen, nicht für alle Zeit in stillem Denken an den Verewigten sein Genüge finde, sondern wieder anfange, mit den Nichtigkeiten der Welt zu kokettiren." Geduldig hörte die Gescholtene diese Strafpredigt an und blieb, nachdem Barbara ausgeredet hatte, an ihrem Bette sitzen, bis sie einschlief.

Am nächsten Morgen schien Barbara das Vorgefallene vergessen zu haben. Bertha zwang sich, wieder häufiger ihre Gesellschaft zu suchen, und ertrug ohne Widerrede die Vorlesung der Briefe, welche Franz als Gymnasiast der Tante geschrieben hatte. Befremdlich war es ihr, daß Barbara niemals auf den Vorschlag Albert's zurückkam. Nachdem Dieser den Termin seines Einzugs in Boderode festgesetzt hatte, unternahm es Bertha, die Angelegenheit zur Sprache zu bringen.

„Ich weiß," erwiderte ihr Barbara, „daß fortan mein Loos sein wird, umher zu wandern wie die Kalmücken in Sibirien. Es verschlägt mir auch wenig, wo ich an meinen Erinnerungen zehre. Doch ist es keine Kleinigkeit, mit einem Löwen in derselben Höhle zu wohnen."

„Sprichst Du von Herrn Magnus?"

Barbara nickte. „Es soll magische Zeichen geben," sagte sie geheimnißvoll, „von denen eine Kraft ausgeht, der sich selbst die Frommen nicht immer widersetzen können; solche Zeichen vermuthe ich, sind in seine Augensterne eingewoben. Er wird mich in seine Nähe, in seinen Dienst zwingen, glaub' ich; versuchen werde ich, ihm zu trotzen und muß ihm doch gehorchen."

Und als am nächsten Tage einige Zeilen von Albert kamen, worin er den früheren Antrag an Barbara wiederholte, und sie bat, unverzüglich das Wohnhaus in Boderode nach den beiliegenden Angaben in Stand setzen zu lassen, sagte sie: „Sieh' nur diese Schriftzüge! Ist es nicht, als ob sie aus lauter Säbeln und Bajonetten zusammengesetzt wären? Und wie genau er weiß, daß ich tanzen muß, wie er pfeift! Er ist einfach: Hündchen komm'! Nun ja, ich gehe; aber die Seele verkauf' ich ihm nicht!" —

Sofort zog Barbara ab, und der Rendant machte drei Kreuze hinter ihr her. Die Person sei auf dem besten Wege, überzuschnappen, behauptete er. Wer indessen Barbara in ihrem neuen Wirkungskreis sah, mußte des Rendanten Befürchtung für grundlos halten; denn sie schien dort in allen Stücken das Muster einer guten Wirthschafterin, in selbstloser Thätigkeit nur darauf bedacht, dem Hausherrn von früh bis spät die gewünschten Bequemlichkeiten zu bereiten. Albert hatte einen Gehilfen mitgebracht, und der Anwesenheit dieses Dritten war es vielleicht zuzuschreiben, daß im Verkehr zwischen den Hausgenossen keine der Seltsamkeiten Barbaras auffallend zu Tage trat. Ueberdies war Albert noch immer sehr beschäftigt, obgleich er in der letzten Zeit keine neuen Aufträge

annahm. Er hatte es für zweckmäßig befunden, seinen Zeichen- und Modellirsaal unter das Dach des alten Hauptgebäudes zu legen. Dort gewann er für denselben nicht allein ein vortreffliches Oberlicht; auch von der Dampfmaschine aus ließ sich dorthin eine Transmission am bequemsten führen. Und außerdem, was nicht zu unterschätzen war: er blieb in dieser Höhe von zufälligen Störungen unbehelligt. Der Aufgang allerdings ließ zu wünschen übrig; eine steile Holzstiege mit schmalen Tritten begann zu ebener Erde, führte zur Malzdarre hinauf und setzte sich von dort in einem Bretterschlot nach oben fort.

Es war November geworden, ehe sich aus dem Chaos die neue Einrichtung blitzblank herausgeschält hatte. Der erste Brau fand statt und gelang, und nun lud Albert den Rendanten, der sich bis dahin ferngehalten, ein, am nächsten Sonntag mit Bertha zu Tisch herüber zu kommen.

Am Morgen dieses Sonntags, der mit heftigem Nordostwinde und Schauern von Eisnadeln anbrach, befand sich Barbara in ungewöhnlicher Aufregung. Mit großer Lebhaftigkeit trat ihr die Vorstellung vor die Seele, daß es von Rechtswegen Franz sein müßte, der heute als Leiter der Brauerei den Rendanten empfing. Der Andere, welcher sich schweigsam neben ihr bewegte, war nur durch eine böse Laune des Schicksals, nur durch die Gunst des stockblinden Zufalls auf ihres Adoptivsohnes Platz erhoben. Und in bitterem Neide malte sie sich aus, wie Albert, dieser Glückspilz, sich aufblähen und spreizen würde, wenn er hernach bei Vorzeigung und Erklärung der neuen Maschinen die Honneurs des Hauses machte. Mit welcher Selbstzufriedenheit, mit welch dünkelhaftem Stolz würde der Emporkömmling die Complimente des schwachen, kurzsichtigen Rendanten einheimsen, der sich so leicht Sand in die Augen streuen ließ!

Während sich Barbara dies Alles vergegenwärtigte, stieg ein heißer Groll in ihr auf; sie konnte nicht länger an sich halten.

„Wohl mögen Sie heute die Kugel preisen, Albert Magnus," begann sie plötzlich, „die Ihrem Freunde Franz in Frankreich den Garaus gemacht hat! Wenn damals der Mörder etwas schlechter zielte, so würde der Rendant vor Ihren kostspieligen Neuerungen gnädig bewahrt geblieben sein und hier, auf dem unversehrten Erbe, schaltete mein Sohn nach der Väter gediegener Weise!"

Albert runzelte die Stirn und richtete die dunklen Augen mit einem bösen Ausdruck auf die unvorsichtige Schwätzerin.

„Ihr Sohn!" erwiderte er mit verächtlichem Ton. „Ihr verzogener Adoptivsohn, Barbara Roswyk, würde, wenn er heute lebte, die Gediegenheit der Väter genau so verlachen, wie er es immer gethan hat. Wenn Sie nicht von jeher in den Jungen über alle Maßen vernarrt gewesen wären, so hätten Sie längst einsehen müssen, was Jeder weiß, der ihn näher kannte, nämlich, daß Franz Langurt einer der größten Windbeutel war, die jemals wohlhabenden Anverwandten auf der Tasche gelegen haben."

Barbara fuhr auf, als ob sie etwas sagen wollte; Albert verwies sie mit einer Handbewegung zur Ruhe.

„Aus einem Schwächling, wie Franz einer war," fuhr er fort, „würden tausend Mütter Ihres Schlages keinen Heiligen machen können. Denn daß Sie es nur wissen, Barbara Roswyk: Ihr herrlicher Franz ermangelte des aller-

gewöhnlichsten männlichen Muthes und hat sich als Soldat vor dem Feinde so feige benommen, daß er mit Schimpf und Schande aus der Armee entfernt worden wäre, wenn er nicht das unverdiente Glück gehabt hätte, erschossen zu werden."

„Das ist nicht wahr!" rief Barbara, vor Erregung zitternd.

„Wenn Sie noch fernerhin mit der hohlen Zierpuppe Abgötterei treiben wollen, Fräulein Roswyk," sprach Albert weiter und hielt sie im Banne seines Blicks, „so thun Sie's in Ihrem Kämmerlein, wo solche Albernheit Niemandem lästig fällt; verlangen Sie aber nicht, daß Andere Ihren Götzen anbeten: Sie machen sich lächerlich damit!"

Albert ging aus dem Zimmer und ließ die Alte in einer schrecklichen Gemüthsverfassung zurück. Ihre ganze Welt war ihr in Trümmer zerschlagen; mit harter Faust hatte der Maschinenmensch ihr das Liebste zertrümmert, was sie besaß. Ihr Franz eine Zierpuppe, ein Windbeutel, ein Feigling! Sie konnte nicht nachdenken, sich's nicht zurechtlegen, heute nicht. Der Zeiger rückte vor; schon bestiegen die erwarteten Gäste in Blankenburg den Wagen, der sie nach Boderode bringen sollte. Heute noch wollte sie ihm dienen, dem Verleumder mit den unerbittlichen Augen; morgen aber, morgen konnte sie frei sein!

Und Barbara nahm sich zusammen und that, was ihr im Hause oblag. Nichts fehlte an dem Mahle, das sie pünktlich auftragen ließ. Aber inmitten der kleinen Gesellschaft, die den festlichen Tag in heiterer Laune beging, saß sie still, wie mit ihrem Geiste abwesend. Als nach Tisch die Herren zur Stadt hinabgegangen waren, um dem Baumeister den erbetenen Besuch zu machen, blieb Barbara einsilbig und zerstreut. Bertha wurde es unheimlich bei der wortkargen Gefährtin in der rasch zum Dunkel sich vertiefenden Dämmerung; sie bat, die im Hause getroffenen Veränderungen besichtigen zu dürfen. Barbara entzündete die Lampe und geleitete sie.

Als der Rundgang beendet war, schlug Bertha vor, zu Albert's Werkstatt emporzuklimmen. Am Morgen, in Gesellschaft der Herren, hatte sie's nicht gewagt, die hühnerleiterartige Treppe zu besteigen, die hinauf führte. Barbara ging brummend voran.

„Ich begreife nicht," sagte sie, „daß es Dir Vergnügen machen kann, unter Geräthen umherzustöbern, deren Nutzen gewöhnliche Menschen wie wir nicht einzusehen vermögen."

„Warst Du schon oben, Tante Barbara?"

„Behüte, Kind, ich bin nicht im Mindesten neugierig darauf, zu sehen, was er in seinem Versteck treibt."

„Er? Ist Albert Dir nur diese eine kurze Silbe werth?"

„Mehr ganz gewiß nicht. Daß Du ihm den Vornamen gibst, scheint mir unbesonnen; andere Leute nennen ihn, soviel ich weiß, Herr Magnus."

Als Bertha, oben angekommen, in dem geräumigen Gemach um sich schaute, meinte sie, die Mühe des Kletterns sei doch nicht vergebens aufgewandt worden. Zunächst wurde ihre Aufmerksamkeit von den zierlichen Modellen verschiedenartiger Maschinen in Anspruch genommen, die in langer Reihe auf einer Bort an der einen Wand entlang aufgestellt waren. Neugierig betrachtete sie

eins der hübschen Dingerchen nach dem andern und leuchtete mit der Lampe in's Innere hinein.

„Wie dumm ich bin!“ rief sie schließlich mit komischer Verzweiflung aus und stellte die Lampe auf den Zeichentisch. „Nicht von einer einzigen dieser Maschinen habe ich den Zweck errathen! Unzweifelhaft dient eine jede zur Bereitung eines der vielen Gegenstände, die wir gedankenlos kaufen und aufbrauchen. Ich kann mir denken, daß von solchen tausendfingrigen Automaten unsere Zeuge, unsere Bänder und Spitzen verfertigt werden. Es ist doch hübsch, daß wir gleichsam eine schöpferische Wirksamkeit der Natur fortsetzen. Nicht wahr, es muß von Anfang an in uns hineingelegt sein, daß wir gar nicht anders konnten als Werkzeuge, als Maschinen zu erfinden, durch welche wir unsere Kräfte erhöhen, vervielfältigen sollen?“

Barbara hatte sich niedergesetzt und gewahrte mit Verdruß den Enthusiasmus des Mädchens.

„Du hast seinen hohen Reden mit Nutzen zugehört,“ sagte sie spöttisch. „Er versteht es vortrefflich, mit dergleichen unverständlichen Aeußerungen Leute, wie den Baumeister, in gewaltiges Staunen zu versetzen.“

„Was Du auch sagen magst,“ erwiderte Bertha, „es ist doch ein Genuß, mit fremden Augen in die Welt hineinzuschauen, wenn diese Augen tiefer dringen als die eigenen.“

Sie wandte sich zum Zeichentisch und betrachtete die ausliegenden Skizzen und Entwürfe. „Hier erkenne ich die Hand des Gehilfen,“ rief sie aus. „Jede Linie ist mit peinlichster Sorgfalt gezogen, als ob die Zeichnung in einem illustrirten Blatte zum Abdruck gelangen sollte. Fast zu niedlich ist die Arbeit dafür, daß sie von einem Manne herrührt; dieser Gehilfe muß ein sehr bedachtsamer, zaghafter Mensch sein, der auch im Leben fortwährend von der Furcht gepeinigt wird, er möchte einmal um eines Haares Breite von der correcten Linie abweichen. Welch ein Contrast ist zwischen dieser pedantisch ausgeführten Zeichnung und dem daneben liegenden Entwurf, der Albert's Züge trägt! Grobes Papier, in den Ecken mit buntem Allerlei angefüllt, Spähnen, die bei der Gedankenarbeit abgefallen und hier zusammengefegt sind; kräftige Striche, meist ohne Hilfe des Lineals keck mit stumpfem Stift gezogen; skizzenhafte Andeutung selbstverständlichen Beiwerks — und doch das Ganze klar und bestimmt, deutlich wie eine aus dem Kopfe des Erfinders photographirte Idee: Wahrlich! so zu schaffen ist Meisters Art!“

Barbara sah mit großen Augen zu der Redenden hinüber. Das war die alte Bertha nicht mehr, die Bertha, die sie kannte; wann hätte ihre Bertha jemals solch' feinsinnige Bemerkungen gemacht! Mit argwöhnischer Aufmerksamkeit prüfte sie die hell beleuchteten Züge des Mädchens. Etwas Fremdes war darin, eine Schönheit, die sie noch nicht gesehen hatte. Tiefer glänzten die Augen; die Wangen waren sanft geröthet. Selbstbewußt und selbstvergessen lehnte Bertha über Albert's Zeichnung.

„Du liebst ihn!“ schrie Barbara plötzlich auf, und fuhr sich mit den Händen zur Brust; vor Schreck hatte der Schlag ihres Herzens ausgesetzt.

„Du hast es gesagt, Tante Barbara,“ erwiderte Bertha mit schwärmerischem

Ausdruck. „Bis zu diesem Augenblick hab' ich's nicht gewußt. Albert schien mir der Freund, neben dem ich sicher einherging, der Lehrer, der mich unwissendes Mädchen über die Berge blicken ließ, die mich eingeengt hielten, der mir die Kräfte zeigte, die in uns, um uns thätig sind. Jetzt weiß ich's besser: mehr, weit mehr als Freund ist er mir. Und Albert — er hat um mich geworben, so lange wir uns kennen und ich Kurzsichtige, Verblendete, hab' es nicht bemerkt!"

„Unselige!" unterbrach Barbara den Erguß des erregten Mädchens. „Du hast des Todten vergessen! Du brichst den Schwur, der Dich für die Ewigkeit band!"

„Nicht doch, Tante Barbara; oft und ruhig denke ich an Franz. Ich war ein Kind, als sich meine Neigung ihm zuwandte, ein Kind, das noch Alles für werthvoll hielt, was blinkte und glitzerte. Damals kam es mir zu, für ihn zu schwärmen, denn ich wußte es nicht besser. Meine Puppen warf ich hin und meine junge, ungeschulte Phantasie erkor sich den hübschen Spielgefährten zum künftigen Bräutigam. Jetzt muß ich über mich lächeln, über das halberwachsene Küchlein im flaumigen Federkleide, das sich vermaß, ein vorahnendes Gefühl für Leidenschaft zu halten. Gewiß: dem unerfahrenen, oberflächlichen Mädchen war Franz ein guter, ein lieber Kamerad; als Schmetterlinge würden wir uns mit einander vortrefflich von Blume zu Blume gefunden haben. Aber ich bin älter geworden seitdem, viel älter, und schon längst kein Schmetterling mehr. Ganz in der Stille ist mir die Einsicht gekommen, daß ich eine Seele habe, die eine Gefährtin für's Leben sucht, und das kann nur die Seele eines Mannes sein, eines echten Mannes."

„Er hat Franz bei Dir verlästert," rief Barbara, „wie er's heute auch bei mir gethan! des Leichtsinns, der Feigheit hat er ihn beschuldigt — es ist Alles eitel Lüge und Falschheit —"

„Halt' ein, Tante Barbara! Du thust ihm Unrecht, schweres Unrecht. Niemals hat Albert gegen mich eine tadelnde Aeußerung über Franz gethan, noch hat er je in meiner Gegenwart eine Andeutung gemacht, die ungünstig für Franz ausgelegt werden konnte. Du aber, Tante Barbara, hast ein Vorurtheil gegen Albert gehabt von jenem Sonntag Morgen an, als er im Garten plötzlich vor uns erschien; Du hast Dir eine Binde vor die Augen gelegt, nur damit Du nichts von dem hohen Werth des Mannes zu sehen brauchtest. Schlimme Neigungen und bösen Blick hast Du ihm angedichtet, um ihn schmähen zu dürfen, ihn, der Dir in seinem Hause ein Asyl geboten hat, obgleich er wußte, daß er eine Feindin in seine Nähe brachte! Und kann ich Dich nicht von Deinem Irrthum, Deiner Ungerechtigkeit überzeugen — ich seh' Dir's an, daß es für jetzt unmöglich ist — so bitte ich Dich doch, dringend bitte ich Dich um meinet- und Deinetwillen: schilt mir Albert nicht mehr, denn ich bin gesonnen, von nun an zu ihm zu stehen, und wer sich wider ihn kehrt, es sei auch wer es sei, von dem muß ich mich abwenden — ich kann nicht anders!"

Hoch aufgerichtet stand das liebende Mädchen vor der kauernden Alten. Barbara's Augen funkelten irre. Das war vor ihr derselbe Dämon unerbittlicher Energie, wie sie ihn in Albert kannte und fürchtete. Jäh erhob sie sich. „Und

gesellst Du Dich zu ihm, Meineidige," rief sie, vor Wuth zitternd, „so hasse ich Dich wie ihn! Mit mir sind die Geister der Vergangenheit, von denen Ihr blöden Thoren wähnt, daß sie durch einen Hauch Eures Mundes zur ewigen Ruhe zu bringen seien! Nimmermehr, Bertha Glimmer, wortbrüchige Braut, wirst Du an dem Herzen des Mannes ruhen, der Dich mit bösem Zauber umgarnt hat!"

Rasch ergriff sie die Lampe und schritt zur Thüre. Bertha beachtete das Thun der Rasenden nicht. „Mit uns ist Gott!" sagte sie und blickte wie verklärt empor.

Hastig entfernte sich Barbara und ließ Bertha in tiefem Dunkel zurück. Draußen verschloß sie die Thür und kletterte, heiser vor sich hinlachend, die obere Hälfte der Stiege hinab. Eine leicht eingeklinkte niedere Thür führte zur Malzdarre; Barbara trat hinein, bis dicht an die aufgeschaufelten Berge des trocknen Stoffs und schleuderte die Lampe an die Wand. Nach allen Seiten spritzte das entzündete Oel; gierig ergriff die entfesselte Flamme die dürren Körner und lief mit Windeseile an den Haufen hinab und hinauf.

Noch einen Augenblick stand die Wahnwitzige und sah überall den rothen Schein aufflackern; dann erfaßte sie eine entsetzliche Angst. Schwankend gewann sie die Ausgangsthür, strauchelte auf der Treppe, fiel, raffte sich mit schmerzenden Gliedern vom Steinestrich empor, gewann tastend das Wohnhaus, riß von dem Mantelstock auf der Flur ein Tuch, das sie um Kopf und Schultern schlug, und stürzte hinaus in's Freie, in schneidenden Wind und treibende Eisschloßen.

9. Der Bogen des Friedens.

Durch den Schnee, dem Wind entgegen, arbeiteten sich Albert und der Rendant, in Begleitung des Baumeisters, zur Brauerei empor. Während die Gefährten neben dem Rendanten einen längst begonnenen Disput über eine technische Frage so eifrig fortsetzten, als ob für sie das abscheuliche Wetter gar nicht vorhanden sei, kam er nach je zwanzig Schritten außer Athem und mußte eine Weile stehen bleiben, bis die überarbeiteten Lungen wieder zu Kräften gekommen waren. Dreimal so lang wie sonst schien ihm der Weg; häufig blickte er voll Ungeduld zur Höhe, und noch immer wollte sich der ersehnte Lichtschein aus dem Wohnzimmer Albert's nicht zeigen.

Doch sieh! dort oben wurde es hell; eine lange Fensterreihe tauchte plötzlich aus der Dunkelheit, als ob sie das Abendglühen wiederspiegelte. Was konnte das sein? Vielleicht eine Ueberraschung aus Albert's Tagesprogramm, eine festliche Illumination zu Ehren der Gäste aus Blankenburg? Der Rendant ergriff Albert am Arm und deutete auf die befremdliche Erscheinung.

„Das ist Feuer," rief Albert, „Feuer in der Malzdarre! Und Niemand in den Gebäuden als die Frauen — Baumeister, alarmiren Sie die Stadt; jagen Sie die Spritzen herauf; schicken Sie Mannschaft, so viel Sie auftreiben können — ich eile voraus — folgen Sie nach Ihrer Bequemlichkeit, Herr Rendant; wir können nichts ausrichten — ich will nur Bertha beruhigen und hinabschicken zur Stadt — am besten schließen Sie sich an." —

Albert stürzte davon. Noch hatte er keine große Strecke zurücklegen können,

als er eine vermummte Gestalt bemerkte, die ihm rasch entgegen kam. Er verlegte ihr, die ihn nicht zu sehen schien, den Weg. Wie blind rannte das Weib auf ihn zu. Albert rief die Verdächtige an; da that sie, ihn erkennend, einen lauten Schrei und entwich seitwärts in die Felder; doch kam sie nicht weit, denn Albert, der jetzt wußte, mit wem er zu thun hatte, erreichte die Flüchtige nach kurzem Lauf und zwang sie zum Stehen.

„Wo ist Bertha?“ herrschte er sie an.

Barbara sank in die Kniee und antwortete nicht.

„Was hast Du mit Bertha gemacht, Hexe?“ wiederholte Albert heftig, auf's Aeußerste erregt. „Sprich, oder ich erwürge Dich!“

„Meinetwegen,“ lachte die Alte auf. „Es würde Dir nichts helfen, Albert Magnus; des Liebchens bist Du ledig!“

Aus der roth erglühenden Fensterreihe drang ein Schimmer hinab und fiel auf Albert's Züge. Barbara sah in die gefürchteten Augen und begann zu zittern.

Albert faßte sie unsanft an. „Laß ab von mir!“ rief sie mit flehender Geberde. „Ich wußte nicht, was ich that. Sie liebt Dich; dort oben bei den Zeichnungen bekannte sie mir's. Von dem Todten sagte sie sich los; mit harten Worten wies sie mich von sich. Da kam es über mich; ich schloß sie ein, o Gott! und warf den Brand in's trockne Korn —“

„Wahnsinnige!“ rief Albert entsetzt. „Um mich zu treffen, schlugst Du sie, die Schuldlose, die Reine! Gekettet habe ich Dich an mich, weil mir ahnte, daß Du Unheil in Dir bargst, und ich, ich glaubte Dich bändigen zu können. Und doch vergebens! Geh' Deines Weges, Barbara Roswyk! Und wenn Du Werkzeug warst in einer höheren Hand, so wirst Du dereinst losgesprochen werden, und das Gericht kommt über mich!“

Er ließ sie im Schnee liegen und kämpfte wieder gegen den Sturm, dem brennenden Hause zu. Bertha liebte ihn: dieser eine Gedanke war allmächtig in ihm. Von feuriger Lohe umgeben, harrte sie auf ihn, zu dem sie sich bekannt hatte. Wenn Rettung möglich war, er, kein Anderer konnte sie bringen.

Beflügelten Fußes erreichte er den Hof; an der jammernden Magd vorbei eilte er in's Wohnhaus und betrat durch die Verbindungsthüre das Hauptgebäude. Noch lag der größte Theil des unteren Raumes im Dunkel; nur von jener Stelle her, an welcher Albert's Privattreppe in das erste Stockwerk mündete, fiel ein flackernder Schein herab. Dorthin lief er und klomm empor. Unversehrt war die erste Hälfte der Treppe; bei der oberen Hälfte aber fand er die Bretterumhüllung bereits theilweise durchgebrannt. Sicher war auch sie noch; durch dichten Rauch drang er weiter. Im Thürschlosse stak der Schlüssel; Albert öffnete und trat ein. Auch das Zimmer war mit Rauch angefüllt, der durch die Fugen des Fußbodens den Weg gefunden hatte. Albert mußte die Thüre hinter sich schließen, um der aufwärts strebenden dichten Wolke den Zugang zu versperren und befand sich nun in vollständiger Dunkelheit.

Nichts regte sich im Saal; nur unter seinen Füßen hörte Albert das Knistern und Knacken des auflodernden Holzwerks. Er rief — keine Antwort. Am gewohnten Platze fand er das Feuerzeug; kaum wollte das Licht in der dunstigen

Atmosphäre brennen. Umherleuchtend entdeckte er Bertha ohnmächtig am Boden liegend; ihr Haupt ruhte auf einem Holzschemel. Albert versuchte, sie emporzuheben, mit der Absicht, die Bewußtlose in seinen Armen hinabzutragen; aber zu seinem Schrecken mußte er inne werden, daß es ihm dazu an Kraft gebrach. Schwerere Lasten hatte er früher mit Leichtigkeit aufgenommen und von Ort zu Ort bewegt; bei dem Uebermaß geistiger Arbeit, das er im Sommer auf sich geladen, waren seine Sehnen und Muskeln schwächer geworden. Bertha hatte es ihm gesagt: der Stahl in ihm federte nicht mehr.

Seine Schwäche lebhaft verwünschend, nahm Albert verschiedene Geräthschaften auf, die umher lagen und schleuderte sie durch das Deckfenster. Aus der Oeffnung zog langsam der Rauch ab; höher brannte das Licht auf. Nun galt es, die Ohnmächtige schleunigst zum Leben zu erwecken. Der Techniker wußte Rath: er führte von den Polen einer Inductionsmaschine Drähte zu Bertha's Handgelenken und trieb den elektromagnetischen Strom durch ihren Körper. Sie zuckte, schlug die Augen auf und richtete sich in die Höhe.

Im Nu war Albert bei ihr, kniete nieder, löste die Drähte von ihren Armen und half dann der noch Verwirrten vollends empor. Er mußte die Schwankende halten; sie lehnte sich an ihn mit wieder geschlossenen Augen; ihr Haupt ruhte an seiner Brust. Kostbare Secunden verstrichen; unten polterte es von fallenden Holzstücken und heftiger quoll der Rauch aus den Ritzen in Fußboden und Wänden.

„Wie ist Dir, Liebchen?“ fragte Albert endlich.

„Selig!“ antwortete Bertha leise, legte ihm die Arme um den Hals und blickte mit verschleierten Augen zu ihm auf. Dann nestelte sie sich wieder an ihn; er spürte, daß ein Schauer sie durchzitterte.

„Komm' zu Dir, Geliebte!“ mahnte Albert. „Unter uns wallt sengende Gluth auf und will uns an's Leben. Durch Feuer führt unser Weg; noch ist er den Muthigen offen; aber mit jeder Minute Verzug schließt er sich enger und enger zusammen. Laß uns hinab, ich stütze Dich!“

Bertha umschlang ihn fester. „Ich kann noch nicht,“ sagte sie. „Laß mich noch ein kleines Weilchen an Dir ruhen, Du lieber, ungeduldiger Mann! Meinst Du denn, das Leben, welches für uns jenseits des Flammengürtels liegt, werde uns noch eine Stunde schenken, so schön wie diese?“

„O Du schwärmendes liebes Mädchen! Was vermag uns diese angstvolle Stunde zu bieten, in welcher der Tod auf uns lauert?“

„Der Tod!“ wiederholte Bertha. „Wär's denn so schrecklich, wenn wir jetzt miteinander stürben? Seit Du mich in den Armen hältst, hab' ich keinen Wunsch mehr. Daß Du kommen würdest, Lieber, wußt' ich. Als mich Barbara vorhin hier einsperrte, hab' ich mich auf den Boden gesetzt und auf Dich gewartet. Allmälig wurde mir das Athmen immer schwerer; ich merkte, daß es im Hause brannte. Dennoch kam mir keine Angst; nur müde wurde ich, immer müder, und ich schämte mich, daß Du mich am Ende schlafend antreffen würdest. Wie kindisch war das von mir, nicht wahr?“

„Aus Allem, was Du sagst, aus Allem, was Du thust, höre, sehe ich nur, Du mich liebst. O Bertha! wie lange schon hab' ich nach Deinem Herzen

hingelauscht, ob nichts darin für mich zu reden beginne, und ich hörte nichts, nichts als das sanfte Murmeln einer Freundschaft, die mich nicht beglücken konnte. Und nun auf einmal braust und rauscht es darin wie ein Wildbach bei der Schneeschmelze. Immer wieder muß ich staunen und mich fragen, ob es denn wirklich so ist, und ganz werde ich's erst fassen, wenn wir der fürchterlichen Gefahr entronnen sind, die uns am Leben bedroht. Geliebte, komm'; nicht länger dürfen wir zögern!"

Mit sanfter Gewalt zog Albert das Mädchen zum Ausgange hin. Ein starkes Geräusch scholl in diesem Augenblicke von unten herauf, als wenn auf den Steinboden des Erdgeschosses Balken niederprasselten. Albert riß die Thür auf. Die Bretterumkleidung der hinabführenden Treppe war größtentheils durchgebrannt; durch die entstandenen Lücken strahlte heiße Gluth. Noch schien das Gerüst der Treppe sicher; nur die unteren Stufen, aus frischem Holze geschnitten, flackerten langsam auf.

Albert that einige Schritte hinab und spähte mißtrauisch nach unten. Schaudernd kam er zurück. „Wir sind verloren," sagte er, „die untere Treppe ist verschwunden; die Flammen haben ihr oberes Ende weggefressen und sie ist hinunter gestürzt. Von jenem letzten Tritt, den Du dort brennen siehst, geht's unmittelbar in die Tiefe."

„So komm," rief Bertha mit wilder Heiterkeit, „komm zurück in unsere Citadelle!" — Sie leitete den betäubten Freund herein und schloß die Thüre. „Der Boden wird heiß," fuhr sie fort, „meine Fußsohlen fangen an zu schmerzen. Wohin flüchten wir uns? Hier der Tisch gewährt uns Schutz. Setze Dich zu mir, Liebster; laß uns plaudern, bis unser Unsterbliches in feuriger Lohe davonfährt!"

„Woher kommt Dir Dein Heldenmuth, Mädchen? Süßer müßte Dir das Leben sein als jemals, und dennoch gehst Du freudig der Vernichtung entgegen! Könnte ich doch empfinden wie Du! Könnte ich doch mit Dir den Bildern der Welt den Rücken kehren wie nichtigen Träumen, die Niemand mit Schuld belasten! Aber wo Du frei wandelst, aus dem Licht zum Lichte, hält mich die Sünde gebunden. Dunkelheit ist hinter mir, Dunkelheit vor mir, und in mir Angst und Grauen."

Verstummend wandte sich Albert ab. Bertha bog ihm sanft das Haupt zurück. „Du lieber, unbegreiflicher Mann," sagte sie, „die Gegenwart bietet Dir das letzte Glück, und Du suchst noch Qual in der Vergangenheit? Siehst Du nicht vor Dir das Morgenroth eines ewigen Tages aufdämmern? Und bleibt nicht alle Sünde, alle Schuld mit Deinem armen sterblichen Theil hinter Dir in der Nacht zurück, auf der verlassenen Erde, auf welcher Vollkommenes nicht wohnen kann?"

„Wohl gewähren mir die letzten, rasch verrinnenden Minuten meines Lebens ein lange heiß ersehntes Glück, aber zugleich auch die Erkenntniß, daß ich es nicht genießen darf. O Bertha! ich hätte Dich meiden sollen, anstatt Dich zu suchen! Ueber mir hing die dunkle Wetterwolke göttlichen Zornes. Nun fährt der Blitz herab und trifft Dich wie mich. Mir Unseligem verdankst Du, daß Du sterben mußt, sterben in Deiner blühenden Jugend, sterben an der Schwelle

irdischen Paradieses. Verwünschen solltest Du die Liebe zu mir, die Dir den Tod brachte, als Du sie bekanntest!"

„Nimmermehr! Mit Dir tausendmal den Tod zu leiden wäre Seligkeit. Noch sind uns unendlich lange Minuten geschenkt. Wirf von Dir, was Dich unselig macht; glaube mir, der Geist der Liebe hat Erbarmen mit jeder Schwäche, die menschlich ist, und wäre ihr Name auf Erden noch so schwarz! Sieh', wie abgeschiedene Geister schweben wir zwischen Erde und Himmel; verschlossen ist uns die Rückkehr nach unten, und über uns öffnen sich langsam die Pforten, die uns den Zugang zum Paradiese gestatten. Laß mich der Engel sein, der Dich löst aus dem Banne finsterer Gedanken! Ich liebe Dich, und was ich vergeben kann, wird Dir auch dort vergeben werden, wo aller Liebe Urquell ist!"

„So höre mich, Du Abbild himmlischer Güte, und nimm mich auf unter die Seligen oder verwirf mich für jetzt und immerdar. Seit ich Dich kenne, Bertha, hab' ich Dich geliebt. Als mich der Krieg aus Deiner Nähe riß, stand es fest in mir, daß ich Dich dereinst besitzen müsse. Dies war der Gedanke, der mich in allem Wechsel der wechselvollen Kriegszeit nie verließ. Da eines Abends, in Donnemarie — Du weißt — trifft Franz mich im Quartier. Ich dürste nach Kunde von Dir; wir strecken uns am Kamin und er sprudelt seine Neuigkeiten heraus, ohne Rückhalt, offenherzig bis zur Selbstverspottung. Er gestand, daß er um Dich geworben hätte aus Selbstsucht, angestachelt von seiner Pflegemutter, dem verarmten Weibe, das dem Sohn Ersatz schaffen wollte für das verlorene Erbe. Kein Hehl machte er daraus, daß er keine Neigung zu Dir fühlte. Und ich — ich mußte schweigend anhören, daß Du Ahnungslose verkuppelt worden warst; denn Du hattest, so wurde mir gesagt, dem schönen Gespielen von Kindheit an Deine Liebe zugewandt. — Mit dem prahlenden Nebenbuhler stieß ich auf Euer Glück an, und mit dem Glase, woraus ich getrunken, begrub ich meine Hoffnungen auf immer in der Gluth des französischen Kamins — auf immer, so wahr ich noch lebe!"

„Am nächsten Morgen aber," fuhr Albert zögernd fort, „bei jenem Ueberfall, führte mich im Verlaufe des Gefechts der Zufall so, daß ich, selbst unbeachtet, einen Franctireur die Büchse auf Franz anlegen sah. Ich hätte den Feind fällen können, ehe er schoß; doch keine Secunde durft' ich mich besinnen. Da, Bertha, dacht' ich an Dich und zögerte; die Secunde verrann und brachte Franz den Tod. Und wäre Deine Liebe zu mir auch hundertmal größer, als sie ist: diese meine That vermöchte sie nicht zu beschönigen. Mörder mußt Du mich nennen, wie ich mich Mörder nenne. Einer Todsünde bin ich schuldig, Du weißt es; jetzt nimm mich mit Dir in Dein Paradies, wenn Du kannst!"

„Du armer, schwergeprüfter Mann! Die Versuchung ist über Dich gekommen mit der Schnelligkeit eines Blitzes; keine Zeit zu denken war Dir vergönnt, kein Kampf wurde Dir gestattet. Der Ueberraschung unterlagst Du, nicht dem Bösen in Dir. Welcher von Adams Söhnen hätte in Deiner Lage nicht ebenso lange gezaudert wie Du, ehe er sich auf das Rechte besann? Sei getrost, mein Freund; unser Aller Schöpfer kennt die Schwäche seiner Creatur. Wer die Sünde haßt, ob er gleich strauchle, über den wird Er Gnade walten lassen! Erwäge nur, Du zager Mann, wie wundersam Du geführt worden bist! Mir

fiel durch Dich der Bräutigam, an dem ich mit kindischer Neigung hing, und eben Dich erkor sich mein geläutertes Wesen zum Gefährten für Zeit und Ewigkeit. In der Todesstunde werd' ich Dir zugesellt, um Dir die Angst aus der verzweifelnden Seele zu lösen. Und Du wolltest nicht zu glauben wagen, daß Dir vergeben ist?"

„Mit diesem Kuß," fuhr das Mädchen feierlich fort, „scheuche ich von Dir die unheimlichen Geister, die sich an Dich gekettet haben! So wahr ich Dich jetzt mit meinen Armen umfasse, soll auch Dein Unsterbliches dahin fahren, wo das Gedächtniß für Sünde und Fehl auf immer erloschen ist!"

In enger Umarmung saß schweigend das Paar und aus Albert's Seele entwich der Schatten der Finsterniß. Schon begann der Fußboden zu rauchen; heiß und heißer wurde die qualmige Luft. Nur fester umschlangen sich die Liebenden und tranken in langen Küssen alle Wonnen des scheidenden Lebens. —

„O, daß wir sterben müssen!" rief Bertha plötzlich. „Daß wir uns nicht, Vögeln gleich, hinausschwingen können durch jene Oeffnung dort oben, hinauf in die reine Luft, hinter uns lassend die zehrenden Flammen! O Albert, ich möchte noch leben, leben mit Dir! Du bist erfinderisch; Du weißt die Kräfte der Natur in Deinen Dienst zu zwingen; rette uns!"

„Nur Flügel würden uns retten können," versetzte Albert und sah nachdenklich empor. „Doch halt!" fuhr er aufgeregt fort; „dort über uns befindet sich der schmale Grat, in dem das Dach zusammenläuft. An der westlichen Giebelwand, worauf er endet, zieht sich der Schornstein des Wohnhauses herauf — weiter mag ich noch nicht denken. — Es ist ein Pfad, der den Schwindelnden zum sichern Tode führt; aber es könnte auch ein Pfad zum Leben sein. Willst Du mir darauf folgen, wohlan! Auch mich ergreift die Lust zum Leben mit unwiderstehlicher Gewalt; Deine Küsse, Bertha, haben mich mit Sehnsucht berauscht —"

„Und wir, dem Tode ohnehin geweiht, besinnen uns noch, Alles zu wagen, wir, die wir nichts mehr zu wagen haben? Und wenn der First des Daches scharf wäre wie die Schneide eines Messers und hoch wie die äußerste Klippe der Jungfrau: ich ginge mit Dir, wenn die Rettung auf diesem Wege liegt!"

Rasch, mit Riesenkraft, baute Albert ein Gerüst von Tischen und Stühlen, das hoch zur Decke ragte. Hammer und Stricke mit sich nehmend, schwang er sich hinauf und hob Bertha zu sich. Er schlug die Scheibe über ihm aus dem Kitt und reinigte mit scharfem Strich des Hammers die Ränder von Glassplittern. Dann band er das eine Ende eines langen Taues um Bertha's Gürtel und wickelte das andere um seinen rechten Unterarm.

„Wir sind reisefertig!" rief er mit wildem Muthe und kletterte durch die Oeffnung. „Her zu mir, mein kühnes Weib! Hier oben ist wonnige Kühle, und die Dunkelheit verhüllt die Gefahr! Taste Dich behutsam weiter — in Händen und Knien mußt Du Deine Augen haben — der Mauermann hat seine Sache gut gemacht — breit und bequem läuft die Straße dahin — nur rutscht es sich schlecht auf den kantigen Ziegeln." —

Kaum zehn Fuß hatte das Paar zurückgelegt, als hinter ihm ein Theil des

Daches zusammenbrach und aus der gewaltigen Lücke feurig die Lohe hinauswirbelte, Alles ringsumher erhellend.

„Schließ' die Augen, Bertha!" schrie Albert auf. „Sehen ist Tod!"

In diesem Augenblick fuhr die Spritze in den Hofraum der Brauerei. Mit Entsetzen erkannte der Baumeister in den beiden Gestalten, die sich auf dem Dachfirst des brennenden Hauses nach Westen hinbewegten, Albert und Bertha. Es war keine Zeit, zu fragen, was die Beiden in diese verzweifelte Lage gebracht hatte; man mußte auf Mittel sinnen, von unten Hilfe zu bringen. Die Arbeiter der Brauerei, von denen die Mehrzahl sich eingefunden hatte, schleppten herbei, was sich an Leitern vorfand. Aber die Arbeit erwies sich als nutzlos; selbst wenn die Leitern zusammengebunden wurden, reichten sie nicht zum Dach hinauf.

Inzwischen machte das Feuer, seit es nach oben Luft bekommen hatte, reißende Fortschritte, unterstützt von dem noch immer heftig wehenden Ostwinde, und es war, als ob das rasende Element die Flüchtigen verfolgte.

Albert sah, wie unten die wackern Männer sich mühten und doch das Unrichtige thaten. Er rief, aber seine Worte verwehten im Winde. Nun winkte er vor sich hinaus, dorthin, wo der Schornstein des Wohnhauses sich einen Fuß über das Dach des Hauptgebäudes erhob. Endlich wurde er verstanden, der Baumeister eilte mit einigen Leuten in's Wohnhaus und ließ einen Theil des Daches abdecken, um auf dem freigelegten Boden Stützpunkte für die längste vorhandene Leiter zu gewinnen. Es zeigte sich, daß die höchste Sprosse immer noch etwa zwölf Fuß unter dem Dachfirst blieb. Der Baumeister hatte eben befohlen, einige Leitern aneinander zu fügen, als in der Höhe Albert's Kopf erschien. „Betten heran!" rief er hinab. „Häuft sie um den Schornstein auf! Und der Stärkste von Euch ersteige die Leiter und halte sich oben einen Arm frei!"

Man sah, wie Albert sich mit dem Oberkörper über den Schornstein legte. Plötzlich erschien unter ihm Bertha, löste sich von dem Gebäude und schwebte über der Tiefe. Im Hofe der Rendant stieß einen Schrei aus und wandte sich schaudernd ab. Lautlos, athemlos starrten die Männer am Fuße der Leiter in die Höhe. Langsam senkte sich die Schwebende nieder; wie Hebel und Zangen von Stahl arbeiteten Albert's Arme und Hände. Jetzt streifte der flatternde Kleidersaum den Kopf des Baumeisters, der den Posten oben auf der Leiter eingenommen hatte; noch ein paar lange, bange Secunden, und er hielt die Gerettete in starkem Arm und stieg mit ihr hinab.

Das Tau reichte nicht; Albert mußte sein Ende loslassen.

„Langt mir mit einer Stange den Strick hinauf," rief er, „damit ich daran hinabgleiten kann! Aber rasch; schon sengt mir die Gluth den Nacken!"

Es mußte Jemand hinlaufen, um eine Stange zu holen. Minuten verstrichen. Man sah hinter und neben Albert die Flammen emporzüngeln. „Macht Platz da unten!" rief er plötzlich. „Ich werfe mich in die Betten!"

Er verschwand vom Schornstein, denselben umkletternd. Jetzt mußte er wieder erscheinen; da schoß aus dem Ende des Daches eine Feuergarbe hoch in die Lüfte, es erscholl ein betäubendes Knattern und Prasseln — das Dach war in sich zusammengestürzt.

Noch immer blieben die Blicke der entsetzten Zuschauer nach oben gerichtet, als ob sich der kühne Mann wieder zeigen müßte. Eine grausige Stille entstand; auch das Feuer braunte gedämpft, als ob seine Wuth gestillt sei; der Wind hörte auf zu heulen. —

Da erschütterte ein gellender Schrei die Luft; ohnmächtig sank Bertha zu Boden.

* * *

Aus dem rosenbehangenen Hause des Rendanten in Blankenburg führt an schönen Tagen ein schwarzgekleidetes Mädchen einen Greis in's Freie. Den Alten fröstelt beständig; er sucht die Sonne und schilt die Strahlende, daß sie gar so wenig Wärme mehr aussende. Unweit des Friedhofs, wohin das Mädchen unfehlbar die Schritte lenkt, setzt er sich nieder und wartet geduldig, bis sie zu ihm zurückkehrt. Er mag die Gräber nicht sehen; er mag nicht an eine verkohlte Leiche erinnert werden, die man einst aus rauchendem Schutt grub, noch an die andere eines welken, irren Weibes, die man bald nachher neben jener bestattete; er hängt am Leben nur um so mehr, je dürftiger und armseliger es für ihn wird. Sorgen hat er nicht mehr, der alte Rendant; er hat sich pensioniren lassen und den Trümmerhaufen in Boderode verkauft.

Neben Bertha Glimmer wachsen die Mädchen zur Blüthe heran, denen die Kunde von dem Brandunglück in Boderode die Herzen erschütterte, als sie noch Kinder waren. Gleich einer Sage aus alter Zeit klingt sie in ihnen nach, die rührende Erzählung, wie Bertha im brennenden Hause einen Bräutigam fand und verlor. Und kehrt jetzt bei ihnen die Liebe ein und bereitet ihnen wunderselige Schmerzen, so stehlen sie sich hin zu ihr, der durch Schmerz Geweihten, und suchen und finden ihre Theilnahme und ihren Rath. Es geht etwas von der ernsten Freundin aus, was die Kleinen geheimnißvoll anweht und in ihnen die Ahnung von einer Liebe erweckt, die viel, viel gewaltiger ist als die ihrige, einer Liebe, die in ihre niedliche Welt nicht paßt und vor welcher sie sich fast fürchten.

Und wenn Bertha dies bemerkt, lächelt sie, und aus der Tiefe ihrer mildglänzenden Augen fällt ein heller Strahl auf die Novizen.

„Wir wissen nicht," sagt sie, „was uns besser frommt, Gewinn oder Verlust, bis wir Beides erfahren haben. Jener kann binden, dieser kann frei machen. Auch das Leiden führt zu einem letzten Glück. Es ist wie der Regenbogen am Abend; er überspannt die Erde und hat doch keinen Theil an ihr; er trinkt das Licht des Himmels und verwandelt es in einen Kranz von harmonischen Farben."

Richard Wagner's Tod.

Von
Louis Ehlert.

Am 13. Februar Nachmittags stand im Palazzo Vendramin in Venedig ein Herz still, das wie kein anderes die Welt bewegt hat. Dort, wo die Welle des Canale Grande fluthet, hat man in die schwarze Gondel den Sarg versenkt, in dem die sterblichen Ueberreste R. Wagner's ruhten. Ein Künstler und Streiter höchster Art ist in ihm gestorben. Aus dem Herzen des Volkes geboren, der Sohn eines kleinen Beamten, hat er durch Mühsal und Noth seinen Weg gefunden bis hinauf zu den Sternen. Das Schicksal hat ihm im Alter verschwenderisch gegeben, was es seiner Jugend- und Manneszeit schuldig geblieben war; es hat seine letzten Jahre mit allem Ruhm geschmückt, der Sterblichen zu Theil werden kann, ja, man kann wohl sagen mit einem Ruhm, wie er Sterblichen noch nie zu Theil geworden ist. Die That von Bayreuth ist als Ausdruck persönlicher künstlerischer Macht in der Geschichte der Kunst ohne Beispiel. Und auch darin zeigt sich die Huld des späteren Schicksals an ihm, daß er in einem Augenblicke von der Arbeit abgerufen wurde, wo die Schatten des Greisenalters noch nicht ihre verzerrten Züge auf seinen Weg geworfen hatten. Der „Parsifal", sein reifstes Werk, sollte auch sein letztes sein; in ihm ist Wagner's Kunsttraum ausgeträumt. Man sagt, daß ihn seitdem ein Stoff aus der indischen Mythe für ein neues Bühnenwerk beschäftigt hätte. Daß gerade der Buddhismus mit seiner mystischen Auflösung in's All für den grübelnden Philosophen, der in ihm steckte, Reiz hatte, ist sehr begreiflich; zu bezweifeln aber ist es, daß es ihm beschieden gewesen wäre, über sein christliches Drama als Kunstwerk hinauszugehen, denn auch der ungemessensten Gestaltungskraft sind Grenzen gezogen. Wagner war nicht der Mann, um stehen zu bleiben oder gar zurückzuschreiten. In ihm lebte der Sehnsuchtsdrang des Entdeckers; in seiner Seele muß ein ununterbrochenes Phosphoresciren gewesen sein. In dem Augenblick, wo er sich nicht mehr wandeln, nicht steigern konnte, hätte er auch nicht mehr leben können.

Wagner gleicht darin Beethoven, daß sein Kunstschaffen ein beständiges Bergan war. Man betrachte nur das Dreigestirn „Fliegender Holländer", „Tannhäuser", „Lohengrin", oder wenn man den ganzen Weg vom Lehrling zum

Meister überblicken will, „Rienzi" und die „Meistersinger". Welche staunenswerthe Kraft der Entwickelung, wie sie nur den größten Künstlern gegeben ist! Die Faustarbeit seines Lebens, die Tetralogie, unterbrach er mit erfrischendem Instinct durch zwei Partituren, die jener so fern lagen, wie die Jahrhunderte, in denen sie spielen, in ihrem Eigenleben aber zu den glänzendsten Manifestationen seines Geistes gehörten, eben diese „Meistersinger" und „Tristan und Isolde". Es ist beklagenswerth, daß Wagner nie wieder die Idee eines Seitenstücks zu Hans Sachs' edler Meisterzunft vorgeschwebt zu haben scheint. Welche heiter bewegte Anregung hätte ein ähnlicher Stoff einem Manne von seinem Esprit, seiner Ironie, seiner Beherrschung der lyrischen Factur gerade im beschaulichen höheren Alter gewährt! Thorheit, über unwiederbringlich Verlorenes zu klagen, statt „sich des versicherten Gutes" voll und ganz zu erfreuen.

Es ist charakteristisch für Wagner, daß er noch am Morgen seines Sterbetages einige Stunden gearbeitet hat, daß er so zu sagen mit der Feder in der Hand gestorben ist. Sein Leben war unausgesetztes Arbeiten, Ruhe kannte er nur als Vorstellung. Die Stunde der Erschöpfung schlug ihm nie wie anderen Sterblichen, selbst nach dem größten Werke nicht; sie wurde bei ihm zu jenem leuchtenden Bogen, welcher sich gewitterfroh nach dem fremden Ufer schlägt.

Nie vielleicht hat es einen Künstler gegeben, dem die Revolution so im Blute lag wie ihm. Man kann sich seine Stirn ohne Zornader kaum denken. Er haßte den Schlendrian, das falsche Herkommen und Philisterthum, wie man seine Erbfeinde haßt. Die Mißbräuche des Theaters, seine Intendanzen und Capellmeister schlug er nieder wie Mohnköpfe. Daß er in seinen Angriffsmitteln nicht wählerisch war, daß er nicht viel danach fragte, ob unter seinem Strafgericht auch Gerechte zu Grunde gingen, wissen wir freilich. Als er aber seine vernichtende Broschüre über das „Dirigiren" schrieb, stellte er sich selbst vor aller Welt an die Spitze des Orchesters und zeigte, daß er besser dirigirte als alle anderen. Das erstaunlich sichere Gefühl, welches er für das Grundtempo fremder Musikwerke, namentlich Beethoven'scher, besaß, wurde nur noch von der Freiheit übertroffen, mit der er es an richtiger Stelle zu modificiren verstand.

Wagner's Tod ist für seine Familie und die nächsten Freunde ein tragischer Schlag; für seine Kunst wird er ein Reinigungsproceß sein. Sie wird fortan ausklingen können im reinen Aether des Schönen, unbehelligt von dem Lärm des Tages, unbelastet von dem Druck persönlicher Reizungen. Der Hader der Parteien wird über des Meisters Grab allmälig stiller werden, bis er an einem reinen Morgen ganz verstummt sein wird. Das wird das geweihte Festspiel sein, welches die Nachwelt dem großen Künstler bringt. Jede Revolution, und eine solche war die Wagner'sche Kunst, ist mit Heftigkeit und Uebertreibung verknüpft; sie beginnt mit dem scheinbaren Unrecht, etwas der großen Masse der Menschen Heiliges umzustoßen und an seine Stelle das Neue, noch Ungeprüfte zu setzen. Dieses scheinbare Unrecht kann sie nur sühnen, indem sie für ihr Postulat den Beweis der Wahrheit antritt. Gelingt ihr dies nicht, so war sie ungerecht, falsch und schädlich. An der Wagner'schen Kunst ist es jetzt, nach dem Tode ihres Schöpfers zu beweisen, daß sie gerecht, wahr und nützlich gewesen. Der Tod ist die große Liquidation, welche die alten Procuren im Handels-

register löscht, das Mein und Dein der Gesellschafter bis auf den Heller berechnet. Fortan wird um ein Lächeln des Meisters nicht mehr gebuhlt, sein Zorn nicht mehr gefürchtet werden können. Nur seine Werke noch werden lächeln oder zürnen.

In der Geschichte der Oper wird der 13. Februar 1883 der Abschluß einer großen, in ihren Folgen noch unübersehbaren, Periode sein. Wagner hatte eine ungemessene Zahl von Freunden und Verehrern, eine eigentliche Schule aber hat er nicht gegründet. Selbst sein Gedanke, in Bayreuth eine Stilschule zu errichten, ist nicht in Fluß gerathen. Seine Kunst war zu individuell, um Muster zu werden. Alle Versuche, ihn nachzuahmen oder auf seinen Bahnen weiter zu wandeln, sind bedeutungslos geblieben, wo nicht zur Carricatur geworden. Der geniale Gedanke, im Musikdrama die Parität von Dichtung und Musik herzustellen, konnte nur von einem Manne gewagt werden, der auf beiden Gebieten schöpferisch war. So lange sich also das Phänomen eines künstlerischen Januskopfes, wie der seine war, nicht wiederholt, ist an eine Fortsetzung des Musikdramas in seinem Sinne nicht zu denken. Es ist klar, daß der Vergleich zwischen den Rechtsansprüchen zweier Künste nur von einem Tribunal vollzogen werden kann, welches den Cautelen beider gerecht wird. Sobald wir uns Dichter und Musiker, wie in alten Zeiten, wieder getrennt denken, ist die Parität nicht mehr möglich, und das Uebergewicht des einen über den anderen proclamirt. Ein Fortleben des Wagner'schen Musikdramas ist aber noch aus anderen Gründen unwahrscheinlich. Wagner hat sein Princip bis zur äußersten Spitze getrieben; er ließ dem Wort gerade soviel den Ton, als er dem Ton das Wort ließ. In der Kunst jedoch gibt es nicht leicht ein Neben; es gibt nur ein Ueber oder Unter. Wir haben von einer Oper nach ihm so gut wie gar keinen Begriff. Gab es doch so gut wie keine Oper neben ihm. Die Zeitgenossen überragte er in so beängstigender Weise, daß Alles neben ihm zu Staub zerfiel. Selbst die talentvollsten unter ihnen, wie Rubinstein und Götz, was haben sie gelitten unter der unwiderstehlichen Macht seines Genies! Und nun gar die unzähligen Anderen! Wohin sind sie, diese bleichsüchtigen Opern, welche ein, zwei Lenze kaum erlebten, während Wagner von Jahr zu Jahr immer tiefere Wurzeln im Herzen des deutschen Volks schlug?

Eine andere Frage ist die nach der Lebensdauer der Wagner'schen Werke selbst, und im Zusammenhange mit ihr die nach ihrem absoluten Kunstgehalt. Ueber die letzte haben wir zwar bereits eine ganze Literatur; als Gewißheit steht aber nur fest, daß weder die blinden Bewunderer des Bayreuther Meisters, noch jene Recht behalten werden, welche in ihm nur den revolutionären Umbildner und den Zerstörer ihrer Jugendideale sehen. Jeder wirklich große Mann hat auch seine Fehler und Schwächen, ja sie sind wichtig und unerläßlich an ihm. Sie nicht sehen und eingestehen, heißt ihn nicht erhöhen, sondern ihn erniedrigen. Die Zeit ist nicht fern, wo man aufhören wird einerseits den alten Schönheitscanon auf die Schöpfungen Wagner's anzuwenden und sie damit zu vergewaltigen; andererseits sie als den letzten, höchsten und einzigen Ausdruck des Kunstschönen anzubeten. Dann erst werden sich die weitgehenden Schwingungen in einen bestimmten Ton des Urtheils zusammenfassen lassen. Wenn wir Mit-

lebenden über die Lebensdauer der Wagner'schen Werke sprechen wollen, so kann es sich nur um Vermuthungen handeln, und eine solche soll hier als grünes Hoffnungsreis auf des Meisters Grab niedergelegt werden.

Die Werke Wagner's werden als Emanation eines in seiner Art einzigen Genies niemals aus dem Leben und der Geschichte der Kunst verschwinden. Sie werden gleich den Werken Michel Angelo's, mit denen sie das Einsame und Fremde eines über die Grenzen der Welt hinausstrebenden Kunstwillens theilen, immer mehr zu Wundern erstarren, vor denen wir ergriffen stehen bleiben. Bald wird es uns wie eine Mähr sein, daß ihr Schöpfer noch vor Kurzem unter uns wandelte, Brot und Wein mit uns theilte. Ueber manche Seite seiner Partituren wird das Spinnweb der Zeit seinen stillen Schleier legen, aus dem Hort der Nibelungen manch ein Stück zerbrechen, aber kein Regen noch Sturm wird Lohengrin's Schild rostig machen und Hans Sachsen's Schusterlämpchen löschen. Unter der Granitplatte im Garten Wahnfried ruht ein Unsterblicher.

Richard Wagner an seine Mutter.

Richard Wagner ist todt. Der Genius, der mit Wort und Ton die Kunstwelt seiner Zeit wie kein Anderer aufwühlte, gehört der Geschichte an.

Alle die, welche der Tod dieses Mannes daran erinnerte, daß auch der gewaltigste Mensch nur ein Mensch ist, wird ein Blatt nicht unberührt lassen, das ihnen zeigt, welch' ein Mensch er war. Klarer, als aus Studien und Skizzen, die doch nur den Wagner des öffentlichen Lebens kennen, spricht vielleicht für Manche sein Geist aus nachfolgendem Brief, mit dem der Sohn zur Mutter tritt.

Er ist an meine Großmutter Johanna Geyer zu deren letztem Geburtstage gerichtet und befindet sich im Besitz meiner Mutter Cecilie Avenarius in Dresden, Wagner's jüngster Schwester.

Dresden, im Februar 1883. Ferdinand Avenarius.

Meine liebe Mutter,

seit so langer Zeit habe ich Dir nicht zu Deinem Geburtstag gratulirt, daß es mir völlig wohl thut, endlich einmal des rechten Tages — den ich leider so oft im Drange der Zeiten übersah — wahrnehmen zu können, um Dir zu sagen, wie innig es mich erfreut, Dich uns immer noch mit Leib und Seele nah zu wissen, Dir immer von Zeit zu Zeit noch einmal die Hand drücken und mit Dir und durch Dich der eigenen Jugend gedenken zu können, die durch Dich geschützt und gepflegt wurde. Nur in dem Bewußtsein, daß Du noch unter uns weilst, können Deine Kinder sich noch recht deutlich als eine Familie fühlen; die das Leben dort- und dahin zerstreute, hier und dort neue Verwandtschaftsbande knüpfen ließ, — denken sie an Dich, die alte Mutter, die keine anderen Bande auf dieser Welt fand, als die, welche sie an ihre Kinder knüpfen, so sind sie alle auch wieder eins, sind Deine Kinder! — Nun gebe Gott, daß uns dies Glück noch für recht lange beschieden sein möge; daß Gott Dich noch recht lange

bei klarem Bewußtsein erhalte, um Dir auch die einzige Freude, die Du auf der Welt haben kannst, — die Freude, dem Gedeihen Deiner Kinder mitfühlend zuzusehen — bis an Dein Ende zutheil werden zu lassen! Fühl' ich mich so bald gedrängt, bald gehalten, immer strebend, selten des vollen Gelingens mich freuend, oft zur Beute des Verdrusses über Mißlingen, — fühl' ich mich fast immer empfindlich verletzt durch rohe Berührungen mit der Außenwelt, die ach, nur so selten, — fast nie! — dem innern Wunsche entspricht, so kann mich einzig der Genuß der Natur erfreuen; — wenn ich mich ihr oft weinend und mit bitterer Klage in die Arme werfe, hat sie mich immer getröstet und erhoben, indem sie mir zeigte, wie eingebildet alle die Leiden sind, die uns beängstigen. Streben wir zu hoch hinaus, so zeigt uns die Natur recht liebevoll, daß wir ja nur ihr angehören, daß wir ihr entwachsen, wie diese Bäume, diese Pflanzen, die sich aus dem Keim entwickeln, aufblühen, sich an der Sonne erwärmen, der kräftigenden Frische sich erfreuen und nicht eher welken und ersterben, als bis sie den Samen ausgestreut, der nun wieder Keime und Pflanzen treibt, so daß das einmal Erschaffene in immer erneuter Jugend fortlebt. Wenn auch ich mich nun so recht innig der Natur angehören fühle — wie schwindet da jeder eigene Egoismus, und wenn ich jedem guten Menschen die Hand reichen möchte, wie sollte es mich denn nicht um so viel eher nach der Mutter verlangen, deren Schooß ich entkeimte und die nun welkt, da ich blühe! Wie müssen wir denn lächeln über diese wunderlichen Irrungen und Verkehrtheiten unserer menschlichen Gesellschaft, die sich peinigt, um Begriffe zu erfinden, durch die jene lieblichen Bande der Natur so oft verwirrt, getrennt und verletzt werden! — Mein gutes Mütterchen, mag viel Wunderliches zwischen uns getreten sein, wie schnell verwischt sich alles das! Wie wenn ich aus dem Qualm der Stadt hinaustrete in ein schönes belaubtes Thal, mich auf das Moos strecke, dem schlanken Wuchs der Bäume zuschaue, einem lieben Waldvogel lausche, bis mir im traulichsten Behagen eine gern ungetrocknete Thräne entrinnt, — so ist es mir, wenn ich durch allen Wust von Wunderlichkeiten hindurch meine Hand nach Dir ausstrecke, um Dir zuzurufen: Gott erhalte Dich, Du gute alte Mutter, und nimmt er Dich mir einst, so mach' er's recht mild und sanft! Von Sterben ist da nicht die Rede, wir leben ja für Dich weiter, und zwar ein reicheres, vielgestaltigeres Leben, als das Deine sein konnte: drum danke Gott, der Deinen Leib so glücklich segnete! —

Leb wohl, mein gutes Mütterchen!

Dresden, 19. Sept. 1846. Dein

Sohn Richard.

Die Wandgemälde von Oberzell auf der Reichenau.

Von

Professor **F. X. Kraus** in Freiburg i. B.

I.

Zu Anfang des achten Jahrhunderts war die südwestliche Ecke Deutschlands, Alemannien, noch nicht viel mehr als eine Wildniß, und die Bewohner des Schwarzwaldes, der sich bis an den Rhein ausdehnte, hatten mit dem Christenthum und der Civilisation kaum an einer oder der andern Stelle Bekanntschaft gemacht.

Der Mann, welcher ihnen Beides brachte, war Pirminius. Sein Ursprung ist dunkel, wie so viel in seiner Geschichte. In Melcis in Rätien — vermuthlich dem Medelser Thal bei Dissentis an der alten Lukmanierstraße — hatte er als Heidenbekehrer gewirkt, als der Ruf seiner Frömmigkeit, seines Eifers und seiner Fertigkeit in der lateinischen wie der deutschen Predigt Sintlaz, einen am Bodensee ansässigen reichen Alemannen, veranlaßte, ihm das Werk der Mission in seiner verwilderten Gegend anzutragen. Pirmin kam, wie erzählt wird, nach vorher eingenommener Genehmigung des hl. Stuhles wie des fränkischen Hofes „ad locum Sintlazis *ouva*“ und wählte sich unter den ihm von dem Besitzer angebotenen Orten diese „Sintlazes Au“, die Insel im Untersee, zum Aufenthalt und zum Mittelpunkte seiner Thätigkeit. Diese Insel war aber damals, wie die alten Quellen berichten und ein späterer Chronist, Gallus Oheimb, sich ausdrückt, „der schlangen, krotten und grusamlichen würmen ein huli, haimet und besitzung“, noch von keinem Menschen bewohnt: jetzt wird sie durch Pirmin von dem Ungeziefer gesäubert, urbar gemacht und bald zu einem blühenden Garten umgeschaffen; hier wie allenthalben — denn das ist der Sinn der Legende — begann der einsichtige Benedictinermissionar die Cultur des Menschen mit der Cultur des Bodens. Nur kurze Zeit war es Pirmin gegönnt, auf der Sintlazesau, oder, wie sie auch hieß, der Augia, bald der Augia dives, der Reichenau zu wirken (724—727?). Die Empörung des Alemannenherzogs Theodebald gegen Karl Martell vertrieb ihn als Anhänger und vermeintlich politisches Werkzeug des letztern. Aber wenn Pirmin auch ging, die Reichenau

blieb das, als was er sie gestiftet hatte, und das Kloster der Benedictiner war von da ab Jahrhunderte hindurch der Mittelpunkt christlicher Gesittung für die ganze Gegend, lange Zeit hindurch bedeutender als die benachbarten Bisthümer von Constanz und Basel, denen die Abtei nicht selten die Bischöfe lieferte. Daß Reichenau seit Pirmin's Tagen bereits sein Gotteshaus besaß, verstand sich von selbst: aber wir haben uns diese erste Stiftung als ein Holzkirchlein zu denken, gleich den meisten Gotteshäusern der karolingischen Zeit, welche in den eben erst der Cultur sich öffnenden Gauen Süddeutschlands als Inseln zerstreut vorkommen. Nach Herstellung des Stiftungsbaues wird eine St. Kilian's Kapelle erwähnt, in welcher 781 Abt Johannes beigesetzt wird; doch ist freilich die Quelle für diese Angabe spät. 799 erhält Karl's d. Gr. Schwager und Bannerherr Gerolt, der im Kampf gegen die Ungarn gefallen, sein Grab auf Reichenau „in dem munster in dem kor zu der rechten sitten“, wie ebenfalls Oheimb berichtet, nach welchem bald darauf an dem untern, westlichen Ende der Insel, durch Egino, einen Verwandten der Königin Hildegard, die Kirche der hl. Petrus und Paulus in Niederzell gebaut wurde, in der er selbst 802 sein Grab fand. Auf festern Boden kommen wir mit dem J. 813, wo der berühmte Abt Hatto I., zugleich Bischof von Basel, nach seiner Rückkehr von einer im Auftrag des Kaisers nach Constantinopel unternommenen Gesandtschaft die Münsterkirche in Mittelzell neubaute. Auch dieser Bau, welcher bereits 816 so weit vorgeschritten war, daß er eingeweiht werden konnte, war jedenfalls noch ein bescheidenes Werk und gewiß auch eine einfache Holzkirche. Bald darauf erstieg unter dem berühmten Walafried Strabo (842—849) die Abtei den Höhepunkt ihres Einflusses und ihrer literarischen Bedeutung; einen Höhepunkt, von dem sie jedoch mit dem Sinken der karolingischen Macht auch rasch herabstieg. Erst unter Abt Hatto III., welcher 891 durch König Arnulf auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben wurde, wird wieder die Bauthätigkeit auf der Insel rege. Hermannus Contractus verzeichnet zum J. 888 den Bau der Kirche zu Oberzell, welche anfangs nach ihrem Gründer Hatto's Zelle, dann aber S. Georg genannt wurde, zu Ehren des Hauptes des hl. Georg, welches Hatto als Begleiter Arnulf's auf dessen Römerzug vom Papst Formosus erlangt und seiner Stiftung in Oberzell als kostbarste Reliquie überwiesen hatte. Die bald darauf folgenden Einbrüche der Ungarn in Süddeutschland, deren anschauliches Gemälde eine der populärsten Dichtungen der Neuzeit bietet, hatten auch die Reichenau nahezu wie St. Gallen mit dem Untergang betroffen; indessen ging das Schwerste an der Insel vorüber und unter der Regierung des sächsischen Kaiserhauses konnte die Abtei sich rasch erholen. In der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts regte sich auch wieder die Baulust im Stift, und es entstanden die Kirche des hl. Johannes des Täufers (958), vielleicht auch die Erasmuskapelle, welche 973 als Ruhestätte des Herzogs Burkhard II. von Alemannien, des Gemahls der gelehrten Frau Hadewig, erwähnt wird. Vorzüglich aber war es der fünfundzwanzigste Abt, Witigowo, welcher sich in bedeutenden Bauunternehmungen gefiel und dessen zwölf Regierungsjahre (985—997) nicht weniger als neun Bauten aufzuweisen hatten.

Witigowo's Bauten mögen den üblen Stand der Reichenauer Finanzen

verschuldet haben, in Folge deren er wohl, 997, die Regierung des Stiftes niederlegen mußte. Erst unter Abt Berno erholte sich die Abtei wieder (1008—1048), so daß die Basilika des hl. Marcus, d. h. der an der Westseite dem Münster angebaute Querbau mit dem Westchor entstehen konnte, also eine zweite Erweiterung der Kirche Hatto's.

Die Baugeschichte der übrigen Reichenauer Kirchen sollte hier nur insoweit angezogen werden, als wir ihrer zur Illustration derjenigen von St. Georg in Oberzell bedurften. Adler's ausgezeichnete Analyse dieses Baues[1]) ist zu dem Resultate gelangt, daß diese Kirche in ihrem gegenwärtigen Zustande drei verschiedene Bauperioden aufweist. Der ältesten und also dem Stiftungsbau von 889 gehören die Osttheile an: Chor mit Krypta, Vierung und Kreuzflügel. Der Chor ist quadratisch und platt geschlossen, zu der gewölbten Krypta führen zwei niedrige, tonnengewölbte Seitengänge, welche sich in der Mittelaxe zu einem Mittelgange vereinigen. Ueber der Vierung steigt ein steinerner Glockenthurm auf. Die Untersuchung erwies, daß die Kreuzflügel ursprünglich halbkreisförmig geschlossen waren und in der gleichen Höhe mit dem Chor an dem Vierungsthurme emporstiegen; sie waren niemals überwölbt. Später fand eine Ummantelung derselben statt. Die alte Kirche, zu welcher diese Osttheile gehörten, hatte nur ein einschiffiges Langhaus.

An Stelle dieses ursprünglichen Langhauses wurde, etwa ein Jahrhundert später, das jetzige dreischiffige Langhaus mit fünf rundbogigen, auf je drei Säulen und einem Freipfeiler ruhenden Arcaden gebaut — ihr gegenwärtiger Zustand stellt eine Reihe moderner Modificationen dar, so die total veränderten Fenster, die zopfige Holzdecke, die Vermauerung der östlichen Arcaden, die incorrecte und rohe Neubildung der Nebenapsiden. Die Einzelformen, namentlich die byzantinisirenden Capitelle, stimmen mit bekannten Werken des ausgehenden 10. und beginnenden 11. Jahrhunderts. Nach Westen öffnet sich dies Langhaus in einer halbkreisförmigen Apsis mit einem ursprünglich von zwei kleinen Doppelarcaden flankirten Portale. Den Hauptschmuck dieser Außenseite der Westapsis bildet das Wandgemälde des jüngsten Gerichts.

II.

Wenn die betreffenden Angaben richtig sind, so wurde das Gemälde an der Westapsis im J. 1846 durch den Glasmaler Stantz aus Constanz entdeckt. Wahrscheinlich traten zur selben Zeit aber auch die ersten Spuren der Gemälde im Schiff hervor, von denen einige Jahre später gemeldet wird, sie hätten, freilich durch Feuchtigkeit und Alter verdorben, an allen Wänden hervorgeschaut: sie wurden damals indessen wieder übertüncht, glücklicher Weise — da sie sonst wohl einer in jener Zeit noch völlig unaufgeklärten Restaurationsmanie zum Opfer gefallen wären; und wieder glücklicher Weise wurden sie nur mit einer einfachen weißen Tünche überzogen, während leider der Chor, der ohne Zweifel ebenfalls ganz ausgemalt war, in der unverständigsten Weise mit dicken braunen Leimfarben bestrichen wurde. Das Wandgemälde an der Außenseite der Westapsis

[1]) Adler, Baugesch.-Forschungen in Deutschl. I. Die Kloster- und Stiftskirchen auf der Insel Reichenau. Berlin, 1870.

ist bereits im J. 1859 von Hrn. Prof. Adler gesehen und untersucht worden: ihm verdanken wir die erste und bisher einzige Publication desselben in seiner Monographie der Reichenauer Kirchen, wo eine Farbenskizze des Denkmals gegeben ist. Fast ein Vierteljahrhundert ist seitdem verstrichen, und in dieser Zeit hat das Gemälde wieder mannigfache Noth gelitten, so daß Adler's Mittheilungen über den Zustand desselben vor vierundzwanzig Jahren uns eine Urkunde von besonderem Werthe darstellen. Die Composition ist in drei Horizontalstreifen übereinander gegliedert. In dem untern Felde sieht man die aus ihren Gräbern Auferstehenden, in dem mittlern die zu Gericht sitzenden Apostel, in dem obern fliegen Engel mit Posaunen und den Passionswerkzeugen; Christus mit kreuzgetheiltem Nimbus in helle lichte Gewänder gekleidet, auf der Weltkugel sitzend, und von doppeltem mandelförmigen Lichtkranze (der sog. Mandorla) umgeben, füllt nebst den beiden ihm zur Seite stehenden Personen — Maria und einem das Kreuz tragenden Engel — die Mitte des mittleren und oberen Compartiments.

Unter dem Bilde des Weltenrichters befindet sich eine auf vorgekragten Consolsteinen ruhende Rundbogennische, in welcher der Gekreuzigte zwischen Maria und Johannes, dazu Sonne und Mond, dargestellt sind.

Es muß, ehe wir weiter gehen, ein Irrthum Adler's berichtigt werden, die Meinung nämlich, als seien die Fleischtheile und insbesondere die Gesichter, welche jetzt größtentheils schwarz erscheinen, von Anfang so gefärbt gewesen. Schon Schnaase hat gegen die Annahme eines solchen, in der Kunstgeschichte geradezu unerhörten Einfalles der Reichenauer Maler Einsprache erhoben und in der That zeigte die Untersuchung, daß die schwarze Farbe das Product einer chemischen Zersetzung des Pigments ist, indem das in der Farbe enthaltene Eisenoxyd an die Oberfläche getreten ist. Als Zeit der Entstehung des Apsidalgemäldes nimmt auch Schnaase das 10. bis 11. Jahrhundert an, während sich Woltmann nicht näher darüber ausläßt, ob er an das 11. oder 12. Jahrhundert denkt. Adler's Annahme, daß das Bild erst nach dem Bau der Vorhalle gemalt sei, kann ich nicht theilen. Ich bin vielmehr der Meinung, die äußerst ungünstigen Beleuchtungsverhältnisse und die überhaupt fast ungenießbare Lage, in welcher das Gemälde durch die Vorhalle gebracht, seien ein starkes Anzeichen für die frühere Entstehung desselben, welche wir wohl noch in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts zu setzen haben werden.

III.

Ehre, dem Ehre gebührt! Seit einigen Jahren hat die Kirche des hl. Georg zu Oberzell das Glück, in dem Pfarrverweser Herrn Feederle einen treuen und verständigen Hüter ihrer Denkmäler zu besitzen. Dieser einfache und bescheidene Priester hat die Verpflichtung empfunden, welche auf dem an einer monumentalen Kirche angestellten Geistlichen ruht und welche ohne Mißachtung der kirchlichen Vergangenheit, ich möchte sagen, ohne eine Versündigung an der Ehre der Kirche nicht vergessen werden kann. Spuren von Malerei, welche nahe der Orgel an der Längenwand des Mittelschiffes durch Herabfallen der Tünche zu Tag getreten, veranlaßten ihn zu weiteren Nachforschungen. Mit eigener Hand entfernte er

in mühsamer Arbeit den Kalküberzug und entdeckte da ein Gemälde, die Auferweckung des Lazarus, welches ihm alt und bedeutend genug schien, um die Aufmerksamkeit sachverständiger Personen und der vorgesetzten Behörden darauf zu lenken. Auf Veranlassung des katholischen Oberstiftungsrathes zu Karlsruhe begab sich der erzbischöfliche Bauinspector Herr Bär an Ort und Stelle, und es gelang ihm und seinem Gehilfen, Herrn Mayer, unter steter Unterstützung des trefflichen Pfarrverwesers, durch viele Wochen hindurch fortgesetzte höchst mühsame Abreibung der Schiffswände den ganzen Schatz der hier erhaltenen Wandmalerei bloßzulegen [1]).

Abgesehen von kleineren Zeitungsnotizen brachte die „Allgemeine Zeitung" aus der Feder von Fr. Pecht einen frisch und anziehend geschriebenen Aufsatz, der freilich nur die Bilder der nördlichen Wand berücksichtigen konnte; etwas später berichtete ein bereits durch tüchtige Arbeiten auf dem Gebiete der mittelalterlichen Ikonographie verdienter junger Gelehrter, Herr P. Hach, in dem „Christlichen Kunstblatt" über beide Serien; die „Karlsruher Zeitung" brachte in ihrer „Lit. Beilage" einen Aufsatz über die neue Entdeckung von einem eifrigen Kunstfreunde des Seekreises, Herrn Pfarrer Adolph Böll in Ueberlingen. Endlich wurden seitens der großh. Regierung Mittel zu einer Publication der aufgedeckten Wandmalereien bereitgestellt, welche im Laufe dieses Jahres noch hervortreten soll und welche durch das warme Interesse ermuthigt wird, welches Ihre kgl. Hoheiten unser durchlauchtigster Großherzog und die durchlauchtigste Frau Großherzogin an diesem für die Kunstgeschichte des badischen Landes so hochbedeutenden Funde nehmen.

Wir geben zunächst eine Beschreibung der malerischen Ausstattung des Mittelschiffes und knüpfen daran die Erörterung der in Betracht kommenden technischen Details.

An der Hochwand des Mittelschiffes laufen auf beiden Seiten drei Mäanderstreifen, welche die Wand in zwei große horizontale Felder eintheilen. Zunächst läuft ziemlich dicht über dem Scheitel der Arcadenbögen ein etwa einen Meter breiter, mit perspectivischer Seitenansicht der Bänder gemalter Mäanderfries von braunrothem Grundton. Auf ihm stehen die großen Gemälde, welche acht Wunder Jesu darstellen, zu je vier an jeder der beiden Hochmauern geordnet; unter ihnen läuft ein horizontales gemaltes Band von etwa zwölf Centimeter Höhe hin, welches in weißer Schrift auf rothen Grund aufgemalte, leider zum großen Theil zerstörte Inschriften — die Erklärung der betreffenden Wunder — enthält. Nach oben ist die Bilderreihe abgeschlossen durch einen ähnlich, doch etwas einfacher behandelten und nur etwa halb so breiten Mäanderstreifen, welcher bis dicht an die Unterkante der alten Fensterleibungen des Mittelschiffes sich erstreckt, während ein dritter wiederum nur halb so breiter Mäander über den Fenstern unter der alten Decke hinläuft. Die einzelnen Bilder des großen Cyclus sind unter sich durch verticale Friese getrennt, welche wiederum reich ornamentirt, meist aber verschieden behandelt sind.

Die Zwickel zwischen den Arcadenbögen sind mit Rundmedaillons

[1]) Im Sommer 1880 wurden die Bilder der südlichen, 1882 die der nördlichen Wand freigelegt.

gefüllt, in denen sich Brustbilder von Propheten — tonsurirt, mit Büchern, ohne Nimben — befinden, ursprünglich wohl sechs an jeder Seite, von denen je vier erhalten sind. Diesen entsprechen je sechs Apostelbilder, welche auf beiden Seiten zwischen den Fenstern geordnet waren, und von denen nur noch vier Figuren an der Nordwand einigermaßen erkennbar sind. Die Apostel sind in ganzer Gestalt gebildet, tragen Heiligenscheine, Attribute (so ist Andreas an seinem Kreuze erkennbar) und Spruchbänder.

Die ursprüngliche Bemalung dieser Mittelschiffswände ist durchaus nicht intact geblieben, im Gegentheil hat sie bereits in früherer Zeit eine doppelte Uebermalung erlitten. In gothischer Zeit fand eine erste Uebermalung statt, welche den Prophetenbrustbildern neue Spruchbänder mit der Schrift des 14. bis 15. Jahrhunderts gab, die Einrahmung des Hauptbildes mit gothischen Ornamenten erneuerte, diese aber auch, wo sie erloschen schien, durch neue Bilder ersetzte (so auf der Scene des Jünglings von Naim). Es ist möglich, daß diese Uebermalung von jenem Steinmetz und Maler Heinrich Müller, Bürger von Mengen, herrühre, welcher um 1376 laut einer Urkunde des Decans von Reichenau, Werner von Rosenegg, Maler- und Steinmetzarbeiten im Münster zu Reichenau ausführte. Eine zweite Uebermalung, viel jüngeren Datums, frischte die Hintergründe unserer alten Bilder mit gräulichen, bezw. violett-bläulichen Tinten auf, was ihnen allerdings, wie Herr Pecht sich ausdrückt, nicht allzu gut bekam. Diese zweite Restauration durfte wohl von dem Gesellen herrühren, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts (1708) die innere Westapsis mit einem jüngsten Gericht bemalte, das in der allerhandwerksmäßigsten Manier hingeworfen, jetzt auch fast erloschen ist. Ueber diese beiden Restaurationen ist dann wieder eine mehrfache Tünche hinübergezogen, so daß das Ganze jetzt ein oft nicht leicht zu entwirrendes Labyrinth von Contouren und Farben darstellt. Die Abreibung der Tünche konnte trotz aller Sorgfalt nicht geschehen, ohne daß Reste derselben stehen blieben, welche die ursprüngliche Kraft und Reinheit der Farben beeinträchtigen und den Bildern einen gewissen milchigen Schimmer geben. Als Grundton der ursprünglichen Bilder wie der Ornamentfriese läßt sich überall ein gesättigtes Braunroth erkennen; die Farben waren sehr kräftig aufgetragen, von einzelnen Tönen hat sich das Blau des Himmels namentlich intensiv erhalten. Der Auftrag der Malerei geschah auf einen sehr rauhen Mörtelgrund: hier wie an der Westapsis al tempera, nicht al fresco, doch kam ohne Zweifel irgend ein Bindemittel, sei es Eiweiß, sei es eine andere Masse zur Anwendung. Die Verschiedenheit der Technik an der Westapsis erklärt sich daraus, daß hier die um so viel kleineren Gestalten einen viel glatteren und sorgfältiger behandelten Wandverputz forderten. Die angestellten Untersuchungen haben bewiesen, daß weder hier noch im Innern der Kirche von Fresco die Rede sein kann.

Daß ursprünglich auch der Chor bemalt war, unterliegt keinem Zweifel. Als man die Nordwand des Mittelschiffes aufdeckte, wurde in gleicher Höhe mit den Bildern dieser an der nördlichen Seite der Chorstirnwand eine in der Haltung einer Betenden stehende weibliche Figur bloßgelegt, welche unter einer von zwei korinthischen Säulen getragenen Arcade steht. Sie trägt den Heiligenschein, lange auf die Füße herabreichende Tunica, über derselben ein langes

Obergewand und einen etwas kürzeren Mantel. Am Chorbogen treten einige (zwei?) von Ornamentstreifen eingerahmte Rundmedaillons mit Brustbildern hervor, von denen eins ein Christusbild zu sein scheint. Die wenigen erhaltenen Buchstaben der beigegebenen, wie es scheint, einst um den ganzen Chorbogen herumlaufenden Schrift tragen den Charakter des 10. bis 11. Jahrhunderts. Die Säulen des Schiffes waren gleichfalls polychromirt. Auch hier läßt sich ein tiefrother Ton der ursprünglichen Bemalung erkennen. Ebenso waren die Capitelle bemalt, und vermuthlich das Ornament zuvor eingeätzt.

IV.

Die Bedeutung der Reichenauer Bilder ist von denjenigen, welche bisher über dieselben geschrieben haben, nicht verkannt worden. Es handelt sich aber um eine nähere Präcisirung ihrer kunstgeschichtlichen Stellung; es handelt sich darum, ihnen ihren Platz in der Entwickelung anzuweisen.

Wenden wir uns zunächst zu den acht großen Darstellungen des Mittelschiffes, dessen Südwand, wie wir gesehen, die Erweckung des Lazarus (1), das blutflüssige Weib und die Erweckung der Tochter des Jairus (2), die Auferweckung des Jünglings von Naim (3), die Heilung des Aussätzigen (4) darbietet, während die Nordwand, gleichfalls von Westen nach Osten fortschreitend, die Teufelsaustreibung bei Gerasa (5), die Heilung des Wassersüchtigen (6), den Sturm auf dem Meere (7) und die Heilung des Blindgebornen (8) aufweist.

Nun wohl: diese Bilder stehen, sowohl in Hinsicht des Gegenstandes, als in Hinsicht seiner Behandlung und in Hinsicht der verwendeten Typen noch ganz im Zusammenhange mit der altchristlichen Kunst. Die hier behandelten Sujets treten uns bereits fast alle in der ausgehenden römisch-christlichen Kunst des 5. bis 6. Jahrhunderts entgegen. Ihre Zusammenstellung zu dem die Wände der Kirche ausschmückenden Bildercyclus entspricht dem, was uns in den schriftlichen Quellen seit dem 4. oder 5. Jahrhundert und namentlich für die karolingische Zeit als in der Decoration der Kirchen üblich entgegentritt, ja was ein Schriftsteller der Reichenau selbst, Walafried Strabo, im 9. Jahrhundert auf's eingehendste beschreibt. Die Typen endlich dieser Bilder wiederholen diejenigen, welche in directer Anlehnung an die Sarkophagdarstellungen des 4. und 5. Jahrhunderts in den Elfenbeinschnitzwerken und der Buchmalerei der karolingischen Epoche noch aufzuweisen sind und welche sich wesentlich unterscheiden von denjenigen, die wir in den Schöpfungen der romanischen oder gar der gothischen Kunst seit dem 11. Jahrhundert finden.

Gehen wir auf das Einzelne jetzt näher ein.

Die Auferweckung des Lazarus (Joh. 11, 1—45) war das erste Bild, welches bloßgelegt wurde. Wir sehen Lazarus noch ganz in die Leichentücher wie ein Wickelkind eingewickelt (ligatus pedes et manus institis, Joh. 11, 44), aufrecht über einem geöffneten Sarkophag stehen, im Hintergrunde eine sich in zwei Rundarcaden öffnende römische Architektur: das Volk drängt sich aus derselben (sie stellt ohne Zweifel die Stadt, das castellum vor: die Menschen, die Judaei, deren viele zu Martha und Maria gekommen waren, um sie zu trösten, V. 19); einige Personen halten sich die Nase zu, denn wie Martha sagt

V. 39: der Todte roch schon, er lag ja vier Tage bereits im Grabe. Von der linken Seite nahet der Herr, bartlos mit lang herabwallendem Haupthaar, von einem sog. griechischen Nimbus umstrahlt, die Rechte segnend gen die vor ihm stehende Martha und die Leiche zu erhoben; Maria ist Jesus zu Füßen gefallen (V. 32) und scheint sich mit dem Kopfe nach dem Grabe zurückzuwenden. Hinter Jesus sieht man fünf ihm folgende Jünger, alle bärtig, den vordersten mit der Schriftrolle.

Die Auferweckung des Lazarus tritt uns auf den altchristlichen Bildwerken sehr häufig entgegen; ich zähle sie sechzehnmal auf Katakombengemälden, zwölfmal auf Goldgläsern, dreimal auf Mosaiken, zweiunddreißigmal auf Sarkophagen, elfmal auf Werken der Kleinkunst und einmal eingegraben auf einem Inschriftstein; sie begegnet uns in der Buchmalerei im Codex-Rossanensis, in dem Codex von Cambridge (beide 5. bis 6. Jahrhundert), weiter auf zahlreichen Elfenbeinen des früheren Mittelalters, unter denen das Diptychon des Boëtius in Brescia und das leider noch unradirte Elfenbein der Kathedrale von Salerno (9. bis 10. Jahrhundert) die allerauffallendste Uebereinstimmung mit unserm Werke zeigen. Nicht minder auffallend ist die Uebereinstimmung in der Cambridger Handschrift, noch vielmehr aber in einem von Cahier publicirten angeblich griechischen Email, das, wie es scheint, im Zeitalter der byzantinischen Frankenherrschaft nach Belgien kam und das in Anordnung der einzelnen Gestalten (abgesehen von den Bärten des Emails) die merkwürdigste Aehnlichkeit mit unserem Reichenauer Bild zeigt. In demselben Grade stimmt zu letzterem die Darstellung der Scene in dem Codex Egberti, während diejenige des Codex Epternacensis namhafte Abweichungen aufweist. Die Inschrift unter dem Bilde läßt erkennen:

LAZARE PERGE FORAS QVARTO IAM SOLE SEPVLTE
RVMPE MORAS MORTIS HOC DAT IMAGO PA(rietis?)

Lazarus komme hervor, den vierten Tag schon begraben,
Löse des Todes Banden — so gibt das Bild es zu schauen.

Die zweite Scene zeigt im Hintergrunde wieder zinnenbekrönte Mauern mit Häusern, ganz im römischen Stil. Vor einem Gebäude in der rechten Ecke steht ein breites Bett, auf welchem halb aufgerichtet ein junges Mädchen sitzt; hinter dem Bett zwei Personen mit den Geberden der Verwunderung; von links nähert sich der wie in der vorhergehenden Scene charakterisirte Heiland mit aufgehobener Rechten dem Lager, von drei Aposteln gefolgt: die Auferweckung der Tochter des Synagogenvorstehers, welchen Marcus Jairus nennt (Marc. 5, 22. Matth. 9, 18. Luc. 8, 41). Sie gehört nicht zu den häufigen Darstellungen der altchristlichen Kunst; ich fand sie auf Sarkophagen nur dreimal, auf Elfenbeinen der älteren Zeit zweimal, des 9. bis 10. Jahrhunderts dreimal. Dort liegt oder sitzt das Mädchen meist auf einer altrömischen Sänfte, einmal wie Lazarus eingewickelt, am Boden, einmal liegt sie in einem Sarkophag; hier hat das Bett spätere Formen angenommen. Bei der Scene, welche links von der uns Beschäftigenden geordnet ist, könnte man zunächst denken, es sei der Synagogenvorsteher, welcher den Herrn um Beistand anfleht: zur Thüre heraus kommt eine Gestalt, welche die Hände flehend zu dem sie segnenden Herrn richtet, der auch hier von zwei Jüngern gefolgt ist; die beiden Scenen sind, wie das auf

den Denkmälern der älteren Zeit gewöhnlich ist, ohne irgend welche Scheidewand neben einander gesetzt. Aber die flehende Person ist ein Weib, und man hat darin die blutflüssige Frau zu erblicken, welche sich in dem Augenblicke, wo Jesus sich anschickte, zu Jairus zu gehen, ihm näherte und sein Gewand berührte (Matth. 9, 20. Marc. 5, 25. Luc. 8, 44). Auf zweien von den angegebenen Darstellungen der Auferweckung des Töchterchens ist diese Scene unmittelbar mit jener verbunden, auf einer neben ihr geordnet; einzeln für sich begegnet sie uns sehr oft auf Sarkophagen, zweimal auf Mosaiken, dreimal auf älteren Elfenbeinen. In der Regel erscheint hier die Frau knieend vor dem Herrn, den Saum seines Kleides berührend, zuweilen aber steht sie vornübergebeugt vor ihm, ihre Hände flehend emporgehoben, während Christus ihr eine Hand auf's Haupt legt oder sie, sei es segnend, sei es abwehrend, gegen sie ausstreckt. Dieser Auffassung schließt sich also diejenige unseres Bildes an. Der Codex Egbert's hat beide Scenen.

Von der Inschrift unter dem Bilde ist nur mehr ein Theil zu erkennen:

PRINCIPIS ECCE . . . .
FIDES TE IVT (tua?) salvam FECIT VADE IN (pace).
IVBE(t) (d)O(mm)IENTE(m) VOLO SVRGE PVELLA MODO.

Dein Glaube hat Dich geheilt — geh' hin in Frieden,
Befiehlt der Herr: erhebe Dich vom Schlaf.

Drittes Bild: Der Jüngling von Naim (Luc. 7, 11—15). Der Leichenzug bewegt sich aus dem befestigten Castellum und hat, dem Evangelium getreu, eben die Thore desselben verlassen, als von anderer Seite Jesus, von neun seiner Jünger gefolgt, ihm entgegentritt. Die Wittwe ist dem Herrn zu Füßen gefallen und dieser erhebt segnend seine Hand nach der Bahre zu, auf welcher der Jüngling sich eben aufrichtet.

Diese Scene gehört nicht wie Garrucci sagt, zu den häufigen, sondern gerade zu den seltensten der altchristlichen Kunst. In den Katakombenbildern fehlt sie wahrscheinlich ganz; sie ist erwähnt in Gaza, sie findet sich ferner im 6. Jahrhundert in dem Codex von Cambridge, auf Sarkophagen des 4.—5. Jahrh. einige wenige Male, wo dann der Auferweckte sich von der Sänfte aufrichtet und sitzt, wie auf einem Stuhle, während nur einmal annähernd wie auf unserm Bilde derselbe sich von einer förmlichen Bahre erhebt, unter welcher die flehende Mutter auf den Knieen liegt. Etwas näher unserer Auffassung kommen die Elfenbeine des 9.—10. Jahrh., unter denen dasjenige von Salerno ebenso die Civitas, die Bahre mit den Begleitern, Christus mit den Jüngern und die vor ihm auf die Kniee gesunkene Mutter zeigt; man kann nur zwei Träger unterscheiden, der Meinung Augustin's entsprechend, während sonst vier Träger bei ähnlichen Gelegenheiten angenommen werden.

Die Inschrift ergibt:

MORTVE SVRGE CITVS (?) OBSIDENSQVE LOQVENSQVE REVIVE:
SIC MATRIS VIDVAE TRISTIA CVNCTA ABOLE.

Schnell erhebe Dich, Todter, und gib durch Rede und Leben
Deiner Mutter, der Wittwe, Glück und Leben zurück.

Den Abschluß der Serie nach dem Chore zu bildet Nr. 4: Die Heilung des Aussätzigen (Matth. 8, 1—4; Marc. 1, 40—41; Luk. 5, 12—14). Links sieht man eine flehende Gestalt die Hände nach dem fast ganz zerstörten,

von sieben Aposteln gefolgten Erlöser ausstrecken. Die rechte Seite des Bildes wird von der Fortsetzung der Geschichte eingenommen. Der Herr hatte dem Geheilten geboten, sich dem Priester zu zeigen und das durch das Gesetz Mosis (Lev. 14, 2) vorgeschriebene Opfer zu bringen. Hier sehen wir nun den Priester mit einem Buch auf dem linken Arm, den rechten erhoben, auf einer Bank vor dem Tempel (ad ostium tabernaculi, Lev. 14, 23) sitzen; ihm nahet der Geheilte, welcher das Opfer des Armen bringt (turturem sive pullum columbae, ib. v. 30). Während er auf der ersten Scene offenbar das Gewand des Aussätzigen trägt (habebit vestimenta dissuta, Lev. 13, 45), tritt er hier bereits mit dem ihm wieder angelegten Kleid der Gereinigten, Tunica und Ueberwurf, auf. Am Eingang des Tempels hängt das Horn, dessen er sich bedient hat, um der Vorschrift gemäß die ihm Begegnenden vor seiner Berührung zu warnen (contaminatum ac sordidum se clamabit, Lev. 13, 45). Im Codex Egberti hat er das Horn umgehängt.

Der Leprosus ist die einzige unter unsern Scenen, welche auf den altchristlichen Bilderwerken absolut fehlt; auch Garrucci führt kein Beispiel desselben an. Unter den erhaltenen Denkmälern begegnet er uns erst auf Elfenbeinen des 10.—11. Jahrhunderts und im Egbert-Codex, sonst hat ihn nur noch Walafried (bei dem wir es aber mit einem der zehn Geheilten zu thun haben, Luc. 17, 12).

Von der Inschrift hat sich hier nichts erhalten.

Wenden wir uns nun zu der Nordseite des Mittelschiffs, so beginnt, von Westen her, die Reihe der Darstellungen mit der Austreibung des Teufels aus dem Besessenen bei Gerasa (Marc. 5, 1. 8—17; Luc. 8, 26—37; bei Matth. 8, 28—34 sind es zwei: duo habentes daemonia). Im Hintergrunde der Scene erblickt man die Civitas Gerasenorum (Marc. 5, 1); links tritt der Herr mit acht seiner Jünger aus einer mit Vorhängen behängten Halle hervor und streckt die Rechte segnend dem Besessenen entgegen, welcher nur mit einer Chlamys bekleidet (vestimento non induebatur, Luc. 8, 27), in großer Aufregung auf ihn zueilt. Die Arme streckt der Kranke nach hinten, entweder aus krampfhafter Verzerrung oder sie sind ihm gebunden (Marc. 5, 3 f.; Luc. 8, 29); ein kleiner nackter geflügelter Dämon schlüpft aus seinem Munde heraus. Rechts sieht man die Dämonen in die Schweine fahren und die geängstigten Gerasener Wächter mit ihren Spießen entlaufen: ganz wie in der Handschrift Egberts.

Die Daemoniaci gehören auch zu den selteneren Darstellungen der ältern Kunst. Auf Mosaiken zähle ich sie zweimal (einmal mit der Schweineheerde), auf Elfenbeinen etwa ein halbes dutzendmal, wo dann der Besessene mehrmals in Ketten auftritt. Doch war er auch in Gaza und in der durch P. Johannes VII. (705 f.) mit Mosaiken geschmückten Kapelle in S. Peter gemalt und wird ebenso bei Walafried erwähnt.

Von der Inschrift hat sich nur erhalten:

DAEMON PROIICIT(ur) . . . .
MARIS AL APEIV (??)

(Des Menschen Körper und Seele entfährt der tückische) Dämon,
Stürzt unreines Gethier dann in des Meeres Grund.

Es folgt die Heilung des Wassersüchtigen (Luc. 14, 2—5): den Hintergrund bildet wiederum eine Architektur: eine befestigte Stadt mit Zinnen, Thürmen

und Thoren (rechts eine Mauer mit mächtigem Bückelwerk) — Anspielung auf Luc. 13, 22: „et ibat per civitates et castella, docens et iter faciens in Jerusalem." — Links tritt der Herr wiederum aus einer mit Vorhängen behängten Thüre — fast ganz genau derselben, wie auf dem vorhergehenden Bilde der Teufelsaustreibung —; er ist von sieben Jüngern gefolgt und streckt in derselben Haltung wie bei jenem Wunder segnend die Hand nach dem Kranken, welcher, nur von einem Schurz bekleidet (der Bauch zeigt die Anschwellung des Wassers), offenbar ganz entkräftet dem Erlöser entgegen geführt wird. Die Pharisäer, welche Jesus befragt, ob es erlaubt sei am Sabbath zu heilen, erscheinen hier wahrscheinlich unter den Personen, welche den Kranken heranbringen: sie wollten ja den Herrn auf die Probe stellen (et ipsi observabant eum, Luc. 14, 1).

Die einzige Darstellung der älteren christlichen Kunst, auf welcher der Hydropicus vorkommt, ist die der Cambridger Bilderhandschrift, welche begründeter Vermuthung nach 601 durch Gregor den Gr. an den hl. Augustin nach England gesandt wurde; sie zeigt eine ähnliche Auffassung: der Herr in derselben Stellung mit aufgehobener Rechten, der Wassersüchtige halbnackt, nur mit einem gelben Pallium über der Schulter, neben ihm ein Begleiter, vielleicht auch ein Pharisäer. Dagegen erscheint der Hydropicus auch in Cod. Egberti und bei Walafried wie bei Ekkehard. Hier lautet die fast ganz erhaltene Inschrift:

OBVIVS OCCVRRENS SANATVR YDROPICVS VNVS
HVC ONERATVS ADI(t) (dom)IN(um) SINE FASCE RE(ce)DIT
Wassersüchtig eilt Einer dem Herren flehend entgegen,
Schwerbeladen, geheilt kehrt er nach Hause zurück.

Es folgt der Sturm auf dem Meere (Luc. 4, 36—40). Links sieht man das Castellum, von welchem das Schiff abgefahren ist. In dem Schiffe sind zwei Scenen dargestellt. Zur linken Hand sitzt einer der Jünger am Steuer, das er mit den Händen regiert, ein anderer weckt den schlafenden Herrn (et erat ipse in puppi super cervical dormiens, et excitant eum et dicunt illi: magister, non ad te pertinet quia perimus). Der Mast mit dem stark aufgeblähten Segel (auf demselben ist, vielleicht von einer spätern Hand, ein Kreuz sichtbar) trennt diese Scene von der zweiten; acht weitere Jünger, von denen zwei die Taue des Segels halten, einer ein Ruder in den Händen führt (hier erscheinen alle bartlos), stehen hinter dem Herrn, der in dem Vordertheil des Bootes aufgerichtet die rechte Hand segnend erhebt und offenbar den beiden Windgöttern gebietet, welche rechts oben in der Höhe hinter einer Wolke erscheinen — die Personification des Sturmes.

In dem Meere schwimmen lustig allerlei Fische, in denen man bei einigem guten Willen die Felchen und Hechte des Bodensee's erkennen mag.

Der Sturm auf dem Meere ist in der altchristlichen Kunst nur in Gaza (6. Jh.) dargestellt worden; ich kenne keine früheren erhaltenen Beispiele als die des Codex Egberti (Bl. 24a) und die wohl noch etwas ältere auf einem Elfenbeinbuchdeckel der Bodleian Library zu Oxford, zu denen sich dann diejenigen des Echternacher Codex und einer Stuttgarter Handschrift gesellen. Eine verwandte Scene, der Herr auf dem Meere wandelnd und den versinkenden Petrus rettend, ist allerdings auf einem ältern geschnittenen Steine vorgestellt; ihrer gedenken Walafried

und Ekkehard, und sie erfreute sich auch später besonderer Beliebtheit, namentlich seit Giotto's Navicella in der Vorhalle der Peterskirche zu so großer Berühmtheit gelangt war. Um so interessanter ist diese so seltene jetzt in Reichenau nachgewiesene Scene, an welcher die Bewohner des stürmischen Sees oft genug zu denken Veranlassung gehabt haben werden. Entfernt sich dieselbe von dem Cyclus der überlieferten Darstellungen einigermaßen, so trägt doch auch sie ganz den Typus der altchristlichen Kunst. Das Schiff ist freilich nicht sowohl nach dem Muster der im 10. oder 11. Jahrh. üblichen Barken oder Barchetae, als nach den Vorbildern gemalt, welche die altchristliche Kunst an die Hand gab. Schon die Barke in der bekannten Darstellung der Katakombe von St. Callisto zeigt dieselbe an den Vorder- wie Hintertheil hoch ausgeschweifte Form mit dem Mast und seiner das Segel tragenden Querstange; andere Darstellungen des die Gemeinde der Christen symbolisirenden Schiffs auf Sarkophagen und sonstigen Werken weisen eine ähnliche Gestaltung des Schiffes auf, die übrigens von derjenigen des frühern Mittelalters nicht gar verschieden ist.

Auch die Personification der Winde ist aus der altchristlichen Kunst herübergenommen, welche sie wieder der griechisch-römischen entlehnt hat. Die Sache ist von Anderen so gründlich behandelt, daß ich nicht näher auf sie einzugehen habe. In Darstellungen des Jonas sieht man auf Sarkophagen den Luftdämon bald in der Luft schweben, bald auf dem Hintertheil des Schiffes sitzen; auf einem Mosaik der Kaiserin Galla Placidia in Ravenna sah man den Wind als Mann in halber Figur in einer grauen Jacke und in ein Horn blasend. Aber auch in der Kunst des Mittelalters ist diese Personification herkömmlich. Das Pastoral des hl. Gregor zu Autun, eine Bilderhandschrift vermuthlich der karolingischen Periode, zeigt die Winde als Brustbilder mit zwei Flügeln am Kopfe. In der Stuttgarter Handschrift, welche die letzte der uns hier beschäftigenden Scenen vorstellt, erscheint der Sturm in Gestalt eines Thierkopfes, aus dessen Rachen der Hauch ausgeht, oben rechts; in der Handschrift Egberts zu Trier und dem Codex Epternacensis, wo in beiden Fällen die doppelte Scene, der Schlaf Jesu und die Besänftigung des Meeres, zur Darstellung gelangt, sind es, in dem ersten Falle zwei gehörnte Thierköpfe, in dem zweiten Vogelköpfe. Auffallender ist die Uebereinstimmung unsers Gemäldes mit einem Münchener Evangeliarium von 1014, wo wie in unserm Falle zwei gehörnte Menschenköpfe gebildet sind. Auch in Giotto's Gemälde der Navicella erscheinen die Windgötter.

Wie allgemein übrigens im Mittelalter die hier beschriebene Behandlung des Sujets gewesen, bezeugt das Malerbuch vom Berge Athos, wo es heißt: „Christus gebietet dem Meer und den Winden. Ein bewegtes Meer, und darauf ein Schifflein mit Segeln; und Christus schläft auf dem Hintertheil. Und Petrus und Johannes sind oben auf demselben und halten die Hände mit Furcht gegen ihn ausgestreckt; und Andreas hält das Steuerruder des Schiffleins und Philippus und Thomas raffen die Segel ein. Und wieder ist Christus auf der Mitte des Schiffes und streckt seine Hände gegen die Winde aus und gebietet ihnen. Und oben in dem Gewölk blasen die Winde in die Segel."[1])

[1]) Didron-Schäfer, Das Hdb. d. Malers v. Berge Athos, S. 184.

Von der Inschrift unter unserm Bilde ist nur noch zu entziffern:

CARNE DS (Deus) DORMIT PI(er) . . IMVS (?) O . . .(?) IHSV RESVRG(e) (et) MAIESTATE IVBET . VENTVS ET VNDAE SINITE

Wach auf, rufen den Herrn, erschreckt vom Sturme, die Jünger,
Göttlicher Hoheit voll gebeut er Winden und Wellen.

Den Beschluß der Serie macht die Heilung des Blindgeborenen (Joh. 9, 1—7). Im Hintergrund wieder die Stadt mit ihren Thürmen, der Herr tritt, von sieben Jüngern gefolgt, deren erster ein Volumen trägt, wieder zu dem mit Vorhängen behängten Thore, welches wir aus zwei Darstellungen bereits kennen, heraus und legt die Hand, auch hier mit ausgestrecktem Zeige- und Mittelfinger, dem Kranken auf, welcher, nur mit einem Colobium bekleidet, einen Stab in der Linken, flehend zu ihm herantritt. Rechts in der Ecke sieht man eine ganz gleich gebildete und gekleidete Gestalt, mit zur Stirne gehobener Rechten forteilen; diese stark lädirte Gestalt soll wohl den Geheilten darstellen, welcher fortgeht, um sich, nach dem Geheiß des Herrn, im Teiche Siloë zu waschen. Dies Detail wie der Rest der Inschrift

(hi)C SINE LV(ce natu)S SPVTO LV(men acquirit?)
. . . .

Ohne der Augen Licht geboren empfängt hier der Blinde
(Aus dem Speichel des Herrn die langersehnte Genesung).

lassen an keine der andern Heilungen von Blinden (Matth. 9, 27; 20, 30; Marc. 10, 46; Luc. 18, 35) als an den Blindgeborenen des Johannes denken, bei welchem allein des lutum ex sputo gedacht wird (9, 16). Die Scene gehört zu denjenigen, welche in den Katakombenbildern und auf den Sarkophagen am allerhäufigsten vorkommen, auch auf den Mosaiken, Elfenbeinen u. s. f. nicht fehlen. Nicht selten ist auch da der Blinde durch seine Bekleidung mit einfacher Tunica und Sandalen und durch den langen Stab in seiner Hand charakterisirt. Auch später bleibt der Blindgeborene ein beliebtes Sujet. Es erwähnen seiner das Gedicht der Anthologia graeca, er war in der Kapelle Johann's VII. in St. Pietro musivisch gebildet (705 f.), Joh. Damascenus gedenkt seiner, sowohl wie Walafried, Ekkehard und das Malerbuch vom Athos, welcher die Anweisung gibt: „Christus heilt den Blindgeborenen in den Straßen der Stadt Jerusalem, und ein blinder Jüngling, auf einen Stock gestützt, hat auf seinem Rücken einen Bettelsack hängen, und seine Zehen scheinen durch seine Schuhe durch; und der Blinde ist vor Christus. Und wieder sieht man einen Teich mit Wasser, und der Blinde wäscht seine Augen." Demgemäß finden wir die Scene auch im Codex Egberti und dem Epternacensis, aber weit früher schon in dem Coder von Rossano, auf zahlreichen Elfenbeinen seit dem 5. Jahrh. und namentlich auch auf der Tafel von Salerno, deren Darstellung mit der unsrigen in der Haltung des Herrn wie des Blinden wieder eine gewisse Uebereinstimmung zeigt.

V.

Die altchristliche Kunst bethätigt sich im 2., 3. und 4. Jahrhundert vor allem in der Katakombenmalerei; im 4. und 5. blüht die Sarkophagsculptur; von da ab stirbt die ältere römisch-christliche Richtung allmälig ab. Die Mosaikmalerei, welche zugleich mit der Blüthe der Sarkophagreliefs uns bereits im

4. Jahrh. hochbedeutend entgegentritt, verfällt seit dem 6. Jahrh. mehr und mehr dem Byzantinismus. Viel weniger aber, als man früher angenommen hat, sind diejenigen Zweige der Kunst von letzterm beeinflußt, welche in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends jetzt in den Vordergrund treten: die Elfenbeinsculptur, die Buchmalerei und die Wandmalerei in den Kirchen. Es ist in der neuesten Zeit nachgewiesen worden, wie in den Psalterillustrationen die byzantinische und die nordisch-occidentalische Kunst ihre eigenen Wege gehen, und von einem byzantinischen Einfluß auf die abendländische Malerei im Zeitalter der Karolinger, wenigstens was diese Psalterillustrationen anlangt, nicht mehr gesprochen werden könne. Springer, welchem wir diesen Nachweis zum guten Theil verdanken, knüpft an seine Ausführungen die Bemerkung: es könne schon jetzt behauptet werden, daß in einem wichtigen Theile der Evangelienbilder, in der Darstellung der Parabeln, die byzantinische und abendländische Kunst ebenso auseinandergehen, wie in den Psalterillustrationen. Der Sieg, so hofft er, wird jener Ansicht bleiben, welche eine selbständige stetige Entwickelung der mittelalterlichen und besonders der nordischen Kunst aus der Wurzel der römisch-christlichen Kunst vertritt. Zur Unterstützung dieser Ansicht bringen unsere Reichenauer Wandgemälde ein neues gewichtiges Argument. Ueberall reproduciren diese Bilder die Typen der römisch-christlichen Kunst, namentlich in der stets wiederkehrenden jugendlichen Auffassung des bartlosen Christus; in zahlreichen Fällen lehnen sie sich gerade wie die Elfenbeine des 6., 7. und 8. Jahrh. direct an die Behandlung und Auffassung jener an, und wenn wir das classische Malerbuch der Griechen stellenweise in Uebereinstimmung mit unsern Bildern gefunden haben, so kann dies an sich keinen Beweis für byzantinische Beeinflussung bedingen; denn auch die byzantinische Kunst geht in ihren Wurzeln auf die ältere Kunst der römischen Christen zurück. Dagegen weisen unsere Reichenauer Wandbilder eine Freiheit und Großartigkeit der Behandlung auf, eine dramatische Bewegung der Gestalten, gepaart mit monumentaler Würde, wie sie selten oder kaum in den Werken der Byzantiner getroffen werden. Von den hagern, regungslosen Gestalten, von den mürrischen, griesgrämigen oder grimmigen Gesichtern der griechischen Bilder ist hier nichts zu finden. Der Stil hat trotz aller Schwächen in der Behandlung des Nackten, trotz gewisser Härten in dem Faltenwurf der Gewänder eine edle Selbständigkeit bei aller Anlehnung an die Vorbilder. Die Farbengebung scheint von Anfang an sehr in's Helle gespielt zu haben, die Fleischtöne sind gelblich; man vermißt hier jeden Anklang an die dumpfigen und harzigen Farben der Byzantiner, an ihre olivenfarbige unerfreuliche Carnation. Auch die architektonischen Hintergründe weisen auf Italien und Rom zurück. Daß von Perspective und Verkürzungen hier nicht die Rede ist, wird Niemand, der mit dem Gange der kunstgeschichtlichen Entwickelung bekannt ist, erstaunen.

Die Ausmalung der Innenräume der Kirchen tritt uns schon seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. entgegen — vielleicht schon früher, wenn das dem Lactantius zugeschriebene Gedicht „Phönix“ ihm wirklich und nicht einer etwas spätern Zeit gehört. Das ausgehende 4. Jahrh. zeigt uns die malerische Ausschmückung der Kirche des hl. Ambrosius in Mailand, wie sie uns durch die

Verse des Ambrosius beschrieben ist: Scenen aus dem Alten Testament; — diejenige der Blachernenkirche in Constantinopel und anderer griechischen Kirchen, von denen uns die Epigramme der griechischen Anthologie Nachricht geben; sie enthielten von unsern Reichenauer Scenen den Blindgeborenen, die Auferweckung des Lazarus, die Kreuzigung; eine von Prudentius beschriebene Kirche bot die Austreibung der Teufel aus dem Besessenen von Gerasa und Lazarus dar. Bekannt sind dann der reiche Bilderschmuck in der Kirche zu Fondi, den Paulinus v. Nola beschreibt, die biblischen Bilder in S. Maria Maggiore (432), freilich in Mosaik, aber da geordnet, wo sonst die Wandmalerei einzutreten pflegte.

Eine ähnliche biblische Serie bot Martino in Ravenna, auf deren Mosaiken wiederum von unsern Bildern die Teufelaustreibung mit den Schweinen, Lazarus' Auferstehung, die Heilung von Blinden wiederkehrte, wie die Mosaiken des P. Johannes VII (705) in einer Kapelle von S. Pietro in Rom, wo wir unsere Heilung des Blindgeborenen, den Besessenen, das Kruzifix mit Maria und Johannes wiederfinden. Ueber Ausmalung von Kirchen im Orient berichten uns Choricius (Kirche in Gaza, 6. Jahrh.) und Johannes Damascenus: auch hier finden wir den Blindgeborenen, die Blutflüssige, die Kreuzigung. Im Abendlande schildert weiter Elpidius Rusticus zu Ausgang des 5. Jahrhunderts eine Serie alt- und neutestamentlicher Darstellungen, unter denen wir von den unsrigen auch die Blutflüssige, den Jüngling von Naim, Lazarus finden. Aus Frankreich weiß, aus der merovingischen Zeit, Venantius Fortunatus von Malereien und Intarsien ähnlicher Art zu erzählen. Im 9. Jahrhundert kommen dann, außer der Beschreibung von Scenen des N. T. bei Bernowin und solchen des A. T. bei Alkuin, die oft angezogenen Bilder, welche uns Ernoldus Nigellus (814—840) und Walafried Strabo schildern und von denen erstere unter Ludwig dem Frommen in der Ingelheimer Pfalz ausgeführt waren; etwas später fallen die von Ekkehard IV. (1036) beschriebenen reichhaltigen Bilder des Mainzer Domes, welche vermöge der Herkunft ihres Inspirators, Ekkehard's, eben wieder auf die Schweiz zurückwiesen. St. Gallen, wo Ekkehard (geb. 980) bei seinem Lehrer Notker gelernt, hatte bereits um 850 bei Gelegenheit der Vollendung des uns im Risse glücklicher Weise erhaltenen Klosterbaues sich „hervorragende" Maler aus der Reichenau kommen lassen, wie uns sein Dichter berichtet.

Kurze Zeit, ehe diese berühmten Reichenauer Maler die Aula, das Wohnhaus des Abts von St. Gallen, ausmalten, war Walafried gestorben (847). Liest man die Beschreibung der Bilder, welche nach seinem Entwurf an der Westfaçade der Kirche angebracht werden sollen — oben die Posaunenengel, welche zum jüngsten Gericht rufen; unter dem Thron des Herrn die zum Mitrichten berufenen Heiligen — so könnte man sich versucht glauben, anzunehmen, der Dichter habe diese Verse für die Kirche zu Oberzell geschrieben. Aber der Cyclus der für die Innenwände angegebenen Scenen stimmt nicht mit Oberzell. Ob der Walafried'sche Cyclus überhaupt ausgeführt war, müssen wir dahin gestellt lassen: immerhin bleibt er ein höchst interessantes Zeugniß dafür, wie man sich auf der Reichenau um die Mitte des 9. Jahrhunderts eine solche bildnerische Ausstattung der Kirche dachte.

Hundert Jahre später, um 975, malten die Reichenauer Mönche Heribert und Kerald aller Wahrscheinlichkeit nach jenes kostbare Evangelistar, welches Eb. Egbert von Trier wohl bei einem Aufenthalte auf der Augia dives sich schenken ließ. In den nämlichen Jahren fing man an, die Klosterkirche zu Petershausen bei Constanz, welche Abt Gebhard seit 983 zu bauen begonnen, mit Wandgemälden zu schmücken; zur Linken mit Geschichten des Alten, zur Rechten mit Scenen des Neuen Testamentes, im Chor mit den Bildern Mariens und der Apostel. Nichts ist wahrscheinlicher, als daß Reichenauer Mönche hier wie in St. Gallen ausgeholfen haben. Bald darauf, wohl noch unter Witigowo, erfolgte unserer Annahme gemäß der Umbau von St. Georg in Oberzell (984—990). Kein Zweifel, daß wir in diese Zeit auch unsere Wandgemälde des Innern zu setzen haben. Kaum wird man die Verwandtschaft derselben mit den Miniaturen der Egberthandschrift leugnen können; beide scheinen mir von Künstlern herzurühren, welche in Italien gewesen und dort mit den altchristlichen Traditionen nähere Fühlung gewonnen hatten.

Man hat gegen diese chronologische Bestimmung geltend gemacht, es trügen die aufrechten Ornamentfriese, welche sich zwischen den einzelnen Bildern hinziehen, im Gegensatz mit der übrigen, im Charakter frühchristlichen Decoration völlig romanisches Gepräge. Das aufsteigende Rankenornament, dessen Grundmotiv die stilisirte Iris sei (?), komme frühestens am Ausgang des 11., als typisches Ornament vom 12. Jahrhundert an, vor. Später aufgemalt sind diese Friese gewiß nicht, und so, sagte man, müsse man sich wohl für eine etwas spätere Entstehungszeit der Bilder entscheiden, um so mehr, als der Einfluß althergebrachter Tradition sich noch lange, bis in's 13. Jahrhundert, verfolgen lasse.

Ich muß dieser Argumentation entgegentreten. Einmal, weil mit dem Erwachen der eigentlich romanischen Kunst Auffassung und Typen sich gerade in der Malerei so ändern, daß schon zu Ende des 11. Jahrhunderts der Abstand gegen die Schöpfungen des ausgehenden ersten Jahrtausends wesentlich und handgreiflich, das Verlassen der alten, römisch-christlichen Tradition und ihrer Typen in Folge der nun unbestrittenen Herrschaft der germanischen Phantasie eine vollendete Thatsache wird. Was aber das Ornament anlangt, so darf man sich hier von vereinzelten Beobachtungen nicht irre führen lassen, welche einer breiteren Basis häufig entrathen und in Folge dessen den Zusammenhang und die gegenseitige Einwirkung kunstgeschichtlicher Erscheinungen verkennen.

Die Geschichte des Ornamentes in der mittelalterlichen Kunst ist noch zu schreiben. Aber Behauptungen, wie die eben gehörte, sind schon jetzt nicht schwer zu widerlegen. Eine mit unserm aufsteigenden Ornamentfries zwar nicht identische, ihm aber überaus ähnliche und einer ganz verwandten Richtung entspringende Bordüre zeigt das in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts in St. Gallen geschriebene Antiphonar Nr. 390. Nicht minder sind als verwandt herbeizuziehen das Ornament am Grabstein des Hatto im Mainzer Dom, welches ebenfalls auf Reichenau zurückweist, und dasjenige des dicht bei der Reichenau, vielleicht durch Künstler derselben entstandenen Antependiums, der goldenen Altartafel Heinrich's II., einst im Dom zu Basel, jetzt im Hôtel Cluny in Paris. Auch das der Mitte des 9. Jahrhunderts, freilich einer andern Schule angehörende

Ornament des Psalterium aureum in St. Gallen darf hier angezogen werden. Vollends aber muß jeder Zweifel schwinden, wenn man unser Reichenauer Ornament sozusagen genau in der im 9. u. 10. Jahrhundert gemalten berühmten Bibel von St. Paul in Rom wiederfindet, einer Handschrift, welche übrigens auch in Hinsicht ihrer Architekturen außerordentliche Vergleiche mit unsern Wandbildern darbietet. Ein umgeschlagenes Akanthusblattornament wie in der Bibel von St. Paul begegnet uns auch auf einem höchst merkwürdigen Denkmal der Schweiz, einem Elfenbein des Züricher Museums, welches die in dem in den letzten Jahren so viel besprochenen Utrechter Psalter gegebene Illustration zu Psalm XXVI in auffallendster Uebereinstimmung wiederholt — ein Werk, welches ich in Anbetracht der noch ganz römisch-christlichen Typen kaum nach dem 7. Jahrhundert zu setzen wüßte, in welcher Ansicht ich durch de Rossi bestärkt werde. Nebenbei gesagt, ein hochinteressantes Beispiel von der Einwirkung verschiedener Kunstzweige auf einander und der Unhaltbarkeit jener Meinung, welche seit dem 5. Jahrhundert Wand- und Miniaturmalerei, und Relief ganz getrennte Wege gehen, und ihre Typen und Behandlungsweisen ohne Einfluß auf einander bleiben läßt.

Endlich spricht auch die Paläographie der Inschriften auf unsern Bildern gegen einen spätern Ursprung derselben. Diese Inschriften sind durchaus in den der altrömischen nachgebildeten Capitale gemalt, wie sie im 10. und 11. Jahrhundert bei uns am Rhein üblich war. Da ist noch keine Spur von der arrondirenden Tendenz der Schrift des 12. Jahrhunderts mit ihren zahlreichen Ineinanderschiebungen der Buchstaben, ihren häufigen Ligaturen u. s. f.

Auch die Gemälde an der Außenseite der Westapsis kann ich nicht namhaft später als das Jahr 1000 setzen. Wenn ihre Behandlung etwas verschieden ist, so erklärt sich das aus dem um soviel kleinern Maßstabe, welcher selbstverständlich eine sorgfältigere Ausführung verlangte. Von dem jüngsten Gerichte wird sofort ausführlicher zu sprechen sein. Das Bild der Kreuzigung enthält nichts, was zu einer spätern Datirung nöthigt: der Christus ist mit einem zwar schon kurzen Schurz bekleidet (im Egbert-Codex trägt er noch eine lange Tunica), aber ohne Krone, die Füße neben einander gebildet. Maria steht mit emporgehaltenen Armen neben dem Kreuz, auf der andern Seite der Lieblingsjünger, mit dem Gestus der Trauer, die Rechte an den Kopf legend. Sonne und Mond blicken über dem Kreuz herein. Abgesehen von den beiden Gestirnen, welche dort personificirt als Brustbilder erscheinen, bietet die Kreuzigung des Antependium von Salerno auch hier die frappanteste Uebereinstimmung, namentlich in dem Gestus des Johannes, der übrigens in dieser Weise geradezu typisch wird und uns auf zahlreichen Denkmälern des Mittelalters begegnet.

Die Thätigkeit der beiden letzten Jahrhunderte des ersten Jahrtausends auf dem Gebiete der Wandmalerei war durchaus nicht so eingeschränkt, wie vielfach geglaubt wurde; trotzdem ist uns in Deutschland, wenn man von den spärlichen Resten fränkischer Stuccos im Trierer Dom absieht, kein Denkmal außer den Bildern von Oberzell überkommen, welches noch vor das Jahr 1000 zu setzen wäre. Um so größer muß der Werth dieser Bilder erscheinen, deren sorgfältige Erhaltung wesentlich von der Conservirung der in mancher Beziehung restaurationsbedürftigen Kirche des hl. Georg abhängt.

VI.

Die Lehre von dem Weltgericht war in der alten Kirche ein stehender Artikel der Predigt: vor Allem des öffentlichen Ausrufs der Apostel, in deren Zeit man sich die Wiederkunft Christi zum Gerichte als sehr nahe bevorstehend dachte; vielleicht bezieht sich ein vielbesprochenes Graffito von Pompeji auf diese Erwartung und Verkündigung des nahenden Weltunterganges. Obgleich nun aber die Apokalypse des hl. Johannes im Wesentlichen alle Elemente enthält, aus welchen sich die mittelalterliche Vorstellung dieses Ereignisses zusammensetzt, treffen wir doch bei den Kirchenvätern keine Schilderung desselben wie bei den mittelalterlichen Schriftstellern. Bei Origenes vollzieht sich das Weltgericht in einem Augenblicke, es ist ein rein geistiger Vorgang, weiter führen uns auch Hippolytus und Commodianus nicht, welch' letzterer, wahrscheinlich zur Zeit der diocletianischen Verfolgung in seinen Gedichten außer der stark betonten Erwartung des Gerichtes nach Ablauf von tausend Jahren nur den Weltbrand und die Posaune aufgenommen hat. Die Kirche der Verfolgung beschäftigte sich und die Phantasie der Ihrigen offenbar viel weniger mit der Vorstellung und Ausmalung der letzten und furchtbarsten Begebenheit in der Geschichte der Menschheit: vielmehr suchte sie den Muth und die Ergebenheit der Gläubigen durch jene tröstenden und ermunternden Gedanken zu stärken, welche uns mit systematischem Ausschluß aller beängstigenden und niederschlagenden Scenen in den Wand- und Deckenbildern der Katakomben entgegentreten. Es erklärt sich daraus, daß die altchristliche Kunst eine Darstellung des jüngsten Gerichts in der Weise und Auffassung des Mittelalters und der Renaissance nicht kennt. Gleichwohl ist ihr die Vorstellung eines Gerichtes nicht ganz fremd. Die Acten der Märtyrer stellen uns den Kampf des Christen gegen die Verfolgung häufig unter dem Bilde des Fechters in der Arena dar, wo denn Christus als Kampfrichter, als agonotheta, erscheint, wie er nach der Homilie des hl. Basilius d. Gr. auf den h. Barlaam gemalt, wie er, Christus in menschlicher Gestalt, in der Kirche des hl. Theodorus nach der ausführlichen Beschreibung des hl. Gregor v. Nyssa vorgestellt war. Die Acten der hl. Perpetua, wo der Kampfrichter (Lanista) ausdrücklich beschrieben wird, lassen vermuthen, daß eine solche Darstellung derjenigen ähnelte, welche uns aus einem profanen Werk, dem schönen Mosaik der römischen Villa zu Nennig, bekannt ist. Oder es war eine Vorstellung ähnlich derjenigen, wie wir sie auf Goldgläsern des 3.—4. Jahrhunderts und noch auf Mosaiken des 6.—7. Jahrhunderts zu Rom und Ravenna sehen, wo Christus den Heiligen den Kranz oder die Krone aufsetzt oder darreicht (Jac. 1, 12). Eine davon ganz verschiedene allegorische Vorstellung des Richters, die bereits den Uebergang zu dem Gedanken eines allgemeinen Gerichtes in sich schließt, ist die Scheidung der Böcke von den Schafen (vergl. Matth. 25, 32), die bereits in einem Katakombengemälde in S. Callisto angedeutet, in jener kleinen Basilika gemalt war, welche der hl. Paulinus von Nola in Fundi (Fondi) gebaut hatte.

Dieselbe Vorstellung ist uns noch erhalten in einem der musivischen Wandbilder von S. Apollinare Nuovo in Ravenna, wo Christus, auf einem grünen Rasenhügel sitzend, die rechte Hand drei weißen Lämmern entgegenstreckt, welche sich ihm von dieser Seite nähern; auf der Linken des Herrn stehen drei schwarz-

gefleckte Schafe, zu beiden Seiten desselben sieht man einen lichtroth gekleideten Cherub mit Nimbus und Flügeln. Das Bild gehört der ältern Serie der Mosaiken von S. Apollinare an und wird in der Zeit des Theodorich entstanden sein.

Eine Ikonographie des jüngsten Gerichtes gibt es bis jetzt nicht, und ich kann nicht daran denken, an diesem Orte eine erschöpfende Behandlung dieses Gegenstandes zu liefern. Es sei mir indessen gestattet, den Weg anzudeuten, auf welchem die christliche Kunst zur Darstellung dieser furchtbaren, für uns alle Geschichte abschließenden Scene gelangt ist.

Die, wie wir gesehen, in der altchristlichen Kunst gegebenen Ansätze zur Veranschaulichung des Gedankens von Christo als dem Richter über Lebendige und Todte haben in dieser Richtung keine Ausbildung erfahren: es wäre irrthümlich, aus ihnen die mittelalterliche Vorstellung abzuleiten. Der Weg, welcher zu dieser geführt hat, ist im Gegentheil folgender.

Im Sanctuarium der Kirche, in der Apsidalnische, unter welcher der Altar stand, dann über dem Eingang des Kirchenportals, speziell in dem Giebelfeld derselben, wird seit dem 5. Jahrhundert mit Vorliebe der Rex gloriae, der in seiner Majestät thronende, von einem Strahlenglanz umflossene oder von der die himmlische Glorie versinnbildlichenden Mandorla umgebene Erlöser dargestellt: der freudige Ausdruck der siegreichen Kirche für den Artikel ihres Credo; ascendit ad coelum, sedet ad dextram Dei.

Im Laufe der Jahrhunderte, schwerlich vor dem achten, wird diese Darstellung erweitert, indem nicht bloß, wie schon in den Mosaiken des 4. und 5. Jahrhunderts die Apostel und andere Heilige, bald als Lämmer, bald in menschlicher Gestalt gebildet, unter der Maiestas Domini erscheinen, sondern auch die Auferstehung der Todten dazutritt, wo dann die Guten zur Rechten des Herrn, die Bösen zur Linken geordnet werden: der jenem folgende Satz des Glaubensbekenntnisses: unde venturus est iudicare vivos et mortuos. Wenn die alte Kirche der verfolgten und trauernden Gemeinde nur Bilder des Trostes und der Aufrichtung vorstellte, so genügte das jetzt nicht mehr. Die entsetzliche Verwilderung der Zeiten, die Roheit der über die römische Cultur siegreichen Barbaren des Nordens forderten Vorstellungen der eindringlichsten, das Sittengesetz auf's nachdrücklichste verschärfenden Art: der sanfte gute Hirt macht dem furchtbaren Richter der Lebendigen und der Todten Platz, der König der Glorie erscheint jetzt zumeist zugleich als der gefürchtete Weltenrichter — ein Uebergang, der durch einzelne Kunstwerke ganz außer Frage gestellt wird. Zwei Umstände wirken nach dieser Richtung bedeutsam ein, oder vielmehr bezeugen die geistige Strömung, welche diese Neuerung in den Kunstvorstellungen bedingten: das abermalige Hervortreten des jüngsten Gerichtes in der christlichen Predigt und die Benutzung der germanischen Vorstellungen von dem zukünftigen Weltbrand, wie sie uns in Muspilli, im Heliand, in Cynewulf's Crist, in der Wöluspa entgegentreten; dann aber die gen Ausgang des ersten Jahrtausends viel verbreitete Erwartung des Weltunterganges: eine Erwartung, die Angesichts der jammervollen Zustände des „dunklen Jahrhunderts" nur zu begreiflich war und welche, wenn auch vielleicht in manchen

Gegenden nicht getheilt, in Frankreich und Deutschland ganz gewiß einen großen Einfluß auf die Verbreitung der Bilder des Weltgerichtes geübt hat. Die weitere Ausführung dieser Sätze muß ich einem andern Orte vorbehalten.

So sehen wir jetzt, seit dem 8. und 9. Jahrhundert, Darstellungen des jüngsten Gerichts in Handschriften, wie dem Codex Barberini, dem St. Emmeramer und den St. Gallener Codices, auf Mosaiken, wie in Parenzo, auf Elfenbeinen, in Portalsculpturen, entstehen. Wandgemälde stellten diesen Gegenstand dar in Petershausen bei Constanz, bei den Bulgaren soll der hl. Methodius ein solches zur Bekehrung des Fürsten geschaffen haben. Als das älteste, uns erhaltene Wandgemälde dieser Gattung konnte bis vor Kurzem das jüngste Gericht in S. Angelo in Formis bei Capua gelten, welches Salazaro bekannt gemacht hat; jetzt gebührt dem Reichenauer der Vortritt und wir dürfen in ihm die älteste und in vieler Hinsicht interessanteste Darstellung dieses Sujets erblicken.

Freilich, in ästhetischer Hinsicht trennt ein ungeheuerer Abstand dieses einfache Bild von den großartigen Schöpfungen eines Orcagna, Signorelli und Michel-Angelo. Will man in Kürze den Weg ermessen, welchen die Menschheit vom Jahre 1000 bis zum Jahre 1550 zurückgelegt hat, so werfe man einen Blick auf das arme Gemälde der Reichenau und die Wand der sixtinischen Kapelle: der Vergleich sagt Alles. Und doch, so erdrückend Michel-Angelo's Nähe für Alles ist, was man mit ihm zusammenbringt: ich weiß nicht, ob die Geschichte jenes bescheidenen Bildes auf der einsamen Insel des Untersees nicht wenigstens religions- und culturgeschichtlich werthvoller und kostbarer ist als diejenige des vielbewunderten und verherrlichten Werkes in Rom. Zu diesem drängt sich freilich seit drei Jahrhunderten die ganze gebildete Welt in hellen Scharen; ob es jemals eine Thräne getrocknet, oder ein Herz erleichtert hat, ich weiß es nicht. Jene Malerei des Reichenauer Mönches an der Westapsis der St. Georgskirche in Oberzell aber — sie war Jahrhunderte lang die Stätte, wohin Tausende der ganzen umwohnenden alemannischen und schwäbischen Bevölkerung ihre Schritte lenkten: eine laute Predigt rief sie in die Wildniß dieses Landes die Schrecken der göttlichen Gerechtigkeit, aber auch den Trost der göttlichen Gnade hinein. Denn sie zeigt nicht, wie das später, nicht ohne Fälschung des traditionellen kirchlichen Gedankens, Signorelli und Michel-Angelo thaten, den Christus, der der halben Welt zürnend seinen entsetzlichen Blitz zuschleudert, sondern mitten in der Darstellung des Schrecklichen thront milde und versöhnend das Bild des Gekreuzigten: ein lebendiger Hinweis, daß nur derjenige von Christo und seinem Himmel ausgeschlossen wird, der sich selber durch Verschmähung der Heilsgnade von ihm ausschließt. Tausende haben, von der Reichenau in ihre Berge und Wälder zurückwandernd, in stillem Gemüthe dem unbekannten Maler für diesen Schatz des Trostes gedankt; ehren auch wir die Stätte, welche unsern Vorfahren einst weithin Licht und Frieden gespendet hat.

Der Untergang der Cimbria.

Fachmännische Gedanken und Vorschläge.

Die in neuerer und besonders in allerjüngster Zeit so ungemein häufigen Verluste von Schiffen in Folge von Collisionen haben, zumal mit diesen Verlusten gewöhnlich auch der Untergang vieler Menschen verknüpft war, vielfach zur Erörterung der Frage geführt, ob es nicht möglich sei, diesen Unglücksfällen ganz vorzubeugen, was jedoch kaum erreichbar sein wird, oder wenigstens ihre Schrecken erregende Zahl zu vermindern und ihre traurigen Consequenzen zu beschränken. Bei allen bisherigen ernsteren Collisionen ist fast stets das gerammte Schiff in kürzester Zeit voll Wasser gelaufen und gesunken, ohne daß die sonst als Sicherheitsmittel so hoch gepriesenen wasserdichten Querschotte [1]), mit denen alle modernen eisernen Schiffe mehr oder weniger versehen sind, merklichen Nutzen gewährt hätten. Nur dann haben erfahrungsgemäß wasserdichte Querschotte das betreffende Schiff vor dem Sinken geschützt, wenn die Verletzung ganz vorn im Bug, vor dem vordersten Querschott, geschah, wie das bei dem rammenden Schiffe (nicht dem gerammten) der Fall ist; wir erinnern hier an die „Arizona", welche mit 14 Knoten Geschwindigkeit gegen einen Eisberg lief und sich den ganzen Bug bis zu dem vordersten Querschott zerstörte, an die „Westphalia", welche im vergangenen November einen bis jetzt unbekannten Dampfer niederrammte, endlich an den „Sultan", welcher die „Cimbria" zum Sinken brachte. Alle diese Schiffe wurden durch ihre Collisionsschotte gerettet und könnte die Zahl solcher Fälle noch beliebig vermehrt werden.

Unwillkürlich entsteht hier die Frage, warum die Schotte nicht in allen Fällen ihren Zweck so erfüllen, wie sie es bei den rammenden Schiffen bisher fast immer gethan haben. Der Grund hierfür ist bei näherer Betrachtung der modernen eisernen Dampfer unschwer zu finden.

---

[1]) „Schotte" nennt man Wände aus Eisenblech, durch welche ein Schiff in Abtheilungen getheilt wird; je nachdem dieselben senkrecht zur Längsaxe des Schiffes stehen oder mit der letzteren gleichlaufen, unterscheidet man „Querschotte" und „Längsschotte". Das vorderste Querschott, also dasjenige, welches dem Vorsteven des Schiffes zunächst liegt, heißt „Collisionsschott".

Was sich hier zunächst unserer Betrachtung aufdrängt, ist der Umstand, daß während jede auch die nebensächlichste Art von Gebäuden auf dem festen Lande der strengsten baupolizeilichen Vorschriften unterworfen ist, für die schwimmenden Gebäude, bei denen doch ungleich mehr an Vermögen, und namentlich an Menschenleben auf dem Spiele steht, keine solche Bestimmung existirt. Jedes Stallgebäude wird mit minutiösester Genauigkeit nach seiner Anlage und seiner Construction geprüft, ehe zum Bau geschritten werden darf; aber der große transatlantische Dampfer, welcher auf einmal $1\frac{1}{2}$ tausend Menschen befördert und von dessen richtiger Construction die Sicherheit und das Leben so Vieler abhängt, kann in jeder von dem Rheder oder dem Erbauer etwa beliebten, unvollkommensten und direct gefährlichen Bauart hergestellt und in Betrieb genommen werden, ohne daß die geringste Controle staatlicherseits intervenirt. Seitens der Classificirungsgesellschaften, wie der Englische Lloyd, das französisch-belgische Büreau Veritas und der deutsche Germanische Lloyd, wird zum Zweck der Erlangung einer möglichst hohen Classe und damit verbundenen möglichst niedrigen Versicherungsprämie eine Aufsicht über die Bauausführung geübt, jedoch nur in so weit, als diese von einer einigermaßen rationellen Bemessung der Stärken der einzelnen Constructionstheile berührt wird. Diese Privatgesellschaften, die sich auf die Untersuchung der eigentlichen Schiffsconstruction nicht einlassen, haben allerdings einige Vorschriften über die Anbringung wasserdichter Querschotte in den Schiffen erlassen, nach welchen alle heutigen Dampfer gebaut, classificirt und versichert werden. Aber gerade diese mangelhaften Vorschriften haben sich nach den jüngsten Unglücksfällen zur See als durchaus unzureichend erwiesen. Je sicherer und zweifelloser daher einige der schwersten von den in jüngster Zeit vorgekommenen Unglücksfällen zur See auf die mangelhafte Bauweise der Schiffe zurückzuführen sind, um so dringender und ernster wird die Forderung der Staatsaufsicht über die Bauausführung von Seeschiffen, ähnlich wie solche hinsichtlich der Gebäude auf dem festen Lande besteht.

Diese Beaufsichtigung müßte sich zuerst auf die Sicherung des Lebens der Passagiere erstrecken und hier wäre vor allen Dingen auf das Vorhandensein einer genügenden Anzahl wasserdichter Querschotte zu sehen.

Alle eisernen modernen Dampfer besitzen eine gewisse Anzahl von wasserdichten Schotten. Bei kleineren Schiffen sind gewöhnlich ein vorderes, das Collisionsschott, dann ein Schott vor dem Kesselraum, ein Schott hinter dem Maschinenraum und ein Schott ganz hinten vorhanden; bei größeren Dampfern tritt hierzu gewöhnlich noch ein Schott, das den vorderen Laderaum in zwei Theile trennt und ein Schott zwischen Maschinen- und Kesselraum. Diese Schotte haben sich in der Praxis indessen als ganz unzureichend erwiesen; nur das Collisionsschott hat sich vollkommen zweckentsprechend bewährt. Das Collisionsschott ist meistens das einzige, das undurchbrochen und entsprechend hoch im Schiff reicht; es ist, weil es sich im schärfsten Theile befindet, von nur geringer Breite und besitzt daher genügende Festigkeit gegen den Wasserdruck. Die übrigen Schotte leiden fast sämmtlich an mindestens einem der Fehler, daß sie entweder nicht hoch genug reichen, oder daß sie nicht widerstandsfähig genug gegen den Wasserdruck gebaut sind oder daß sie Thüren

und Schleusenschieber haben. Außerdem ist regelmäßig die Zahl der Schotte eine zu geringe.

Die Querschotte haben ja nur den Sinn, das Schiff in so viele Abtheilungen zu trennen, daß das Schiff nach dem Volllaufen einer oder zweier dieser Abtheilungen doch noch mindestens schwimmt und wenn möglich noch seefähig und regierbar bleibt. Dies aber läßt sich nur erreichen, wenn die Schotte so nahe an einander stehen, daß das Wasser, welches in den Zwischenraum zwischen zweien oder dreien derselben einfließen kann, das Schiff nur ein bestimmtes Maß tiefer tauchen macht, keineswegs aber im Stande ist, das Schiff zum Sinken zu bringen. Um das Wasser auf dieses Maß zu beschränken, müssen die Schotte aber auch hoch im Schiff nach oben reichen, um den jetzt so häufig vorkommenden Fall ganz auszuschließen, daß das Wasser beim tiefer sinkenden Schiffe über die Oberkanten der Schotte von einer Abtheilung in die andere läuft. Die Schotte müssen ferner so stark construirt und so versteift sein, daß sie dem Wasserdruck bei ganz gefüllter Abtheilung und tiefer eingetauchtem Schiffe zu widerstehen vermögen, was heute bei den wenigsten Schiffen der Fall ist, und endlich dürfen sie keine Thüren und Schleusenschieber besitzen, da diese, zumal die ersteren, immer schwache Punkte des ganzen Schottes bilden und oft die Gefahr herbeiführen, daß durch ihr zufälliges Offenbleiben Wasser von einer Abtheilung zur andern überläuft.

Sind die Schotte richtig vertheilt und reichen sie hoch genug über Wasser, so wird auch das größte Leck keinen weiteren Schaden anrichten können, als daß die verletzte, vorn und hinten durch Querschotte begrenzte Abtheilung des Schiffsraums voll läuft. Das Schiff hat hierdurch allerdings einen Theil seiner Tragfähigkeit verloren und auf die andern, unbeschädigt gebliebenen Theile des Schiffes drückt nun das nicht kleiner gewordene Gesammtgewicht des Schiffes sammt Ladung in erhöhtem Verhältniß, woraus folgt, daß das Schiff um ein gewisses Maß tiefer einsinkt. Aber das Schiff wird um so weniger tief sinken, je geringer das Wasserquantum ist, das in das Schiff eindringt, d. h. je kleiner der Abstand zwischen zwei Schotten ist.

Wie hoch die Schotte bei jedem Schiffe geführt werden müssen und wie groß ihre Entfernung von einander sein darf, ist einer besonderen Untersuchung in jedem einzelnen Falle zu überlassen. Es werden sich jedoch allgemein gültige Regeln feststellen lassen.

Es bietet keine besondere Schwierigkeit, den Schotten eine so große Festigkeit zu geben, daß sie bei dem höchsten Wasserdruck, der vorkommen kann, noch vollständig sicher sind. Ihre gegenwärtige Schwäche liegt weniger in der Anwendung zu dünner Platten, als in der zu geringen Versteifung. Vor Allem aber muß die Zahl der sogenannten wasserdichten Thüren in den Schotten auf das Allernothwendigste beschränkt werden. Gegenwärtig sind derartige Thüren, und gerade die gefährlichsten, aus reinen Bequemlichkeitsrücksichten in den Laderäumen und zwischen diesen und dem vorderen Kohlenraum angebracht. Der Wegfall der Thüren würde eine ungemeine Erhöhung der Sicherheit des Schiffes ergeben, ohne darum die Ladefähigkeit des Schiffes wesentlich zu verringern.

Die für die Communication zwischen Maschinenraum und Kesselraum zur

Beaufsichtigung beider Räume durch einen Maschinisten bis jetzt stets vorhandenen Thüren könnten allenfalls beibehalten werden. Nur müßten sie in solcher Höhe angebracht sein, daß das Wasser im Schiff erst nach längerem Steigen sie erreichen könnte, und so construirt sein, daß sie vom Oberdeck aus zu schließen sind. Aber selbst diese Thüren könnten vielleicht entbehrt werden, da sie doch eigentlich nur aus Ersparnißrücksichten angebracht sind. Wo sie vorhanden sind, braucht man nur einen Maschinisten auf Wache gleichzeitig für Maschine und Kessel, während man sonst zwei Maschinisten haben müßte.

Der vielfach gegen die Querschotte erhobene Einwand, daß durch dieselben die Ventilation gestört würde, ist nicht stichhaltig. Die unteren Laderäume liegen gegenwärtig schon zwischen Schotten, die vielleicht nur etwas weiter auseinander stehen, als sie künftig stehen sollten, und sie werden ohnehin geschlossen gehalten; die oberen für Passagiere verwendeten Räume dagegen würden sich bei jeder Anzahl von Schotten hinreichend ventiliren lassen, wenn man nur die dafür erforderlichen Mittel aufwenden will. Es ist dies eine reine Geldfrage. Die wünschenswerthe und durchaus unvermeidliche Communication wäre durch wasserdicht verschließbare Klappthüren oder Schiebethüren zuverlässiger Construction herzustellen, die so eingerichtet sind, daß sie rasch und sicher geschlossen werden können. Aus jedem zwischen zwei Querschotten belegenen Raume müssen Treppen und Luken nach oben führen, so daß aus jedem Raume ein rasches Entweichen nach freier Luft möglich ist. Alle wasserdichten Thüren müßten einer strengen, täglichen Controle unterworfen werden, so daß ihre leichte Gangbarkeit stets gesichert ist.

Schleußenventile oder Schieber in den Schotten, d. h. verschließbare Oeffnungen in dem am tiefsten gelegenen Theile derselben, um das Wasser von einem wasserdichten Raume nach dem andern zu der Pumpe durchzuschleusen, sind ganz verwerflich und lassen sich auch vermeiden. Die Pumpen des Schiffes, die Maschinenpumpen einbegriffen, haben im Allgemeinen nicht die Fähigkeit, das durch ein einigermaßen ernstes Leck einströmende Wasser zu bewältigen. Durch eine Oeffnung von einem Fuß im Quadrat (jedes durch Rammen entstandene Leck ist mindestens zwanzig- bis dreißigmal größer), die sich 16 Fuß unter Wasser befindet, strömt in der Secunde eine Tonne Wasser in das Schiff, in der Minute also 60 Tonnen. Die großen Centrifugalpumpen der Maschinen sind im Stande, bei voller Kraftleistung in einer Minute je 5—8 Tonnen Wasser zu lenzen[1]); selbst zwei dieser Pumpen vermöchten also nicht, das Schiff gegen ein verhältnißmäßig doch immerhin sehr kleines Leck lenz zu halten, da sie zusammen nur den vierten Theil des Wassers bewältigen könnten. Der Werth mächtiger Pumpen an Bord wird im Allgemeinen sehr überschätzt; auch Fachleute vergessen oft, was für große Canäle durch das Schiff geführt werden müßten, um solche Pumpen für alle Schiffstheile nutzbar zu machen. Wie viele und wie mächtige Pumpen wären erforderlich gewesen, selbst den Fall gesetzt,

[1]) „Lenz“ ist gleichbedeutend mit „leer von Wasser“. „Lenzen, lenz halten, lenz pumpen“ nennt man das Entfernen von Wasser aus dem Schiff. Das Schiff ist „lenz“, wenn alles darin befindliche Wasser ausgepumpt ist.

daß sie sofort in Thätigkeit hätten treten können, um ein Leck zu bewältigen, wie es die Cimbria erhalten hatte!

Ist daher der Schutz des Schiffs einzig in der Theilung der Räume zu suchen, so kommt nach den Querschotten, die immer in erster Linie stehen werden, noch der sogenannte doppelte Boden in Frage. Dieser, wenn er von rationeller Länge ist, bietet einen vorzüglichen Schutz des Fahrzeuges, zwar nicht gegen die aus Collisionen herrührenden Verletzungen, wohl aber in solchen Fällen, wenn es auf den Grund geräth. Manch ein Schiff mit doppeltem Boden, welches den äußeren Boden durchstoßen hatte, gelangte sicher, auf dem innern Boden schwimmend, in den Hafen. Der Vortheil, welchen der doppelte Boden für das Führen von Wasserballast bietet, sei hier nur beiläufig erwähnt. Eine Art Fortsetzung des doppelten Bodens bilden die wasserdicht erbauten und wasserdicht verschließbaren seitlichen Kohlenbunkerschotte[1]), die auch gegen die Folgen bei Verletzungen durch Collisionen einen wirksamen Schutz gewähren, vorausgesetzt, daß sie weit genug von den Schiffsseiten entfernt sind, um durch das rammende Schiff nicht mit verletzt zu werden.

Eine bei Kriegsschiffen vielfach zur Anwendung gebrachte Theilungsart der innern Räume, nämlich die durch ein Längsschott, welches in der Mittellinie durch das ganze Schiff läuft und es in zwei Theile zerschneidet, ist bei Handelsschiffen nur mit sehr großer Vorsicht anzuwenden. Diese Schiffe besitzen meist zu geringe Stabilität, um vertragen zu können, daß eine Hälfte des Schiffes vollläuft und tiefer sinkt, während die andere Seite ihre volle Schwimmfähigkeit behalten hat. Die Gefahr des Kenterns würde hierdurch sehr nahe gerückt. Auch eine im Kriegsschiffbau mit Vortheil angewendete weitere Theilung, die durch horizontale Plattformen, ist für Handelsschiffe nur mit Schwierigkeiten anzuwenden, da dieselben den Laderaum sehr beeinträchtigen würden und gegen Collisionen keinen Schutz gewähren. Die wasserdichten Plattformen, oder das wasserdicht hergestellte eiserne Zwischendeck, dessen Luken mit wasserdicht schließenden eisernen Deckeln verschlossen sind, würden stets in der Gegend der Wasserlinie liegen müssen und daher bei einer Collision, welche die Schiffsseite schwer verletzt, so stark mit beschädigt werden, daß sie keine Trennung der oberen und unteren Theile des Schiffes mehr darstellten, also zwecklos wären.

Aus allen diesen Betrachtungen ergibt sich der Schluß, daß nur durch rationelle Anordnung nicht zu weit auseinanderstehender wasserdichter Querschotte, welche entsprechend hoch geführt, genügend stark construirt sind und womöglich gar keine Thüren haben, eine solche Sicherheit der Schiffe gegen Sinken in Folge von Collisionen herbeigeführt werden kann, wie sie für Passagierschiffe unbedingt gefordert werden muß.

Es ist dringend nothwendig, daß die Gesetzgebung hier eingreife mit Vorschriften über den Bau der Schiffe, und der Staat sein Aufsichtsrecht geltend mache, das sich nicht nur auf die Schiffsneubauten zu erstrecken, sondern auch,

---

[1]) „Kohlenbunker" nennt man die Räume, in welchen die Kohlen aufbewahrt werden und „Kohlenbunkerschotte" die Wandungen derselben, welche sie vom übrigen Schiffsraum abschließen.

die in jahrelanger Sorglosigkeit mangelhaft erbauten und nun zu verbessernden Schiffe zu umfassen hätte.

England besitzt in der Institution der Surveyors des Board of Trade seit Jahren bereits etwas demjenigen Aehnliches, was wir für Deutschland erstreben, nur daß diese Beamten die Schiffe nicht speciell auf die genügende Theilung der Schotte zu prüfen haben, sondern ganz im Allgemeinen auf die Seefähigkeit. Bezüglich der Schotte ist in der für dieselben gültigen Instruction vorgeschrieben, daß jedes Schiff ein Collisionsschott vorn und hinten eine wasserdichte Abtheilung um das Wellenrohr haben müsse. Wegen des Fehlens anderer Schotte im Schiff darf der Surveyor nicht die Declaration der Seefähigkeit im Allgemeinen verweigern, wenn er nicht etwa der Ansicht ist und dies ist hier der Hauptpunkt, daß durch das Fehlen oder durch den mangelhaften Zustand der Schotte das Schiff seeunfähig wird. In solchen Fällen ist der Board of Trade genau über die Gründe zu unterrichten.

Während bei uns über den baulichen Zustand und die Seefähigkeit der Passagierdampfer auch nicht die geringste Aufsicht von Staats- oder Reichswegen geübt wird, ist die englische diesbezügliche Controle eine sogar sehr strenge. Sie erstreckt sich auch auf einen Punkt, der nächst der Untersuchung des eigentlichen Schiffes einer der wichtigsten ist, nämlich auf die vorhandenen Rettungsmittel der Passagiere im Falle das Schiff selbst sinken sollte; es sind dies in erster Linie die Böte. Es ist nicht genug, daß Böte in entsprechender Zahl und von hinreichender Größe an Bord sind, um alle Passagiere und Mannschaften der Besatzung bergen zu können, es muß auch dafür gesorgt sein, daß die Ein- und Vorrichtungen, um die Böte rasch und sicher zu Wasser zu bringen, vollkommen brauchbar und gangbar sind. Dies ist nur durch häufiges Inspiciren zu erreichen. Es gehören hierher noch Rettungsflöße, Rettungsgürtel ꝛc. und sonstige Vorrichtungen dieser Art.

Endlich sei hier ein Punkt noch kurz erwähnt, der ein Hauptprincip in der ganzen Construction der transatlantischen Passagierschiffe berührt. Fast alle gegenwärtig existirenden derartigen Dampfer besitzen nur eine Schraube und kommen daher, da sie nur eine zu ihrer Größe verhältnißmäßig kleine Takelage führen, bei einer Havarie in der Maschine oder an der Welle oder an der Schraube in solche Lagen, wie vor einigen Jahren die Hamburger Vandalia, welche mit gebrochener Welle hilflos, ein Spiel von Wind und Wellen, auf dem Ocean mit ihrer großen Zahl an Passagieren herumtrieb und beim Eintreten von nur ein wenig ungünstigen Umständen verloren gewesen wäre.

Ein derartiges Vorkommniß weist auf die Nothwendigkeit größerer Sicherung der Passagiere auch in dieser Beziehung hin und dürfte eine solche gefunden werden in der Anwendung zweier getrennter Maschinen und zweier Schrauben. Ein stichhaltiger Grund gegen eine solche Construction von Passagierschiffen dürfte kaum darin gefunden werden, daß zwei Schrauben, auch zwei (allerdings bedeutend kürzere) Tunnel an Stelle des einen Tunnels erfordern und daß vielleicht dadurch etwas Laderaum verloren geht. Im Kriegsschiffbau hat sich die Anwendung zweier Schrauben bereits vollständig eingebürgert. Unter den mannigfachen Vortheilen, welche dieses System bietet, ist auch der nicht zu unterschätzen,

daß bei der fortwährenden Steigerung der Geschwindigkeiten und Pferdekräfte bei den großen transatlantischen Dampfern die Herstellung der übermäßig groß gewordenen Maschinentheile und Schraubenwellen jetzt schon Schwierigkeiten bereitet, welche bei der Zweitheilung der Maschinenkraft und der Anwendung zweier Schrauben und Wellen gehoben sind.

Ein aus gutem Material, sei es Eisen, sei es Stahl, nach den modernen Errungenschaften der Schiffsbau-Wissenschaft rationell erbauter Zweischraubendampfer, der mit Doppelboden und wasserdichten Kohlenbunkern, sowie mit der richtig bemessenen Zahl von Querschotten entsprechender Höhe versehen ist, dürfte gegen die Gefahr eines plötzlichen Unterganges, ob durch Wind und Wellen, ob durch die ernsteste Collision, vollkommen gesichert sein.

Wir resumiren daher, daß wir es, im dringendsten Interesse für Leib und Leben des reisenden Publicums, als eine Pflicht der Regierung erachten, hier zu interveniren. Es muß in Zukunft die nöthige Beaufsichtigung bei der Neubeschaffung von Passagierdampfern eingeführt und, — um die Fehler der Vergangenheit wieder gut zu machen — angeordnet werden, daß auch die vorhandenen, im Betriebe befindlichen Schiffe nach den durchaus nöthigen Gesichtspunkten umzubauen, bezw. zu vervollkommnen sind.

Aus zwei annectirten Ländern.

Erzählungen eines deutschen Officiers.

14.

Von Alfred hörten wir lange Nichts. Die letzte Nachricht war eine kurze Anzeige an Wichard, daß er Rom verlasse und in längerer Zeit nicht schreiben werde. Seine Freunde dachten mit Besorgniß an ihn, weil nicht einmal die Wendung in dem Geschick seiner Heimath ihn zu einer Mittheilung bewogen hatte. Endlich kam ein Brief von ihm an mich aus Palermo. Ein Italiener, mit dem er in Rom befreundet geworden war, hatte ihm eines Tages angekündigt, daß unerwartete geschäftliche Pflichten ihn nach Tunis riefen. Da war in Alfred das Verlangen, den fremden Welttheil in dieser kundigen Begleitung zu betreten, größer gewesen, als sein Wunsch, noch in Rom zu bleiben und er war mit gereist. In Tunis hatte er die Nachrichten von Schleswig erhalten. „Glücklicher Weise erst in Afrika; denn sonst hätte die Besorgniß, beim Ausbruch eines Krieges zu spät zu kommen, mich von der Fahrt über das Meer abgehalten." Nun wollte er über Neapel der Heimath sich nähern.

Die folgende Nachricht von ihm bekam ich durch Wichard. Alfred beabsichtigte, über Venedig nach Wien zu reisen. Wichard hatte ihn darauf benachrichtigt, daß seine Mutter und Schwester Friedrich in München besuchen und mit ihm in die süddeutschen Alpen fahren würden; Alfred könne sie in München treffen. Diese Mittheilung bereitete mir von Neuem die Qual der Eifersucht und den Schmerz über die verirrten Neigungen.

Einige Wochen später kehrte ich nach Hannover zurück. Die Meinigen waren in diesem Sommer zu Haus geblieben, weil mein Vater auf eine Kur verzichtet hatte, um seine Amtsgeschäfte nicht zu unterbrechen.

Eines Abends — der September ging zu Ende — empfing mich der Bediente im Auftrage meiner Mutter mit der Bitte, in deren Zimmer zu gehen. Ich fand sie schreibend. Sie stand auf und setzte sich in den Sofa.

„Dein Vater wird seinen Abschied nehmen," fing sie an.

„Weshalb?" fragte ich erschrocken.

„Ich wollte es Dir sagen, damit wir mit ihm so wenig wie möglich davon sprechen. Er kann nicht anders. Ich schreibe eben an den Baron."

„Aber weshalb?“ bat ich.

„Der König hat unmittelbar, ohne Wissen des Ministers, die Anstellung eines Mannes verfügt, welche Dein Vater nicht zugeben kann. Dein Vater hat mit dem Minister gesprochen. Rückgängig kann die Königliche Ordre nicht gemacht werden —“

„Aber wer hat sie contrasignirt? Die Unterschrift des blinden Königs genügt nicht.“

„Der Minister müßte abgehen; das darf nicht geschehen. — Und so ist es gut, daß die Qual ein Ende hat. Deinem Vater hat der Vorschlag des Barons gleich gefallen. Auf dem Gute kann er seinen Studien leben. Jetzt wünscht er, diese Stadt zu verlassen. Ich schreibe eben, um zu fragen, ob die Baronin wieder da ist, ob wir vorläufig zum Besuch kommen können.“

Meine Gedanken wogten durcheinander. „Ist es auch recht, liebe Mutter,“ sagte ich, „daß Du Vaters Entschluß so schnell zustimmst? Der Abschied aus dem Dienst, das Verlassen der Heimath sind zwei schwere Schritte.“

„Das sind sie! Aber wie der König einmal ist, bleibt nichts Anderes übrig. Wir müssen Deinen Vater so leicht wie möglich darüber weg bringen. Ich treibe, daß er fort kommt, damit er nicht stündlich an unsere traurigen Zustände, an diese unheilvolle Nebenregierung erinnert wird.“

„Das ist ohne Zweifel zu wünschen; aber wäre es nicht besser, Ihr machtet eine Reise? Noch ist es nicht zu spät im Jahre. Bindet Euch nicht gleich bei dem Baron.“

„Es ist Deines Vaters Lieblingsgedanke, Ernst. Und was spricht dagegen?“

Ich schwieg erst. Dann antwortete ich: „Hast Du an Clotilde und Wichard gedacht?“

„Ja. Es ist eine gegenseitige Neigung. Wie tief sie geht, weiß ich nicht; aber dort sehen sie sich nicht mehr, als hier. Und lieben sie sich wahrhaft, was wäre dawider?“

Nun theilte ich ihr mit, welche Familienbedingung bei Wichard's Verheirathung zu berücksichtigen sei.

Auch das wußte sie. „Mir hat die Familie vor meiner Verlobung auch Hindernisse in den Weg gelegt. Wichard ist brav und Clotilde ist gut. Lieben sie sich wirklich, so halten wir sie nicht auseinander. Ich werde nichts dazu und nichts dagegen thun. Das Andere mag sich finden. Zu leben haben Beide. Die nächste Pflicht ist, Deinem Vater diese schwere Zeit zu erleichtern. Dazu hilf mir.“

Der Baron telegraphirte: „Immer willkommen“. Mein Vater übersandte dem Minister sein Abschiedsgesuch, ließ sich vorläufig beurlauben und reiste ab. Es war gut, daß er nicht länger blieb; denn die theilnehmenden Besuche, welche meine Mutter empfing und denen er sich nicht hätte entziehen können, wollten kein Ende nehmen. Auch zahlreiche Briefe aus dem ganzen Lande sprachen das Bedauern aus, daß ein solcher Mann in die Nothwendigkeit versetzt wurde, aus dem königlichen Dienst zu scheiden.

Wichard kam schon in den nächsten Tagen zu mir. Seine Theilnahme war so ohne Eigennutz herzlich und aufrichtig, daß wir ihn noch lieber gewinnen

mußten. Gegen Clotilde benahm er sich zart, ohne zu verrathen, was in seinem Herzen vorging, und diese gab, wie einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen konnte, in seiner Gegenwart beständig, fast ängstlich auf sich selbst acht.

Alfred, der nach der Schweiz gereist war und in Straßburg Briefe erwartete, hatte ich dorthin die Veränderung in meinem elterlichen Hause mitgetheilt. Er that mir von Herzen leid, denn ich war überzeugt, daß unschuldige Freundeshand ihm die schönste Blüthe aus seinen Hoffnungen genommen hatte.

Meine Mutter traf die Vorbereitungen zu ihrer Abreise. In der nächsten Woche wollte sie mit Clotilde Hannover verlassen. Da fand ich eines Abends, als ich nach Hause kam, Alfred mit dem Auspacken seiner Koffer beschäftigt.

„Alfred!" rief ich, auf ihn zueilend. Wir schüttelten uns die Hand. Er mußte meine Freude, ihn wiederzusehen, vielleicht auch etwas Wehmuth auf meinem Gesichte lesen.

„Wie geht es Deiner Mutter und Clotilde? Sie sind doch noch hier?"

„Sie bleiben noch einige Tage. Kommst Du ihretwegen so früh? Du hast ja noch einen Monat Urlaub."

„Nachdem ich die Schweiz durchwandert war, beabsichtigte ich, noch einige deutsche und belgische Städte kennen zu lernen. Daran liegt mir aber nicht viel. Dein Brief, den ich in Straßburg vorfand, änderte meinen Entschluß. Der Abgang Deines Vaters thut mir leid. Weniger seinetwegen; er hat dem Staate treu gedient und wird, so Gott will, mit seinen Freunden, bei seinen Büchern, in der schönen Natur angenehm leben. Mich schmerzen unsere öffentlichen Zustände; für sie ist der Fall sehr bezeichnend."

„Du siehst vortrefflich aus, stark gebräunt."

„Ah," lachte er. „Ich bin schon weißer geworden. Du hättest mich sehen sollen, als ich aus Tunis kam. Freund! Ich weiß jetzt, wozu ich eigentlich geboren bin. Zum Reisen!"

„Es freut mich, daß Du so befriedigt heimkehrst. Und doch scheint es mir, Du bist noch ernster geworden."

Ein Blick von ihm erforschte meine Gedanken.

„Das bin ich auch. Ich habe viel nachgedacht. — Wie geht es Wichard?"

„Ich erwarte ihn morgen." Bei diesen Worten sah ich Alfred an. Er blickte mir fest in die Augen. „Auch er will meiner Mutter und Schwester noch Adieu sagen," fügte ich hinzu.

„Er hat hier immer logirt," sprach Alfred schnell. „Das soll er auch diesmal. Wir behelfen uns. Ich habe das Schlafen unter den unbequemsten Umständen gelernt."

Am anderen Tage ging ich mit Alfred zu meiner Mutter, die ihn auf das Herzlichste empfing. Clotilde trat unvorbereitet ein. Sie äußerte eine lebhafte Freude, ihn wiederzusehen. Er verschloß seine Liebe in sein starkes Herz und begrüßte sie unbefangen.

Am Nachmittage kam Wichard. Er umarmte Alfred. „Wie oft hast Du mir gefehlt!" rief er aus. „Meine Gedanken haben Dich in Italien immer begleitet. Nach Deinen Afrikanern konnten sie nicht mit. Du bist ein Zug-

vogel. Hast Du denn angenehme Tage mit Mutter, Adele und Friedrich verlebt? Adele schrieb sehr entzückt davon. Du hättest so interessant erzählt."

„Wir haben sehr schöne Partien zusammen gemacht," antwortete er.

„Was sagst Du dazu, daß sein Vater abgegangen ist?" Wichard zeigte auf mich. „Ist das nicht sehr traurig? Ist es nun nicht gut, daß Vater das Haus am See gebaut hat? Der Plan gefiel mir gleich."

Der in der Wärme seiner Empfindung so gesprächige Freund sah den Schatten nicht, der über Alfred's Züge flog und mich in Verbindung mit Wichard's letzten Worten an den Tag im Park erinnerte, als wir zum ersten Male von jenem Hausbau hörten. War Alfred's Verstimmung damals wirklich eine Ahnung?

Meine Mutter erwartete uns. Frau Elisabeth kam auch. Ihre Anwesenheit erleichterte uns Allen die peinlichen, schönen Stunden. Alfred lenkte durch seine spannende Erzählung Wichard's und Clotildens Gedanken von Dem, was sie erfüllte, einigermaßen ab. Daß sein Herz am Meisten litt, vermochte nur ein Auge wahrzunehmen, welches ihn so genau kannte und so theilnehmend beobachtete, wie das meinige. Immer war er der aufopfernde, für Andere sorgende Freund. So verlief der Abend im munteren Gespräch. Und als wir aufbrachen und Wichard klagte, daß er schon morgen Mittag wieder bei seinem Regiment sein müsse, machte Alfred sogar allerlei Scherze und zog ihn lachend aus der Thür.

Zu Hause fing er gleich von einem Gegenstande an zu reden, welcher auch Wichard interessiren mußte. „Nun ist der erste ruhige Moment. Jetzt sagt mir, was Ihr über Schleswig wißt. Außerhalb Deutschlands fand ich wenig oder keine Theilnahme an der verschleppten Sache, noch weniger Urtheil über sie. Um so lebhafter sprachen davon meine deutschen Reisegefährten zwischen Straßburg und hier. Ein Herr unter ihnen wollte wissen, daß auf den König Friedrich VII. eine diplomatische Pression ausgeübt werde, und daß man glaube, er werde nachgeben und unter irgend einer Form seine Proclamation zurücknehmen, was meines Bedünkens das Schlimmste wäre, weil es weiter Nichts wie abermals ein Stillstand sein würde."

Wichard's Gedanken ließen sich, wir sahen es wohl, selbst von dieser Sache nicht festhalten. Ich theilte Alfred mit, was ich wußte. Aurelius hatte auch von jener diplomatischen Bemühung, daneben aber die Meinung gehört, die er für richtig hielt, daß der König von Dänemark, selbst wenn er nachgeben möchte, nicht die Kraft gewinnen würde, sich von der in Kopenhagen herrschenden Partei zu emancipiren. Hierauf erzählte ich, was Wichard's Vater nach seiner Reise im Frühjahr geäußert hatte. Das war freilich vor Monaten gewesen.

„Die deutsche Geduld ist übermenschlich," rief Alfred aus. „Der Bundestag ist wie ein stätiges Pferd. Wird er auch noch so sehr geschlagen und gespornt, es zuckt das eine Glied, dann ein anderes; aber vorwärts geht es nicht. O deutsche Einheit!"

Wichard saß noch immer, den Kopf in die Hand gestützt, schweigend da. Alfred ließ einen Augenblick seine Augen auf ihm ruhen, dann fuhr er fort:

„Und wie im Großen, so im Kleinen. Wichard und seine Brüder repräsentiren auch solch eine Bundes-Einheit.“

„Wie so?“ fragte Wichard, der bei dieser unmittelbar an ihn gerichteten Bemerkung sich aufraffte.

„Du bist hannoversch, Christian ist preußisch und Friedrich österreichisch.“

„Mutter ist mit Friedrich nicht zufrieden,“ sagte Wichard.

„Er ist von Herzen gut, aber kein fröhliches Gemüth,“ erklärte Alfred. „Er verträumt seine jungen Jahre und seinen schönen Verstand und geht in München mit zu viel Katholiken um. Ich bin neugierig, welchen Beruf er wählen wird.“

„Meine Eltern beschäftigt dieser Gedanke sehr. Auch Christian nimmt einen andern Weg, als Vater sich gedacht hat. Er will jetzt durchaus preußischer Officier werden.“

„Laß ihn doch!“ rief ich.

Wichard schwieg. Auch Alfred setzte dies Gespräch nicht fort.

Einige Tage später hatte meine Mutter ihre Einrichtungen beendigt. Der Haushalt in Hannover, welchen sie erst kürzlich eingerichtet, war aufgelöst. „Das war für zehn Monate viel Mühe,“ sagte sie. „Wären wir doch ruhig in Stade geblieben!“ So leicht, wie anfangs, nahm sie die neue Veränderung nicht mehr. Sie pflegte nie zu klagen und war nicht schwankenden Muths; doch sprach sie am letzten Tage, als ich mit ihr allein war: „Wie es uns in Holstein ergehen mag?“ Indeß zeigte sie allen Menschen ein heiteres Gesicht. Aus dem Eisenbahncoupé lächelte sie uns freundlich zu: „Ihr kommt zu Weihnachten!“ Noch einmal reichten sie und Clotilde uns die Hand, noch einmal blickte der Freund in die schönen Augen meiner geliebten Schwester.

Nun gestalteten sich für Alfred und mich die Tage im Aeußeren wieder, wie wir sie früher verlebt hatten. Im Innern jedoch waren wir beide verändert. Ein schmerzlicher Zug in Alfred's Wesen konnte mir nicht entgehen; sein tiefstes Leid sprach er nicht aus. Um so lieber lenkte er das Gespräch auf seine Reisen. Die Notizen, welche er während derselben gesammelt hatte und die er jetzt weiter ausführte, gaben ihm Veranlassung zu neuen Studien. Nach wenig Tagen schon lag sein Tisch voll von Büchern über Afrika, in welche er sich arbeitend versenkte.

Seine Besuche in den befreundeten Häusern knüpfte er wieder an und ich ging in den Nachmittagsstunden einige Male zu Tante Balbina. Sie war in diesem Sommer nicht in Norderney, sondern mit Marie auf Onkel Georg's Gute und bei Cordula gewesen. Jetzt gründete sie in der Residenz eine „Krippe“ für Säuglinge aller christlichen Confessionen, wozu die Königin eine beträchtliche Geldsumme hergab und, da Tante Balbina sich vergeblich bemühte, einwandfreie Ammen zu finden, auch noch drei schöne Milchkühe schenkte, was mehr als dreimal zu viel war. Daß Tante Balbina die Gunst der Königin wiedergewonnen hatte, ging hieraus, wie aus ihren Gesprächen, zweifellos hervor.

Wenn ich bei ihr war, gab ihre Krippe und unsere neueste Uniformsveränderung die hauptsächlichen Gegenstände der Unterhaltung ab. Wir verloren den preußischen Helm und erhielten das österreichische Käppi, was Tante Balbina, wohl in Uebereinstimmung mit der bei Hofe obwaltenden Ansicht, für politisch

und hübsch hielt. Nach meinem Geschmack war das Käppi, welches man uns aufsetzte, eine sehr häßliche Nachbildung. Da aber unsere Kleidung übrigens nach preußischer Art war, so fanden die beiden deutschen Großmächte wenigstens auf unseren Leibern sich vereinigt. Außerdem war Tante Balbina von Plänen für die Verheirathung unserer ältesten Prinzessin, Friederike, die bald sechzehn Jahre alt wurde, erfüllt. Dies erfuhr ich aber nur aus Marie's Andeutungen, denn Tante Balbina sprach mit uns nicht davon.

Dem ruhigen Leben wurden wir durch ein unerwartetes Ereigniß entzogen. Der König Friedrich VII. war am 15. November gestorben, der Prinz von Glücksburg hatte den dänischen Thron bestiegen. Die Nachricht schlug wie ein Blitzstrahl in die aufgehäufte Menge dürrer Zweifel. Ein entscheidender Moment in der Geschichte Schleswig-Holsteins, vielleicht Deutschlands war eingetreten und vereinigte noch einmal die deutschen Großmächte, welche seit dem Frankfurter Fürstentage mit kaum verhohlener Feindseligkeit auf einander blickten; aber sie vereinigten sich anders, als die Volksstimme wollte: Sie sagten sich nicht vom Londoner Protocoll los, sondern erkannten den neuen König Christian IX. von Dänemark als Herzog von Schleswig-Holstein an, während andere deutsche Regierungen und das öffentliche Rechtsgefühl nach der stattgehabten Verzichtleistung des alten Herzogs von Augustenburg dessen Sohn als Friedrich VIII. zum Herzog in Schleswig-Holstein eingesetzt zu sehen verlangten.

Der neue König von Dänemark trat indeß die Erbschaft seines Vorgängers mit allem gegen Schleswig-Holstein geübten Unrecht so voll und ganz, so herausfordernd an, daß Deutschland nicht länger schweigen konnte. Der Bundestag kam jetzt zu dem Entschluß, Dänemark zu der Erfüllung der Vertragsbestimmungen, welche es mehr als zehn Jahre lang verletzt hatte, mittelst einer Execution zu zwingen. Die Herzogthümer Holstein und Lauenburg sollten von zehntausend Mann sächsischer und hannoverscher Truppen unter sächsischem Oberbefehl in Besitz genommen und von Civilcommissären Namens des Bundes verwaltet werden.

In Hannover kam man diesem Bundesbeschlusse pünktlich, wenn auch ungern, nach. Der König und sein Minister des Auswärtigen faßten die Maßregel, so gelinde sie war und trotzdem nicht nur der Nationalverein, sondern auch der großdeutsche Verein gegen Dänemark redete und schrieb, als eine Nachgiebigkeit gegen die deutschen Demokraten auf.

Die von Hannover zu stellenden Executionstruppen wurden mobil gemacht. Darunter befand sich auch Alfred's Bataillon. Jetzt endlich sollte er für die Sache seiner Heimath marschiren, vielleicht kämpfen; denn räumte Dänemark das Executionsgebiet nicht freiwillig, so mußten die Bundestruppen letzteres mit Gewalt besetzen. Und wer wußte, ob die Umstände nicht stärker würden und die Sanftmuth des deutschen Bundes hintan ließen, ob unsere Truppen nicht die Eider überschreiten und auch Schleswig besetzen würden? Denn immer lauter wurden in Deutschland die Stimmen, welche eine volle Sühne verlangten und nur um so heftiger sträubten die Dänen sich gegen friedlichen Rath.

Aber Alfred war nicht begeistert, nicht einmal froh. Er betrachtete die Handlung des deutschen Bundes, an der theilzunehmen ihm vergönnt sein sollte,

mit großem Mißtrauen. Er fürchtete, daß den neuen Lasten, welche den Herzogthümern auferlegt wurden, nur neue Täuschungen folgen würden. Traten zu den Leiden Schleswigs doch schon jetzt die Rüstungen der Dänen hinzu, welche das Land mit Truppen mehr und mehr füllten, mit Verschanzungen zu decken begannen.

Mich hatte das Loos, daheim zu bleiben, getroffen und ich beneidete den Freund um seinen Kriegszug.

In diesen Tagen, deren dienstfreie Stunden Alfred benutzte, mit meiner Hilfe seine persönlichen Angelegenheiten für eine unbestimmte Abwesenheit zu ordnen, erhielten wir zu unbequemer Zeit — wir waren mit dem Verpacken von Büchern und Schriften beschäftigt — einen sonderbaren Besuch. Ein General von Stutterheim, den wir persönlich nicht kannten, von dem wir aber Manches gehört hatten, ließ sich bei uns melden. Er hatte 1850 in der schleswig-holsteinischen Armee gedient, vorher und nachher ein abenteuerliches Leben geführt, zuletzt in englischen Diensten den Rang eines Generals erhalten und augenblicklich seinen Wohnsitz in Braunschweig. Wir sahen einen Herrn eintreten, der vornehm und frisch erscheinen wollte, aber beträchtlich älter aussah, als er sein konnte. Er führte sich als alten Kriegsgenossen hannoverscher Officiere ein, da er 1848 im braunschweigischen Dienst mit den Hannoveranern gegen Dänemark gefochten habe. Erst jetzt habe er gehört, daß Alfred, dessen Vater er 1848 kennen gelernt hätte, hier im Dienst stehe. Nun wolle er von Hannover, wo er sich in Geschäften aufgehalten, nicht abreisen, ohne mit ihm einige Worte über das unglückliche Schleswig-Holstein gesprochen zu haben. Er wandte sich bei dieser Auseinandersetzung fast ausschließlich an Alfred, so daß ich, um die Beiden allein zu lassen, mich aus dem Zimmer entfernte. Nachher sagte Alfred: „Was der General von Stutterheim eigentlich von mir wollte, erfährst Du wahrscheinlich später. Bei mir ist sein Besuch vergeblich gewesen."

Noch eine Ueberraschung erlebten wir zusammen. Eine General-Ordre, welche mehrere Veränderungen im Officiercorps brachte, enthielt Wichard's Ernennung zum Adjutanten eines Generals in der Residenz. Obgleich Wichard hierzu sehr gut paßte, so war dies doch seinem Alter und seinen Dienstleistungen nach eine ungewöhnliche und auffallende Bevorzugung. Uns, die wir wußten, daß er seine Versetzung im vorigen Jahre erbeten hatte, um aus Hannover fort zu kommen, überraschte sie am Meisten. Nach zwei Tagen schon war er bei uns; er hatte sich so beeilt, um Alfred noch zu sehen. Seine neue Bestimmung erfreute ihn keineswegs und gerade jetzt nicht, weil sie seine Aussichten, in's Feld zu rücken, noch verringerte. Wer sie veranlaßt hatte, wußte er so wenig wie wir. Sein Regiments-Commandeur war ebenfalls überrascht gewesen und seine höheren Vorgesetzten in der Cavallerie kannten ihn kaum. Der ihm verwandte Flügel-Adjutant wußte von Nichts. Tante Balbina hatte augenblicklich weder Einfluß noch Neigung, sich für ihn zu bemühen und daß die Melanie wünschen könnte, ihn wiederzusehen, hielten wir für unmöglich. Zuletzt nahmen wir an, daß der König bei den Vorschlägen für diese Stelle sich Wichard's erinnert und ihn gewählt habe, um der Meinung, daß er den Schleswig-Holsteinern abgeneigt sei, durch die Bevorzugung eines Holsteiners zu begegnen.

Am 8. December nahm unser blinder König die Parade über die Truppen ab, welche am folgenden Tage aus seiner Residenz nach Holstein abrücken sollten. Noch einmal waren dann die Regimentskameraden in der Messe zusammen. So fröhlich wie das vorige Mal, als Krieg in Aussicht stand, war die Stimmung nicht. Den Ausmarschirenden nahm die Ahnung, daß diesmal in Schleswig-Holstein für uns keine Lorbeeren wüchsen, die frische Lust und dennoch wurden sie von den Zurückbleibenden beneidet.

Mit großer Spannung sahen Wichard und ich den nächsten Ereignissen entgegen. Meine Eltern hatten nicht gedacht, daß in der ländlichen Stille so bald neue Sorgen sie umgeben würden. Ihre und unserer Schwestern ersten Briefe klangen so heiter wie der Gesang der Vögel im Walde. Das wurde nach dem dänischen Thronwechsel anders. Nun ließen die Gedanken an die Zukunft Keinen zur Ruhe kommen. Mein Vater legte die Arbeiten seiner Muße zur Seite. Die Erbfolgefrage rief ihn zu sachkundiger Mitwirkung auf. In der Bibliothek des Barons fand er, was er zu ihrer Untersuchung bedurfte; mit seinem alten Arbeitseifer und juristischen Scharfblick forschte er, was Rechtens sei in Schleswig-Holstein.

Die Dänen zogen sich hinter die Eider, nicht weiter, zurück. Die Executionstruppen besetzten friedlich das Land, dessen Verwaltung die Civilcommissäre des deutschen Bundes in die Hand nahmen. Auf dem Gute des Barons war etwas Cavallerie einquartiert, die Niemanden belästigte. Alfred cantonnirte in einem Orte des westlichen Holsteins; dahin mußte ich ihm Bücher schicken. Eine Pause war eingetreten, man schien sich im vollen Frieden zu befinden. Es war ja aber gewiß, daß dieser Zustand nicht dauern konnte; eine gewaltsame Lösung war zu erwarten. Die fröhliche Zusammenkunft zum schönen Weihnachtsfeste war uns diesmal nicht beschieden. Wichard und ich wollten unter den jetzigen Umständen auf unseren Posten bleiben und Alfred, dem sowohl meine Mutter, wie auch die Baronin schrieben, daß sie hofften, er werde gute Nachbarschaft halten und oft, zunächst aber zum Feste, kommen, antwortete dankend, daß er seine Compagnie in den fremden Verhältnissen nicht verlassen möge.

Die Dänen gaben deutlich zu erkennen, daß sie den deutschen Bund nicht fürchteten. Sie weigerten sich sogar, einen Landstrich jenseits der Eider im Norden Rendsburgs zu räumen, der unzweifelhaft zu Holstein gehörte. Wird Deutschland sie daraus vertreiben?

Die dänischen Rüstungen bewiesen und die Kopenhagener Zeitungen in ihrem prahlerischen Tone sagten es, daß man sich dem Vordringen der Deutschen über die Eider widersetzen wolle und dabei fremde Hilfe erwarte. Auf letztere mußte der dänische Generalstab rechnen; denn die Verschanzungen, welche er in Schleswig und Jütland anlegen ließ, waren so ausgedehnt, daß sie von der kleinen dänischen Armee allein gar nicht gehalten werden konnten.

In Deutschland wuchs die Aufregung. Die Augustenburger gewannen um so mehr Anhänger, je dreister die Dänen sich geberdeten. Der Herzog Friedrich, der neben seinem Rechte auch sein Schwert in die Wagschale zu legen wünschte, traf Anstalten, ein Truppencorps zu bilden. Seine Agenten kauften Waffen und Ausrüstung.

An unserem Hofe beobachtete man dieses Treiben mit der größten Unlust, ja mit Besorgniß und letztere muß durch übertriebene Polizeiberichte zur Aengstlichkeit gesteigert worden sein. Denn anders war es nicht zu erklären, daß eine Versammlung des Nationalvereins, welche am 10. Januar im Odeon stattfand und in der für die Augustenburger gesprochen wurde, Sicherheitsmaßregeln hervorrief, die ganz unnöthig waren und den Spott des Publicums herausforderten. Truppen wurden in den Kasernen consignirt und das Garde-Regiment nach Herrenhausen beordert, wohin es auf Umwegen marschiren mußte, damit man diese Anordnung der Furcht in der Stadt nicht erfahre. Man wußte es aber doch bald. Ich ging, während jene Versammlung tagte, vor das Steinthor, wo um das Odeon herum eine kleine Ansammlung neugieriger, aber keineswegs heftiger Menschen stattfand, die mir sonst kaum aufgefallen sein würde.

Am folgenden Tage kam mein Vetter Günther zu mir. Er und sein Bruder waren kürzlich zu Lieutenants befördert worden. Günther hatte gestern den Marsch nach Herrenhausen mitgemacht und war ganz entzückt davon. Die Truppen hatten in der großen Orangerie der Dinge gewartet, die kommen würden. Zunächst waren ihnen leibliche Erquickungen gereicht.

„Was erwartetet Ihr? Was solltet Ihr da?" fragte ich.

„Der Pöbel wollte ja anrücken mit einer Massenpetition."

„Der Pöbel?"

„Der Nationalverein."

„Das ist ein Unterschied; aber der Pöbel konnte mitlaufen. Kam er denn?"

„Er hütete sich wohl! — Als die Soldaten tractirt waren, durften die Unterofficiere Ihren Majestäten die Lieder vorsingen, welche Timon sie so schön hat lehren lassen. Du kennst sie. Aus dem Liederbuche für Hannoversche Soldaten die beiden ersten, die Seine Majestät allerhöchstselbst componirt hat. In dem ersten kommt der schöne Vers vor, weißt Du, der so anfängt:

Du Welfenstamm,
Du königlicher Baum!
Wie prangst Du freudig
In dem weiten Raum!

Das zweite Lied ist zu schwer, das kann ich nicht behalten."

Als mein Vetter mich verlassen hatte, suchte ich die „Lieder für Hannoversche Soldaten". Sie waren in Hannover 1862 gedruckt und vertheilt worden. Günther hatte recht, die beiden ersten waren von Seiner Majestät dem König componirt. Die Texte dieser neuen Lieder schossen über ihr Ziel stellenweise zu weit hinweg und auch die neuen Melodien vermochten nicht, neben den alten deutschen Soldatenliedern zu bestehen.

Jenes zweite Lied, welches Timon hatte singen lassen, ist „Das Königreich Hannover" benannt. Von seinen sechs Versen setze ich den ersten und letzten hierher:

Wo die Niederelbe brauset,
Und die Weser nordwärts zieht;
Wo der Sturm die Berg' umsauset
Und zur Ems die Hase flieht;

Wo die Aller und die Leine,
Jeeze, Fuse, Ilmenau,
Bald durchzieh'n Gefild' und Haine,
Bald der öden Haiden Gau;
Wo vor wild empörten Wellen
Schützt manch' wohlgepflegter Deich,
Ist das Land der Honigzellen,
Ist Hannovers Königreich.

O, Hannover! Hoch vor Allen
Durch des Schöpfers Gunst beglückt!
Reich an Früchten, an Metallen,
Reich durch Flora's Huld geschmückt!
Deine Männer, stark, geschäftig
In den Künsten jeder Art,
Deine Fürsten mild und kräftig,
Deine Frauen hold und zart!
Dein Gebirg' mit wald'gen Kronen,
Deine Flüsse fischereich!
Unter allen deutschen Thronen
Gleichet Dir kein Königreich!

15.

Wichard hatte eine Wohnung in meiner Nähe genommen, wir waren viel beisammen. Seine Visiten in der Gesellschaft schob er hinaus und schränkte sie ein, wobei ihm die Zeitumstände zu statten kamen. Timon suchte er gar nicht auf und wurde, da er von dem Hofzirkel sich fern hielt, auch nicht zu den kleinen Partieen nach Herrenhausen befohlen. Leinau's besuchte er gern; er war dieses Ehepaars unbefangener, lieber Freund geworden. Mit ihnen wurden wir oft zu Frau Elisabeth eingeladen, wo wir gewöhnlich auch Aurelius mit seiner Frau trafen.

Seine Nachrichten von Haus theilte Wichard mir immer mit und verlangte dagegen zu erfahren, was meine Eltern und Clotilde mir schrieben. Sein Vater hatte jetzt gestattet, daß Christian Ostern nach beendigtem Universitäts-Triennium in ein preußisches Garde-Regiment eintrete.

Bald sollten die Briefe, welche wir von dem Gute und von Alfred aus Holstein erhielten, uns in bedeutenderer Weise beschäftigen.

Die deutschen Großmächte hatten sich in der Ansicht geeinigt, daß sie den dänischen Widerstand nicht länger geduldig hinnehmen dürften, daß aber die deutschen Mittel- und Klein-Staaten nicht berufen seien, in einem Kampfe jenseits der Eider, jenseits des Bundesgebietes mitzuwirken; den wollten Preußen und Oesterreich allein führen. Sie ließen ihre Truppen an die Schleswig'sche Grenze rücken und erklärten Dänemark den Krieg. Unsere Executionstruppen in Holstein waren nun in einer noch übleren Lage. Sie mußten Gewehr bei Fuß zusehen, wie die Oesterreicher und Preußen zwischen ihnen hindurch einem wirklichen Kriege entgegenzogen. Ja, sie mußten ihnen für den Marsch durch Holstein gar Platz machen, andere von den Hauptstraßen abgelegene Quartiere beziehen. Der deutsche Bund hatte Holstein in Verwahrung genommen und

mußte nun leiden, daß seine Truppen bei Seite geschoben wurden. Alfred schilderte dies in seiner gelassenen Weise, doch sehr bitter. Er glaubte auch jetzt noch nicht an ein gutes Ende.

Mein Vater schrieb mir in dieser Zeit Folgendes: „Unsere Einquartierung verließ uns. Gleich darauf kamen viele Preußen, auch ein preußischer General und in dessen Gefolge Graf Eberhard. Sie blieben nur zwei Tage. Der Capitän war, seit es Ernst wurde, Feuer und Flamme, wieder jung geworden und mit seinem einen Bein immer unterwegs. Er gefiel dem preußischen General, dem er manchen Aufschluß über dieses Land geben konnte und verschwand, als die Preußen abmarschirt waren. Leute im Dorfe hatten ihn bei Tagesgrauen wegfahren sehen. Er hatte nur die Nachricht hinterlassen, daß er für einige Tage verreise. Seine Frau, wir Alle waren in Besorgniß. Dann meldete ein Brief des Grafen Eberhard, der Capitän sei bei ihm und befinde sich wohl. Die ersten Gefechte der Preußen hatten stattgefunden, am 6. Februar war die Schlei von ihnen überschritten worden. Darauf kam der Capitän wieder. Er hat den Preußen die besten Uebergangsstellen über die Gewässer zeigen wollen und ist scharf im Feuer gewesen. Hätte er nicht Frau und Amt hier, so machte er auf diese Weise gewiß den ganzen Krieg mit."

Meine Mutter schrieb auch vom Grafen Eberhard: „Ich glaube, Adele hat auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht."

Wie mich dies Alles bewegte!

Die Preußen und Oesterreicher hatten jetzt in einigen scharfen Gefechten die Dänen aus ihren festen Stellungen bis über Flensburg hinaus getrieben. Auf dem Gute des Barons war augenblicklich keine Einquartierung. Wichard und ich begegneten uns in dem Wunsche, diese Ruhe zu einem Besuche bei unseren Angehörigen zu benutzen. Ein kurzer Urlaub wurde uns gern bewilligt.

„Laß uns zu Alfred fahren, er soll mit," sagte Wichard.

„Wenigstens wollen wir ihn zuerst besuchen."

Wir reisten ab, brachten einige Stunden bei den mißvergnügten Kameraden unseres Hauptquartiers in Altona zu und gelangten in der Dämmerung auf der Bahnstation an, von welcher wir noch zwei Meilen bis an unser Ziel hatten. Es schneite. Ein Wagen mit zwei Bänken, über den ein Verdeck Schutz gegen Wind und Wetter bot, hielt am Bahnhofe. Wir mietheten ihn für Hin- und Rückfahrt und fuhren, in unsere Mäntel gehüllt, weiter. Wir waren müde und schliefen ein. Hundegebell und das schlechte Pflaster der ausgedehnten Ortschaft, in welcher Alfreds Bataillon cantonirte, rüttelte uns auf. An einigen Häusern brannten Laternen. Wenige Menschen waren auf der Straße. Ich sah zwei Leute von Alfreds Bataillon und rief sie an. Einer führte unseren Wagen nach Alfreds Quartier, wohin der andere vorauslief, um unsere Ankunft zu melden. Alfred war allein in seiner Stube. Die Lampe auf seinem Tische warf ihr Licht auf Bücher, Karten und Zeitungen.

„Ah, meine Freunde!" rief er aus und streckte uns beide Hände entgegen. „Ihr seid gut! Kommt Ihr vom Gute oder wollt Ihr hin?"

„Wir wollen hin und Du sollst mit," antwortete Wichard.

Alfred blickte uns Beiden so warm in die Augen, als wolle er unseren

Anblick erst recht voll genießen. Dann sagte er: „Macht es Euch bequem, so gut es diese Behausung gestattet. Wo ist Euer Gepäck?"

„Wohin schicken wir unseren Fuhrmann?" fragte ich. „Er ist nicht von hier. Er bringt uns morgen wieder an die Bahn. Ist hier ein Gasthaus und können wir da logiren?"

„Ja und ich rathe auch dazu. Zwar würde Frau Harms, meine Wirthin, gern für Euch Rath schaffen; aber Ihr habt es bequemer dort. Ich schicke den Wagen voraus und begleite Euch nachher. In dem Hause findet Ihr auch die Kameraden."

Als dies besorgt war, sagte er: „Was bringt Ihr Neues von dem Sitze unseres Königs? Erzählt! Meine Seele dürstet in der Wüste."

„Und Du erquickst Dich mit Negern," lachte Wichard, der ein Buch auf dem Tische aufgeschlagen hatte und es jetzt empor hielt. „Welche Passion!"

„Ich interessire mich nun einmal für Afrika," entgegnete Alfred etwas verstimmt; aber gleich fuhr er in seinem herzlichen Tone fort: „Du würdest hier auch Deine Gedanken einem ernsten Gegenstande zuwenden. Die Kameraden, die es sich nach treu erfüllter Berufspflicht wohlsein lassen wollen im Ausruhen und die Abende im Gasthause verbringen, bis es Schlafenszeit ist, werden dabei nur verdrießlicher. Ich ziehe mich früh in meine Klause zurück und schlafe nach einigen Unterrichtsstunden, die ich mir selbst in der Geographie und fremden Sprachen ertheile, befriedigt ein."

Die trauliche Unterhaltung, der wir uns nun hingaben, wurde von Kastor und Pollux unterbrochen. Im Gasthause war unsere Ankunft bekannt geworden, sie kamen uns zu holen. „Wir warten schon auf Euch. Der Oberstlieutenant ist auch noch geblieben, um Euch zu sehen."

Nun gingen wir dorthin.

In der niedrigen, mäßig großen, von Tabak- und Grog-Dunst erfüllten Stube saßen um eine lange Tafel, an der Mittags gespeist wurde, die Kameraden und zwei Einwohner der Ortschaft, Besitzer großer Höfe, bejahrte Männer. Wir machten zunächst dem Oberstlieutenant unser Compliment.

„Setzen Sie sich hierher," sagte er. „Was gibt es Neues in Hannover? Wir sehen hier zu, wie einige Meilen vor uns unsere großmächtlichen Brüder den Dänen den Weg weisen. Richtiger: wir sehen nicht zu, sondern lesen es nachher in den Zeitungen; denn auch das Zusehen ist uns kürzlich versagt. — An diesem Tische sitzen wir Abend für Abend, Ihr fleißiger Freund ausgenommen," setzte er, Alfred freundlich ansehend, hinzu.

„Ach, Herr Oberstlieutenant! Geben Sie ihm Urlaub, damit er morgen mit uns fahren kann," bat nun Wichard.

„Mit dem größten Vergnügen."

Die beiden Hofbesitzer hielten sich bescheiden still. Wenn sie aber zum Gespräch veranlaßt wurden, äußerten sie sich klar und bestimmt. Als die Kameraden ihre kleinen Erlebnisse, artig ausgeschmückt, vortrugen, wobei sich das herzliche Einverständniß zeigte, welches zwischen dem Bataillon und den Quartierwirthen bestand, schmunzelten die beiden Männer vergnüglich und bestätigten zuweilen die Erzählung mit ihrem: „Das soll wohl sein."

Als sie gute Nacht gewünscht hatten und weggegangen waren, sagte der Oberstlieutenant: „Kernige Leute, die Holsteiner! Sie handeln mehr, als sie sprechen."

„Und sind ebenso zuverlässig, wie hartnäckig," setzte Pollux hinzu.

„Langsam, aber kluge Köpfe," meinte ein Anderer.

Da wir nun unter uns waren, mußten Wichard und ich alle Einzelnheiten aus Hannover mittheilen. Mancher Scherz wurde dabei gemacht, auch das Geringste fand aufmerksame Ohren. Dies war ein genußreicher Abend für unsere Kameraden; bis nach Mitternacht blieben wir zusammen.

Als wir am anderen Morgen unseren Wagen bestiegen, von dem der Fuhrmann das Verdeck abgenommen hatte, sagte Alfred: „So sonnenhelle Tage sind selten in meiner meerumschlungenen Heimath." Der Fuhrmann blickte ihn an, machte ein wunderliches Gesicht und nickte zustimmend. Die jüngeren Kameraden umstanden den Wagen und riefen uns Lebewohl nach. Die Sonne schien auf die weißen Fluren und als wir die letzten Häuser hinter uns hatten, sahen wir außer uns kein lebendes Wesen, als die Krähen, die auf den kahlen Zweigen unlustig sich schaukelten. Ich theilte mit dem Fuhrmann die vordere Bank. Er war ein Mann mittleren Alters, von kräftiger Gestalt, mit gutmüthigem Gesicht und hieß Johannsen. Ich begann ein Gespräch mit ihm. Ob er in dem Städtchen an der Eisenbahn zu Hause sei? fragte ich.

„Da nicht; in dem Dorfe dahinter bin ich zu Hause, doch nicht gebürtig."

„Wo denn gebürtig?"

„Bei Schleswig."

Ob er Schleswig erst vor diesem Kriege verlassen?

„Am Ende des vorigen Krieges."

Jetzt mischte sich Alfred, der zugehört hatte, in das Gespräch: „Dann haben wir es um dieselbe Zeit verlassen." Der Fuhrmann blickte sich nach ihm um, machte das wunderliche Gesicht von vorhin und sprach: „Das war nach der Schlacht bei Idstedt. Da habe ich eine Frau mit ihrem Sohn aus Schleswig weggefahren."

„Wohin?" rief Alfred überrascht.

„Durch Rendsburg nach dem Gute —"

Nun sprang Alfred auf, legte seine Hände auf die Schultern Johannsen's und beide blickten sich aufmerksam beschauend an. Johannsen nahm zuerst wieder das Wort: „Das sind Sie damals gewesen! Mir war es ja gleich so."

Unwillkürlich hatte er die Zügel angezogen, die Pferde standen still. „Laß mich bei ihm sitzen," bat Alfred und wir wechselten den Platz. Nun theilten die zwei sich ihre Erlebnisse mit.

„Ich bin gar nicht wieder nach Schleswig gefahren," erzählte Johannsen. „Zu den Dänen wollte ich nicht. Vater und Mutter lebten nicht mehr, Wagen und Pferde gehörten mir. Als ich Sie hingebracht hatte, fuhr ich nach Rendsburg. Da war nun der General der Schleswig-Holsteiner Wilhelmsen —"

„Willisen," berichtigte Alfred.

„Ja, und Stutterheim, der bei Idstedt seine Bagage verloren hatte. Der kaufte mir Wagen und Pferde für gutes Geld ab und nahm mich in Dienst."

„Der heißt jetzt General,“ bemerkte Alfred.

„Ja, er will nun wieder mitspielen. Wenn er wüßte, daß ich hier bin, würde er mich wohl verlangen; aber ich will nicht.“

„Was nicht?“

„Er will wieder eine schleswig-holstein'sche Armee machen; aber an einem Male haben wir genug gehabt.“

Einen Augenblick trat Schweigen ein. Dann fuhr Johannsen, der ganz gesprächig geworden war, in seiner Erzählung fort: „Das war ein vornehmer Herr. Geld kannte er gar nicht, so lange er 'was hatte. Er bezahlte mich gut. Einmal wollte er mir mehrere Goldstücke schenken, die nahm ich aber nicht.“

„Wofür sollten die sein?“

„Das war ein schrecklicher Tag! Sie erinnern sich davon wohl nichts? Da war das Feuerwerks-Laboratorium in Rendsburg in die Luft geflogen. Viele Menschen, Erwachsene und Kinder, kamen dabei um.“

„Ja, ich erinnere mich deutlich, daß davon gesprochen wurde. Sie haben wohl den Unglücklichen geholfen?“

Als der Fuhrmann schweigen wollte, fragte Alfred: „Weshalb nahmen Sie die Goldstücke nicht?“

„Weil ich Nichts dafür gethan hatte.“

„Landsmann! das ist nicht so! Mir können Sie es wohl erzählen.“

„Ich hatte Futter für unsere Pferde geholt und mich auf den Wagen gesetzt, um in den engen Straßen besser fahren zu können. Ich saß oben auf dem Heu. Da kam der furchtbare Knall und mehrere hintereinander. Dann zischte es in der Luft und gleich darauf fiel so eine brennende Bombe in mein Heu und zündete es an. Da kroch ich hin und warf sie von dem Wagen herunter und schlug das Feuer aus.“

„Ging sie denn nicht los?“ rief ich.

„Nein. Nachher hat sie auf dem Pflaster gelegen und der Zünder, oder wie sie das brennende Ding nannten, dabei. Die Kanoniere sagten, er hätte nicht fest genug darin gesessen. — Es war ein schrecklicher Jammer in der Stadt!“

Er schwieg und wir unterbrachen seine trüben Erinnerungen nicht. Er selbst fing wieder an: „Als es nachher ganz vorbei war mit der schleswig-holstein'schen Armee und mein Herr wegreiste, da habe ich mich anders verdungen, bis ich so viel verdient hatte, daß ich wieder einen Wagen und Pferde kaufen konnte.“

„Sie hatten ja das alte Gespann für gutes Geld verkauft,“ warf Alfred ein.

Hierauf erfolgte keine Antwort. Wir waren überzeugt, daß der brave Mensch damit Anderen geholfen hatte.

In dieser Unterhaltung war die Zeit schnell verlaufen. Wir trennten uns von unserem neuen Bekannten mit biederem Handschlag und Alfred bestellte ihn gleich wieder für die Rückfahrt in sein Cantonnement.

Zum ersten Male sahen wir das Gut im Winterkleide. Die von der Mittagssonne beschienenen Mauern der Kirche hinter den blattlosen Linden waren von der Schneefläche kaum zu unterscheiden. Im Vorgarten des Pastors fehlte die Bank und in Stroh gehüllt waren die Rosenstöcke an der Hauswand.

Im Schlosse fanden wir nur Wichard's Eltern und Schwester, nicht die

meinigen. Die Baronin erklärte dies: „Sie und Alfred werden drüben erwartet," und an letzteren wandte sich Adele: „Clotildens Eltern wollten nicht, daß wir Sie behalten."

„Wir haben uns um Sie gestritten," fügte die Baronin hinzu. „Das nächste Mal wohnen Sie bei uns."

Ehe wir weiter fuhren, wollten wir den Capitän begrüßen. Er erwartete uns vor seiner Hausthür und rief, sobald er uns kommen sah, seine Frau. Beide sahen glücklich aus. Der Capitän war, wie mein Vater geschrieben hatte, jünger geworden.

Als wir nun den Wagen wieder bestiegen hatten und außerhalb des Schloßhofes nach dem Park umbogen, kam Zephirius uns entgegen. Er nahm seine Pelzmütze ab und winkte mit ihr uns seinen Gruß zu. Wir ließen halten und reichten ihm aus dem Wagen die Hand. „Ich wollte Sie doch gleich willkommen heißen," redete er uns an.

„Erkälten Sie sich nicht," sagte ich und veranlaßte den siebenzigjährigen Mann, seinen Kopf zu bedecken.

„Ach," antwortete er lachend. „Seit Ihre Schwester wieder hier ist, habe ich trotz Schnee und Frost Sommer."

Uns mit der neuen Wohnung bekannt zu machen, bereitete meinen Eltern großes Vergnügen. Das Haus war hübsch und behaglich ausgestattet, fast zu groß für die Bedürfnisse seiner Bewohner. Meine Mutter und Clotilde wohnten oben mit der Aussicht über den See nach dem Schlosse, mein Vater unten neben dem Saal an der Terrasse. Andere Zimmer waren schon bei der Einrichtung des Hauses mit Alfred's und meinem Namen bezeichnet worden und wurden uns jetzt angewiesen. Vater hatte einen Wagen und zwei kleine Pferde angeschafft, die Clotildens Lieblinge waren und von ihr selbst, sobald die Jahreszeit es gestatten würde, gefahren werden sollten.

Meine Eltern waren mit ihrer Lage zufrieden. Ihre Einsamkeit war nur scheinbar; denn sie lebten fast täglich mit den Schloßbewohnern und deren Freunden. Mein Vater dachte zwar oft an den Beruf zurück, den er hatte aufgeben müssen, an das Land Hannover und seine Bekannten darin; aber er ließ sich durch diese Gedanken nicht trübe stimmen. Die Arbeiten, mit welchen er sich beschäftigte, brachten ihn darüber hinweg.

Clotilde und Adele hatten sich trotz der Verschiedenheit ihrer Liebhabereien noch inniger befreundet und Zephirius kam bei jedem Wetter, um mit Clotilde Clavier zu spielen; denn dem Orgelspiel in der kalten Kirche mußte sie während des Winters entsagen.

Von diesem Allen hatten wir kaum Kenntniß erhalten, als Adele und Wichard eintraten. Sie waren über den See gekommen, der Bruder hatte die Schwester im Schlitten hergefahren.

Meine liebenden und eifersüchtigen Augen bedurften nicht lange Zeit, um zu erkennen, daß die vier jungen Menschen in der Freude des Wiedersehens ihre Herzen nur mühsam verschlossen. Und ich selbst fühlte schmerzlich, daß Adele mir unvergeßlich lieb sei, während ihr Herz an Alfred hing, dessen treue Liebe zu Clotilde ebensowenig erlöschen werde, wie die, welche Clotilde und Wichard

verband. Am meisten beherrschte Alfred sich. Er war gegen beide junge Mädchen gleich aufmerksam und liebenswürdig, er ermuthigte Adele nicht und Clotilde konnte glauben, daß er sie wie eine Schwester ansehe. Nur ich durchschaute den edlen Mann.

Es war schon dunkel, als meine Mutter daran erinnerte, daß wir im Schloß zu Tisch erwartet würden. „Ihr Beiden," sie meinte Alfred und mich, „findet auf unserem Wagen wohl Platz."

„Wir haben Fackeln und noch ein Paar Schlittschuh in den Schlitten legen lassen," sagte jetzt Wichard. „Zwei von uns bringen Adele im Schlitten über das Eis. Du, Alfred, bist der beste Läufer, dann Du, Ernst. Bringt Ihr Adele nach Haus."

Adele wurde verlegen. Da fiel mir ein, daß von mir noch ein Paar Schlittschuh vorhanden sein müßten. Unser Bedienter trug sie nach dem Schlitten. Nun begleiteten wir drei jungen Männer Adele durch den Garten nach dem Landungsplatz am See. Der Himmel war klar, die Sterne funkelten und flimmerten.

Wir schnallten die Schlittschuh an, der Diener setzte zwei Fackeln in Brand, Adele nahm in dem Schlitten Platz.

„Zeig Du die Richtung, Wichard," sagte sie. „Wollen Sie mich fahren, Ernst?"

Wichard und Alfred ergriffen die Fackeln und liefen voran. Aber bald wich Alfred weit ab; wir sahen ihn einen Feuerschein in großen und kleinen Kreisen, bald vor- bald rückwärts in langen Bogen ziehen, bis er wieder zu dem Schlitten kam.

„Wollen Sie Ernst ablösen?" fragte Adele.

Mich verdroß dies, doch übergab ich ihm den Schlitten und nahm seine Fackel. Dann hörte ich noch Adele sprechen: „Sie können überall fahren." Er war mit ihr in der Dunkelheit verschwunden. Ich blieb stehen und hörte das Geräusch des Schlittens weit seitwärts. Nun kam er näher, entfernte sich wieder, bis ich Nichts mehr hörte. Vor mir sah ich Wichard's Fackelschein, dem ich folgte. Als ich ihn an der anderen Landungsstelle erreichte, kam auch der Schlitten. „Das ging schnell," sagte Adele, als sie ausgestiegen war. Darauf schritt Sie an Alfred's Seite zwischen uns Fackelträgern nach dem Schlosse.

Sie wollte sich nun selbst im Schlittschuhlaufen, welches sie bis dahin wenig geübt hatte, vervollkommnen. Da aber Clotilde an diesem Vergnügen nicht theilnehmen durfte, so beschränkte dasselbe sich auf die Wege, welche Adele mit uns zwischen den beiden Behausungen über das Eis einige Male zu machen Gelegenheit fand. Oft kam es hierzu nicht, weil Wichard lieber bei Clotilde blieb und Alfred, welcher die Gesellschaft des Capitäns der unsrigen vorzuziehen schien, nicht immer zu finden war.

Der Vormarsch der preußischen Truppen war im Sundewitt vor der starken Position der Düppeler Höhen, welche durch die dänischen Verschanzungen einen festungsartigen Charakter erhalten hatte, zum Stillstand gekommen. Die Oesterreicher marschirten nach Jütland. In den allgemeinen Zügen glich der Verlauf dieses Krieges bis jetzt dem von 1848. Den alten Capitän beschäftigten die Ereignisse auf das Lebhafteste. Die Sorge, daß es diesmal nicht besser gehen

werde als damals, beunruhigte ihn. „Es hilft Nichts," rief er aus, „daß wir an der Küste entlang laufen und auf das Meer blicken. Die Dänen schicken mittelst ihrer Flotte Truppen zwischen den Inseln je nach Bedarf hin und her und landen, wenn wir uns irgendwo geschwächt haben. Das war schon 1848 so und seitdem hat Deutschland dagegen fast nichts gethan. Daran hat die Kleinstaaterei schuld. Und ich sage Ihnen, Ernst, wenn der Herzog von Augustenburg, wie Ihr Vater behauptet, rechtmäßiger Herr dieses Landes würde, es wird nicht besser, so lange nicht eine Großmacht hier gebietet."

Er wäre gern nach dem Sundewitt gefahren, wo er Weg und Steg kannte, der Graf Eberhard hatte ihm ein für allemal gute Aufnahme zugesichert; aber Frau Charlotte widersetzte sich.

Eines Abends führte Alfred's Erzählung von seiner Begegnung mit dem Fuhrmann Johannsen auf den General von Stutterheim und das Augustenburg'sche Truppencorps, welches dieser bilden wollte. Der Baron tadelte dies Unternehmen: „Es ist ein kostspieliges Abenteuer und kann mehr schaden, als nutzen. Solche Truppen verschaffen dem Herzog das Land nicht. Ich bedauere, daß er sich darauf eingelassen hat."

„Und am Wenigsten war Stutterheim der Mann dazu," sprach hierauf der Capitän. „Seine wechselnden Schicksale sind in unseren Tagen zwar selten, aber deshalb allein nicht vertrauenerweckend. Ich habe ihn 1848 kennen gelernt. Er trug einen großen spanischen Orden, den er im Karlistenkriege erhalten hatte."

Daß Stutterheim Alfred werben wollte, kam nicht zur Sprache.

So verstrichen diese Tage; sie änderten und klärten Nichts in unseren Empfindungen, in unseren Verhältnissen. Wichard schien von seinen Eltern hinsichtlich Clotildens ermahnt worden zu sein; denn er versuchte ein vorsichtigeres Benehmen gegen sie, jedoch ohne langen Erfolg. Er kämpfte mit sich. Noch hatte kein gesprochenes Wort seiner Liebe Ausdruck gegeben.

Nur Alfred war zu einer Entsagung gelangt; und dennoch blieb sein Benehmen dasselbe und sein Gemüth ließ der Freundschaft, die ihn mit Wichard verband, nicht entgelten, daß dieser ihm sein Theuerstes nahm. An seinem Beispiel suchte ich mich zu stärken. Ich durfte ihm nicht darum zürnen, daß er, nicht ich, Adelens Liebe hatte. Waren wir doch Alle unschuldig.

Nach diesem Besuche in Holstein verliefen die nächsten Monate für uns in Hannover ohne besondere Ereignisse. Wichard war nachdenklich geworden und verschwiegener gegen mich als früher. Wenn er mir aus den Briefen seiner Eltern Mittheilungen machen wollte, überschlug er längere Stellen als sonst. Indeß kehrte sein Frohsinn, der ihm so wohl anstand, nach und nach zurück.

Unserem alten Freunde, dem Capitän, war die Pause in dem Erfolge der preußischen Waffen endlich zu lang geworden. Seine Frau hatte ihn nicht mehr halten können, er war nach Gravenstein gefahren, wo sich das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl von Preußen befand. Dort bereitete man um diese Zeit in größter Heimlichkeit einen Uebergang über den Alsſund vor. Die hierzu erforderlichen Schiffe und Boote mußten über Land transportirt werden; ihre Herbeischaffung, ohne deren Geheimhaltung das Unternehmen nicht gelingen konnte, erforderte die größte Umsicht. Da kam des Capitäns Rath zur rechten Zeit.

Er kannte Land und Leute und half mit sachverständigem Urtheil. Aber dem auf das Beste vorbereiteten Wagniß, welches in der Nacht vom 2. zum 3. April ausgeführt werden sollte, war der Himmel nicht günstig. Ein Sturm versetzte den Meeresarm in eine Unruhe, welcher die flachen Boote nicht ausgesetzt werden durften. Die einzelnen Truppenabtheilungen, die in den Fahrzeugen über das Wasser gebracht werden sollten, konnten sich am jenseitigen Ufer nur behaupten, wenn die Dänen überrascht wurden. Daß dies geschehe, war nach jener Störung nicht mehr zu erwarten. Das Unternehmen mußte deshalb aufgegeben werden und es blieb nur die langwierige, förmliche Belagerung der Düppeler Schanzen übrig. Nun kehrte der Capitän in verdrießlichster Laune nach Haus zurück.

Die Oesterreicher waren in Jütland eingerückt. Die von den Dänen zu einem weitläufigen verschanzten Lager ausgebaute Festung Fridericia, zu deren Vertheidigung ihre eigenen Truppen nicht ausreichten und fremde Hilfe nicht kam, fiel nach kurzer Beschießung in die Hände der Oesterreicher, bei welchen nun größere militärische Ereignisse kaum noch zu erwarten waren.

Dagegen ließ sich die Belagerung der Düppeler Schanzen zu einem hartnäckigen Kampfe an und viele unserer Officiere, die noch keinen Krieg gesehen hatten, wünschten derselben beizuwohnen. Hier lag die Möglichkeit, selbst Erfahrungen zu machen, nahe. Unser König wollte jedoch seinen Officieren den Besuch des preußischen Kriegsschauplatzes nicht gestatten.

Nach hartem Ringen erstürmten die Preußen am 18. April die Düppeler Schanzen und vertrieben die Dänen von dem Festlande. Diese erste größere Waffenthat nach langem Frieden, nach mancher politischen Demüthigung rief in Preußen Jubel hervor und alle Deutschen freuten sich des seit Wochen erhofften Sieges. Der König von Preußen stellte die Leistung seiner braven Truppen sehr hoch und ehrte sie in auszeichnender Weise.

Nun ruhten auch dort die Waffen und leider erst jetzt wurde unseren Officieren nicht mehr verweigert, die Stätte jener lehrreichen Kämpfe zu besuchen. Im Juni konnten Wichard und ich Urlaub bekommen. Wir beschlossen, nach dem Sundewitt und dann zu unseren Eltern zu fahren. Auf Alfred's Begleitung mußten wir verzichten; er lehnte unsere Aufforderung dazu ab.

Mein lange gehegter Wunsch, preußische Truppen kennen zu lernen, ging jetzt in Erfüllung. Freilich sahen wir sie nicht in kriegerischer Thätigkeit, denn es war Waffenstillstand, jedoch in kriegsmäßiger Ausrüstung und Verfassung. Wir begaben uns ohne Aufenthalt nach Gravenstein, wo wir den Grafen Eberhard, auf dessen Unterstützung wir gerechnet hatten, leider nicht trafen; er war beurlaubt. Einige andere Officiere des preußischen Hauptquartiers nahmen uns, als wir unsere Bekanntschaft mit ihm geltend machten, höflich auf und als unsere Verbindungen mit dem Gute in Holstein bekannt wurden, erwies man uns gern Gefälligkeiten und versah uns mit den Empfehlungen, deren wir bedurften, um in die preußischen Positionen eingelassen zu werden und daselbst die gewünschten Belehrungen zu erhalten.

Trotzdem die Truppen zu ihrer Erholung, welche der Waffenstillstand gestattete, in bequemere Quartiere vertheilt waren, begegneten wir, weiter fahrend, immer mehr preußischen Soldaten. Uebrigens erinnerte die Landschaft nicht gleich

an die mühsame, entbehrungsvolle und blutige Kriegsarbeit, die in Schnee und Eis begonnen hatte und bei deren Beendigung der Frühling in diese Gegend kaum eingezogen war. Jetzt grünte und blühte das schöne Land. Die Buchen, ein Schmuck der Küste, standen im frischesten Laube.

Im Dorfe Nübel meldeten wir uns bei dem commandirenden Officier. Er gab uns zwei Kameraden unseres Alters als Führer mit. Noch eine Strecke lang konnten wir den Wagen benutzen. Unsere Begleiter erklärten uns ihren Dienst auf das Genaueste, sie sprachen von den Beschwerden des Winterfeldzugs, von den Erfolgen ihrer Truppen in schlichter Weise. Sie waren bescheidene junge Männer, tüchtig in ihrem Beruf. Ihr Herz und Geist schien im Vertrauen auf ihren König und ihre Vorgesetzten an der Erfüllung ihrer Pflicht Genüge zu finden.

Auf den engen, von dem dichten Buschwerk der Knicks begrenzten Fahrwegen, die hier Redder heißen, kamen wir in das Terrain, welches im Bereich der dänischen Kanonen gelegen hatte. Erste Spuren des Kampfes waren die Ortschaften in Schutt und Asche. Man sah wenig Einwohner; die meisten waren vor den Schrecken des Krieges von Haus und Hof geflohen. Die Ueberbleibsel des Lagerstrohs hinter den Knicks zeigten die Stellen an, wo Preußen bivouakirt hatten. Die Felder waren unbestellt und auf den fetten Weiden fehlten die Heerden. Ab und an einzelne Grabhügel mit einem einfachen Holzkreuz.

Nun verließen wir den Wagen, stiegen die Höhen, die sich im Sundewitt wie erstarrte Meereswellen an einander schließen, hinauf und hinab, durchwanderten die zum Theil schon verschütteten Laufgräben und erreichten, bergan schreitend, die eroberten Schanzen.

Hier trat die Zerstörung, welche die gezogenen Kanonen der Preußen bewirkt hatten, auch jetzt noch höchst überraschend hervor. Die Brustwehren niedergeworfen, schwere Steinmassen umher geschleudert; da war kaum ein Fleck im Inneren der Schanze, den nicht das tödtende Eisen und Blei erreicht hätte. Und wo die Vertheidiger sich auf den Wällen oder außerhalb der nicht mehr sichernden Werke zeigten, gesellte sich den preußischen Geschützen das schnell schießende Zündnadelgewehr zu ihrem Verderben.

Nun gingen wir an zahlreichen Soldaten-Gräbern vorbei auf den höchsten Punkt des Düppelberges. Schweigend versenkten wir uns dort eine Weile in den Genuß des herrlichen Rundblickes. Auf dem im Sonnenglanz unbewegt liegenden Meer kein Schiff. Um uns, wo vor wenig Wochen Tag und Nacht die Feuerwaffen gelärmt hatten, vollkommene Stille. Friedlich erschien das Land hinter uns und jenseits des schmalen Sundes das viel begehrte und gepriesene Eiland Alsen.

Der eine unserer gefälligen Führer nahm das Wort: „Dort links, wo der Sund sich zur Föhrde ausbreitet, sehen Sie in der Insel die Bucht. Darin liegt jetzt, neben seinen kleineren Genossen, den Kanonenbooten, der Rolf Krake, das dänische Panzerschiff, welches wir während der Belagerung mehr zu unserem Vergnügen, als zu seinem Vortheil kennen lernten."

„Diese Meeresbucht rechts," erklärte der andere, „ist der Wenningbond und

drüben der Küstenrand mit dem steilen gelben Absturz heißt Gammelmark. Von da schossen unsere Kanonen Sonderburg in Brand."

Eine erstaunliche Entfernung! die Sonderburger sind aus der Sicherheit, welcher sie sich hingaben, in furchtbarer Weise aufgeschreckt worden.

Wir gingen nach dem Sunde hinab und gelangten in den vormaligen Brückenkopf, das dänische Schutzwerk vor der jetzt abgebrochenen Schiffbrücke, welche das Festland mit Alsen verband. Einige hundert Schritte vor uns lagen die Straßen Sonderburgs, in denen wir keinen Menschen erblickten. Das häßliche Schloß am Strande und mehrere andere Gebäude waren zerschossen und ausgebrannt. Die Verschanzungen, welche an dem hohen Ufer des Sundes in zwei, auch drei Reihen über einander aufgeworfen waren und über deren Wällen Kanonen hervorragten und zuweilen eine dänische Schildwache uns betrachtete, zeigten, daß die Dänen sich zur Vertheidigung mit der anstrengendsten Arbeit vorbereitet hatten. Auch die Preußen hatten ihren Strand zur Begegnung feindlicher Maßregeln eingerichtet, einige neue Brustwehren aufgeworfen und mit ihren gezogenen Kanonen besetzt. Letztere mußten, meines Erachtens, die dänischen Geschütze bald zum Schweigen bringen, wenn es hier noch einmal zum Kampfe kommen sollte.

An diesen Werken längs des Sundes vorbei, kehrten wir nach unserem Wagen zurück.

Alle Anordnungen der Preußen hatten auf mich den Eindruck vollkommener Zweckmäßigkeit, das Benehmen ihrer Mannschaften den einer äußerst kriegsmäßigen Ausbildung gemacht.

Es war Abend, als wir nach Flensburg gelangten, wo im Hotel ein großer Kreis preußischer Officiere verschiedener Regimenter versammelt war. Sie hießen uns freundlich willkommen und luden uns ein, an ihrer Gesellschaft theilzunehmen. In ihrer zwanglosen Unterhaltung kam manches Bemerkenswerthe vor. Die Erfolge der preußischen Waffen hatten ihr Soldatenherz erfrischt; aber sie waren in ihrer Siegesfreude keineswegs ruhmredig, im Gegentheil besorgt, nicht zu viel zu sagen oder gar sich zu überheben. Das steife, aus immer regem Dienstgefühl entspringende Wesen, welches die verschiedenen Rangstufen der preußischen Officiere, mehr als wir es gewohnt waren, von einander sondert, war in dem freieren Zustande des Kriegslebens verschwunden. Um diesen Tisch hatten sie sich an einander geschlossen, wie es der Zufall fügte. Daß auf unsere Armee die Rede kam, konnte nicht ausbleiben und wenn unsere Einrichtungen ihnen auch nicht wichtig erschienen, so entbehrten die wenigen Worte doch der schicklichen Achtung nicht und Jeder war so tactvoll, die trübe Lage, in welcher meine Landsleute in Holstein sich befanden, mit keinem Worte zu erwähnen. Dagegen konnten sie Aeußerungen nicht ganz unterdrücken, welche Eifersucht auf die österreichischen Kriegsgefährten und Abneigung gegen dies Bündniß verriethen. Ob nach dem Waffenstillstand, welcher zu Ende ging, der Krieg wieder ausbrechen und was alsdann geschehen werde, gelangte nicht zur eingehenden Besprechung, trotzdem die Truppen wieder mehr zusammengezogen werden sollten, was auf bevorstehende Operationen hinzuweisen schien. Schon morgen sollten die Märsche beginnen. Man bedauerte, daß der Versuch, den

Alsſund zu überſchreiten, geſcheitert war. Jetzt hatten die Dänen ſich vorgeſehen; ſie bewachten die Küſte längs der engen Strecke des Sundes, wo allein nach jener Erfahrung eine Wiederholung des dreiſten Unternehmens zu erwarten war. Von der Zukunft der Herzogthümer und von Politik überhaupt war gar nicht die Rede. Gern aber gab man uns auf alle Fragen ausführlich Antwort, welche die preußiſche Armee betrafen. Ihrem Berufe gehörte das Denken dieſer Männer; den Ausſichten, welche er ihnen bot, ihr Hoffen.

Am anderen Morgen drängte Wichard zur Abreiſe, obgleich wir unſere Ankunft auf dem Gute erſt für den folgenden Tag angekündigt hatten. Um ſo mehr beharrte ich darauf, dieſen Tag in Flensburg zu bleiben, damit wir den Ab- und Durchmarſch der Truppen, die nordwärts zogen, ſähen. Und als nun die Bataillone, Schwadronen und Batterien in ihrer kriegsmäßigen Ausrüſtung nach dem Tacte der Muſik oder der Lieder, welche die Mannſchaft ſang, hinaus marſchirten, da ſchlug auch Wichard das Herz und er rief: „Ich möchte mit!“ Aber das war unmöglich. Wir waren nicht befugt, an kriegeriſchen Ereigniſſen theilzunehmen. Auch lagen noch zwei Tage zwiſchen heute und dem Ende des Waffenſtillſtandes und ob alsdann die Feindſeligkeiten, auf die man ſich gefaßt machen mußte, wirklich wieder ausbrächen, vermochte Niemand zu ſagen.

Als wir ſpäter am Hafen ſpazieren gingen, kam ein Johanniterritter auf uns zu und begrüßte Wichard. Er war in Hannover und auch in Preußen begütert und hatte Wichard kennen gelernt, als dieſer bei ſeinem Regimente in Nordheim war. Er kam ſoeben aus dem Lazareth, welches ſein Orden in Flensburg eingerichtet hatte und lud uns ein, den Abend mit ihm zu verleben.

Er war ein wohldenkender Herr, der ſeine Johanniterpflichten ernſt nahm und die Mängel der Ordenshilfe, welche ſich bei dieſer ihrer erſten Kriegsthätigkeit herausſtellten, als lehrreiche Erfahrungen benutzt zu ſehen hoffte. „Denn leider muß ich glauben,“ ſagte er, „daß dieſem Kriege andere folgen werden. Ich bin zwiſchen den Preußen und Oeſterreichern hin und her gefahren und es hat mir nicht entgehen können, daß die augenblickliche Waffenbrüderſchaft nur eine Tünche über einen tiefen Riß iſt.“

Er war kein blinder Verehrer der Preußen, denn er tadelte ſie einige Male ſcharf. Er war aber ein großer Freund der Ordnung und Disciplin und daß dieſe als oberſte Regel bei den Preußen unwandelbar aufrecht erhalten wurde, hatte ihm ſehr gefallen. „Die Befehle führen ſie mit höchſter Energie aus,“ ſagte er. „Ich geſtehe, oft vielleicht unnöthig rückſichtslos; aber damit kommen ſie zum Ziele. Schneidig! Wer keinen „Schneid“ hat, iſt unbrauchbar. Daß die preußiſche Politik nicht auch ſchneidig iſt, liegt daran, daß Preußen nicht allein agirt. Die Politik der beiden Mächte in dieſem Lande iſt ſo unſicher, wie ihre Freundſchaft; ſie wiſſen anſcheinend noch nicht, was ſie wollen. Ihre Commiſſäre traten gegen die hieſigen Dänen anfangs entſchieden auf, jetzt werden die Dänen mitunter in ganz unberechtigter Weiſe geſchont. Es iſt deshalb begreiflich, daß die deutſchen Einwohner nach ihren herben Erfahrungen der vorigen Kriege argwöhniſch geworden ſind und kein Vertrauen zu uns haben. Was ſie für die Zukunft wünſchen ſollen, wiſſen ſie nicht, außer dem Einen: von Dänemark loszukommen. Hier in Flensburg und weiter nördlich fürchten ſie, daß wir ſie abermals an Däne-

mark ausliefern, welches sie darauf für immer als „Süd-Jüten" incorporiren würde."

„Kann es jetzt noch bezweifelt werden, daß Schleswig-Holstein ein selbständiger deutscher Bundesstaat wird?" rief Wichard aus.

Der Johanniter antwortete: „Mir scheint, daß wir davon noch weit entfernt sind. Wer soll Schleswig-Holstein haben? Oesterreich oder Preußen oder der Augustenburger, der von den Liberalen proclamirt wird und gerade im Herzogthum Schleswig, wo der Familie festeste Wurzeln sein müßten, am Wenigsten Anhänger hat?"

Da wir hierauf nichts erwiderten, fuhr er fort: „Die liberalen Fürsprecher schaden dem Herzog; denn der Liberalismus und Parlamentarismus ist in Oesterreich nicht beliebt und in Preußen mit der Regierung im ärgsten Conflict. Und wenn auch die Augustenburger das meiste Anrecht auf das Land haben, was ich glaube, es geschieht nun einmal in der Welt leider nicht immer, was Recht ist."

16.

Als ich Wichard's Eltern und Adele wiedersah, wurde ich in meiner Vermuthung bestärkt, daß sich hier Manches verändert habe. Der Herzlichkeit unseres Empfangs war etwas Befangenheit beigemischt. Die Art, wie der Baron, zwischen dessen Augen sich zwei kleine Falten gebildet hatten, die seinen Blick tiefer und dunkler machten, dem Sohne die Hand reichte; wie die Baronin ihn, fast zärtlicher als sonst, an ihr Herz drückte, wies darauf hin, daß zwischen dem vorigen und diesem Wiedersehen Bedeutendes liege. Auch Adelens Art, den Bruder und mich zu begrüßen, war anders als sonst, liebevoller gegen uns beide, gegen Wichard theilnehmend und gleich darauf gegen mich auffallend zurückhaltend.

Der Capitän war mit dem Grafen Eberhard, welcher mehrere Tage seines Urlaubs als Gast im Schlosse verweilt hatte, abgereist. Man beruhigte Frau Charlotte mit der Thatsache, daß Waffenstillstand, ihr Mann also keiner Kriegsgefahr ausgesetzt sei; aber sie wußte nicht, wann er zurückkehre, nicht einmal, wo er war.

Als die ersten Mittheilungen ausgetauscht waren, mußte ich weiter nach dem Hause meiner Eltern, wohin Wichard mich gern begleitet hätte; indeß es war schon Abend und ich fuhr allein zu den Meinigen.

Trotz der späten Tagesstunde schien Clotilde ihn erwartet zu haben. Ihre Sorgsamkeit für mich, ihre Beflissenheit bei der Anordnung des Abendtisches hatte etwas Unruhiges, ihre gewohnte Umsicht ließ sie einige Male im Stich, sie war zerstreut und vergeblich bemüht, ihr Hoffen und Fürchten zurückzudrängen.

Als sie uns gute Nacht gesagt hatte und bald darauf auch Vater in seine Zimmer gegangen war, wollte meine Mutter mit mir noch ein Gespräch führen.

„Clotilde verläßt uns für eine Woche," so fing sie an. „Schon lange hat Bertha von Eichborn sie eingeladen. Wir haben nur gewartet, daß sie Dich noch sehe. Morgen früh kommen Eichborn's und übermorgen nehmen sie Clotilde mit."

Ich erwartete nun, daß meine Mutter von Wichard sprechen würde; denn um seinetwillen wurde Clotilde fortgeschickt. Sie verstand meinen fragenden Blick wohl, schien aber unser früheres Gespräch über Beider gegenseitige Zuneigung nicht erneuern zu wollen; denn sie ging schnell zu einem andern Gegenstande über.

„Wie hast Du Deinen Vater gefunden?"

„Er sieht vortrefflich aus."

„Heute Abend belebte ihn die Freude Dich zu sehen. Aber der Mangel des Amts beginnt jetzt, sich fühlbar zu machen. Achtundfunfzig Jahre ist zu früh für den Mann, ohne Beruf zu sein. Dein Vater ist immer beschäftigt, aber nicht befriedigt. Er hat Sehnsucht nach Hannover. Das bleibt das Land seines Herzens — und seines Schmerzes! Er wechselt viele Briefe dahin, fragt die Freunde nach diesem und jenem Geschäfte, wird von ihnen um Rath gebeten und hat nur immer neuen Kummer. — Wenn hier erst der Herzog Friedrich regiert, tritt Dein Vater hoffentlich in den Dienst dieses Landes. Da gäbe es zu schaffen! Er erhielte für seine Kraft das richtige Arbeitsfeld! Die Anhänger des Herzogs rechnen auf ihn."

Meine Mutter legte ihre Sachen zusammen, wie sie zu thun pflegte, wenn sie zu Bett gehen wollte. Da sagte ich: „Mir schien der Baron etwas gealtert zu sein."

„Er hat auch Sorgen. Das Schicksal des Landes und die Zukunft der Kinder beschäftigen ihn."

„Die Kinder machen ihm Freude," unterbrach ich sie.

„Friedrich ist nicht wieder zum Besuch hierher gekommen. Jetzt ist er schon lange bei dem Onkel in Wien. Er hat nur katholische Freunde und will den Winter in Rom zubringen. Das ist doch Alles bedenklich! Und der Baron kann nicht zu ihm reisen, weil er unter den jetzigen Umständen Holstein nicht verlassen will."

„Hat er sich mit Christian's Eintritt in den preußischen Dienst ausgesöhnt?"

„Vollkommen. Preußenfeindlich ist er nicht mehr. Er meint jetzt, daß nur Preußen Deutschland vorwärts bringen kann. — Christian wird sehr gelobt. Auch Friedrich ist bei seinen Sonderbarkeiten ein rechtlicher Mensch. Und Adele kann niemals etwas thun, was unrecht ist. Das sind Fügungen —"

„Adele?" rief ich. „Adele ist die tägliche Freude des Hauses."

„Das ist sie; aber, ich fürchte, Ernst, nicht mehr ungetrübt. Ich glaube, daß die Eltern ihre Verbindung mit dem Grafen Eberhard gern sähen. Das wäre eine passende Partie und er ist ein braver Mann. Mir spricht er zu viel, das ist ja wohl preußisch? Uebrigens ist er liebenswürdig. Daß er Adele zu heirathen wünschte, bezweifle ich jetzt gar nicht mehr. Weshalb kam er neulich? Geschäfte mit dem Capitän? Was sollte das sein? Hier konnten die Beiden ja nichts ausrichten. Und der Graf bemühte sich ganz offen um Adele. Sie zeigte ihm dagegen neben der feinsten Höflichkeit Eiseskälte. — Nun müssen wir aber endlich zu Bett gehen. Unser Besuch morgen kommt früh."

So schnitt meine Mutter diese Unterredung ab. Von Friedrich, Christian

und Adele hatte sie gesprochen, von Wichard wollte sie nicht sprechen, und was sie von Adele sagte, beschäftigte mich noch lange.

Am folgenden Tage nahmen die Gäste uns in Anspruch. Clotilde konnte kaum Ruhe finden, sie zitterte leise bei jedem Geräusch, bis die Schloßbewohner kamen und sie Wichard gesehen hatte. Vater und seine Freunde waren meistens im politischen Gespräch; heute war der letzte Tag des Waffenstillstandes, welcher nicht zum Frieden geführt hatte. Man sah nicht ein, wie durch neue Feindseligkeiten die politische Entscheidung gefördert werden könnte; die preußischen und österreichischen Truppen hatten das Festland besetzt und weitere Fortschritte verbot das Meer.

Die Baronin und meine Mutter widmeten sich den älteren Damen, von denen Frau Charlotte heute die meiste Theilnahme verdiente; denn sie wollte gefaßt erscheinen, während man doch sah, mit welcher Angst sie an ihren Mann dachte.

So war jeder in gewisser Weise gebunden. Bertha schien durch Wichard an Christian lebhaft erinnert zu werden. Nur Adele war unbefangen und mich machte meine unerwiderte Neigung zu ihr, die Sorge um meine Schwester und die Freundschaft scharfsichtig. Bald nahm ich wahr, daß Wichard sich vergeblich bemühte, mit Clotilde allein zu sein, daß diese mehrere Male erröthete und erblaßte.

Als gegen Abend die Schatten der Bäume auf dem See lagen, die Luft nach einem heißen Tage noch immer nicht kühl wurde, forderte Adele uns zu einer Bootsfahrt auf. Zwei Boote lagen bereit, ich sollte das eine, Wichard das andere rudern; in ersteres stieg Adele, in das zweite Clotilde mit Bertha. Als wir abgefahren waren, steuerte Adele eine andere Richtung, ich ruderte stärker und bald waren die Boote weit auseinander.

„Ziehen Sie die Ruder ein," sagte sie jetzt. „Wir sprechen dann ruhiger. Sie wissen so gut wie ich, was in Clotilde und Wichard vorgeht. Weshalb sollten wir darüber nicht sprechen? Die Beiden werden sich verloben, ob jetzt, ob später. Und ich freue mich darüber, denn sie können nicht ohne einander leben. Wenn die Liebe so mächtig geworden ist, so läßt sie den Menschen nicht mehr los."

Ich sah ihr betroffen in die Augen, die sie nicht von mir wandte, während sie fortfuhr: „Wenigstens fürchte ich, daß dem so ist. Wie beklagenswerth ist dann der Eine, wenn der Andere ihn nicht ebenso glühend liebt. Da möchte ich warnen zur rechten Zeit: Bezwinge diese Neigung, laß die Knospe nicht wachsen, denn sie würde dahin welken —"

Traurig senkte sie den Blick. Ich ergriff die Ruder und setzte das Boot in Bewegung. Da sah sie mich wieder, jetzt warm und herzlich, an und sprach: „Die Gegenliebe, dies glückliche Loos, gewinnen wohl oft die Besten nicht."

Nun schwieg sie. Ich wollte ihr etwas sagen, aber mir fehlten die rechten Worte. Man hörte nichts als die Ruderschläge und aus dem anderen Boote Bertha's fröhliche Stimme. Ich trachtete, es wieder zu erreichen und wir landeten zusammen.

In später Stunde erst war ich allein und konnte mich meinem Weh über-

lassen. Adele wollte mich warnen. War es nicht zu spät? Sich selbst hatte sie nicht früh genug gewarnt, die Arme! So fest wie sie an Alfred, so fest hing dieser an Clotilde. — Ich blickte aus dem offenen Fenster auf die dunklen Bäume und Gebüsche, darin die Nachtigallen ihre Liebeslieder sangen. Ach, warum hat dieses Alles gerade so werden müssen, weshalb muß die Geliebte meiner Seele, weshalb mein liebster Freund so leiden? Und ich selbst, ich soll Adele aufgeben um seinetwillen, der sie verschmäht?

Diese Gedanken verfolgten sich in meinem Kopfe, kamen immer wieder auf denselben Punkt zusammen und eilten auseinander, um den gleichen Kreislauf von Neuem zu beginnen. Fast gedankenlos legte ich mich zu einem unruhigen Schlafe nieder.

Da wachte ich auf. Es war werdender Tag. Durch das offen gebliebene Fenster wehte ein kühler Nordwind auf mein Lager und nun ein dumpfes kurzes Zittern der Luft — und noch eines — und wieder. — Das sind ferne Schüsse! Ich sprang auf und legte mich in das Fenster. Nicht viel deutlicher hörte ich, aber mit mehr Bewußtsein, es waren entfernte Kanonenschüsse. Sie klangen weit her, es mußte von Alsen sein. Hatte man sie doch bei solchem Winde über das Meer bis hierher hallen hören, als noch die Belagerung war. Der Krieg ist wieder ausgebrochen!

In wenig Minuten war ich gekleidet. Im Hause war noch Alles still. Ich lief hinaus. Ich will zu Wichard. Ich erreiche das Schloß und die Seitenthür, welche nach seiner Wohnung führt. Sie ist offen, ich trete ein. Seine Zimmer sind leer; auch ihn wird das Schießen hinaus getrieben haben.

Als ich aus jener Pforte wieder in's Freie kam, fielen mir frische Fußspuren in dem thaufeuchten Grase auf. Wichard hatte den geradesten Weg darüber hin nach unserem Hause genommen; auf seinem Pfade lief ich zurück.

Er führte in unseren Garten, an der Bank vorbei, welche in den Zweigen einer Esche versteckt war. Da ist es mir, als höre ich leise Stimmen. Ich biege die Zweige zurück und sehe zwei Menschen neben einander stehen. — „Wichard! Clotilde!" rief ich erschrocken und kaum hörbar. Wichard eilte auf mich zu und umarmte mich. „Sei nicht böse, Ernst! Sie ist meine Braut. Ich konnte nicht anders, ich mußte sie fragen, ehe sie wegreist."

„Das ist nicht recht von Euch," sagte ich vorwurfsvoll. „Wie konntest Du hierher kommen, Clotilde, so heimlich!"

„Ach, Ernst! Ich weiß selbst nicht, wie das zugegangen ist. Ich erwartete ihn nicht. Und doch, ich erwartete ihn; aber er hatte mir Nichts gesagt."

„Hast Du recht gehandelt, Wichard?" wendete ich mich jetzt ihm zu.

„Ich habe es," antwortete er. Er hatte mich losgelassen und Clotilde, die Glückliche, mit seinen Armen umfangen. „Ich bin mit meinen Eltern eins."

Beruhigter sagte ich: „Aber die meinigen wissen von Nichts."

„Sie willigen ein, ich weiß es. Ich weiß es von meiner Mutter. Es ist Alles gut, Ernst. Ich habe jetzt Clotilde. Das war das Einzige, was noch fehlte. Nun mag Clotilde mit Bertha reisen, ich habe sie. Indessen ordne ich Alles, wenn sie fort sind, noch heute."

„Das mußt Du, Wichard!" betonte ich. „Nun laßt mich Ueberraschten

Euch herzlich beglückwünschen! — Aber jetzt trennt Euch, bevor die Anderen erwachen."

„Ja!" sagte Wichard. „Geh' hinein, Clotilde. Du bist mein! Das ist Glück genug für heute."

„Geh' hinein," wiederholte ich. „Du hörst bald von Wichard."

Noch einen seligen Blick warf sie auf den Geliebten und ging in das Haus.

„Ich war schon in Deiner Wohnung, Wichard," sagte ich, als wir Beiden allein waren. „Hörtest Du Nichts?"

Er hatte keine Ahnung von dem, was mich aus dem Hause getrieben hatte Ich führte ihn an einen freieren Platz. „Sei still und horche."

„Das sind Schüsse!" rief er.

„Gewiß! Und von Alsen her. Ich möchte an die Eisenbahn fahren, um gleich die Telegramme zu erfahren, wenn welche kommen."

„Ich auch. Ich will anspannen lassen."

Als wir in den Wagen stiegen, kam der Inspector heran. Er versprach, Wichard's und meine Eltern wissen zu lassen, weshalb wir wegfuhren. Ich freute mich über die Besonnenheit und Herzensgüte, die Wichard auch in seiner augenblicklichen Aufregung bewies, indem er dem Inspector nachrief: „Aber, bitte, sorgen Sie dafür, daß Frau Charlotte Nichts erfährt."

Unterwegs schüttete nun Wichard mir seine Geheimnisse aus. Wie lange er Clotilde geliebt, wie lange er an ihrer Gegenliebe gezweifelt habe, daß Adele ihm zuerst Muth gemacht. Daß er mit seinen Eltern viele Briefe darüber gewechselt und jene zuletzt nur die eine Bedingung gemacht hatten: die Verlobung, wenn es zu einer solchen komme, solle bis zum Frieden geheim bleiben. Denn der Baron wünschte, daß Wichard dereinst das Gut erhalte und hoffte, alle Stimmen zu der Aenderung des Familienstatuts zu gewinnen, um so mehr, da er ein Compensationsobject dafür zu bieten habe. Trotzdem würde dies an dem dänischen Onkel gewiß scheitern, wenn man nicht warte, bis der politische Zustand entschieden und der Gegenstand des Bruderzwistes aus der Welt geschafft sei. Als man zu diesem Beschluß gekommen war, hatte die Baronin mit meiner Mutter offen über die Sache gesprochen und deren Ansicht getheilt, daß man letztere den beiden jungen Menschen keineswegs noch weiter erleichtern dürfe.

„Du sagtest," nahm ich nun das Wort, „Deine Verlobung solle noch geheim bleiben. Auch vor Deinen Geschwistern?"

„Was denkst Du? Nimmermehr! Vor dem Publicum."

„Und vor Alfred?"

„O nein! Gewiß nicht! Ich schreibe ihm gleich. Wie könnte ich anders?"

An der, mehr in das Land hinein, innerhalb bewaldeter Hügel liegenden Eisenbahnstation hatte man das Schießen nicht gehört, auch kein Telegramm erhalten. Der Vorsteher fragte in Neumünster an und bekam die Antwort, man wisse von Nichts.

„Wir haben uns aber nicht getäuscht," sagte Wichard.

„Ich warte."

„Ich auch."

„Sollen wir die Zeit benutzen und an Alfred schreiben?"

„Das ist ein guter Vorschlag."

Ich schrieb nun dem edelmüthigen Freunde von Clotilde und Wichard, schonend und aufrichtig in der vollen Wärme meiner theilnehmenden Empfindung. Und auch Wichard schrieb ihm.

Inmitten dieser Beschäftigung, welche Wichard das Warten erleichterte, mich dagegen schwer bedrückte, trat der Bahnhofsvorsteher ein und rief: „Die Preußen haben den Alssund überschritten und die Dänen vollständig überrascht, auf der Insel aber noch einen heftigen Kampf."

Diese Nachricht ergriff uns und Alle, welche sie hörten, auf das Lebhafteste. Man pries den Unternehmungsgeist der Preußen, der dies Wagniß vorbereitet und bis dahin glücklich durchgeführt hatte.

„Ach! Sie werden Sieger bleiben," meinte Wichard.

„Dann haben die Dänen das letzte Stück von Schleswig verloren," jubelte der Bahnhofsvorsteher.

Da wir auf weitere Nachrichten hofften, verschoben wir unsere Rückfahrt noch länger. Als unser Gemüth sich etwas beruhigt hatte, setzten wir unsere Briefe an Alfred fort. Ich schrieb von diesem neuesten Kriegsereigniß, welches ein Balsam auf sein wundes Herz sein mochte, und von unserem Freunde, dem Capitän, der mit thätig gewesen zu sein schien. Alfred konnte die Briefe noch heute bekommen, denn sein Bataillon war vor einigen Wochen in ein Städtchen an der Eisenbahn verlegt. Ich theilte ihm mit, daß Clotilde uns verlasse, die Brautleute ihr junges Glück gleich wieder entbehren sollten. Ich sprach es ihm aus, daß ich zuversichtlich darauf rechne, ihn auf die eine oder andere Art vor meiner Rückkehr nach Hannover zu sehen.

Da brachte der Bahnhofsvorsteher das zweite Telegramm des Inhalts, daß der Sieg der Preußen gewiß sei, weil sie jetzt eine hinreichende Truppenmenge auf der Insel hätten. Die Dänen wichen überall zurück.

Nun eilten wir, den Unsrigen diese wichtige und glückliche Neuigkeit zu überbringen.

Clotilde war fort. Sie war früh Morgens an meiner Mutter Bett getreten und hatte ihr Alles erzählt. Dann hatte die Nachricht, daß und weshalb ich mit Wichard weggefahren war, die Abreise unserer Gäste und Clotildens beschleunigt, weil Bertha's Vater nach Haus zu kommen wünschte, wo er dem Telegraphen nahe war. Bald nach meiner Ankunft holte Wichard sich die Einwilligung meiner Eltern zu seiner Verbindung mit Clotilde. So ging dieser Tag unter den verschiedensten Eindrücken dahin. Auch Frau Charlotte beschäftigte uns. Die Siegesnachricht, von der jetzt Jeder im Dorfe sprach, hatte ihr nicht verborgen bleiben können und sie bedurfte ermuthigender Zusprache; denn viele Stunden mußten wir warten, bis ein Telegramm des Capitäns den wichtigen Sieg meldete und daß er am folgenden Abend gesund heimzukehren hoffe.

In dem Wunsche, seine Erzählungen gleich zu vernehmen, erwarteten wir ihn im Schlosse. Mit ihm kam zu unserer Ueberraschung Alfred. Er hatte seine Glückwünsche zu der Verlobung nicht verschieben wollen und war unterwegs mit dem Capitän zusammengetroffen. Als er eintrat, suchte und fand ich den Blick Adelens, welche kaum ihre leidenschaftliche Freude verbarg. In der ersten

Unruhe des Wiedersehens bemerkte wohl nur ich dies und welcher Kraft Alfred bedurfte, um heiter zu erscheinen. Die Begegnung mit Clotilde wäre ihm vielleicht zu schwer geworden. Aber als sähen Adelens Eltern, wie die meinigen, in sein Herz, so liebevoll empfingen sie ihn. Wichard schloß ihn mit übersprudelnder Fröhlichkeit in seine Arme. Ich gab ihm nur die Hand und sah in sein treues Auge, wir verstanden uns am Besten.

Der Capitän war inzwischen von Frau Charlotte empfangen und kam mit ihr zu uns. Wir vernahmen nun mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, was er erlebt hatte.

„Der 29. Juni 1864," so begann er, „wird fortan zu den merkwürdigsten Tagen der Kriegsgeschichte gehören; denn an ihm gelang das außerordentliche Wagniß, eine von zehntausend Mann Landtruppen und von Kriegsschiffen bewachte Insel, deren Küste mit Schanzen und Laufgräben überreich versehen, durch Batterien schwerster Kanonen geschützt war, auf schwachen Booten zu erstürmen. Truppen, welche dies wagen, wagen Alles und nur den besten wird es gelingen. Eine Armeeführung von solcher Kühnheit und Kraft kann viel erreichen.

„Zunächst kam Alles auf Geheimhaltung, auf durchdachte Einleitung an. Mehr als hundertundfunfzig Schiffe mußten über Land herbeigeschafft werden."

„Das ist zum guten Theil Ihr Werk," unterbrach ihn mein Vater.

„Meine Bekanntschaft der Verhältnisse und Personen in den Herzogthümern hat etwas geholfen. Als die Boote und Kähne glücklich heran waren, hatte ich Nichts mehr zu thun. Bei der Hauptsache mußte ich müßiger Zuschauer bleiben."

„Und doch bist Du noch da geblieben!" sagte Frau Charlotte mit freundlichem Vorwurf.

Ohne sich durch diese Bemerkung stören zu lassen, sprach der heute viel lebhafter als sonst redende Capitän weiter: „Wurden die Vorbereitungen dem Feinde bekannt, ging die Ausführung nicht planmäßig von Statten, so war kein Gelingen zu erwarten. Die Intelligenz der leitenden Officiere, die Energie in allen Chargen, die Ausbildung der Truppen sind bei dieser preußischen Waffenthat glänzend hervorgetreten."

Der Baron hatte Karten holen lassen, wir breiteten sie auf dem Tische aus. Der Capitän wies, als er seine Beschreibung fortsetzte, auf die betreffenden Orte: „Bei Satrup wurden die Schiffe von den Pontonieren, im Walde oder sonst wie verborgen, nicht weit vom Wasser auf dem Lande niedergelegt. Sie sollten von den Mannschaften in den Sund geschoben werden. Die Leute mußten bis an die Hüften in das Wasser, bevor sie die tief einsinkenden Fahrzeuge besteigen durften. Die Abfahrtsstellen waren nur tausend Schritt von dem Feinde entfernt; in der Stille der Nacht ein lautes Geräusch und die dänischen Artilleristen schleuderten ihre Geschosse hierher.

„Sämmtliche Schiffe zusammen konnten nicht mehr als zweitausendfünfhundert Mann mit einigen Reitern und ein paar leichten Kanonen auf den großen Militärpontons tragen, nur dieses Häuflein beim ersten Landen dem Feinde entgegentreten. Es mußte vernichtet werden, wenn es nicht den Boden Alsens eine halbe Stunde und länger allein behauptete; denn nicht früher vermochten

die sogleich zurück rudernden Fahrzeuge die nächste Verstärkung hinüber zu bringen. In gleicher Weise sollte Echelon auf Echelon folgen. Die erste Abfahrt war auf Punkt zwei Uhr Morgens festgesetzt. Das war im Allgemeinen die Disposition.

„Die Sommernacht in diesen Breiten konnte hell sein, die Operation auf dem Wasser durch hohen Wellenschlag gefährdet werden. Das gute Glück schickte eine finstere Nacht und stilles Wasser.

„Schweigend zogen, von wegkundigen Pionieren geführt, die Truppencolonnen durch den dunklen Wald. Nirgends eine Stimme, an den Schiffen kein Laut, die unentbehrlichen Lichter verdeckt. Alles war bereit — Allen schien in dieser Stille die Zeit still zu stehen. Endlich — es ist zwei Uhr — tritt an vielen Stellen geräuschlose Bewegung ein, vorwärts nach dem Ufer. Ich nehme die schwarzen Gegenstände auf der grauen Wasserfläche wahr, es wimmelt um sie, die Leute besteigen die Schiffe, die Pontoniere schlagen die Ruder ein, die Fahrt beginnt. Beim ersten Tageslichte sehe ich die lange Reihe dem Feinde entgegen schwimmen.

„Ob die Dänen Nichts bemerken? Noch hörte man Nichts.

„Aber da! Ein Aufblitzen, ein Knall, ein Plätschern und Schlagen der dänischen Geschosse auf dem Wasser, in dem Walde —"

„Wo waren Sie denn jetzt eigentlich?" fragte der Baron in die Rede des Capitäns hinein.

„Hier unten stand ich dicht am Wasser, an dieser Abfahrtsstelle, seitwärts genug, um nicht im Wege zu sein."

„Es ist zu arg!" rief Frau Charlotte. „Diese unglückliche Passion!"

„Hurrah! hurrah! antworteten die tapferen Männer in den Schiffen. Nun wurde stärker gerudert. Wieder ein Knall und wieder einer, von dänischer Seite Schuß auf Schuß. Und jetzt flackert drüben ein Fanal auf und schnell nach einander leuchten diese Feuerzeichen und allarmiren die dänischen Lager. Eilt, Ihr Braven, daß Ihr den Feind nicht zu stark Euch gegenüber findet!

„Alsens hohes Ufer wird sichtbar. Ich erkenne die Rauchlinien des feindlichen Gewehrfeuers, welches sich mit dem Kanonendonner mischt. Diesseits greifen jetzt unsere Strandbatterien in den Kampf ein und suchen das dänische Geschützfeuer auf sich zu ziehen. Von drüben schallt das deutsche Hurrah herüber, das erste Echelon stürmt die Höhen hinan. So weit ist das Unternehmen gelungen, der Feind hatte nicht genug Streitkräfte zur Stelle, er ist überfallen. Was ich jetzt oben auf den dänischen Brustwehren sehe, sind Preußen. Gott Lob und Dank! Die Dänen fliehen nach dem nahen Walde.

„Die Schiffe sind wieder hier, das zweite Echelon stößt ab. Da kommt ein neuer, ein gefährlicherer Feind. Aus der Augustenburger Föhrde dampft der Rolf Krake heraus und sendet flach, den Sund entlang, seine gewaltigen Geschosse. Wie können die Schiffe bestehen! Aus vielen Richtungen sind sie der Vernichtung ausgesetzt. Aber nein! Preußische Strandbatterien haben das Panzerschiff schon auf's Ziel genommen, die es erreichen können, schießen auf den schwerfälligen Koloß; und mit Glück! Denn er gibt den Kampf auf und zieht sich zurück.

„Nun ging Echelon auf Echelon ungestört nach Alsen über, aber dort leistet der Gegner noch heftigen Widerstand.“

„Da fuhren auch Sie wohl hinüber?“ fragte der Baron.

„Ich hätte es gekonnt, ich hatte meinen Passirschein und mein Wagen war nicht weit; aber noch lange mußten Truppen, dann Sanitätswagen und Vieles sonst hinüber, ich wäre im Wege gewesen. Ja, hätte ich gehen oder reiten können!“

Wir drei jungen Officiere hatten die Erzählung mit keinem Laut unterbrochen, unsere Phantasie war völlig in Anspruch genommen. Jetzt blickte ich von der Karte auf und zufällig nach Alfred und Adele hinüber. Alfred sah tief traurig vor sich hin und Adelens Augen waren auf ihn gerichtet.

„Sie können ja Nichts dafür, Alfred,“ sagte sie plötzlich, „daß Sie nicht dabei gewesen sind.“

Er sah sich fast erschrocken um, nahm einen freundlichen Ausdruck an und erwiderte: „Freilich nicht! Es ist nur hart, daß wir nicht dabei waren; besonders für mich als Schleswiger.“

„Wie ist die Sache drüben weiter verlaufen?“ fragte nun mein Vater.

„Die Dänen wurden bis in die Linie Rönhof-Kjär ohne hartnäckiges Gefecht zurückgeworfen, dort hatten sie sich concentrirt. Aus dieser Position konnten sie erst vertrieben werden, nachdem wir genug Truppen drüben hatten. Sie kämpften um den Rückzug auf ihre Schiffe. Sie aufzureiben oder zum Strecken der Waffen zu zwingen, bevor sie die Schiffe erreicht hatten, dazu fehlten die Kräfte. Am Südende der Insel, bei Kekenis, haben sie sich eingeschifft. Alsen ist unser.“

„Famos!“ rief Wichard aus, als der Capitän schwieg. „Man könnte die Preußen beneiden. Christian hat doch das Rechte gewählt.“ Kaum hatte er das Letzte gesagt, so fürchtete er, daß es seinen Vater unangenehm berühren könnte und eilig fügte er hinzu: „Ich bin aber auch zufrieden.“

„Zu anderen Zeiten haben auch die hannoverschen Soldaten Großes geleistet,“ bemerkte mein Vater.

„Ja gewiß,“ sagte ich, „und dies hätten sie ebenfalls geleistet, wären sie dahin geführt worden.“

„Das ist's!“ äußerte hierauf der Capitän, noch immer sehr lebhaft. „Sie wurden nur nicht dahin geführt, solch' gute Bissen behalten die Mächtigen für sich.“

Nun fragte ich, ob die Regimenter, von deren Officieren wir neulich mehrere kennen gelernt hatten, bei der Erstürmung Alsens gewesen wären. Der Capitän bejahte es. Manche dieser Kameraden waren vielleicht nicht mehr unter den Lebenden oder Gesunden. Ich nannte die Namen, die ich behalten hatte. Der Capitän hatte nicht gehört, daß einer von ihnen sich unter den Gefallenen befinde.

„Ich glaube, Dänemark wird jetzt Frieden schließen,“ sagte hierauf der Baron. Mein Vater stimmte dieser Ansicht bei und drückte die Hoffnung aus, daß die Einsetzung Friedrich's VIII. als Herzog von Schleswig-Holstein dann nicht mehr lange auf sich warten lassen möge.

„Kann ein kleiner Herzog Schleswig vertheidigen?“ entgegnete der Capitän.

„Einen Landesherrn müssen wir doch haben,“ antwortete der Baron etwas unwillig über den in diesem Punkte Starrsinnigen.

Am anderen Morgen kam Alfred frühzeitig zu mir. Die Baronin hatte darauf bestanden, daß er diesmal im Schlosse wohne. Am Nachmittage wollte er schon wieder abreisen.

Ich sah ihm an, wie sehr sein Herz litt und doch sprach er von Clotilde nicht. In meiner augenblicklichen Stimmung hätte ich mich gern über Alles offen mit ihm ausgesprochen, ich fing an von Clotilde zu erzählen. Er hörte aufmerksam zu, that aber Nichts dies Gespräch fortzusetzen, sondern kam auf die letzten Kriegsereignisse. Als sie uns auf Graf Eberhard brachten, theilte ich ihm mit, daß dieser sich um Adele bemüht zu haben scheine, aber ohne Erfolg, denn ihre Neigung gehöre einem Anderen.

„Hoffentlich Dir,“ sagte er hierauf.

Ueberrascht antwortete ich: „Nein, Dir!“

„Um Gotteswillen!“ rief er. „Daran wäre ich unschuldig.“

„Das bist Du,“ beruhigte ich ihn. Jetzt schwiegen wir beide, jeder scheute sich mehr zu sagen. „Ich habe ganz andere Interessen,“ fing er wieder an, „welche durch die Verlegung unseres Bataillons an die Eisenbahn gefördert worden sind. Seitdem war ich oft in Hamburg, um mich in der Commerz-Bibliothek nach den Büchern umzusehen, die ich zu haben wünschte und die mir mit der größten Bereitwilligkeit verabfolgt werden.“

„Das schriebst Du mir.“

„Aber ich schrieb Dir noch nicht, daß ich bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft von zwei großen Kaufherren machte, die sehr zuvorkommend gegen mich waren und mich aufforderten sie zu besuchen. Dies habe ich alsbald gethan und bin dadurch nicht allein zu ihnen selbst in ein gewisses freundschaftliches Verhältniß, sondern auch zu einem besseren Einblick in den Weltverkehr gekommen, der mich ungemein interessirt.“

„Da ist wohl Deine Reiselust erwacht?“

„Und ein Lebensplan. Ich habe die Freude am Soldatenstande nach dem, was wir hier erlebten, noch mehr verloren. Als die Großmächte uns zur Seite schoben, habe ich die scheltenden Kameraden zu trösten gesucht und — wahrhaftig, Ernst! — ich will Dir unseren Stand nicht verleiden; aber ich muß es Dir doch sagen, daß ich ihn bald verlasse.“

„Alfred —“

„Ich gehe dann zu meinen neuen Hamburger Freunden, zunächst als Correspondent. Und so komme ich, wenn ich die kaufmännischen Kenntnisse erworben habe, auch wohl zum Reisen. Für das Erste bleibe ich hier in der Nähe. Wird meine Heimath selbständig, so biete ich dem Herzoge vielleicht meinen Dienst an. Geschulte Officiere thun hier dann noth. Sonst widme ich meine Kräfte der weiten Welt.“

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

In St. Petersburg.

Von
Ferd. Hiller.

Einer Einladung der allverehrten Großfürstin Helena folgend, begab ich mich zu Anfang des schicksalschweren Jahres 1870 nach der russischen Haupt- und Residenzstadt. Ich sollte dort eine Reihe von Concerten nach deutscher Art leiten, die sich der besondern Gunst und Unterstützung jener hochherzigen Frau zu erfreuen hatten. — Ein schöner Saal, ein vortreffliches Orchester, ein wohlklingender Chor, ausgezeichnete Solisten, ausreichende Proben — alles lief glatt und glücklich ab. Auch sind es keineswegs jene musikalischen Thaten, die mich veranlassen die Feder zu ergreifen, eben so wenig will ich von der vielbeschriebenen Stadt und ihren Herrlichkeiten sprechen — die Erinnerung an so manche eigenthümliche Menschen und Erlebnisse ist es, die mich zur Mittheilung reizte und unwiderstehlich wurde die Anregung durch das Wiedersehen eines der liebsten Freunde, die mir dort geblieben, des vortrefflichen Tonkünstlers, des unübertrefflichen Violoncellisten Carl Davidoff, der in den letzten Tagen hier durch seine vollendeten Leistungen alle Welt begeisterte und mir jene interessanten Tage auf's Lebhafteste zurückrief.

Die eminente Frau, deren freundlicher Ruf mir so viel Gutes und Schönes brachte, ist nicht mehr unter den Lebenden. Wie viele nie aufhören werden ihren Hingang zu beklagen, ihrer in dankbarer Liebe zu gedenken! — Tausende und Abertausende. Unermüdlich war sie in ihrer Güte — eben so leidenschaftlich bemüht Leid zu lindern als Edles zu fördern. Einer wohlthätigen Fee gleich, hauste sie in ihrem Zauberschlosse — nichts lag ihr zu fern, nichts übersah sie in der nächsten Nähe — die Anmuth ihrer Aufmerksamkeit hatte etwas geradezu Bestrickendes. Täglich (ich wohnte im Schlosse) hatte ich Gelegenheit es zu beobachten, andern und mir selbst gegenüber.

Schon bei meinem Eintritt in's russische Reich empfand ich ihren wohlwollenden Einfluß. Von Königsberg bis zur Grenzstadt, Wirballen, wo Paß- und Zollvisitation, war ich allein im Waggon — ich fühlte mich sehr vereinsamt und dachte mit Sehnsucht nach Hause. Kaum war ich eingetreten in die statt-

liche mit sauber uniformirten Beamten angefüllten Halle, als aus der Mitte der Zollrevisoren mein Name aufgerufen und mir von einem netten jungen Herrn mitgetheilt ward, Ihre Kaiserliche Hoheit die Großfürstin Helena, lasse mich wissen, daß am folgenden Abend ein Wagen bereit stehen werde, um mich nach dem Palais zu bringen. Er sei beauftragt zurück zu telegraphiren — was? frug ich — „ob oder daß ich angekommen sei.“ Mein großer Koffer wurde mit ehrerbietiger Scheu leicht beklebt, jenseits der Zollschranke getragen, die Beamten wichen mir fast aus vor lauter Respect und ich war längst im Wartesaal an dem luxuriösen Büffet beschäftigt, als die andern Reisenden noch kaum zu ihren Habseligkeiten gelangt gewesen sein mögen. Privilegien sind sehr angenehm für die, die ihrer theilhaftig; deshalb erregen sie auch solchen Widerspruch. Kein Zweifel, daß der so weithin wirkende, Ehrfurcht gebietende Einfluß jenes Hofequipagetelegramms ein vorausgesehener war — ich empfand ihn doppelt dankbar. Während der folgenden vierundzwanzigstündigen Fahrt wurde ich weder müde noch ungeduldig (es ist ja hauptsächlich die Ungeduld, die ermüdet!) und fand bei meiner Ankunft nicht nur den angekündigten Wagen, sondern auch den Secretär der Fürstin, Herrn Freimann, und den Secretär des Conservatoriums, Herrn Klimtschenko. Wir fuhren nach dem Palais Michel, wie er bezeichnet wird, nach dem Namen des verstorbenen Gemahls der Fürstin, Bruder des Kaisers Nicolaus. Ich fand eine Wohnung, wie ich sie nicht erwarten durfte — reich ausgestatteter Salon, Musikzimmer mit einem Bechstein'schen Flügel, Arbeitscabinet u. s. w. „Die Großfürstin habe alles persönlich geordnet,“ sagte Herr Freimann, der mein Abendmahl theilte. Bis gegen Mitternacht leisteten mir die freundlichen Herren Gesellschaft und ich fühlte mich heimisch, ehe ich noch eine Straße betreten hatte.

Am folgenden Tage empfing mich die Großfürstin. Schon in vorgerückten Jahren, zeigte sie, trotz allem Herzeleid, das sie erfahren, die unvertilgbaren Züge ihrer einst so gefeierten Schönheit. Bestechend durch die freundliche Milde ihrer lebhaften Physiognomie, deren heiterem Ausdruck oft eine Dosis feiner Ironie beigegeben war, imponirte sie durch die hohe Haltung ihrer schlanken ungebeugten Gestalt. Ihr Gang hatte etwas Schwebendes, ihre Bewegungen waren weich trotz der Entschiedenheit ihres Wesens — die weiße feine Hand erinnerte, in ihrer Durchgeistigtheit, an die des Heilandes auf dem Zinsgroschenbilde Titian's. Wie es in jenen Kreisen vielfach üblich, bediente sie sich abwechselnd des Deutschen und Französischen — sie sprach mit großer Lebendigkeit — wenn sie aber auf Gegenstände kam, die sie tiefer berührten, erhielt ihre Ausdrucksweise etwas eigenthümlich Nachdenkliches, — zuweilen hatte sie Töne, die einem gepreßten Herzen zu entströmen schienen. — In so vielfachen Beziehungen sie mir ein huldvolles Wohlwollen bezeigte, nichts hat eine so dankbare Erinnerung in mir hinterlassen, als die Stunden, in welchen sie mir erlaubte, allein ihr gegenüber, mich ihres Gespräches erfreuen zu dürfen. Sie erging sich dann über alles Mögliche — und oft fielen mir seitdem die Worte ein, mit welchen sie eines Tages die Unterhaltung beendigte: „so unendlich viel ist zu thun bei uns!“

Eine allgemein und aufrichtig empfundene Verehrung war ihr geweiht — wie hoch und tief ihr segensreicher nachhaltiger Einfluß gehe, wurde mir oft von

hochstehenden Persönlichkeiten angedeutet. Leider war ihr Gesundheitszustand nicht der beste und oft war sie genöthigt, sich zurückzuziehen oder auch geplante Veranstaltungen fallen zu lassen, weil sie sich der Ermüdung derselben nicht gewachsen fühlte. Wo sie aber war, ging sie mit der Lebhaftigkeit ihrer Theilnahme, ja mit dem Enthusiasmus, den namentlich Musik bei ihr erweckte, allen voran.

Sie hatte den Ruf, äußerst wählerisch zu sein betreffs ihrer Umgebung und der Personen, die sie zu sich berief — der frivolere Theil der Petersburger Gesellschaft schien ihren Kreis als einen etwas prüden blaustrümpfigen anzusehen, während Parteilose behaupteten, er enthalte das Beste vom Besten dessen, was sich in der Hauptstadt befinde. Große Gesellschaften schien sie nicht zu lieben — eine kleinere Anzahl Gäste sah sie oft, sowohl zu Tische als am späten Abend. Oft wurde, wenn auch nie allzuviel, musicirt. Um es andern und sich selbst zu erleichtern, war die liebenswürdige, schon betagte Palastdame, Fürstin Levoff angewiesen, allwöchentlich einen Empfangsabend abzuhalten, wo man noch zu später Nachtstunde eintreten durfte und auf welchem die Großfürstin, je nachdem, kürzere oder längere Zeit, auch wohl gar nicht erschien — man bewegte und unterhielt sich dort in, wenn auch leise auftretender, doch höchst schlichter, ja gemüthlicher Weise. Ich bin nicht sicher, ob es sich schickt — aber ich wage es immerhin, hier zweier weiblichen Gestalten zu gedenken, die jene Kreise zierten, ja verherrlichten — die junge Baronesse Edith von Rahden, die rechte Hand der Großfürstin (jetzt der Kaiserin), anmuthig, geistreich, von vielseitigster Bildung und edelster Herzensgüte, — die Prinzessin Catherine von Mecklenburg, Tochter der Großfürstin, von strahlender Schönheit und bezaubernder Leutseligkeit.

Die einzige echte Hoffeier, der ich im Palais Michel beiwohnte, hatte am Geburtstage der Großfürstin statt. In den großen Prachtgemächern bewegte sich eine unübersehbare Zahl von besternten Uniformen, die sich, als die Ankunft der Großfürstin verkündet wurde, in Reihe und Glied stellten — jedoch ohne alle besondere Anordnung, was schon daraus hervorgeht, daß ich neben dem Kriegsminister zu stehen kam. Die Fürstin schritt an den langen Linien langsam vorüber — die Hand zum Kusse reichend, und einige Worte an den einen oder andern richtend. Von da begab man sich in einen Saal, von welchem aus der Einblick in die nebenanliegende Capelle ermöglicht war — es erschien dort die ganze kaiserliche Familie und die Messe wurde gefeiert. Nach dem Ende derselben verschwand die Großfürstin, von dem Czaren und den Seinen begleitet, in's Innere der Gemächer, die Gratulanten aber vertheilten sich an den Tischen im Speisesaal, an welchen jeder sich nach Herzenslust stärkte in Gesellschaft derer, die Zufall oder Wahl ihm nahe brachten. Nirgends kann es ungezwungener zugehen, wenn man nicht unter Ungezwungenheit Ungebundenheit versteht.

Man weiß, wie viel die Großfürstin für Anton Rubinstein gethan — sie hat aber auch viel Freude von ihm gehabt und an ihm erlebt. Nie habe ich ihn schöner spielen hören, als eines Abends, kurz nach meiner Ankunft, an welchem seine hohe Gönnerin einen glänzenden Kreis bei sich versammelt hatte, um ihm, vor seiner nahen Abreise in's Ausland, noch einmal zu huldigen. Wenige Tage vorher hatte der geniale Künstler sein Abschiedsconcert — es war

mein erster Ausgang gewesen. Manche Vereinigungen in der künstlerischen wie in der vornehmen Welt fanden vor seiner Abreise statt und ich konnte sehen, wie hoch man ihn hielt. Auch einem sehr heitern Ball wohnte ich bei, den er im Hôtel Demuth der für ihn schwärmenden Jugend zum Besten gab.

Im Schlosse wohnten gar manche im Hause der Fürstin in vielfacher Weise thätige Persönlichkeiten, mit einigen derselben wurde ich näher bekannt. Der schon genannte Secretär Freimann, ein prächtiger lebendiger Mann, der seinem Namen Ehre machte — auch zum Friedensrichter war er kürzlich gewählt worden und hatte gerade damals dem Diener Wieniawski's gegen seinen Herrn recht gegeben, zur großen und lustigen Unzufriedenheit des Letzteren, — der kenntnißreiche Dr. Becker, Bibliothekar der Großfürstin, — ein paar jugendliche gewandte, gesprächige und anziehende Vorleserinnen — der junge fertige Pianist Jos. Rubinstein, mit dem ich zuweilen musicirte (er ist in den letzten Jahren durch seine Beziehungen zu R. Wagner bekannt geworden). — Ueber allen der Arzt Dr. Eichwald, durch Geist und Beredtsamkeit imponirend, jetzt an der Spitze der deutschen medicinischen Schule in Petersburg stehend. Am häufigsten verkehrte ich mit einem sehr jungen Diener, Theodor, der mir verliehen worden war, weil er ein paar Dutzend französischer Wörter auswendig gelernt hatte — mit Hilfe derselben, und möglichst klarer Pantomimen gelang es mir, mich hinreichend mit ihm zu verständigen; ein allerliebster gewandter Bursche, den ich immer gern in mein Zimmer treten sah.

Von der vorsorglichen, zarten Aufmerksamkeit der Großfürstin muß ich wenigstens eine kleine Geschichte erzählen. Bekanntlich sind Einladungen kaiserlicher Persönlichkeiten Befehle und die hohe Gesellschaft in Petersburg, wo es fast ein Dutzend derselben gab, weiß davon zu erzählen. Die Einladungen zur Tafel erfolgten damals zumeist erst zu später Stunde, für denselben Tag — und oft genug mußten gastfreundliche Aristokraten ihre Gäste sich selbst überlassen, um dem Rufe eines der Fürsten Folge zu leisten. Als der Kreis meiner Bekannten sich vergrößert hatte, erschien eines Morgens ein ungeschmückter Kammerdiener bei mir und frug mich gemüthlich, ob ich für den Tag zu Tische geladen sei — ich bejahte seine Frage. Am folgenden Morgen wiederholte sich das kurze Zwiegespräch. Als nun am dritten Tage ein ähnliches Kundschaften statt hatte, antwortete ich, nicht ganz der Wahrheit gemäß, ich sei frei. Nach Verlauf einer Viertelstunde kam nun der uniformirte Hoffourir, um mich zur Tafel zu laden. Die Fürstin wollte nicht störend eingreifen in meine Beziehungen und nun brachte mich der Zufall mit vier russischen Fürsten zusammen — für einen städtischen Kapellmeister eine höchst exclusive Gesellschaft. — Während meines Aufenthaltes erschien auch im Schlosse ein Landschaftsmaler M., welcher seit zehn Jahren in Italien gelebt und gearbeitet hatte — er verdankte der Hochherzigkeit der Fürstin die Mittel zur Ausbildung seines Talentes. Das Deutsche schien seine Muttersprache und wir verkehrten als Künstler und Landsleute miteinander. Wie sehr war ich verwundert, als er eines Abends in aufgeregter Stimmung seinem ganzen Hasse gegen die Deutschen der Ostseeprovinzen Luft machte! Er war ein geborener Lette und für die Begebenheiten, die in diesen letzten Zeiten

sich in jenen Landen abspielen, erscheinen mir jetzt seine fanatischen Aeußerungen fast prophetisch.

Durch die gütige Vermittelung der Großfürstin und des wohlwollenden Prinzen Reuß, damals Gesandter am russischen Hofe, erhielt ich eine Einladung zu einem Hofball im Winterpalast. Ein glanzvolleres Fest ist kaum denkbar. Die Größe und Pracht der Säle, die strahlende Beleuchtung, die von Gold strotzenden Uniformen — die kostbaren Gefäße, die auf der kaiserlichen Tafel prangten — es hatte etwas Berauschendes. Dazu kam, daß ich Sensation machte — es gibt so viele Arten sich auszuzeichnen! — ich war nämlich der einzige Mensch in schwarzer Kleidung! Das Außerordentlichste war, daß für sämmtliche Eingeladenen (es waren deren zwischen zwölf- und dreizehnhundert), Tafeln bereitet waren, an welchen man das Souper sitzend einnahm. Der Gerichte waren nicht sehr viele, sie waren aber auserlesen — unter andern Leckerbissen wurden Spargel servirt — Spargel für 1200 Menschen, in Petersburg, im Januar! Der größere Theil der Gäste nahm Platz, wo er welchen fand — ich folgte einer großen Anzahl von Generälen und andern höhern Officieren, die sich nach einer endlosen Galerie begaben, deren Wände von den Bildnissen militärischer Größen bedeckt, speciell den Männern des Kriegs gewidmet zu sein schien. Dort nahmen mich ein paar Generäle freundlich in ihre Mitte. Gegen Ende des Mahles bemerkte ich am äußersten Ende der Galerie große Bewegung — ich konnte aber Näheres nicht unterscheiden und frug meinen Nachbarn nach dem Grunde. „Es ist der Kaiser," wurde mir erwidert, „der seine Gäste begrüßt." Langsam schritt der Czar, Alexander II., die Galerie herauf, ohne irgendwo zu verweilen — man erhob sich, wenn er sich näherte und blieb stehen, bis er vorüber — es mochten immer einige zwanzig Männer auf jeder Seite sein, die zu gleicher Zeit ihre stumme Huldigung darbrachten. Des Kaisers edle Züge hatten einen leidenden, fast melancholischen Ausdruck — er hielt das Haupt geneigt, sah nach den Gästen hin, ohne, wie mir schien, Einzelne auszuzeichnen — am obern Ende der Galerie angelangt verschwand er, wie eine Erscheinung aus einer andern Sphäre. Mir machte dies Schauspiel vorwiegend einen ernsten Eindruck. — Heiter berührte mich jedoch am folgenden Tage die Gratulation, die mir seitens Wieniawski's gebracht wurde. Meine Vorstellung beim Kaiser und meine Gegenwart auf dem Balle, die er in der Zeitung gelesen, waren, seiner Aussage nach, unerhörte Dinge bei einem Tonkünstler. Ich frug mich leise, ob es für einen Musiker nicht schmeichelhafter sei, zum Spielen als zum Tanzen berufen zu werden, wenn ich mir auch den Genuß des letzteren nicht gestattet hatte.

Noch muß ich auf Tonkünstlerisches innerhalb der höchsten Kreise zurückkommen — vor allem auf eine Matinée bei dem Großfürsten Constantin, der ein gewandter Violoncellist ist und es nicht verschmäht, im Orchester seinen Platz einzunehmen. An jenem Morgen wurde in seinem großen Musiksaal die Messe von Rossini, welche damals in der Mode war, aufgeführt, mit vollem Chor und Orchester — unter den Solisten befand sich Adeline Patti. Die Anzahl der Zuhörer mochte den vierten Theil der Ausübenden erreichen — ein Verhältniß, das selten eintritt; unter den ersteren befand sich die Kaiserin, die Großfürstin Helena und andere Glieder der Kaiserlichen Familie — unter den Letztern sah

man den Großfürsten Constantin als einzigen Dilettanten. Da die Messe zu jener Zeit auf dem Repertoire der italienischen Oper stand, konnte sie ohne Proben leicht gegeben werden — immerhin mag die Aufführung das Zehnfache gekostet haben von dem, was seine Missa solemnis Beethoven jemals eingetragen hat.

Bei der Großfürstin wurde, wie ich schon erwähnt, öfters im kleinsten Kreise musicirt — ich spielte dort mit den trefflichen Freunden Auer und Davidoff, die hochbegabte Lawrowsky sang, wohl die erste russische Vocalistin. Eines Abends gab der deutsche Gesangverein, vom tüchtigen Begrow dirigirt, eine Reihe von Chören zum Besten — aber hier muß ich noch einer lustigen Geschichte gedenken.

Jeden gesellschaftlichen Talentes ermangelnd, habe ich mir durch eine lange Reihe von Jahren durchgeholfen mit dem pianistischen Begleiten recitirter Gedichte; es amüsirt die Leute, denn sie errathen Tact für Tact, was die Musik ausdrücken soll. Auch bei der Großfürstin hatten wir mehrfach Versuche dieser Art gemacht — ein paar Mal war es Dr. Becker, am öftersten jedoch Baronesse von Rahden, die die Freundlichkeit hatte, den declamatorischen Theil zu übernehmen. Sie las vortrefflich, mit dem wohlklingendsten Organ, mit Geist und Empfindung — aber selbstverständlich wählte sie vorzugsweise rein lyrische Stücke — die dramatische Ballade wollte sie sich nicht zutrauen. Um jene Zeit war der begabte Fritz Devrient, ein Sohn der unvergeßlichen Schröder-Devrient, am deutschen Theater in Petersburg angestellt. Nach einer etwas stürmischen Jugend in Wiesbaden hatte er sich in der russischen Hauptstadt der lobenswerthesten bürgerlichen Tugend zugewendet, eine behagliche Wittwe geheirathet und ein ruhiges Leben begonnen. Talentvoll, wie ein Devrient, jung und schon durch seine Erscheinung anziehend, hielt ich ihn für ganz besonders geeignet, mir beizustehen. Er kam zu mir, wir verständigten uns auf's Beste — leicht überwand ich auch ein kleines Bedenken der Fürstin. Doch ich hatte mich leider getäuscht. Der gute Fritz, angeregt durch den kleinen, aber auserlesenen Zuhörerkreis, wollte allzusehr sein Bestes thun und that des Guten zu viel. Sich stimmlichen Kraftausbrüchen hingebend, wie wenn er als Karl Moor zu seinen Räubern spräche, machte er die Wände des kleinen Saales erbeben und das kleine Publicum hüllte sich in tiefes Schweigen. „Mir gefiel es mit der Rahden besser," lispelte die Großfürstin — „auch mir, Hoheit," erwiderte ich etwas beschämt.

Mein Bericht wird leider bei dem armen Fritz keine unangenehme Erinnerung erwecken — denn er ist längst nicht mehr. Seine Petersburger Tugend bekam ihm schlecht, er kränkelte und verschied nach wenigen Jahren.

Der russische Kirchengesang, oder besser die Kaiserliche Capelle ist durch ihre Leistungen berühmt. Der Chef, nicht Dirigent derselben, Barmetieff lud mich ein, einer Probe beizuwohnen, bei welcher ich ausschließlich der Musik mich widmen konnte. Die Leute sangen vortrefflich in jeder Beziehung — eine eigenthümlich wirkende Kraft liegt in den ultratiefen Baßstimmen, die im Verhältniß der Contrabässe zu den Violoncellen, wenn auch nicht in solcher Ausdehnung, die normalen Singbässe vielfach in der Octave verdoppeln — das Contra C

hört man, rein und voll, von einem halben Dutzend Sarastro's angeschlagen. Noch feiner, ausgearbeiteter, reicher an Schattirungen, sang die Privatcapelle eines der reichsten Unterthanen des Czaren, die des Grafen Cheremetieff. Auch hier waren die Zuhörer sparsam vertreten, Herr Zaremba, Director des Conservatoriums, und meine Wenigkeit. Mit echt russischer Gastfreundschaft hatte der Graf eine Morgenmusik für uns beide in seinem großartigen Hôtel angeordnet. Leider ist diese musikalische Zierde Petersburgs seitdem verschwunden — die Capelle ist, aus mir unbekannten Gründen, aufgelöst. Leben wir doch in einer Zeit der Auflösungen und leider sind es nur allzuoft Consonanzen, die sich in Dissonanzen verwandeln.

Erstaunlich viel geschieht bekanntlich in der russischen Hauptstadt für das Theaterwesen, das einen kosmopolitischen Charakter trägt und aus der kaiserlichen Staatscasse enorme Subventionen erhält. Es finden sich dort italienische und russische Oper, deutsches, französisches und russisches Schauspiel, das Ballet nicht zu vergessen. Während die italienische Oper, wie überall in nördlicheren Regionen, ein hocharistokratisches Gepräge trägt, konnte man sich im deutschen Theater in eine kleine Stadt des Vaterlands versetzt träumen — es sah da recht bescheiden, ja spießbürgerlich aus — jedoch befanden sich unter den Mitgliedern manche ausgezeichnete Mimen. Die russische Oper zog mich natürlich am meisten an, und doch gelang es mir nur zwei Mal, sie zu besuchen — das erste Mal unter einigermaßen erschwerenden Umständen. Ich hatte schon (es war am ersten Tag meines Aufenthaltes) ein Concert Rubinstein's, ein großes Künstlerbanquet beim Pianofabrikanten Becker und allerlei drum und dran durchgemacht, als man mir vorschlug, die Oper Rogneda von Seroff zu hören — ich war zu Allem bereit. Aber darauf war ich nicht vorbereitet, daß der Zufall mir den Componisten zum nächsten Nachbar bescheren werde. Kaum läßt sich etwas Unbehaglicheres denken, als ein Werk neben dem Autor desselben anzuhören — vielleicht wäre es das, ein eigenes in der unmittelbaren Nähe einer Autorität zu genießen. Doch muß ich Seroff das Lob spenden, daß er mir meine Aufgabe nicht allzusehr erschwerte. Er war nicht mehr jung (etwa ein Fünfziger) — eigentlich Staatsrath oder dergleichen, wie die meisten russischen Componisten — freundlich, wenn auch von ernstem Wesen, beredt und gewandt. Vielfach als Kritiker thätig, hatte er als Componist sich der Wagner'schen Weise zugewendet, was denn auch in seiner Musik hervortrat, nicht zum Vortheil derselben. Man mag Richard Wagner noch so hochstellen — er ist zu individuell, um Schule zu machen. Ohne Talent war Seroff sicherlich nicht — die Eindrücke, die ich vielleicht gehabt hätte, wurden jedoch zu sehr durchkreuzt durch seine Erklärungen und die fremde Sprache. Besser erging es mir bei der Aufführung von Glinka's berühmter Oper: „Das Leben für den Czar", die einige Stücke enthält, die auch den Nichtrussen erfreuen und ergreifen können. Nur wirken die vielen nationalen Gesänge, russische wie polnische, auf den Ausländer ermüdend. Die Aufführung war, namentlich was den vocalen Theil betrifft, vorzüglich und ich konnte mich überzeugen, daß die russische Sprache sich dem Gesange vortrefflich eignet. Ob nun die neu-russische Schule, deren rühmenswerthe Tendenzen Herr César Cui, Colonel im Generalstabe, in seinem Buche „Die Musik in Rußland" verkündet

hat, sich eine Stelle in der allgemeinen musikalischen Welt erobern werde, bleibt abzuwarten. Was ich später in einem Concert der slawischen Gesellschaft unter Leitung des feurigen, energischen Balakireff gehört, enthielt zwar manches Wirkungsvolle, schien mir aber selbst für avancirtere musikalische Seelen als die meine, nicht leicht verdaulich.

Unter den der Kaiserlichen Familie angehörigen hohen Persönlichkeiten war es der deutsche Prinz Peter von Oldenburg, der sich mit nachhaltigem Eifer deutscher Dichtung und Tondichtung widmete — für letztere hatte er an dem eminenten Clavierspieler und Componisten Ad. Henselt einen unermüdlichen Rathgeber, eine Art von musikalischem Factotum gewonnen. Von den Compositionen des Prinzen ist eine sehr große Anzahl veröffentlicht worden und mancher wird sich erinnern, zur Zeit auf den Programmen der deutschen Curortsconcerte seinen Namen gefunden zu haben, namentlich wenn er anwesend war. Nicht leicht wird man aber einem Manne begegnen von größerer Herzensgüte — von verbindlicherem Wohlwollen — stets bereit zu thun, was Andern angenehm sein konnte — manches interessante Erlebniß habe ich ihm zu danken. Er war, ich weiß nicht mehr unter welchem besonderen Titel, den Universitäten, den Kaiserlichen Erziehungsanstalten, Hospitälern und was allem noch, vorgesetzt. Das Clavierspiel wird in den Kaiserlichen Pensionaten mit ganz besonderer Vehemenz gepflegt — die Oberaufsicht darüber war schon damals und liegt noch heutigen Tages in den Händen Henselt's. Im Nicolaiinstitut fand ich eine unendliche Reihe nur für die Clavierübung angelegter Zellen — siebenzig Flügel waren dort aufgestellt — auch in der Waisenerziehungsanstalt (für die Töchter von Officieren und höhern Beamten) waren ähnliche Vorkehrungen getroffen. Wie viel Talent die Russinnen für diesen Zweig musikalischer Ausübung besitzen, davon wissen unsere deutschen Concertgesellschaften zu erzählen. Eine höchst anmuthige Erinnerung ist mir von dem Besuche eines in einiger Entfernung von Petersburg sich befindlichen weiblichen Erziehungsinstituts geblieben, das in den Räumen eines colossalen Klosters, Smolna genannt, seinen Sitz hat. Prinz Peter führte mich dort ein — die Vorsteherin, Frau Leontiew, eine uralte, aber noch lebendige, gesprächige, ja vornehme Dame machte die Honneurs. Im großen Saale wimmelten einige Hunderte junger Mädchen, worunter viele reizende Gestalten. Man spielte allerliebst Clavier — fesselnd aber war es eine Anzahl slawischer Volkslieder zu hören, die für weiblichen Chor gesetzt, so frisch und rein gesungen wurden, daß es herzstärkend wirkte.

„Würde es Sie nicht interessiren, unser neuestes Krankenhaus, das Alexanderhospital, in Augenschein zu nehmen? Wir haben in demselben alle Verbesserungen und Einrichtungen der neuesten Zeit benutzt," sagte der Prinz eines Abends zu mir. Es versteht sich, daß ich die Frage bejahte und zwar nicht nur, weil sich das von selbst verstand. Und doch muß ich noch heute lächeln, wenn ich mir jenen Besuch vergegenwärtige. Der Prinz hatte sich ansagen lassen — wir fuhren in ziemlich früher Morgenstunde hin — die Angestellten erwarteten Seine Hoheit im vollsten Glanze ordensbedeckter Uniformen. Er stellte mich vor und mein Doctortitel ließ den Herren keinen Zweifel, daß sie es mit einem angesehenen Arzte zu thun hätten. Ich durfte sie der Höhe dieser Anschauung nicht entreißen

und führte meine medicinale Besichtigung, wie mir schien, mit der nöthigen Würde durch, hie und da eine nicht compromittirende Frage und Bemerkung an den Einen oder Andern richtend. Uebrigens mußte die Einrichtung auch einem Laien imponiren — namentlich setzte mich die Ventilation in Erstaunen, denn auf einem langen Gange, auf welchem man fortwährend in die offenen Schlafstätten der Genesenden blicken konnte, athmete man die reinste, lindeste, eine wahre Frühlingsluft.

Henselt war mit mir in einigen jener Institute, deren musikalische Thätigkeit unter seinem Scepter sich entfaltet. Seit seinem ersten großen Triumphe in München, vor etwa fünfzig Jahren, hatte ich ihn nicht wieder gesehen. Eigenthümlich hatte er sein Leben geführt. Gegen Ende der dreißiger Jahre gab er in Petersburg Concerte mit so außerordentlichem Erfolg, daß sie für seine Zukunft entscheidend wurden — im Hände-Umdrehen, oder besser im Hände-Umgarnen, -Umstricken hatte er sich die glänzendste Stellung erobert. Im Gegensatz aber zu andern Eroberern hielt er sich von erneuten Kriegszügen fern und verzichtete auf alle Kunstreisen, Concertveranstaltungen und dergleichen — ich glaube kaum, daß er je wieder öffentlich aufgetreten ist. Lehrer am Kaiserlichen Hofe, befreundet mit dem Prinzen von Oldenburg, für den er viel gethan und der es ihm dankbar lohnte, von seinen zahlreichen Elèven geliebt und bewundert, begnügte er sich damit — zu leben, wie es ihm gefiel, was schließlich gar nicht so übel. „Es sei eben so schwer ihn zu sehen wie zu hören", wurde mir gesagt — ich habe das glücklicherweise nicht gefunden — doch von allem öffentlichen Musikleben hält er sich gänzlich entfernt. Am frühen Morgen und am späten Abend heilgymnastischen Studien obliegend, füllt er die Zwischenzeit aus, wie es seine Stellung erheischt und seine Neigungen es ihm wünschenswerth machen. Die Petersburger russo-gallische Eleganz hat ihn nicht berührt — er ist sehr das geblieben, was wir, wenn auch allzuhäufig ohne Grund, deutsch nennen, nämlich schlicht, wahr und möglichst unabhängig. Der, leider nur allzuseltene, Verkehr mit ihm war mir künstlerisch und persönlich aber so angenehm wie interessant — sein großes Talent bewunderte ich mit Freuden. Unter vier Augen kamen wir zu sehr in gegenseitiges Musiciren — einen vollständigen Eindruck gewann ich erst, als er, nach einem Diner im Familienkreise des Prinzen Peter, sich an's Piano setzte und mehr als eine Stunde an demselben verweilte. Der schöne volle gesättigte Ton, die edele Vortragsweise, das Verschwinden jeder Frage nach der Technik, alles das und vieles, was noch hinzuzusetzen wäre, wirkte wahrhaft wohlthuend auf mich — es ist beklagenswerth, daß der Genuß eines derartigen Talentes der musikalischen Welt, seit sie daran genippt, entzogen worden ist. Sollten diese Zeilen dem trefflichen Künstler vor die Augen kommen, so betrachte er sie als einen herzlichen Abschiedsgruß — schwerlich werden wir uns diesseits nochmals begegnen.

Wer sollte glauben, daß Petersburg, das doch seine Tonkünstler großartiger belohnt, als irgend eine andere Weltstadt, ihnen, wenigstens zeitweilig, den Wunsch gäbe sich zurückzuziehen. So hatte auch der eminente Violoncellist Davidoff, vor seinem gegenwärtigen Besuche Deutschlands, sich ein neunjähriges Schweigen auferlegt. Er hatte freilich auch seine Laufbahn mit Schweigen

begonnen. Zum Mathematiker erzogen, dem aber die angewandte Mathematik der Töne über alles ging, war er, noch halb ein Jüngling, nach Leipzig gekommen, um sich zu M. Hauptmann in die Lehre zu begeben. Vom Concertmeister David gelegentlich befragt, ob er sich keinem Instrumente gewidmet, gestand er seinen Cultus des Violoncells ein — und als er dann bei jenem sich einfand, um anspruchslos zu musiciren, merkten die Anwesenden, daß man einen der ersten lebenden Virtuosen vor sich hatte — es war das heiterste Erstaunen, das sich denken läßt. Zwanzig Jahre später, während meines Aufenthaltes in der Nevastadt, durfte ich mich vielfach seines freundschaftlichen Umganges erfreuen — sein Talent und sein Wesen sind gleichmäßig edel, sympathisch, anziehend und eigenthümlich — die Bescheidenheit des letztern läßt die Bewunderung nicht immer laut werden, die das erstere hervorruft. Auch der jetzt wieder in seinem Vaterlande weilende vorzügliche Pianist Leschetizki trat, so viel ich weiß, während seines Aufenthaltes in Rußland selten in die Oeffentlichkeit — sein Lehrertalent stand aber in dem hohen Ansehen, das es reichlich verdient. Gerade während ich in Petersburg war, verließ Fräulein Esipoff das Kaiserliche Conservatorium, wo sie unter Leitung ihres jetzigen Gatten ihre Studien vollendet hatte — als die vollendete Virtuosin, als welche sie jetzt allgemein anerkannt ist. Hier muß ich noch einer andern Schülerin Leschetizki's gedenken, eines Fräulein Vollberth, die seitdem leider das Zeitliche gesegnet hat. Einer angesehenen Familie angehörig, Dilettantin, war sie eine eben so hervorragende Tonkünstlerin, als es allzu viele von der Gilde nicht sind, die, im schwächlichen Sinne, Dilettanten waren und bleiben.

Auch Henri Wieniawski, der polnische Violinist, verweilte damals noch in Rußland, wo er seit etwa zehn Jahren als Kaiserl. Sologeiger angestellt war. Seinen Ruf als außerordentlicher Virtuose hatte er schon in seinen Jünglingsjahren gegründet — als Erzähler (als mündlicher) hatte er mich von jeher ergötzt wie kaum ein Anderer. Es mag wohl sein, daß er, wie seine nächsten Freunde behaupten, hie und da seiner Phantasie etwas zu sehr die Zügel schießen ließ — doch konnte man's seinen Geschichten nicht anmerken — sie klangen nicht allein wahrscheinlich, sondern auch sehr unschuldig — der Reiz derselben lag vor Allem in der trocken-lebendigen, fließenden, humoristisch gefärbten Weise, mit welcher er sie vorbrachte. Ich kann mich nicht enthalten, eine derselben wiederzugeben, um so mehr als sie in Petersburg spielt. Bekanntlich sind den russischen Kunstinstituten, auch der Oper und dem Ballet, meistens Generäle vorgesetzt, ein sicheres Mittel, die strengste Disciplin aufrecht zu erhalten. Nun begab es sich, daß ein Tänzer, der zu gleicher Zeit ein geschickter Geiger war, in einer Pantomime auftreten sollte — zum Vortrag eines darin befindlichen Violinsolos war Wieniawski berufen. Er kam zur Probe, fand aber, daß sein Solo eine Art von Duo mit dem tanzenden Instrumentalvirtuosen sei, weigerte sich zu spielen und verließ das Orchester. Sofort verklagt, ward er zum gestrengen Intendanten befohlen, der ihn zornig empfing: „Wie können Sie sich Ihren Verpflichtungen zu entziehen wagen?" brach er aus. „Sie sind als Sologeiger angestellt und verweigern Ihr Solo auszuführen? Das wollen wir doch sehen!" — „Erlauben Excellenz," begann Wieniawski im ruhigsten Tone — „was heißt Solo? Solo

heißt allein — nie werde ich verweigern, ein Stück allein vorzutragen — das in Frage stehende aber ist ein Duo und soll zu zweien gespielt werden — zu zweien, nicht solo — und das liegt gänzlich außerhalb meiner Verbindlichkeiten." „Zu zweien?" rief der Intendant aus — „zu zweien? das hat man mir nicht gesagt — dann sind Sie vollkommen im Rechte. . ." „Und Sie," herrschte er den eintretenden Tänzer an, „Sie wagten es, ihn zu verklagen? Solospielen heißt allein spielen, nicht zu zweien, wohlverstanden — allein, allein — begreifen Sie?" und verläßt in höchster Aufregung den Saal. Erstaunt sieht der Tänzer den Geiger an und sagt nach einer Pause: „Sie haben ohne Zweifel Ihre Studien auf dem Pariser Conservatoire gemacht?" „So ist's," erwiderte Wieniawski, indem er seinem Gegner die Hand bot; dieser ergriff sie lachend — sie gingen zum Frühstück in den nächsten Restaurant und — wurden die besten Freunde.

Es war ein ruheloses Leben, das Wieniawski geführt — der echte Spielmann! — nur hätte er nicht heirathen dürfen. Fern von seiner liebenswürdigen, ihn wahrhaft liebenden Gattin, starb er vor zwei Jahren in Moskau. Erschöpft und einsam, vom Hospital aus, trat er seine letzte Reise an. —

Leopold Auer, der sein schönes Talent als frischer Knabe schon offenbart und seitdem eine so erfolgreiche Bahn, ohne alle Reclame, durchschritten hat, war zu jener Zeit auch schon in Petersburg angestellt und ist jetzt im Vollbesitz aller Functionen eines ersten Geigers, als einer der ersten Geiger. Es gehört zu den besten Vorrechten des Alters, so manches begabte Menschenkind zur glücklichen Entwickelung seiner Kräfte und zur Erlangung der ihm gebührenden Stellung fortschreiten zu sehen — leider kommt es nicht so oft vor, als man wohl glaubt es hoffen zu dürfen.

Noch manche tüchtige Collegen lernte ich in Petersburg kennen, wo sie in verschiedenartiger Weise thätig, für ihre Kunst arbeiteten — und dabei nicht zu kurz kamen; Czechen, Polen, Dänen, Deutsche befanden sich darunter. Und dankbar gedenke ich des Wohlwollens, das sie mir bezeigten. Ich kann hier nicht so viel von ihnen sagen, als ich möchte — Manche haben seitdem Rußland, einige Wenige haben diese schöne Welt, wie man sie zu nennen pflegt, verlassen. Zaremba, Napravnick, Czerny, Winterberger, Petersen, Johannsen, Wurm, Weickmann, Gerke, Salomon und Frau. Auch den achtzigjährigen freundlichen Geiger Maurer, den Componisten des Viergeigenconcertes, habe ich dort noch gesehen — er erreichte ein Alter von nahezu neunzig Jahren und schien, kräftig und wohlerhalten, sich seines Lebens zu freuen. Die Meisten der Besprochenen und Genannten, und noch manche Andere versammelte ich kurz vor meiner Abreise zum Mittagsmahl im Schlosse — und zwar auf den Wunsch der Großfürstin, die dabei als unsichtbare aber nicht als ungekannte Wirthin waltete — wir waren unbeschreiblich heiter und ich dachte nicht, daß ich nur die Wenigsten der Anwesenden wiedersehen sollte.

Von vielen interessanten Beziehungen muß ich hier schweigen, von anziehenden, musikalischen, ja sehr talentvollen Frauen, klugen, hochstehenden, welterfahrenen Männern — aber einer Bekanntschaft muß ich noch Erwähnung thun, obschon ich damit eine Geschmacklosigkeit begehe. Ich schlenderte eines Tages, trotz großer

Kälte, in meinen Pelz gehüllt nach der Newa. Als ich auf dem mächtigen erstarrten Strome stand, fielen mir in einiger Entfernung ein paar Gebäulichkeiten auf, die eher colossalen umgestülpten Körben als menschlichen Wohnungen glichen — eigenthümliche dunkle Gestalten bewegten sich vor denselben hin und her. Es waren Samojeden, deren alljährlich eine kleine Anzahl nach Petersburg kommt, sich auf der Newa anzusiedeln. Man könnte sagen, daß es Kunstreisen sind, die diese Leute machen, wenigstens insofern sie den Zweck haben, sich und ihre Besonderheiten in der Fremde zu produciren und damit Geld zu gewinnen. Als ich mich näherte, holte einer der Männer in aller Eile einen dicken, dunkeln Gegenstand hervor und begann sich damit zu bekleiden, indem er mit dem Kopf hinein fuhr. Nach wenigen Secunden war er ganz unkenntlich geworden in seinem aus Bärenfellen zusammengesetzten Paletot, der seine kleine Figur gänzlich verbarg — unmöglich wäre es gewesen, zu bestimmen, welcherlei Art Geschöpf man vor sich hatte. Pantomimisch lud mich ein Anderer ein, in den mit Rennthieren bespannten Schlitten mich zu verfügen, was ich auch, angezogen durch die Seltenheit des Gespanns, augenblicklich that. Zum Sitzen waren keine Vorkehrungen getroffen — man mußte sich der Länge nach ausstrecken. Aber wehe! welche Fahrt. Lag es am Fuhrwerk oder am Führer, am Eise oder an den Thieren, nach wenigen Minuten war ich kläglich zerschlagen und gewann die beschämende Ueberzeugung, daß ich zum Nordpolfahrer gänzlich unfähig sein würde. —

Die Stunde der Abreise war gekommen — Freunde hatten sich auf dem Bahnhof eingefunden, und der gütige Secretär Freimann übernahm Alles zu ordnen, was noth that, zu welchem Zwecke ich ihm Schlüssel, Geld, Brieftasche und Paß überreichte. Nicht ohne schmerzliche Bewegung trennte ich mich von den mir liebgewordenen Menschen. Nach einer Stunde Fahrens, eine kleine Beschäftigung suchend, revidirte ich den Inhalt meiner Taschen und gewahrte zu meinem Schrecken, daß mir — nicht das Geld — wohl aber der Paß fehlte. Man kann jedoch eben so wenig Rußland verlassen als betreten, ohne ein Zeugniß seiner Existenz vorzulegen und ich frug mich, nicht ohne einige Sorge, wie das werden würde. Doch schon in Plozk fand ich ein beruhigendes Telegramm, und an der Grenze war von Petersburg aus alles Nöthige angeordnet worden, um mir ebenso leichten Austritt zu bereiten als mein Einlaß von günstigen Auspicien begleitet gewesen war.

Indem ich Einzelnes aus den Einzelheiten jenes Aufenthaltes im Palais Michel dem nachsichtigen Leser berichte, glaube ich mehr Geträumtes als Erlebtes zu beschreiben — es war jedenfalls ein schöner Traum!

Ein preußisches Beamtenleben.

Vorwort der Redaction.

Der kaiserlich deutsche Gesandte a. D. Freiherr von Richthofen, seit dem Jahre 1874 in Baden-Baden lebend, hat auf den Wunsch der Gesammtfamilie von Richthofen eine Geschichte derselben verfaßt, welche sich bereits im Druck befindet und in der Verlagsbuchhandlung von E. Baensch jun. in Magdeburg erscheint, einer Firma, welche sich auf dem Gebiete der Familienchroniken durch den Druck und Verlag derjenigen der Adelsgeschlechter Alvensleben, Kotze, Gaudecker, Eulenburg, Stolberg und Anderer eines allseitig anerkannten Rufes erfreut. Es hat sich der Redaction der „Deutschen Rundschau" die zufällige Gelegenheit geboten, einen Blick in das Manuscript dieser Familiengeschichte zu thun.

In derselben gewährt das bewegte Beamtenleben des Herrn Verfassers selbst ein so wechselvolles und interessantes Bild und wirft so viele Streiflichter auf die verschiedensten Beamtenverhältnisse, ja selbst auf hervorragende Ereignisse in den vierundvierzig Jahren seiner Dienstlaufbahn, daß die Redaction ihm den Wunsch ausgesprochen und seine Zustimmung erhalten hat, durch eine vorläufige Mittheilung dessen, was der Herr Verfasser über seine eigenen Erlebnisse beibringt, auf das Erscheinen seines Werkes aufmerksam zu machen, welches auch sonst über den Kreis der Familie hinaus vielfach einen Spiegel der Zeit in den mehr als dreihundert Jahren seit dem Hervortreten der Familie darbietet. Der Freiherr von Richthofen hat an dem Punkte, wo die Familiengeschichte zu seiner Person gelangt — es ist dies ziemlich gegen den Schluß derselben — den Wunsch an die Familie gerichtet, sich ihr gegenüber ausnahmsweise in erster Person redend einführen zu dürfen, da er doch nun von sich selbst zu sprechen habe und der Charakter eines gewissen Egoismus, welcher, wie er meint, allen Autobiographien mehr oder weniger anhaftet, auch durch die Form des Referats gleichsam über einen Dritten doch nicht ausgeschlossen werde; er habe es daher vorgezogen, sich gleich in seiner subjectiven Persönlichkeit darzustellen, wenn er auch trachten werde, über Nichts hinauszugehen, was die Objectivität in der Darstellung seiner Erlebnisse beeinträchtigen könnte.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau" hat geglaubt, daß der Auszug aus dieser Autobiographie, welchen sie ihren Lesern darbietet, sich genau an das Original anzuschließen habe. Sie schickt nur voran, daß der Freiherr Emil Karl Heinrich Prätorius von Richthofen am 11. Juni 1810 geboren ist, und läßt ihn im Folgenden selbst sprechen.

I.

Ich erhielt von meinem zehnten Lebensjahre ab, nach der Versetzung meines Vaters als Landrath nach Militsch, in meinem Geburtsorte Trebnitz in dem

Hause des vortrefflichen Superintendenten Peters mit dessen einzigem Sohne durch Hauslehrer eine Erziehung und Ausbildung, welche schon mit Anfang des Jahres 1825 und unmittelbar nach meiner Confirmation meine Aufnahme in die Prima des Gymnasiums zu Oels ermöglichte, wo ich in der Familie meines Onkels, des Braunschweig-Oels'schen Fürstenthums-Gerichtspräsidenten Cleinow mit stets von mir dankbarlichst erkannter Liebe aufgenommen wurde.

So konnte ich vor vollendetem 17. Lebensjahre zu Ostern 1827 zunächst die Universität zu Breslau beziehen, um mich dem juristischen und cameralistischen Studium zu widmen, welches ich von Ostern 1828 ab in Berlin fortsetzte.

In Folge meines durch vorgelegte Zeugnisse unterstützten Antrages auf Erlaß des sechsten Studiensemesters gelangte ich ausnahmsweise bereits am 7. August 1829 zur Prüfung pro auscultatura vor dem königlichen Kammergericht, und nach dem günstigen Ausfall derselben zur ministeriellen Genehmigung des Dispensationsantrages und demgemäß am 26. des folgenden Monats zur Anstellung und Vereidigung als Auscultator bei dem kgl. Stadtgericht zu Potsdam.

Neben dem Stadtgericht zu Potsdam bestanden zu jener Zeit dort noch verschiedene Localgerichte, so z. B. ein solches der kgl. Gewehrfabrik und des kgl. Militärwaisenhauses, welche von einzelnen Räthen des Stadtgerichts als Justitiarien wahrgenommen wurden; auch hatten diese Räthe als anderweite Nebenrichterstellen Justitiariate der umliegenden Rittergüter.

Das Stadtgericht hatte einen höheren Gebührentarif als alle diese Gerichte. Dies hatte die Folge, daß alle Acte der freiwilligen Gerichtsbarkeit vor diesen letzteren aufgenommen zu werden pflegten. Wohl der Besitz einer deutlichen Handschrift und die sonstige Zuneigung der Räthe brachten mir den Vortheil, in den Fällen, wo das Gesetz die Zuziehung einer zweiten Gerichtsperson vorschrieb, vielfach als solche von ihnen verwendet, selbst zu den Gerichtstagen auf die Dörfer mitgenommen und so zu einer praktischen Uebung auf diesem Gebiete frühzeitig angeleitet zu werden, die mir später sehr zu Statten kam.

Zu der Beschäftigung eines Anfängers auf dem Gerichte selbst gehörte insbesondere die Zuweisung zur sog. Anmeldestube, d. h. der Localität, in welcher die mündlich angebrachten Gesuche schriftlich zu Protokoll zu nehmen waren.

Ich hatte schon als Knabe, wenn ich zu den Ferien nach Hause kam, in den landräthlichen Acten zu Militsch mehr herumgestöbert, als es meinem Vater und dem Kreissecretär angenehm war, und manchen Verweis erhalten, aber auch manche Currende und manches Protokoll abgeschrieben; so war ich mit den Geschäftsformen bereits einigermaßen vertraut. Es machte aber doch auf mein jugendliches Gemüth einen eigenthümlichen Eindruck, daß zu den den Auscultatoren auf der Anmeldestube selbständig übertragenen sog. Formularverhandlungen unter Anderem auch die Verwarnung gewisser Weibspersonen vor dem Kindermord gehörte, ein Fall, der in Potsdam bei der starken Garnison sich wohl häufiger darstellte als anderswo. Mit Abscheu erinnere ich mich auch der Deputirungen zur Beaufsichtigung der Vollstreckung körperlicher Züchtigungen, insbesondere auch diebischer Frauenzimmer auf der Criminalstation. Das führte allerdings gleich in das rauhe Leben hinein, das sich besonders in den Gerichten abspiegelte.

Gegen den gleich zu erwähnenden Schluß meines kurzen Verweilens in den Vorhallen der Themis wurde auch der Rechtscandidat von Tümpling

nach wohlbestandenem Auscultatorexamen als solcher bei dem Stadtgericht zu Potsdam eingeführt, nachmals commandirender General des 6. Armeecorps, mit dem ich später unter beiderseits wohl kaum damals vorausgesetzten Beziehungen in nähere Verbindung zu treten das Vergnügen hatte.

Im Monat Juni 1830 beantragte ich meinen Uebertritt zur Verwaltung und die Zulassung zur Regierungs-Referendariatsprüfung bei dem Präsidium der kgl. Regierung in Potsdam. Auf Grund eines besonders empfehlenden Zeugnisses des Stadtgerichts-Directoriums wurde nicht nur meinem Gesuche entsprochen, sondern mir auch die sonst vorgeschriebene juristische Probearbeit erlassen. Wenn ich der Themata zu den zwei staatswissenschaftlichen Aufgaben gedenke: „Sind polizeiliche Beschränkungen bei Versicherung des beweglichen Vermögens gegen Feuersgefahr erforderlich und nothwendig, event. welche?“ und „Von den Ursachen des Elends der unteren Volksclassen und den Mitteln, dasselbe zu mindern und zu heben,“ so geschieht dies des letzteren Themas wegen, welches seitdem nicht von der Tagesordnung verschwunden ist und kaum jemals davon verschwinden wird, und welches offenbar der Absicht entsprungen war, einen jungen in den Verwaltungsdienst der damals noch völlig unbeschränkten Monarchie eintretenden Beamten gleich in diejenige humanitäre Richtung einzuführen, welche dem edlen und wohlwollenden Charakter des Königs Friedrich Wilhelm's III. entsprach und eine allgemeine Eigenschaft unseres erhabenen Königshauses geblieben ist.

Nach dem probemäßigen Befund dieser Aufgaben und nach am 22. September (1830) bestandener mündlicher Prüfung erfolgte meine Beförderung zum Regierungsreferendar und am 28. desselben Monats meine Vereidigung und Einführung als solcher. Zu meiner ersten Beschäftigung wurde ich zunächst der damaligen Regierungsabtheilung für die indirecten Steuern und von dieser den kgl. Hauptzollämtern zu Warnow und Wittenberge zugewiesen, um durch eigene Theilnahme an dem praktischen Dienste der Grenz- und Steueraufseher und Controleure u. s. w. zu einer genauen Kenntniß des Zoll- und Steuerdienstes auch auf dessen unteren Stufen zu gelangen.

Später, in die Abtheilung des Innern der Regierung übergetreten, wurde ich mehrfach auch außerhalb des Regierungssitzes, zunächst als Protokollführer zur Unterstützung der Räthe, wie bei Einführung der revidirten Städteordnung in den vom Königreich Sachsen überkommenen sechs Städten, verwendet, deren Communalverfassung bis dahin seit der Einverleibung in Preußen unverändert geblieben war. Diese vormaligen Grenzstädte waren durch diese Einverleibung und die Constituirung des Zollvereins um ihren hauptsächlichsten Erwerb, den Schmuggelhandel, gekommen und ihre Einwohnerschaft bot daher damals ein äußerst ärmliches Ansehen; in Jüterbogk und Niemegk, den bedeutendsten dieser Städte, machte die Beschaffung der im Verhältniß zur Bevölkerungszahl erforderlichen Anzahl von Stadtverordneten mit einem nachweisbaren Minimaleinkommen von 200 Thalern jährlich Schwierigkeiten.

Als im Jahre 1831 die asiatische Cholera, wie man diese Epidemie damals nannte, ihren Einzug zunächst in die hanseatischen Gebiete gehalten hatte und sich von dort die Elbe aufwärts nach Mecklenburg zu verbreiten anfing, glaubte man dem Eingang derselben in Preußen durch Ziehung eines

militärischen Absperrungscordons besonders längs der mecklenburgischen Grenze vorbeugen zu können. Dem Commandeur dieses Cordons, damaligen Oberst und Inspecteur der Jäger und Schützen, von Neumann, wurde ich als Civilcommissarius beigeordnet; es war dies das erste selbständige Commissorium meines Beamtendienstes. Die Maßregel erwies sich bekanntlich erfolglos und die mit großer Energie durch etwa zwei Monate stattgehabte Sperre von dem augenscheinlichsten Nachtheil für den Verkehr.

Im Anfange des Jahres 1832 trat ich zu meiner weiteren Ausbildung in die Abtheilung der Regierung für Domänen und Forsten über, von welcher ich nach einigen Monaten zu einer Revision der Rentämter zu Brandenburg und Storkow abgeordnet wurde.

Dieses zur Zufriedenheit ausgeführte Commissorium wurde indeß für den Nachweis der erforderlichen Vorbildung in dem Domänenfach für unzureichend erachtet und mir deshalb im Monat Mai der Auftrag ertheilt, mich zunächst nach dem Amte Zossen zu begeben, um die Prästationsfähigkeit der zu demselben gehörigen Gemeinden zu prüfen, und mit denselben wegen Ablösung resp. Verwandlung ihrer theilweise auf verwickelten Rechtsverhältnissen beruhenden mannigfachen Geld-, Naturalabgaben und Dienste in fixe Geldrente zu verhandeln.

Die diesfälligen, vorbehaltlich der höheren Genehmigung abgeschlossenen Recesse mit 24 Bänden Commissionsacten und den Erläuterungsberichten konnten successive bis zum Jahresschluß vorgelegt werden, und fanden die finanzministerielle Approbation.

Inzwischen war bereits im Monat September meine Zulassung zur höheren Staatsprüfung genehmigt und, da mir ein Urlaub hierzu nach den obwaltenden Verhältnissen nicht ertheilt werden konnte, nur übrig geblieben, die mir nach Zossen zugefertigten drei schriftlichen Probearbeiten, eine allgemein wissenschaftliche, eine staatswissenschaftliche und eine juristische, neben meinen Commissionsarbeiten zur Ausführung zu bringen. Was die außerdem vorgeschriebene finanzielle Arbeit betrifft, so war zunächst vorbehalten worden, jene Recesse einzusehen; nachdem dies geschehen, wurden dieselben zugleich als finanzielle Probearbeit erachtet, und damit von einer weiteren finanziellen Aufgabe für mich abgesehen.

Meine staatswissenschaftliche Aufgabe betraf die auch jetzt noch zu keiner praktischen Entscheidung gelangte Frage, ob es im preußischen Staate wünschenswerth sei, daß der Zug der Bevölkerung sich mehr nach den Städten oder dem platten Lande neige, die wissenschaftliche eine Vergleichung der beiden englischen Staatsmänner Fox und Pitt, und die juristische einen Vorfluthsproceß.

Die Arbeiten wurden Mitte Januar (1833) abgeliefert; die gänzliche Abgeschlossenheit in dem kleinen Zossen, welches keinerlei Zerstreuung bot, hatte die Erledigung derselben gefördert; die mündliche Prüfung vor der Ober-Examinationscommission im kgl. Schlosse zu Berlin wurde bereits auf den 26. desselben Monats anberaumt. Meine dem Lebens- und Dienstalter nach erheblich älteren Coexaminanden waren die Referendare von Bockum-Dolffs [1]) und von Korff, welche schon seit Monaten auf die Anberaumung des Prüfungstermins gewartet hatten,

[1]) Jetzt Ober-Regierungsrath a. D. und hochgeachteter Alterspräsident des preußischen Abgeordnetenhauses.

da eine solche nur stattzufinden pflegte, wenn mindestens drei Candidaten dazu vorhanden waren.

Zu einigem Schreck erfuhr ich zufallsweise unter der Hand, daß ungeachtet der günstigen Censur meiner schriftlichen Probearbeiten — die allgemein wissenschaftliche hatte das Prädicat „vorzüglich" erhalten, und die staatswissenschaftliche war wegen der Begründung der darin aufgestellten Ansichten und der Gewandtheit in der Darstellung besonders belobt worden, wie sich dies demnächst auch im Prüfungszeugniß ausgedrückt fand, — doch mein jugendliches Lebensalter (22½ Jahr) Bedenken erregt und zu der schriftlich registrirten Ansicht geführt hatte, „daß bei der mündlichen Prüfung noch besonders darauf geachtet werden müsse, daß kein unreifes Subject in ein Regierungscollegium komme".

Indeß mußte das Ergebniß der mündlichen Prüfung doch diese Besorgniß wohl widerlegt haben, denn das unterm 29. Januar ausgefertigte Prüfungszeugniß bekundete nach allen Richtungen hin die unbedenklichste Qualification zur Anstellung als Mitglied einer Provinzialregierung.

Auf Grund dieses Prüfungszeugnisses erfolgte nun mittelst Patents vom 24. Februar (1833) meine Ernennung zum Regierungsassessor, meinem Wunsche entsprechend, bei der kgl. Provinzial-Steuerdirection zu Breslau, jedoch, was meinerseits nicht beantragt war, gleichzeitig bei der kgl. Regierung daselbst.

Der Fall machte einiges Aufsehen, da ich von dem Zeitpunkt des Verlassens des Gymnasiums zu Oels ab gerechnet, diese Ernennung in der kurzen Zeit von 5¾ Jahren erreicht hatte, keineswegs dem Horoskop entsprechend, welches mir der kurz vor meinem Abgang berufene Director gestellt hatte. Der Zustand des Gymnasiums war ihm bei der Uebernahme der Direction als ein durchaus verwahrloster erschienen, eine Ueberzeugung, die in den Zeugnissen der Abiturienten Ostern 1827 ihren allgemeinen so starken Ausdruck fand, daß ich mich mit der Mehrzahl meiner Coexaminanden veranlaßt gesehen hatte, den üblen Eindruck dieses Zeugnisses durch eine Wiederholung der Prüfung vor der wissenschaftlichen Prüfungscommission zu Breslau erfolgreich zu entkräften.

Die Anstellung bei zwei Provinzialbehörden zugleich ergab sich jedoch gleich anfangs als unpraktisch; überdies war durch eine anhaltende Krankheit eines der Räthe der Regierung mir dessen volles Decernat übertragen worden, so daß sich meine Thätigkeit bei der Provinzial-Steuerdirection auf den Einführungstag und einige folgende Tage beschränkte.

Am 21. April (1833) fand ich auf meinem Platze am Sessionstisch des Regierungscollegiums zwei an mich gerichtete Schreiben vor, das eine aus dem Finanzministerium, das andere von dem Oberpräsidenten von Merckel. Das erste benachrichtigte mich von meiner Anstellung mit Gehalt bei der kgl. Provinzial-Steuerdirection zu Köln mit der Anweisung, mich sofort über Berlin dahin zu begeben und dem Zusatze, „daß es mir dort an Gelegenheit zu baldigem weiteren Fortkommen nicht fehlen werde"; das Schreiben des Oberpräsidenten enthielt die Benachrichtigung, daß das Kriegsministerium ihn veranlaßt habe, sofort zur Wahrnehmung einer der bei der Intendantur des 6. Armeecorps erledigten zwei Rathsstellen ein Regierungsmitglied abzuordnen, und seine Wahl hierzu auf mich gefallen sei. Nach den Aussichten, die mir der Militärintendant eröffnen zu können glaubte, und der wohlwollenden Aufnahme, welche ich bei diesem fand,

entschied ich mich für die letztere Alternative, wobei mir vorläufig der Rücktritt in den Civilstaatsdienst vorbehalten war.

Ich fand mich somit auf einmal in einem mir bis dahin ganz fremden Ressort, zunächst als Vorstand der Abtheilung für das Garnisonverwaltungs- und Lazarethwesen, zu einer leitenden Stellung berufen, allerdings desjenigen Ressorts, welches, da es erst einige Jahre nach der im Jahre 1828 erfolgten Errichtung der Provinzialbehörden für die Militärökonomie aus dem Geschäftskreise der Regierungen zu dem der Militärintendanturen übergegangen war, noch die meiste Analogie mit der Civil-Provinzialverwaltung darbot; ich hatte überdies, da ich wegen einer Schwäche im linken Oberarm zur Ableistung des freiwilligen Militärdienstes untauglich erachtet worden war, keine Gelegenheit gehabt, sonst Blicke in die Militärverwaltung zu thun.

Bereits unter dem 30. April (1833) wurde ich, dem Antrage des Intendanten entsprechend, als Intendanturassessor mit 500 Thalern Gehalt und dem chargenmäßigen Service etatsmäßig angestellt, auch wurde ersteres schon nach einem Monat um 100 Thaler erhöht, und ich nunmehr aus dem Civil-Staatsdienst entlassen.

In dieser Stellung, die mir zuerst ein, wenn auch sehr bescheidenes, doch gesichertes Einkommen verschaffte, zu welchem die Competenzen bei häufigen Dienstreisen einen kleinen Zuschuß lieferten, verheirathete ich mich zu Potsdam am 1. August 1833 mit Marie, jüngster Tochter des Geheimen Regierungs- und Medicinalrathes Dr. Augustin daselbst. Da beiderseits anderweite Einkommensressourcen durchaus nicht bestanden, so wird es immerhin als ein nicht uninteressanter Beweis der seit 50 Jahren eingetretenen Veränderung der Verhältnisse zu betrachten sein, daß die glückliche und anständige Existenz einer Beamtenfamilie höherer Kategorie auf so geringe Mittel begründet werden konnte, die heute kaum dem Unverheiratheten zu seiner alleinigen Existenz genügend erscheinen werden.

Meine Wirksamkeit bei der Intendantur erfreute sich bald auch bei der Ministerialinstanz einer wohlwollenden Würdigung besonders durch die von mir zur Sprache gebrachten ganz unverhältnißmäßig hohen Kosten des Invalidenhauses zu Rybnik, für deren Betrag den dort verpflegten, mit ihrem Aufenthalt überdies unzufriedenen Officieren und Mannschaften eine weit bessere Verpflegung und Versorgung zu verschaffen war, als die Verfassung und Verwaltung des Institutes zu gewähren vermochte. Die Aufhebung desselben war sonach wesentlich eine Folge der von mir klargelegten Verhältnisse. — Auch in anderen wichtigen Angelegenheiten, z. B. bei Erwerbung des großen Artillerieschießplatzes auf dem Gutsterritorium zu Carlowitz bei Breslau für den Militärfiscus, hatte ich mich der Zufriedenheit und Anerkennung der vorgesetzten Behörden zu erfreuen. Die technischen Behörden nahmen damals an, daß das artilleristische Bedürfniß der Breslauer Garnison durch das ausgedehnte Terrain für alle Zeiten gesichert sein werde; aber bereits nach drei oder vier Decennien hatten sich die Fortschritte der Waffe in so unvorhergesehener Weise erweitert, daß jener Platz sich als völlig unzureichend für die Geschoßübungen ergeben hat. Durch Allerh. Cabinetsordre vom 25. April 1835 erfolgte meine Beförderung zum

Intendanturrath mit dem damaligen Minimalgehalt von 800 Thlrn. und dem chargenmäßigen Service (265 Thlr.).

In demselben Jahre hatte das 6. Armeecorps in Schlesien Manöver vor Sr. Majestät dem Könige, welchem der Kaiser Nikolaus I. von Rußland, die Kaiserin und die Großfürsten, sowie viele andere fremde Fürsten beiwohnten. Unmittelbar daran schloß sich jenes große militärische Schauspiel bei Kalisch, die Vereinigung, oder, wie man es russischerseits bezeichnete, die Verbrüderung der russischen Armee mit der preußischen, damals auch in politischer Hinsicht als dasjenige Ereigniß angesehen, welches dem Charakter des Jahres die besondere Signatur gab.

Das Ressort, welchem ich bei der Intendantur vorstand, hatte nur eine geringe Betheiligung bei dem Corpsmanöver, und die Verpflegung und Administration der preußischen Truppen, Repräsentanten der gesammten Armee, welche nach Kalisch commandirt waren, befand sich in den Händen der Intendantur des Gardecorps, welches letztere den Hauptbestandtheil unseres Detachements bildete; das hatte mir Zeit gegeben, die russischen Officiere nach ihrem Wunsche zu unterstützen, welche nach Breslau gekommen waren, theils um genaue Notizen über die Gewohnheiten und Bedürfnisse der preußischen Gäste einzuziehen, theils um die Verpflegungsbedürfnisse zu vervollständigen. Unter ihnen befand sich ein Oberst, der Platzcommandant von Kalisch, welcher mich für die Manöverzeit zu sich einlud; ich erhielt dazu den nachgesuchten Urlaub, und da ich mich zugleich erboten hatte, Notizen über die administrativen Zustände der russischen Truppen zu machen, durfte ich schon mehrere Tage vor dem Eintritt unseres Detachements in das russische Gebiet, ja noch vor der Ankunft des Kaisers in Kalisch daselbst eintreffen, woselbst ich die gastfreundlichste Aufnahme fand, und zu meinen Beobachtungen die beste Gelegenheit hatte.

Unvergeßlich ist mir die Scene des Empfanges des Königs durch seinen kaiserlichen Schwiegersohn vor dem Gouvernementshause zu Kalisch, welcher ich aus nächster Nähe beigewohnt habe. Der König versuchte vergebens, sich dem Kaiser zu entziehen, welcher, als der kgl. Wagen herangerollt war, mit aller Lebhaftigkeit die Hand seines kgl. Schwiegervaters ergriff und sie mit Küssen bedeckte. Meine Notizen bezogen sich der Hauptsache nach auf das in der russischen Armee damals in voller Blüthe stehende Entreprisesystem, in Folge dessen die Regimentscommandeure zugleich die Lieferanten beinahe aller Ausrüstungs- und Verpflegungsbedürfnisse ihrer Truppe und daher persönlich an der größten Sparsamkeit interessirt waren. Die Stellung des Regimentscommandeurs war damals so lucrativ, daß sie Gelegenheit gab, für das allerdings höhere Gehalt, aber geringere Einkommen eine Entschädigung zu gewähren, womit das Avancement in die Generalsstellen verknüpft war; hierin lag der Antrieb, die vortheilhafte Zeit des Regimentscommando's nach allen Kräften und allen Richtungen hin auszunutzen. Die Fehlerhaftigkeit dieses Systems griff in alle Verhältnisse hinein. Das Lager von Kalisch war ein harter Schlag für das Vermögen der Regimentscommandeure, die ihre Regimenter hier im besten Zustande zu zeigen hatten.

Mein demnächst hierüber verfaßtes Memorandum konnte sich auf alle Theile der Militärverwaltung beziehen, und auch sonst manche interessante Details

liefern; ich verfaßte dasselbe mit großer Unbefangenheit, ohne mich von der Voreingenommenheit beirren zu lassen, mit welcher nach der damaligen Strömung der Zeit alles Russische betrachtet zu werden pflegte. Meine Schilderung der Zustände, wie ich sie theils selbst gesehen, theils den Reglements der Militärverwaltung entnommen hatte, ließ eine so große Verschiedenheit in der Behandlung der beiderseitigen Soldaten erkennen, daß schon diese allein jeder Idee einer Verbrüderung der beiderseitigen Armeen entgegenstand; insofern diese beabsichtigt war, zeigte sie sich fehlgeschlagen. Das war auch der nach und nach sich geltend machende allgemeine Eindruck des Ergebnisses dieses Schauspieles, welches sonst an glanzvollen Momenten Alles übertraf, was ich an solchen auch in meinem späteren Leben gesehen habe, eines Schauspiels, in welchem die imposante Gestalt des Kaisers Nikolaus zu einer so hervorragenden Geltung kam.

Insbesondere ist mir in Erinnerung geblieben, daß der Kaiser, welcher gleich nach seiner Ankunft die Truppen inspicirte, und dem wohl schon vor seiner Ankunft Gerüchte über deren mangelhafte Verpflegung zu Ohren gekommen sein mochten, zwei Generale vom Lager aus sofort wegschickte unter Prädicaten des schwersten Tadels, die mit Stentorstimme ihnen ertheilt waren; einen Obersten, dessen Bekanntschaft ich vorher gemacht, fand ich dann im Zeltarrest.

Alles baare Geld, welches der gemeine Soldat im Laufe eines Jahres in die Hände bekam, reichte, wenn überhaupt, nicht an einen und einen halben Rubel heran in Folge von Abzügen aller Art und einer unter dem Namen „Arancel“ bekannten Spareinrichtung, die aber keinen Ausfluß in die Taschen der Soldaten hatte. Ich wurde — was mich äußerst frappirte — selbst von Unterofficieren angebettelt. Aber mit der Ankunft des Kaisers im Lager hörte, wie mit einem Zauberschlage, die schlechte Verpflegung der Leute auf.

Es würde zu weit führen, hier die Details der russischen Militärverwaltung anzuführen; aber jede Seite, jede Zeile meines Memorandums mußte die Ueberzeugung noch mehr bestärken, daß diese Elemente zu einer Verbrüderung mit der preußischen Armee sich nicht eigneten.

Mein Memorandum wurde, wie ich gar nicht erwartet hatte, durch das Kriegsministerium Sr. Maj. dem Könige vorgelegt, und fand Allerhöchstdessen Interesse, welches sich in mehreren eigenhändigen Bleistiftbemerkungen bekundete, und gnädige Aufnahme, wie mir dies demnächst eröffnet wurde.

Der preußische Militär-Intendanturdienst zeigt ein Janusgesicht; nach der einen Seite hin liegt ihm die Sorge für die ökonomischen Bedürfnisse der Truppen in ihrer weitesten Bedeutung ob, nach der anderen die Verantwortlichkeit für strenge Innehaltung der reglementarischen Grenzen. So ist es nicht möglich, alle oft über jene Grenze hinausgehenden Wünsche zu befriedigen, und wenn diese dann nicht zur Erfüllung gelangen, so pflegt eine persönliche Mißstimmung gegen den Beamten einzutreten, welcher entweder nicht geschickt genug erachtet wird, die Forderung zu motiviren, oder für zu zaghaft, um mit seiner persönlichen Verantwortung den späteren Erinnerungen und Bemängelungen der Controlinstanzen entgegenzutreten. Trifft der Fall die höheren Truppenbefehlshaber, dann ist die Lage des Beamten um so peinlicher. So war es damals, und so ist es wohl der Natur der Verhältnisse nach noch heute, und was ich hier bemerke, dürfte wohl von allen Militärbeamten bestätigt werden.

Auch ich fand mich auf einmal, ohne alle vorgängige Ahnung, von einer solchen gegen mich eingetretenen Mißstimmung überrascht, als ich im Mai 1836 eines Nachmittags bei der vorschriftsmäßigen Abmeldung zu einer Dienstreise nach Neisse von dem commandirenden General des 6. Armeecorps Grafen v. Zieten in der heftigsten Weise wegen anmaßenden Benehmens und der Absicht, mich durch Kostenersparniß zu empfehlen, um den gelindesten Ausdruck hierfür zu wählen, ausgescholten wurde, ohne daß es demselben gefiel, mir nur eine einzige Thatsache zu bezeichnen, auf welche sich seine unbegreifliche Behandlung bezog. Ich erwiderte demselben sofort, daß ich bei dem Intendanten unverweilt meine Suspendirung vom Amte, sowie die Einleitung einer genauen Untersuchung über meine Amtsführung beantragen, auch mich unter dem Eindruck dieser Behandlung jeder ferneren Dienstleistung enthalten müsse, und entzog mich damit allen ferneren Ausbrüchen seiner Unzufriedenheit.

Der Intendant, dem ich sofort mündlichen und schriftlichen Bericht über den Vorfall abstattete, hatte auch keine Ahnung irgend eines Anlasses zum Tadel meines Verhaltens und erklärte, die Sache müsse auf einem Mißverständniß beruhen; er steckte sich sofort in seine Uniform und eilte zum commandirenden General.

Hier ergab sich sogleich, daß die Nichtgenehmigung verschiedener Bau- und Ausstattungsanträge des Divisionscommandeurs und Commandanten von Neisse in dessen Dienstgebäude die Veranlassung zu jenem Auftritt dargeboten hatte.

Der Intendant konnte sofort actenmäßig beweisen, daß mir in dieser Hinsicht nicht das Mindeste zur Last fiel; die Anträge überschritten die Bewilligungscompetenz der Intendantur und waren somit der höheren Genehmigung des Kriegsministeriums unterstellt, aber von diesem größtentheils abgewiesen worden.

Nachdem der commandirende General hiervon Kenntniß genommen, ließ er mir durch den Intendanten sagen, „die Angelegenheit sei hiermit erledigt und vergeben und vergessen".

Das war jedoch nicht der Gesichtspunkt, den ich von dem Vorgange hatte; ich betrachtete meine Dienstehre engagirt, und war viel mehr, als irgend einer meiner Collegen, wegen der nachgewiesenen allgemeineren Bildung für den Civildienst und der Möglichkeit des Rücktrittes in diesen in der Lage, gegen eine derartige Behandlung auftreten zu können.

Ich erklärte also, es sei unmöglich, daß eine solche Behandlung, deren Schwere jeder auf Ehre haltende Beamte sofort erkennen müsse, sich auf eine leichthin gegen mich ausgesprochene Mißstimmung gründen könne; zu einer solchen achtete ich den commandirenden General zu hoch gestellt und zu gerecht gesinnt. Die Sache müsse daher einen anderen Hintergrund haben; ich bestände auf Untersuchung, Mittheilung des Vorgangs an das Kriegsministerium und Bericht darüber an S. M. den König.

Hier trat nun eine große Verlegenheit für den Intendanten ein, der mir stets wohl gesinnt war und aufrichtig auf mein Bestes dachte; er schrieb also an meinen alten Vater nach Militsch, theilte ihm den Fall mit und bat ihn nach Breslau zu kommen, um seinen, wie er sich ausdrückte, so tüchtigen, aber etwas zu lebhaften Sohn von einem Schritte abzuhalten, der eine völlig erledigte Sache beträfe, und nicht verfehlen würde, wegen des hohen Einflusses des

commandirenden Generals der unter den günstigsten Auspicien angetretenen Carrière des jungen Beamten den augenscheinlichsten Nachtheil zu stiften.

Mein Vater eilte auch gleich nach Breslau; es bedurfte indeß nur wenig, um ihn zu überzeugen, daß eine Erledigung der Sache auf diesem Wege nicht seinen und meinen Ansichten entsprechen würde. Es blieb also bei meinem Antrage und der Einreichung desselben an das Kriegsministerium.

Da der Intendant gleichzeitig anzeigte, daß der Anlaß zu der starken Mißbilligung des commandirenden Generals auf einem Mißverständniß desselben beruhe und somit erledigt sei, andere Beweggründe hierzu ihm aber nicht mitgetheilt seien, und er bei dem günstigen Urtheil über mich stehen bleibe, so erklärte der Kriegsminister meinem Antrage, soweit er sich auf Suspension vom Amte bezog, nicht entsprechen zu können, und verfügte gleichzeitig unterm 21. Mai (1836) meine Versetzung zur Intendantur des 3. Armeecorps nach Berlin.

Ich konnte wohl einige persönliche Satisfaction darin sehen, daß ich schon am 9. Juni vorläufig der Intendantur des Gardecorps zugewiesen wurde; inzwischen war auch der General Graf von Zieten aufgefordert worden, sich über die harten gegen mich gebrauchten Worte zu rechtfertigen. Er stellte nun nach einiger Zeit vier oder fünf verschiedene Punkte gegen mich auf, durch welche er seine Vorwürfe zu begründen suchte, ohne den irgend zu erwähnen, der ihm den Anlaß zu seiner Unzufriedenheit gegeben hatte, und der als solcher amtlich constatirt war. Mit der Widerlegung auch dieser Beschwerden meinerseits erklärte sich das Kriegsministerium gegen mich einverstanden, und eröffnete dies dem commandirenden General. Damit fand der Zwischenfall seinen definitiven Austrag. Mir gab indeß der Vorgang doch Veranlassung, in einem dem Kriegsministerium überreichten Memoire über die Dienststellung der Militärbeamten zu der höheren Generalität auf das Interesse lebhaft hinzuweisen, welches die Armee selbst an dem energischen Schutze der Beamten vor solchen Vorgängen habe, ein Memoire, welches nicht ohne Eindruck geblieben war.

Auf meine fernere Dienstlauf- und Lebensbahn war der Vorgang, so peinlich und niederdrückend derselbe auch anfangs sich darstellte, doch von dem entschieden vortheilhaftesten Einfluß; ich hatte jedenfalls Gelegenheit erhalten, mich von einer Seite zu zeigen, welche von Vorgesetzten und Collegen des Ressorts mit allgemeiner Zustimmung begleitet und als ein Dienst aufgefaßt wurde, welcher nicht bloß den allgemeinen Interessen des Militärbeamtenstandes geleistet worden war. Durch Allerhöchste Cabinetsordre vom 26. October (1836) genehmigte nunmehr auch Se. Majestät der König definitiv mein Verbleiben bei der Intendantur des Gardecorps, bei welcher ich anfangs dasselbe Decernat erhielt, wie in Breslau, bis ich es später mit der Leitung der Abtheilung für das Bekleidungswesen 2c. zu vertauschen hatte.

In diesem letzteren Verhältniß hatte ich das Glück, dem damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen, Commandeur der 1. Garde-Infant.-Division, bei den ökonomischen Musterungen zur Seite zu stehen, und somit die erste Gelegenheit, zu der erhabenen Person unseres nunmehrigen Kaisers und Königs sowie zu den übrigen im Gardecorps ein Commando führenden königlichen Prinzen in persönliche Beziehungen zu treten.

Ich hatte beinahe vier Jahre auch dem Lazarethwesen zuerst in dem sechsten

Corps und dann in dem Gardecorps vorgestanden. Schon in Breslau war mir der Gedanke gekommen, durch eine Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Medicinalverfassung des Preußischen Heeres die öffentliche Aufmerksamkeit auf die bis dahin gleichsam traditionelle, aus dem alten Feldschertthum überkommene, sehr niedrige und zu den neueren Anforderungen an wissenschaftliche Bildung außer allem Verhältniß stehende Stellung der Militärärzte aufmerksam zu machen.

Es ließ sich voraussetzen, daß eine solche Darstellung von uninteressirter Seite einen besseren Eindruck machen und einen wirksameren Anstoß zur Erwägung geben werde, als wenn sie von den Interessenten selbst gleichsam pro domo geschrieben worden wäre. Wo ein solcher Anstoß bereits schüchtern von dieser Seite gegeben war, hatte es wenig Erfolg gehabt.

Diese geschichtliche Darstellung der „Medicinalverfassung der Kgl. Preuß. Armee" ließ ich in Breslau in der Korn'schen Buchhandlung auf meine Rechnung drucken und verkaufen. Der erste Leibarzt Sr. Majestät des Königs und erster Generalstabsarzt der Armee Dr. von Wiebel, welcher ein besonderes Interesse für meine Darstellung genommen, hatte auch dem Leibarzt des Kaisers von Rußland, Baron Whilié und dieser dem Kaiser davon Mittheilung gemacht, wie überhaupt zu jener Zeit für Alles, was die Militäreinrichtungen betraf, ein gegenseitiger aufmerksamer Austausch aller Erscheinungen stattfand.

Seine Majestät der König, an welchen durch Vermittelung des Herrn von Wiebel ebenfalls ein Exemplar der Schrift gelangt war, verlieh mir mittelst Allerhöchster Cabinetsordre dd. Paretz den 20. Juni 1837 die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Als sie mir 1851 vor Vera-Cruz verloren ging, wurde für mich ein neues Exemplar besonders geprägt, da meine Medaille das Bildniß des hochseligen Königs Friedrich Wilhelms III. trug, und ich sie mit diesem wieder erhalten sollte.

Einigen Antheil an der Besserung der Verhältnisse der Militärärzte, welche seit jener Zeit nach und nach einzutreten begann, mag meine Schrift wohl gehabt haben. Der Erlös aus dem Buche hatte mich im folgenden Jahre (1838) zu einer Allerhöchst genehmigten mehrwöchentlichen Urlaubsreise nach dem Königreich Sachsen und Oesterreich zur Information über die Militärverwaltung in beiden Staaten in Stand gesetzt. Die über dieselbe gesammelten, Sr. Majestät dem Könige vorgelegten Notizen wurden mit huldreichem Danke entgegengenommen.

Im Juni (1838) wurde ich bei einem allgemeinen Revirement im Intendanturpersonal als zweiter Rath zur Intendantur des 3. Armeecorps nach Frankfurt a./O. versetzt; mein Gehalt stieg nun auf den Betrag von 1000 Thalern. Am 9. Juni 1840 leistete ich mit dem gesammten Officiercorps der Garnison auf dem Kasernenhofe des 8. (Leib-) Infanterieregiments Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm dem IV. den Treueid. Man konnte in der ernsten Handlung bemerken, wie Officiere und alle Anwesenden einerseits von der allgemeinsten Trauer über den dahin geschiedenen milden und gerechten König aufs tiefste ergriffen und andererseits von neuen Hoffnungen auf den Thronfolger erfüllt waren. Hatte doch von den Officieren zu jener Zeit noch der größte Theil der Hauptleute und Rittmeister an der Campagne von 1813—1815 unter den Augen des hochseligen Herrn Theil genommen, und kannten dessen Liebe und Sorge für die Armee; was mich betraf, so bewegte mich die dankbare Erinnerung an den

Act der Gerechtigkeit des Königs in dem obenerwähnten Conflicte mit dem General Grafen von Zieten.

Bei einer der ökonomischen Musterungen der 3. Artilleriebrigade durch Se. kgl. Hoheit den Prinzen Adalbert von Preußen hatte ich bei der gleichzeitigen Durchreise des Königs in Burg, wo damals, wie noch heute, eine Artillerie-Abtheilung garnisonirte, die Ehre, Sr. Majestät von dem Prinzen vorgestellt zu werden; es waren die ersten Musterungen, welche der Prinz abhielt, und von dieser Zeit ab datiren sich die vielfachen Beweise von Wohlwollen und Gnade, mit welcher derselbe mir und meiner Familie im Laufe der Zeit bis zu seinem Ableben unverändert geneigt geblieben ist.

Schon während ich noch in Berlin beim Gardecorps stand, war mir von dem Buchhändler Herbig daselbst, Herausgeber „der allgemeinen Kriegsbibliothek für Officiere", der Antrag gemacht worden, eine Lücke derselben durch ein geschichtliches Werk „über den Haushalt der Kriegsheere" auszufüllen. Ich hatte den Antrag angenommen und ihn im Laufe der Jahre 1837—40 ausgeführt, so daß das Werk in zwei Bänden in dem gedachten Verlage im letztgedachten Jahre zur Ausgabe gelangen konnte.

Se. Majestät der König, an welchen das Buch durch das Kriegsministerium gelangte, verlieh mir auf dessen Antrag durch Allerhöchste Cabinetsordre vom 23. November 1840 den Rothen Adlerorden 4. Classe, und die Universität zu Jena creirte mich zu derselben Zeit zum Dr. philosophiae „ob doctrinam ad rem militarem spectantibus egregie comprobatam".

Auch diese militärische Schrift gelangte nach Rußland und gab, wie die frühere, Anlaß zur Verleihung eines Brillantrings an den Verfasser. Der damalige russische Minister der Finanzen, Graf Cancrin, aus einer hessischen Familie stammend, war während des Krieges 1812—15 Generalintendant der kaiserl. russischen Armee gewesen, und hatte demnächst selbst ein ausgezeichnetes Werk über „die Heeresverpflegung im Kriege" in deutscher Sprache verfaßt, welches ich mehrfach citirt und das bei ihm selbst ein fortdauerndes specielles Interesse für die Militärverwaltung zurückgelassen hatte.

Inzwischen hatte sich mein Hausstand durch vier Kinder vermehrt, und die Erhaltung desselben bei 1000 Thaler Gehalt und 265 Thaler Service fing an wesentliche Schwierigkeiten darzubieten.

Ich konnte es daher nur als ein Glück ansehen, als mir im folgenden Jahre (1841) die Nachricht zuging, daß ein Antrag meinerseits auf Zulassung zu einem Probedienst bei der kgl. Oberrechnungskammer zum Nachweis meiner Qualification für die Stellung eines Geheimen Oberrechnungsrathes auf willfährige Genehmigung zu rechnen haben würde. In Folge dessen wurde ich vom 1. Juli (1841) ab zunächst auf drei Monate zur Dienstleistung im Collegium der obersten Rechnungsbehörde einberufen, und auf deren Antrag nach Ablauf dieser Zeit eine weitere Verlängerung des Urlaubes auf fernere drei Monate genehmigt, so daß ich dadurch in die Lage kam, die gesetzlich vorgeschriebene sechsmonatliche Probezeit vollständig und mit dem gewünschten Erfolg zu absolviren.

Um diese Zeit ließ mich der Kriegsminister von Boyen wissen, daß es sein Wunsch sei, mich der Militärverwaltung zu erhalten, und er ermächtigt sei, mir die Anstellung als vortragender Rath in seinem Ministerium in Aussicht zu

stellen, eine in's Leben eingreifende Wirksamkeit, welche ich der lediglich controlirenden bei der Oberrechnungs-Kammer vorzuziehen alle Ursache hatte. Jeder Rath bei der letzteren war überdies wenigstens zwanzig Jahr älter, als ich.

Auf den Antrag des Präsidenten der Oberrechnungskammer mußte ich jedoch, da im Augenblick für mich kein Ersatz geschafft werden konnte, noch bis zum 1. April (1842) bei derselben in Beschäftigung bleiben.

Diese Beschäftigung war durch den zufälligen Umstand der langwierigen Erkrankung eines der Geheimen Räthe, des Decernenten im Post- und Forst-Rechnungswesen, dessen Departement ich zu übernehmen hatte, von Haus aus eine meiner bisherigen durchaus heterogene, und ich hatte alle Mühe mich in dieselbe hineinzuarbeiten. Es war mir aber doch besonders interessant, einen gründlichen Blick in die Postverwaltung zu thun, in welcher der Staatsminister von Nagler damals ein ziemlich unbeschränktes Scepter führte, mit unmittelbaren Vollmachten des Königs versehen, welche die Oberrechnungskammer für gewisse Rechnungen auf die Revision lediglich in calculatorischer Beziehung beschränkten und in den Ausgaben dem Chef des Postwesens durchaus freie Hand ließen.

Am Schluß des Monats März (1842) wurde ich also aus dem Verhältniß bei der Oberrechnungskammer entlassen; unter Anerkennung meiner Befähigung für die Stellung eines vortragenden Rathes bei derselben, wurde mir die besondere Zufriedenheit des Chefs bethätigt.

Mit dem 1. April (1842) fand nun, vorläufig unter denselben commissarischen Bedingungen, meine Einführung in das Kriegsministerium statt.

An dem Tage dieser Einführung gelangte eine Benachrichtigung der Oberrechnungskammer zum Vortrag, welche bei der Revision der Rechnungen der Artilleriedepots auf erhebliche Unterschleife gestoßen war. Es wurde eine Commission zur Untersuchung derselben niedergesetzt, bestehend aus dem Justitiar des Kriegsministeriums, einem der vortragenden Räthe, und mir als Referenten derselben. Diese Untersuchung, welche damals ein erhebliches Aufsehen machte, richtete sich zunächst gegen einen Beamten des Kriegsministeriums, einen mit dem Charakter als Kriegsrath ausgezeichneten Geheimen expedirenden Secretär, zog aber bald auch Lieferanten und Officiere selbst in Mitleidenschaft und führte zu deren Verurtheilung und Bestrafung. Die Betheiligung von Civilpersonen hatte auch die Theilnahme der Civilcriminalgerichte an der Untersuchung herbeigeführt, welche immer weitere Proportionen annahm, die sich zuletzt auch auf die eventuelle Strafbarkeit von Aufsichtsvernachlässigungen erstreckte; in diesem Stadium wurde durch einen Gnadenact Sr. Majestät des Königs die weitere Verfolgung der Sache niedergeschlagen, welche mir in dem ersten Jahre meiner Dienstleistung im Kriegsministerium nicht nur eine erhebliche, sondern auch in manchem Betracht peinliche Arbeit verursacht hatte.

Inzwischen war ich mittelst Allerhöchster Cabinetsordre vom 13. October 1842 zum Geheimen Kriegsrath und vortragenden Rath im Kriegsministerium befördert worden mit einem Jahresgehalt von 2000 Thalern.

Gleichzeitig wurde mir mit dem beginnenden Wintercursus der Allgemeinen Kriegsschule als ein nach dem Wunsche des Kriegsministers neu eingeführtes Lehrobject der Vortrag über Staats- und Militärverwaltung an dieser Schule

übertragen. Ich legte den Plan eines solchen Vortrags vor, welcher sich der Genehmigung Sr. Excellenz erfreute.

Die Wirksamkeit an der Kriegsschule, oder, wie sie heute heißt, der Kriegsakademie, brachte mir einen in damaliger Zeit sehr verschieden zusammengesetzten Zuhörerkreis, einige wenige für die Materie völlig vorgebildete und empfängliche Officiere, ein starkes Gros mit offenbarem Bestreben, aber nur theilweisem Erfolg, den Vorträgen zu folgen, und etwa zum sechsten Theil ein für das Verständniß eines solchen, obwohl möglichst populär vorgetragenen Lehrgegenstandes völlig unfähiges Auditorium.

Aeußerst merkwürdig und selbst vielleicht für die glänzende Kriegsgeschichte unseres Vaterlandes nicht ohne einiges Interesse dürfte es sein, daß sich fast durchweg nach Maßgabe der dort gezeigten Fähigkeiten auch die spätere militärische Laufbahn der damals die Kriegsschule besuchenden jungen Officiere gestaltet hat. So weiß ich mich ganz genau zu erinnern, daß, als dem Kriegsminister, General der Infanterie von Boyen, welcher für diese Vorträge lebhaftes Interesse nahm, bekannt wurde, daß gerade die schriftlichen Prüfungen an der Kriegsschule abgehalten wurden, und er mich beauftragte, ihm etwa drei oder vier der besten auf das Vortragsobject bezüglichen Arbeiten zu zeigen, ich als auf die gelungenste auf die des damaligen Lieutenants (jetzt commandirender General des 5. Armeecorps) von Stiehle hinweisen konnte. Von den drei anderen sind zwei als Generallieutenants pensionirt, und einer steht gegenwärtig selbst an der Spitze der Kriegsakademie als deren Director im Dienst.

Aus der Zeit meiner Wirksamkeit im Kriegsministerium ist geschichtlich vielleicht erwähnenswerth, daß man sich damals abmühte, am deutschen Bunde ein allgemeines Kriegsverpflegungs-Reglement für die gesammte Bundesarmee im Kriege zu entwerfen. Für diese Arbeit war damals eine österreichisch-preußische Commission in Frankfurt a./M. eingesetzt, zu welcher von der Bundespräsidialmacht ein Ober-Kriegscommissär Namens Centner und preußischerseits der Militärbevollmächtigte am Bunde, Oberst v. Radowitz (später durch kurze Zeit mein Chef, als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten), welcher früher selbst in österreichischen Militärdiensten gestanden hatte, deputirt war. Endlich war nach vielen Verhandlungen von diesen ein dickleibiger Entwurf zu Stande gebracht und nun zur Prüfung nach Berlin eingesendet worden, über welchen das Referat, so weit es den wesentlich ökonomischen Theil betraf, mir anheimfiel.

Der Entwurf zeigte sich in allen Stücken auf die alten Kriegsprincipien Oesterreichs basirt, wonach die ganze ökonomische Heeresleitung im Kriege von dem Hofkriegsrath ausging, an welchen bis in die kleinsten Details die Heerführer in ihren Operationen gebunden waren. Mit einem solchen Reglement hätte sich kein Feldzug machen lassen, der an etwas anderes, als an die frühere Reichsarmee erinnert haben würde. Der Kriegsminister von Boyen verwarf daher das Project völlig, welches mehr als alles Andere bereits darthat, daß eine Vereinbarung über mit Oesterreich gemeinsame Reglements für die Kriegführung überhaupt nicht zu erzielen sein würde.

Im Ganzen war jedoch, abgesehen von außergewöhnlichen Fällen, wie z. B. bei Gelegenheit des großen Hamburger Brandes (1842), wo es galt die Lebens-

mittelbestände der Proviantmagazine in Berlin, Potsdam und Spandau, besonders auch die Bäckereien zur Abhilfe der Noth auf das Schleunigste mobil zu machen, meine Beschäftigung im Kriegsministerium, soweit sie mein ordentliches Decernat betraf, nicht bloß eine sehr regelmäßige und ruhige — mir war innerhalb der Abtheilung für die Naturalverpflegung der Armee insbesondere die gesammte aus der Controle für den Fourageempfang der Truppen sich ergebende Correspondenz sowie das Reise- und Transportkostenwesen übertragen —, sondern auch eine ziemlich langweilige, nur im Jahre 1844 einmal durch eine Dienstreise zur Inspection der Proviantämter in der Rheinprovinz unterbrochene.

Bei dieser Gelegenheit traf ich gerade zur Ausstellung des heiligen Rockes in Trier ein, und wurde von dem Bischof ausnahmsweise gleich am zweiten Tage meiner kurzen Anwesenheit zur Berührung der Reliquien mit einer der unzähligen Processionen verstattet, welche alle Räume und öffentlichen Plätze zum Aufenthalt und Bivouak in Anspruch genommen hatten. Die Feierlichkeit an sich in dem Dom war nicht unwürdig, der heilige Rock hatte äußerlich das Ansehen, als sei er aus großen getrockneten gelbbräunlichen Tabaksblättern zusammengefügt, aber was ich demnächst bei der Weiterreise auf den Moseldampfschiffen zu beobachten Gelegenheit hatte, gab mir doch die volle Ueberzeugung, daß der Sittlichkeitsgrad der Pilger beider Geschlechter durch die Devotion nicht gewonnen hatte. —

So war das Jahr 1846 herangekommen; das Avancement und damit das Vorschreiten im Gehalt stockte völlig; ich war über den Minimalsatz von 2000 Thlrn. nicht hinausgekommen, wenn auch alljährlich erhaltene Gratificationen einige Nachhilfe gewährten. Mein Hausstand hatte sich inzwischen bis auf sechs Kinder gesteigert. Das Alles legte mir, neben einer gewissen Sehnsucht nach einer anregenderen, meinem vielleicht zu lebhaften Naturell mehr entsprechenden Thätigkeit, den Wunsch nach einer Veränderung nahe.

Unter solchen Umständen, angeregt und unterstützt besonders durch den aus gemeinschaftlichen Referendariatsverhältnissen in Potsdam mir befreundet und gewogen gebliebenen damaligen Director im Auswärtigen Amte, Freiherrn von Patow, und den damaligen Präsidenten des Handelsamts von Rönne, meinen Schwager — unsere Frauen waren Schwestern — kam ich dazu, mich um das vom 1. September (1846) ab neu zu errichtende Generalconsulat in der Moldau und Wallachei zu bewerben, um welches sonst bei der Unbekanntschaft mit den Verhältnissen und der allgemeinen Annahme der Gefährlichkeit des Klimas keine Concurrenz bestand. Meine Bewerbung fand bei den für diese zuständigen Ministerien eine eben so günstige Aufnahme, als andererseits bei meinem Chef, dem Kriegsminister, eine wohlwollende Abneigung zur Mitwirkung hierzu, ohne jedoch meinem Wunsche direct entgegen zu treten.

Das Resultat war, daß ich mittelst Allerh. Cabinetsordre vom 28. August 1846 zum Generalconsul Sr. Majestät in der Moldau und Wallachei mit dem Wohnsitze zu Jassy und einem jährlichen Gehalt von 4000 Thalern und 200 Ducaten Wohnungsentschädigung ernannt ward.

Als ich mich bei dem General von Boyen verabschiedete, sagte mir mein bisheriger Chef in gewohnter Theilnahme: „Sie haben es so gewollt, wenn Sie

das Sumpffieber in Jassy wegrafft, so wird Ihre Familie sich erinnern, daß ich keinen Antheil daran habe."

Ich konnte noch das Material zu meinen Vorträgen an der Kriegsschule übergeben, die auf Grund desselben ein paar Jahr fortgesetzt wurden, dann aber zunächst keinen Nachfolger fanden.

Die Reise nach Jassy mit meiner Familie — meine beiden älteren Söhne ließ ich ihrer Ausbildung wegen in Schlesien zurück — machte ich mit Extrapost über Krakau durch Galizien und die Bukowina. In Krakau blieb ich einige Tage; es waren die letzten der Republik, und ich wußte bereits von ihrer bevorstehenden Occupation und Einverleibung in den österreichischen Kaiserstaat, die Tages nach meiner Abreise statt hatte und das Mitschutzverhältniß Preußens und damit die bisherige Anwesenheit eines preußischen Residenten daselbst beendigte. In Krakau selbst hatte man, bis der Act sich plötzlich vollzog, keine Ahnung davon.

Als wir nach einigen Tagen Aufenthalt in Czernowitz bei Suczawa an die moldauische Grenze gelangt, unsere Extrapostpferde abgespannt worden, der Wagen durch zerlumpte Zigeuner und Juden über die Brücke des Grenzflüßchens und durch das Thor gezogen war und der österreichische Grenzofficier sich von uns verabschiedet hatte, da schien es uns, als habe das wieder geschlossene Grenzthor uns auf einmal auch von aller europäischen Civilisation geschieden, so fremdartig zeigte sich gleich die ganze Physiognomie des Landes, besonders auch wegen der durchaus verschiedenen extrapostmäßigen Beförderung durch Vorlegung von acht Pferden und das Geschrei und Peitschengeklatsch der Postillone statt der bisher von uns gekannten Posthörner.

Die Consulatsstellen Preußens in den Fürstenthümern waren bisher lediglich durch unbesoldete Persönlichkeiten, nur selten aus der Zahl der Unterthanen selbst, meist durch Fremde, wahrgenommen worden. Damit hatten sich erhebliche Mißbräuche eingeschlichen, die bereits die Errichtung eines besoldeten Consulates in Galatz zur Folge gehabt hatten; doch waren auch dort Unzuträglichkeiten vorgekommen. Als ich das Amt übernahm, fand ich das Generalconsulat zu Jassy auf Ansuchen der preußischen Regierung eine Zeit lang von dem russischen Consul, das Consulat zu Galatz von dem österreichischen Consul wahrgenommen; dem zu Bukarest stand ein Grieche vor.

Als Dragoman bei dem Generalconsulat in Jassy fungirte ein wegen Malversationen aus dem Dienst des russischen Consulates entfernter Beamter, welcher sehr brauchbar, aber, wie ich gleich wahrnahm, völlig unzuverlässig war. Mein Antrag auf Entfernung desselben fand nicht gleich Berücksichtigung, weil man damit den russischen Consul zu verletzen glaubte, der ihn während seines Interimisticums angestellt hatte und neben dem regierenden Fürsten damals als Vertreter der „cour protectrice" den größten Einfluß im Lande besaß. Aber bald ging der Dragoman mit einer auf den Moldau'schen Gerichten zur Abführung an das preußische Depot erhobenen Mündelgeldersumme durch, was mich denn auch von demselben befreite; freilich mußte der preußische Fiskus den entwendeten Betrag ersetzen.

Als Kanzler bei dem Generalconsulat war bereits vor mir ein preußischer

Regierungsassessor [1]) in Jassy eingetroffen, eine wesentliche und ausgezeichnete Hilfe für die sich sogleich nöthig machenden Organisationsarbeiten.

Die vorgefundenen Mißbräuche hatten ihren hauptsächlichsten Grund darin, daß die unbesoldeten Consulate auf die Erhebung eines Schutzgeldes von einem Ducaten und zwei Zwanzigern jährlich von jedem Schutzgenossen angewiesen und daher an der Zahl derselben interessirt waren. Eine nähere Prüfung ergab sehr bald, daß eine beträchtliche Zahl der in den Consulatsregistern eingetragenen Schutzgenossen, ja die Mehrzahl derselben, keinen Anspruch auf diesen Schutz hatte. So befand sich in der Moldau eine aus Rußland wegen ihrer scheußlichen Religionsgebräuche ausgewiesene zahlreiche Secte, die Lipowaner, unter der Zahl der preußischen Schutzgenossen; die Namensähnlichkeit mit „Lithauer" hatte sie als solche eingeschmuggelt. In der Wallachei hatte einer der früheren Fürsten dem preußischen Consul einmal dreihundert eigene Unterthanen geschenkt, die seitdem unter preußischem Schutz standen. Es war daher eine Säuberung der Consulatsregister nöthig, die sich, ohne Aufsehen zu machen, nach und nach vollzog. In den Acten des Consulates fand ich verschiedene Curiosa, so z. B. das einen Inculpaten erst vor wenig Jahren wegen religiöser Gaukelei zum Feuertode verurtheilende Erkenntniß, welchem indeß der Verurtheilte sich durch die Flucht entzogen hatte, so daß die Frage der Vollstreckbarkeit gar nicht zur Entscheidung und der Fall auch nicht zur höheren Kenntniß gelangt war. Das Erkenntniß war übrigens von einem vormaligen preußischen Justizbeamten abgefaßt, welcher Oberlandesgerichtsrath gewesen war, nach seiner Pensionirung sich um den Generalconsulatsposten in Jassy unter den vorgedachten Bedingungen beworben und ihn einige Jahre wahrgenommen hatte.

Ein in den Schutzregistern des Consulats verzeichneter Dessauer Unterthan hatte ein Depôt für den Menschenhandel und Vertrieb der Waare von Jassy nach Rußland angelegt; den Absatz completirte er durch regelmäßige Reisen zur Messe nach Leipzig. Als ich dies constatirt hatte und derselbe alsbald wieder dahin abreiste, veranlaßte ich seine Festnahme in der Heimath und Verhinderung an der Rückkehr nach Jassy, womit dieser abscheuliche Handel mindestens auf diesem Punkte aufhörte.

Nach einigen Monaten Anwesenheit in Jassy reiste ich nach Bukarest.

Seine königliche Hoheit der hochselige Prinz Albrecht von Preußen hatte etwa ein Jahr vorher auf der Rückkehr von einer Orientreise in Bukarest dem damals in der Wallachei regierenden Fürsten George Bibesko einen Besuch gemacht. Um sich für die bei dieser Gelegenheit ihm bewiesenen mannigfachen Aufmerksamkeiten erkenntlich zu bezeigen, hatte der Prinz Muster von allen Ausrüstungsgegenständen der preußischen Armee zu einem Geschenk für den Fürsten zusammenstellen lassen, und mich mit der Uebergabe und Erläuterung dieses auf das Interesse des Fürsten für das preußische Militärwesen berechneten, übrigens auch recht kostbaren Geschenkes beauftragt; ich traf in Bukarest ein, als die Kisten mit diesen Gegenständen angekommen waren, die ich durch einen

---

[1]) von Loos, nach einigen Jahren wegen Kränklichkeit mit dem Charakter als Legationsrath pensionirt.

meiner Kanzlei überwiesenen Unterofficier der Garde-Artillerie ordnen und aufstellen ließ.

Das führte mich vortrefflich bei dem Fürsten ein, und erleichterte mir gleichzeitig die energischen Maßregeln, zu welcher der Befund des Zustandes des preußischen Consulates daselbst Anlaß gab.

Der Consul, ein durchaus anständiger Mann, wie bereits bemerkt ein Grieche, aber mit einem österreichischen Freiherrntitel, befand sich wegen absoluter Unkenntniß der deutschen Sprache völlig in den Händen der von ihm engagirten Unterbeamten. Die vorgefundenen Mißbräuche waren so schreiender und compromittirender Art, daß eine sofortige Remedur geschafft werden mußte; diese Unterbeamten, die übrigens ihrerseits nicht preußische Unterthanen waren, sondern einer fremden Consularjurisdiction unterstanden, wurden entlassen und dann ohne Widerspruch über die Donau abgestellt, wie das brevi manu-Verfahren jener Zeit es gestattete und die Vermeidung des Aufsehens, welches eine förmliche Untersuchung mit sich gebracht hätte, erforderte.

Ich ließ bis zur höheren Entscheidung den Kanzler des General-Consulates aus Jassy zur Wahrnehmung der Consulatsgeschäfte nach Bukarest abgehen, welchem dieselben, nach erfolgter Entlassung des Consuls mit einer Gnadenpension — er hatte sein Vermögen größtentheils durch Aufwendungen für die in Athen errichtete Universität verloren — bis auf Weiteres übertragen wurden. Mir wurde in einem bis dahin als Hilfsarbeiter im Justizministerium beschäftigten jungen Justizbeamten[1]) ein ausgezeichneter Ersatz zugewiesen.

Die Mißbräuche bestanden übrigens nicht allein an den Sitzen der Consulate; an verschiedenen Plätzen der beiden Fürstenthümer hatten die Consuln theils zur Eintreibung der Schutzgelder, theils als eine Art von Schiedsrichter in geringeren Streitfällen, Consular-Agenten ernannt, welche dort die Bezeichnung „Starost“ führten, und auch der Regierung als solche namhaft gemacht wurden. Selbst an den Consulatssitzen in Jassy und Bukarest bestanden solche speciell für die jüdischen Schutzgenossen, deren Zahl besonders in Jassy sehr groß war, hier allerdings unter der speciellen Aufsicht des Consuls. Die deutschen Juden in beiden Fürstenthümern gehörten zu den ärmeren ihrer Confession und betrieben der Mehrzahl nach jede Art von Handwerk. Die reicheren und angeseheneren gehörten der spanischen Nation an, die sie in der Epoche der großen Judenverfolgungen vertrieben hatte; ich habe später in Spanien und Mexiko niemals so viele im Verkehr befindliche alte spanische Säulenthaler gesehen, wie sie in der Moldau und Wallachei noch vorkamen, wo sich bei den Juden dieser Provenienz ein gewisser Reichthum erhalten hatte.

In der Moldau regierte damals als Hospodar seit 1834 der Fürst Michael Stourdza, gegen welchen sich schon seit längerer Zeit eine große Opposition im Lande erhoben hatte; die Stellung des Fürsten, zugleich oberster inappellabler Richter in allen Rechtsfällen, hatte schweren Mißbräuchen Raum gegeben, die theils der allgemeinen abnormen politischen Organisation des Landes inhärirten, theils persönlicher Natur waren; die Beschwerden aus dem Lande fanden bei der damals entscheidenden „Cour protectrice“ in St. Petersburg keinen Eingang.

[1]) Kammergerichtsassessor König, jetzt Präsident des Bundesamtes für das Heimathwesen.

weil der russische Consul, auf welchen der Fürst besonders Rücksicht zu nehmen hatte, die Partie des Fürsten ergreifen zu müssen glaubte.

Diese Verhältnisse hatten mich veranlaßt, mich im Monat April 1848 auf kurze Zeit nach Constantinopel zu begeben, theils um der königlichen Gesandtschaft näheren Vortrag zu halten, theils auch um mich auf der Hohen Pforte persönlich vorzustellen.

In den Jahren 1847/48 war unter den damaligen politischen Verhältnissen die Moldau von russischen Truppen besetzt.

Meine politischen, nach Berlin erstatteten Berichte, insbesondere auch diejenigen vertraulicher Natur, waren bei dem damaligen intimen Verhältniß zwischen Preußen und Rußland, wohl weniger durch das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten, als aus dem königlichen Cabinet zur Kenntniß der russischen Regierung gelangt und hatten dort Aufsehen und Mißfallen erregt; größeres noch in Jassy bei dem russischen Consul und dem Fürsten, zu deren Kenntniß sie gelangten. Von beiden Seiten gingen Rechtfertigungsberichte und Anträge auf Vermittelung meiner Abberufung an das Petersburger Cabinet ab.

Ich hatte von alledem keine Ahnung, als ich im Juli 1848 auf einmal durch die Mittheilung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten überrascht wurde, daß meine Abreise in Form einer Beurlaubung sich nöthig erweise, ich jedoch, damit diese Form sich vorläufig äußerlich erkennbar mache, meine Familie und meinen Hausstand in Jassy zurücklassen sollte, bis meine definitive Abberufung von dort ausgesprochen würde, auf welche ich mich danach vorzubereiten hätte.

Diese Disposition, die um so unerwarteter war, als ich kurz vorher in der Erhöhung meines Gehaltes einen Beweis der Zufriedenheit der königlichen Regierung erhalten hatte, traf in eine für meine Familienverhältnisse sehr ungünstige Zeit. Die Cholera hatte kurz vorher in Jassy stark gewüthet; auch meine Frau und eine meiner Töchter waren von dieser Krankheit befallen worden; ein dort geborener Sohn war erst einige Monate alt. Ueberdies fand ich mich mitten in einer energischen Wirksamkeit; ich erwartete den Bescheid auf die wegen Reorganisation des Consulatswesens, insbesondere auch wegen Verlegung des Generalconsulates nach Bukarest gemachten Anträge. In Jassy hatten kurz hintereinander stattfindende Judenhetzen, bei denen die gesammte deutsche Judenschaft mit Sack und Pack, Kind und Kegel, wie man zu sagen pflegt, in dem geräumigen Hofe des Consulates Schutz suchte, und bis zum Verlauf der Gefahr Tage und Nächte campirte, meine Intervention in Anspruch genommen.

Aber ohne die mindeste Zögerung trat ich sofort die Reise nach Berlin an.

Ehe ich damit zu der neuen Phase in meinen Dienst- und Lebensverhältnissen übergehe, in welche ich nun eintrat, habe ich zu erwähnen, daß meine Abberufung von Jassy den von mir vorausgesagten und vorausgesehenen Sturz der moldau'schen Regierung nicht aufzuhalten vermochte.

Auch in Petersburg hatte man sich sehr bald von der Richtigkeit dessen, was man, zum Theil über Berlin, über die moldau'sche Verwaltung erfahren hatte, überzeugt; bereits am 1. Mai 1849 erfolgte die von Petersburg und Constantinopel gleichzeitig ausgesprochene Enthebung des Fürsten Stourdza von

dem Hospodorat in der Moldau und seine sofortige Abreise aus dem Lande. Auch in dem russischen Consulatspersonal vollzog sich eine Veränderung.

Während dieser Zeit hatte übrigens die russische Regierung bei dem Consulate zu Jassy in der Person eines jungen Attachés oder Secretärs Giers, einen aufmerksamen, intelligenten und wohlgesinnten Beobachter, der, von dort nach St. Petersburg in das Ministerium berufen, wohl auch Aufklärungen über die Zustände gegeben hatte, die nicht ohne Einfluß auf die Veränderungen geblieben sein mochten. Seine spätere Gemahlin, geborene Prinzessin Cantacuzène, Tochter einer Schwester des Fürsten Gortschakoff, damals noch russischer Gesandter in Stuttgart, war zu jener Zeit als ein junges Fräulein aus der Pension in Wien zu den Ihrigen zurückgekehrt, und hier, in Jassy, hatte sich somit die nahe Verbindung angeknüpft, welche den heutigen kaiserl. russischen Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten von Giers mit dem nachmaligen langjährigen russischen Reichskanzler verband.

Mein Eintreffen in Berlin, gegen Ende August 1848, fiel in die kritische Periode, in welcher die erschlaffte Staatsautorität allmälig sich zur Wiedergewinnung des in den Märztagen verlorenen Ansehens zu rüsten begann. Mein damaliger Chef, seit Ende Juni der Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten von Auerswald, eine der schnell vorübergehenden Erscheinungen auf der öffentlichen Bühne, an welchen jene Periode des raschen Wechsels der Ministerstellen so reich war, empfing mich mit bedenklicher Miene; ich hätte, sagte er, eine Mißstimmung in St. Petersburg veranlaßt, welche, zumal in der gegenwärtigen Zeit, sehr unbequem käme, wußte aber auf meine Bemerkung, daß ich geglaubt hätte, nach Berlin und nicht nach St. Petersburg zu berichten, nichts zu erwidern.

Ich hatte auch weiter keine nachtheilige Stimmung gegen mich wahrzunehmen, und wurde vorläufig im Urlaubsverhältniß meines Amtes belassen.

Unterm 12. October erging an mich eine für die Geschichte jener Zeit vielleicht interessante Aufforderung des damaligen Reichsministeriums für Handel und Verkehr, welchem zur Zeit der Senator Duckwitz aus Bremen als Minister des Reichsverwesers Erzherzog Johann von Oesterreich vorstand, „bei den bisher von der praktischen Politik keineswegs genügend gewürdigten Interessen des deutschen Handels und Gewerbfleißes Vorschläge zur Organisation und Errichtung von Reichsconsulaten in den untern Donauländern, sowie in den Küstengebieten des mittelländischen und schwarzen Meeres und ihren Hinterländern zu machen.“

Ich theilte diesen Auftrag dem preußischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten mit, indem ich gleichzeitig mich dahin aussprach, daß ich, bei der damals schon bemerkbaren und jeden Tag sich augenscheinlich stärker manifestirenden Schwäche der Centralgewalt, das Nebeneinanderfungiren von deutschen resp. preußischen und österreichischen diplomatischen Missionen und Consulaten, ja selbst solchen der mittleren deutschen Staaten und der Hansestädte für einen politischen Widersinn erachtete, und, wenn ich dazu die Erlaubniß erhielte, mich schriftlich und mündlich in diesem Sinne in Frankfurt a. M. auszusprechen beabsichtige.

Dem wurde zugestimmt. Nicht ohne Betrübniß entschloß sich das Reichsministerium zur Anerkennung dieses Zustandes und sah von der gehegten Absicht ab.

Während des Verweilens in Frankfurt a. M. zu diesem Zweck hatte ich Gelegenheit, den rapide fortschreitenden Verfall der gut gemeinten Reichsinstitution zu beobachten.

Einige Tage nach meiner Rückkehr aus Frankfurt a. M. nach Berlin, Anfangs November, erhielt ich eines Abends spät nach 10 Uhr noch den Besuch des damaligen Directors im Ministerium des Innern, Freiherrn von Manteuffel, welcher, im Begriff dieses Ministerium als Chef zu übernehmen, sich nach geeigneten Organen zur Mitwirkung hierbei umsah, und mein Einverständniß wünschte, mich neben einer anderen Persönlichkeit dem Könige zu der Stellung eines Polizeipräsidenten von Berlin vorzuschlagen; fiele die Wahl Sr. Majestät nicht auf mich, so werde doch in jedem Falle auf eine thätige Unterstützung meinerseits, wozu sich dann anderweit Gelegenheit finden werde, gerechnet. Ich erklärte mich bereit, dem Allerhöchsten Rufe zu folgen, glaubte jedoch über die Principien, bei denen ich mich bei Ausübung jenes Amtes leiten lassen würde, kein Mißverständniß bestehen lassen zu sollen.

Während nun die Wahl Sr. Majestät für die erste Polizeistelle Berlins auf Herrn von Hinkeldey fiel, der später in einem bei Ausübung seiner Amtsfunctionen veranlaßten Duell den Tod fand, wurde mir die Organisation und vorläufige Leitung einer Centralstelle für die Beobachtung der öffentlichen Meinung in der Presse übertragen, welche seitdem unter dem Namen des „literarischen Büreau's" bekannt ist und, unmittelbar dem Staatsministerium untergeordnet, in dessen Geschäftsräumen etablirt wurde. Ich erstattete nach meinen eigenen Wahrnehmungen und dem Material, welches die mir überwiesenen Mitarbeiter vorbereiteten, allabendlich einen zwischen 10 und 11 Uhr abgeschlossenen und sofort in etwa 16 Exemplaren metallographirten Generalbericht, welcher um die letztere Stunde an den König, den Prinzen von Preußen und an sämmtliche Minister abgesendet wurde. Nur das Concept blieb im Archiv, ein Exemplar außerdem in meinen Händen zurück.

Diese erste Organisation des „literarischen Büreaus" hatte anfänglich nur einen informatorischen Zweck. Allerdings wurden, wenn in der Presse sich Angriffe auf einzelne Ressorts oder sonst dieselben interessirende Angaben befanden, die Ministerien durch Specialberichte hierauf aufmerksam gemacht, was denn nach Umständen zu Berichtigungen und Erläuterungen führte. Aber bis zu einer Führung der öffentlichen Meinung im Sinne der jeweiligen Regierungspolitik war das Institut noch nicht herangediehen.

Immerhin war die Leitung desselben in der so kritischen Zeit, zumal durch jene tägliche Revue über die politischen Vorgänge, eine angreifende und aufreibende Beschäftigung, welche ohne Gefährdung der Gesundheit nicht lange fortgesetzt werden konnte. Die Wogen der politischen Bewegung fingen auch an sich zu beruhigen, so daß ich Ende Januar 1849 um Entbindung von dieser provisorischen Beschäftigung nachsuchte, welche mir demnächst durch ein verbindliches und anerkennendes Dankschreiben des Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg für diese in schwierigen Zeitverhältnissen bethätigte Wirksamkeit gewährt wurde.

Die in meinen Händen verbliebenen Exemplare der gedachten täglichen Stimmungsberichte übergab ich in Folge erhaltener Genehmigung in einem versiegelten Paket der königl. Bibliothek in Berlin, wo sie zu gelegener Zeit einen wohl nicht uninteressanten Beitrag zur Beurtheilung jenes kritischen Zeitpunktes darbieten dürften.

Jene Zeit hatte einen Umschwung in der Auffassung des politischen Verhältnisses Preußens zu Spanien herbeigeführt. Die Regierung der Königin Isabella II. war aus gewissen Legitimitäts-Bedenken bis dahin von Preußen, wie der Handelsstand nicht mit Unrecht behauptete, zum Nachtheil unserer Verkehrsinteressen nicht anerkannt, Preußen also dort geraume Zeit hindurch weder diplomatisch noch consularisch vertreten.

Gleichzeitig mit der Wiederaufnahme der politischen Verbindung durch Absendung einer Gesandtschaft nach Spanien wurde ich mittelst Allerh. Patentes vom 12. Febr. 1849 zu der Stellung eines Generalconsuls für Spanien und Portugal berufen. Nach dieser meiner definitiven Abberufung aus den Donaufürstenthümern erfolgte auch die Genehmigung meiner Vorschläge für die Verlegung des preußischen Generalconsulates von Jassy nach Bukarest. Was nun mein neues Amt betraf, so sollten in Spanien die unter dem Abbruch der diplomatischen Verbindungen stillschweigend fortbestandenen Consulate aufgesucht, und über Retablirung dieser und Neubildung anderer unter dem Gesichtspunkt der Prüfung ihrer Nothwendigkeit und Nützlichkeit für die Verkehrsinteressen mit Preußen nach Maßgabe der commerciellen Wichtigkeit der betreffenden Orte Vorschläge gemacht, auch die Zustände der Consulate in Portugal einer Revision unterworfen werden.

Da dieser Auftrag voraussichtlich eine längere Abwesenheit von Madrid erforderlich machte, so ließ ich meine Familie, die ich nunmehr von Jassy nach Berlin herangezogen hatte, hier vorläufig zurück und traf, nach kurzem Aufenthalte in Paris, Ende April in Madrid ein, woselbst ich den neu ernannten königl. Gesandten, Grafen Raczynski, von Lissabon dahin versetzt, bereits in Wirksamkeit fand.

Derselbe, ein bekannter Kenner und Förderer der Kunst, ein hochconservativer Edelmann, welcher mit seinen Gesinnungen nicht zurückhielt, und von offenem Charakter, von mehr polnisch-französischer als deutscher Bildung, ließ mir bereits bei meiner ersten Meldung keinen Zweifel, daß ihm die Bestellung eines Generalconsuls für die Handels- und Verkehrsinteressen Preußens als eine sehr unliebsame Maßregel und als eine schwächliche Concession der Regierung an die liberale Partei erschien; mir persönlich sprach er seine Verwunderung aus, daß ein Edelmann aus alter Familie sich zur Annahme einer consularischen Stellung habe bereit finden lassen, und glaubte einen Act persönlichen Wohlwollens für mich zu vollziehen, wenn er mich unter gänzlicher Ignorirung meines amtlichen Charakters in der Hofgesellschaft als einen durchreisenden Edelmann, un homme bien né, wie er sich wörtlich ausdrückte, einführe, eine Absicht, der ich mich jedoch nicht fügen konnte und die auch alsbald höheren Orts ihre Correctur fand.

Es gehörte dies eben zu den Widersprüchen und sich kreuzenden Strömungen, an welchen jene Uebergangszeit so reich war, die Erscheinungen zu Tage brachte, welche heute für unglaublich gehalten werden würden, wenn sie nicht actenmäßig festständen; übrigens lebt aus jener Zeit noch ein Zeuge der Vorgänge, der jetzt in Pensionsstand getretene Geheime Legationsrath und Ministerresident (zuletzt in Chile) von Gülich, welcher mir damals als ein junger Referendar für die Secretariatsgeschäfte beigegeben war und nun eine lange und höchst ehrenvolle consularische und diplomatische Laufbahn hinter sich hat.

Die preußische Regierung hatte, bevor sie die diplomatische Verbindung mit der spanischen wieder aufnahm, einige Jahre hindurch einen Berichterstatter über die

dortigen Vorgänge gehalten, dessen Mittheilungen insbesondere für den Staatsanzeiger bestimmt waren. Dieser Berichterstatter hatte sich durch seine mehrjährige Anwesenheit in Madrid eine sehr schätzbare Kenntniß der Verhältnisse und Persönlichkeiten erworben, die ihn besonders in der ersten Zeit sowohl für den Gesandten als mich sehr nützlich machte; er hatte indeß in den Augen des Gesandten das ihm unverhehlte und mitleidsvoll bedauerte Unglück, bürgerlichen Standes zu sein; derselbe war anfangs der Gesandtschaft attachirt, wurde indeß bald abberufen [1]). So ungemüthlich sich hiernach von vornherein meine Stellung zu dem Gesandten gestaltete, auf dessen Unterstützung ich doch mehr oder weniger angewiesen war, so vermied ich doch, zumal es mir bei den in Berlin zur Sprache gebrachten Differenzen an Unterstützung nicht fehlte, Alles, was zum offenen Bruche hätte führen können.

In politischer Beziehung war die allgemeine Aufmerksamkeit damals auf ein Ereigniß gespannt, welches man spanisch mit der hochklingenden Bezeichnung nannte: „el fausto acontecimiento y feliz alumbramiento de S. M. catolica", d. h. das äußerst glückliche Ereigniß und die beglückende Erleuchtung (Niederkunft) Ihrer katholischen Majestät, und die sehr eigenthümlichen Nebenumstände, welche dasselbe begleiteten. Ich hatte noch Gelegenheit, da der erstgeborne Prinz von Asturien vierzehn Tage nach der Geburt verstarb, den sehr pomphaften Leichenconduct von dem Balkon des Hauses, das ich bewohnte, aus vorüberziehen zu sehen. — Alles das war ein interessantes und unerschöpfliches Thema für die in französischer Sprache abgefaßten gesandtschaftlichen Berichte.

Nach einer allgemeinen Information über die Verhältnisse und persönlicher Bekanntschaft mit den für die Handelspolitik maßgebenden Persönlichkeiten trat ich im Monat Juli meine Reise in die Provinzen und deren wichtigste Verkehrsorte an, zunächst über Zaragossa nach Barcelona, woselbst ich als dem für den Handel und die Industrie wichtigsten Hafen- und Handelsplatz Spaniens am mittelländischen Meere einen längeren Aufenthalt zu machen hatte.

Von dort besuchte ich die balearischen Inseln und verweilte einige Tage in Palma. Im Begriff, meine Weiterreise von Barcelona nach der Rückkehr dahin an der Küste entlang fortzusetzen, erhielt ich ein Rescript des kgl. Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin, welches sich sehr mißbilligend darüber aussprach, daß ich die Reise nach den Provinzen angetreten, ohne auch nur ein Wort über die Einleitungen zum Abschluß eines Postvertrages mit Spanien zu erwähnen, zu welchen die Vollmacht für mich — wohl weil meine Bekanntschaft mit den postalischen Verhältnissen aus meiner Dienstleistung bei der Oberrechnungskammer her bekannt war — mir bereits bald nach meinem Eintreffen in Madrid zugefertigt worden sei. Ich konnte nur pflichtmäßig versichern, daß mir ein solcher Auftrag niemals zugegangen sei. Es stellte sich dann heraus, daß er sub volanti an den königl. Gesandten gegangen und es von diesem für angemessen erachtet worden war, ihn zurückzuhalten.

Von Barcelona begab ich mich über Reus, Tarragona, Benicarlo nach Valencia, von dort immer der Küste entlang nach Alicante und von letzterem

[1]) Herr Lemcke, als Legationsrath und Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amte gegen das Jahr 1860 verstorben.

Orte über Murcia nach Cartagena, von da über Lorca nach Almeria, dann über Granada nach Malaga. Alle diese Reisen wurden, da es damals erst eine einzige Eisenbahn auf der kurzen Strecke von Barcelona nach Mataro gab, mit der königl. Postdiligence gemacht, welche die beste Art der Beförderung darbot.

Inzwischen hatte ich den Auftrag erhalten, auch eine Revision des königl. Consulates in Gibraltar vorzunehmen, wohin ich mich dann auf dem Postschiff von Malaga einschiffte.

Bei dieser Gelegenheit war ich Zeuge einer aufregenden Scene: die früher berühmte und bald berüchtigte Gräfin Landsfeld (Lola Montez) hatte sich mit einem, wie sie sagte ehelich gewonnenen, jungen Engländer ebenfalls eingeschifft, um die Eltern desselben durch den Besitz einer interessanten Schwiegertochter zu überraschen, als kurz vor der Abfahrt des Schiffes der englische Consul in Assistenz von Gerichtsbeamten erschien und auf Ansuchen der Eltern, welche von der ihnen zugedachten Ueberraschung Wind erhalten hatten, den jungen Mann arretirte. Die hierdurch schon in Wuth gesetzte, nun allein gelassene Dame kam bald mit dem Capitän des Schiffes so in Streit, daß sie, da sie mit der Reitpeitsche auf ihn losging, in ihrer Cabine internirt werden mußte. — Einige Jahre später fand ich, beiläufig bemerkt, diese Person auf einem Theaterzettel in New-Orleans, wo in einem Stück, welches nach ihr benannt war, und in welchem zu den richtig dargestellten Persönlichkeiten auch ihr einstiger königlicher Verehrer gehörte, sie ihre eigene Rolle gab.

Die Revision des Consulates in Gibraltar — der Inhaber war preußischer und bayerischer unbesoldeter Consul — hatte ein äußerst betrübendes Ergebniß, und hielt mich deshalb mehrere Wochen dort auf. Die Dinge lagen dort so, daß eine förmliche Untersuchung ohne alle Aussicht für die Beschädigten zur Wiedererlangung von Verlusten, nur ein sehr unwillkommenes Zeugniß von den Mißbräuchen gegeben hätte, welche sich zu jener Zeit in den uncontrollirten Handelsconsulaten auf fernen Punkten vollziehen konnten, und es schien wenig empfehlenswerth, diese äußerst schwarze Wäsche noch dazu vor englischen Gerichten rein waschen zu lassen. Der Inhaber des Consulates wurde daher nebst einem Theil seiner Familie mit seinem eigenen Einverständniß auf einem Segelschiff in directer Fahrt nach der Habana expedirt, um dort seinem Schicksal überlassen zu werden, damit die peinliche Angelegenheit erledigt, und für anderweite angemessene Besetzung des Consulates Sorge getroffen.

Von Gibraltar begab ich mich wieder nach Spanien, zunächst nach Algeciras und von dort zu Pferde über das Gebirge und Jerez, wo ich die berühmten Wein-Bodegas besuchte, dann nach Cadix und von dort per Dampfschiff auf dem Guadalquivir nach Sevilla. An diesen beiden letzten Plätzen fand ich, wie schon früher in Barcelona und Malaga, an welchem letzteren Orte der Inhaber des Consulates sogar den Titel Generalconsul führte, die vor der Unterbrechung der diplomatischen Verbindungen Preußens mit Spanien ernannten, noch in ihren Functionen verbliebenen würdigen Consuln vor, in Sevilla einen achtbaren spanischen Kaufmann, Merry y Colom. Wer hätte damals vermuthen können, daß ich des letzteren, damals noch sehr jugendlichen, Sohn in der Gegenwart bereits seit einigen Jahren als nunmehrigen Grafen von Benomar, und spanischen Gesandten am deutschen Kaiserhofe, mit seiner liebenswürdigen und schönen

Gemahlin eine Zierde des diplomatischen Corps, wiederfinden würde! Ich verkehrte in dieser Zeit viel in des Consuls Hause, gleichzeitig mit dem königl. schwedischen Legationssecretär Grafen Wachtmeister, später, als ich in Stockholm Gesandter war, dort Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Von Sevilla nach Cadix zurückgekehrt, schiffte ich mich im Monat Januar 1850 dort auf dem Postdampfer nach Lissabon ein, woselbst ich zur allgemeinen Orientirung über die Verkehrs-Interessen Preußens mit Portugal und die consularische Wahrnehmung derselben einen dreimonatlichen Aufenthalt nahm und zu den Hoffestlichkeiten zugezogen wurde, welche zu jener Zeit dort üblich sind. Die Königin Maria da Gloria war von außerordentlicher Beleibtheit, hatte aber sehr freundliche und einnehmende Gesichtszüge; sie empfing in einem nach dem großen Versammlungs- und Gesellschaftssaale hin offenen Nebengemach auf einem Sessel hinter einem Tisch oder einer Art Vorsatz, welcher nur den Oberkörper zum Vorschein brachte. Die Königin sprach französisch, der König zu Deutschen deutsch, in prononcirt österreichischem Dialekt; die damals noch jungen Prinzen, sowohl den verstorbenen, als den gegenwärtigen König hatte ich Gelegenheit in dem königlichen Lustschloß zu Cintra zu sehen und zu sprechen, welches damals einen deutschen Edelmann aus Hessen zum Schloßhauptmann hatte. Auch der Leibarzt Ihrer Majestät Dr. Keßler, nachmals Baron Keßler, war ein deutscher, in dem königlichen Friedrich Wilhelms-Institut zu Berlin ausgebildeter, vormaliger preußischer Militärarzt, welcher bald nach der zweiten Vermählung der Königin von dort nach Lissabon berufen wurde.

Als diplomatischer Vertreter Preußens in der Eigenschaft eines Geschäftsträgers am k. portugiesischen Hofe fungirte damals der Freiherr von Canitz und Dalwitz, welcher den Zweck meiner Anwesenheit in jedem Betracht unterstützte.

Nachdem ich alle erforderlichen Informationen eingezogen, und über das Ergebniß berichtet hatte, setzte ich meine Reise über Coimbra nach Porto fort; in diesem, besonders seiner Weinausfuhr wegen wichtigen Hafen befand sich eine wahre Musterkarte deutscher Consulate; ein jeder deutscher Souverän hatte einen dortigen Kaufmann mit den Privilegien und dem Wappenschilde seines Consulates beglückt, ohne daß wenigstens einige dieser Consulats-Inhaber sich genau bewußt waren, wen sie eigentlich vertraten und wo das Land lag, dem der Souverän angehörte. Die Consulate vererbten sich auch oft stillschweigend von Vater auf Sohn und hatten mit dem Lande, dessen Wappen ihr Haus zeigte, nach dem Augenblick, wo ein guter Freund ihnen das Consulat verschafft hatte, nicht mehr die geringste Beziehung. Einer dieser Consuln, welcher in den Zeitungen damals öfter von Schleswig-Holstein gelesen, bildete sich steif und fest ein, und versicherte alles Ernstes, das sei eigentlich das Land, dessen Consul er sei; von dem Lande, dessen Consul er thatsächlich war, hatte er keine Ahnung.

Von Porto wendete ich mich wieder nach Spanien zurück, in einer sehr angreifenden Reise zu Pferde zunächst nach Vigo, und zwar zu gegenseitiger größerer Sicherheit in der Begleitung eines jungen norwegischen Kaufmanns. Die Leute, welche die Pferde gestellt, und die Reisenden führten, sahen keineswegs sehr vertrauenswürdig aus, und wurden angehalten, besonders in einem meilenweiten Walde, welcher den wenig ansprechenden Namen „entre vida y

muerte“ trug, vorauszureiten, während die Reisenden die geladenen Pistolen im Sattelknopf zur Disposition hielten. Bei der Annäherung in schon hereingebrochener Nacht an den Minho, der in einer vom jenseitigen Ufer herbeizuschreienden Fähre überschritten werden mußte, hatte ich das Unglück mit dem Pferde dergestalt in eine durch Flugsand verdeckte Vertiefung einzusinken, daß ich selbst und noch mehr das Pferd nur mit großer Schwierigkeit herausgeholt werden konnten, und ich ohne die wesentliche Mithilfe meines norwegischen Begleiters mich kaum herauszuarbeiten im Stande gewesen wäre.

Die Berichte, welche ich aus den von mir besuchten wichtigeren spanischen und portugiesischen Städten über deren commerzielle und industrielle Bedeutung, insbesondere in ihren Beziehungen zu Preußen und Deutschland, erstattete, sind bald nach deren Eintreffen durch Abdruck in einem in dem kgl. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und des Handels redigirten Handelsarchiv zur allgemeinen Kenntniß gebracht worden.

In die spanische Hauptstadt zurückgekehrt, formulirte und begründete ich den Antrag auf Verlegung des Generalconsulats von Madrid nach dem wichtigsten Handels- und Hafenplatze Spaniens, Barcelona, und die Vorschläge wegen Bestätigung und resp. Neubesetzung der Handelsconsulate an den betreffenden Orten, und erbat mir dann gegen Ende August 1850 und erhielt einen mehrmonatlichen Urlaub nach Berlin, theils zur näheren mündlichen Begründung meiner Vorschläge, wie zur Darlegung meines Verhältnisses zum königl. Gesandten, welches nach dessen vorgedachten Ansichten immer gespannter geworden war. Auch der letztere traf, jedoch erst später, auf erfolgte Einladung in Berlin ein, ohne wieder nach Madrid oder in eine andere diplomatische Stellung zurückzukehren, sondern wurde unter Verleihung des Titels eines Wirklichen Geheimen Raths in den Ruhestand versetzt. Nachdem die sämmtlichen vorgedachten Vorschläge genehmigt waren, und ich mich demgemäß anschickte, mit meiner Familie nach Barcelona überzusiedeln, wurde mir ohne alle Vorahnung am Sylvesterabend 1850 in später Abendstunde von Seiten des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Freiherrn von Manteuffel, die schriftliche Mittheilung, daß es dessen Absicht sei, mich Sr. Maj. dem Könige zur Beförderung in den vacant gewordenen Posten Allerhöchst dessen Ministerresidenten bei der Republik Mexiko in Vorschlag zu bringen, wenn, wie wohlwollend hinzugefügt wurde, ich mich zur Annahme dieses Postens geneigt fände. Die Uebersiedelung mit einer so zahlreichen Familie nach einem so fernen Orte und unter den damaligen schwierigeren Communicationsverhältnissen bedurfte immerhin einiger Ueberlegung. Aber getreu dem Grundsatze, daß es die erste Pflicht eines Beamten, zumal eines solchen im äußeren Dienste des Staates sei, überallhin zu folgen, wo der König seine Verwendung für angemessen erachtet, erklärte ich bereits am folgenden Tage, daß wenn Se. Majestät dem Antrage des Ministers zu entsprechen geruhen wolle, ich meinerseits in dieser Beförderung einen neuen Beweis des gnädigen Wohlwollens Sr. Majestät und der Zufriedenheit meines hohen Vorgesetzten erblicken würde.

In Folge dessen erfolgte am 20. Februar 1851 meine Ernennung zu dieser höheren Dienststellung.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Heft.)

Frau Fönß.

Novelle
von
J. P. Jacobsen.

In der anmuthigen Anlage hinter dem alten päpstlichen Palast in Avignon steht eine Aussichtsbank, von der man über die Rhone, über die blumengeschmückten Ufer der Durance, über Hügel und Felder und über einen Theil der Stadt hin sieht.

An einem Nachmittag im October saßen auf dieser Bank zwei dänische Damen, die verwittwete Frau Fönß und ihre Tochter Ellinor.

Obgleich sie schon einige Tage in Avignon gewesen waren und die Aussicht, die vor ihnen lag, zur Genüge kannten, mußten sie sich doch immer wieder darüber wundern, daß es in der Provence so aussähe.

War das wirklich die Provence? Ein lehmiger Fluß, mit seichten Stellen schlammigen Sandes und unendlichen Ufern von steingrauem Kies; dann bleichbraune Felder ohne einen Grashalm, bleichbraune Abhänge, bleichbraune Höhen und staubgraue Wege, und hie und da, neben den weißen Häusern, Gruppen schwarzer Bäume, völlig schwarzer Büsche und Bäume. Darüber ein weißlicher lichtflimmernder Himmel, der Alles noch bleicher, noch trockener und noch ermüdender hell machte; nicht ein Schimmer von blühender, gesättigter Farbe, lauter trockene, sonnengedörrte Schattirungen, und kein Laut in der Luft, nicht eine Sense, die durch das Gras fuhr, nicht ein Wagen, der auf der Landstraße rasselte; und die Stadt dort zu beiden Seiten, wie aus Stille erbaut, mit all' den mittagsleeren Straßen, all' den taubstummen Häusern mit den geschlossenen Fensterläden und Jalousien — Häuser, die weder hören noch sehen konnten.

Frau Fönß hatte nur ein resignirtes Lächeln für diese leblose Einförmigkeit; aber Ellinor wurde nervös dadurch, nicht lebhaft ärgerlich nervös, sondern klagend und matt, wie man es werden kann bei tagelangem Regenwetter, wenn alle unsere trüben Gedanken mit herunter regnen, oder bei dem sinnverwirrend tröstenden Ticken der Stubenuhr, wenn man seiner selbst unheilbar überdrüssig dasitzt, oder durch die Blumen in der Tapete, wenn dieselbe Kette verschlissener

Träume gegen unseren Willen in unserem Gehirn umherhaspelt, zusammengeknüpft wird und in Stücke zerbricht und sich wieder zusammenknüpft in anwidernder Unendlichkeit. Diese Landschaft verursachte ihr förmliches Unbehagen und brachte sie einer Ohnmacht nahe; sie schien sich heute ganz besonders mit Erinnerungen verschworen zu haben an eine Hoffnung, die nicht in Erfüllung gegangen war, und an liebliche Träume, die jetzt aber welk und fade geworden — Träume, an die sie nur mit schamvollem Erröthen denken und doch niemals vergessen konnte. Und was hatte das eigentlich mit der Gegend hier zu schaffen; hatte der Schlag sie doch getroffen weit von hier, in der Heimath, am wogenden Sunde, unter hellgrünen Buchen; und doch hatte jede bleichbraune Hügelwelle es auf ihren Lippen, und jedes Haus mit grünen Fensterläden stand da und schwieg davon.

Es war der alte Kummer junger Herzen, der sie getroffen hatte; sie hatte einen Mann geliebt und an seine Gegenliebe geglaubt, aber er hatte sich plötzlich eine Andere erkoren — weshalb, aus welchem Grunde? was hatte sie ihm gethan? worin hatte sie sich verändert, war sie sich nicht gleich geblieben? und immer wieder legte sie sich dieselben Fragen vor. Sie hatte ihrer Mutter kein Wort davon gesagt, aber ihre Mutter hatte Alles verstanden und war voll zarter Sorge für sie; sie hätte aufschreien mögen über diese Sorgfalt, die wissend war und von Nichts wissen durfte, und ihre Mutter hatte auch dies verstanden und so reisten sie. Die ganze Reise war nur gemacht, damit sie vergessen solle.

Frau Fönß brauchte ihre Tochter nicht anzusehen — was sie nur beängstigt hätte — um zu wissen, wo ihre Gedanken seien; sie brauchte bloß der nervösen kleinen Hand zu folgen, die an ihrer Seite lag und sich in maßloser Verzweiflung über die Leisten hinstreckte, um jeden Augenblick den Platz zu wechseln, wie ein Fieberkranker, der sich in dem heißen Bett hin und her wirft; sie brauchte bloß diese Hand zu sehen, um zu wissen, wie lebensmüde die jungen Augen vor sich hinstarrten, wie gemartert das feine Gesicht bei jedem Athemzug erzitterte, wie bleich es war in seiner Qual und wie bläulich krankhaft die Adern unter der feinen Haut der Schläfe hervorschimmerten.

Welches Mitleid fühlte sie für ihr armes Kind; wie gern hätte sie ihre Tochter an die Brust gezogen, um all' die Worte des Trostes, die sie finden konnte, über sie auszuhauchen! Aber sie war des Glaubens, daß es Schmerzen gibt, die im Verborgenen sterben müssen und die sich nicht in Worte ausschreien dürfen, nicht einmal zwischen Mutter und Tochter, auf daß nicht eines Tages unter neuen Verhältnissen, wenn Alles sich zu Entzücken und Glück wandeln will, diese Worte wie ein drückendes, unfrei machendes Hinderniß sein sollen, weil der, der sie sagte, sich denken wird, wie sie in des Anderen Gedanken besehen und gedreht und gewendet werden.

Und dann befürchtete sie auch, der Tochter einen schlechten Dienst zu erweisen, wenn sie ihr die Vertraulichkeit leicht machte; sie wollte nicht, daß Ellinor vor sich selber erröthen solle, sie wollte nicht, wie große Erleichterung es ihr auch hätte gewähren können, ihr über die Demüthigung hinweghelfen, die darin liegt, daß man die geheimsten Winkel seiner eigenen Seele dem Auge eines Anderen bloßgibt. Sie war vielmehr, wie viel schwerer es auch dadurch für sie Beide wurde, froh darüber, daß sie die Vornehmheit der Seele, die ihr selbst

eigen war, in einer gewissen gesunden Steifheit bei ihrer jungen Tochter wiederfand.

Einmal vor vielen, vielen Jahren, als sie selbst solch' ein achtzehnjähriges Mädchen war, hatte sie von ganzer Seele, mit jeder Fiber, mit jeder Lebenshoffnung, jedem Gedanken geliebt, und es hatte nicht sein dürfen, nicht sein können; er hatte nichts als seine Treue zu bieten, um sie in einer unendlichen Verlobung zu erproben, und Verhältnisse in ihrem Hause ließen einen Aufschub nicht zu. So hatte sie den genommen, den man ihr gegeben hatte, der diese Verhältnisse beherrschte. Sie wurden verheirathet, es kamen die Kinder, Tage, der Sohn, der nach Avignon mit gereist war, und die Tochter, die an ihrer Seite saß, und es war weit besser geworden, als sie es hatte erwarten können, sowohl lichter als auch leichter. Dies dauerte acht Jahre, dann starb der Mann, und sie betrauerte ihn aufrichtigen Herzens; denn sie hatte diese feine dünnblütige Natur liebgewonnen, welche Alles, was ihr durch Verwandtschaft und Familienbande nahe stand, mit angestrengter egoistischer Liebe fast krankhaft umfaßte, und sich von der ganzen großen Welt da draußen nur um das kümmerte, was diese Welt dächte, und um sonst Nichts. Nach dem Tode des Mannes hatte sie nur ihren Kindern gelebt, sich aber nicht mit ihnen eingesperrt, sondern sie hatte am Gesellschaftsleben Theil genommen, wie dies für eine so junge und vermögende Wittwe natürlich war. Jetzt war ihr Sohn einundzwanzig Jahre alt und ihr fehlten nicht viel Tage zum vierzigsten. Sie hatte aber noch ihr gutes Aussehen bewahrt, es war kein grauer Fleck in ihrem schweren, dunkelblonden Haar, nicht eine Falte an den großen offenen Augen und ihr Wuchs war schlank in formbeherrschter Fülle. Die kräftigen, markirten Züge traten durch den dunkleren und wärmeren Teint, den ihr die Jahre gegeben, schärfer hervor; es lag aber eine Anmuth in dem Lächeln um ihre tief eingeschnittenen Lippen, eine fast verheißungsvolle Jugend in dem weichthauigen Glanz ihrer braunen Augen, die ihren Ausdruck wieder mild und sanft machte. Und dabei doch die ernste volle Rundung der Wange, das markige Kinn des gereiften Weibes!

„Jetzt kommt Tage gewiß," sagte Frau Fönß zu ihrer Tochter, da sie Lachen und einige dänische Ausrufe von der anderen Seite der dichten Buchenhecke her hörte. Ellinor nahm sich zusammen.

Und Tage kam und mit ihm der Großhändler Kastager aus Kopenhagen mit Schwester und Tochter; Frau Kastager war krank und im Hôtel zurückgeblieben. Frau Fönß und Ellinor machten den beiden Damen Platz, die Herren versuchten einen Augenblick sich stehend zu unterhalten, ließen sich aber bald von der niedrigen Granitmauer, welche den Aussichtspunkt umgab, verlocken, und so saß man nun da und sprach nur so viel, wie eben nöthig war; denn die Neuangekommenen waren von einer kleinen Eisenbahnfahrt in die rosenerblühte Provence ermüdet.

„Oho!" rief Tage und schlug mit der flachen Hand auf sein helles Beinkleid, „seht einmal dort!"

Man sah hin. Draußen in der braunen Landschaft zeigte sich eine Staubwolke, darüber ein Staubmantel, mitten dazwischen erblickte man ein Pferd.

„Das ist der Engländer, der neulich ankam, wie ich Dir erzählt habe," sagte Tage zur Mutter; „haben Sie jemals Einen so reiten sehen," fuhr er fort, sich an Kastager wendend, „er erinnert an einen Gaucho."

„Mazeppa?" fragte Kastager.

Der Reiter verschwand. Dann erhob man sich und ging in's Hôtel zurück.

Die Familie Kastager hatte man in Belfort getroffen, und da sie dieselbe Reise vorhatten, durch Südfrankreich und die Riviera entlang, hatte man sich vorläufig einander angeschlossen. In Avignon hatten beide Familien einen Halt gemacht, Kastager's, weil die Frau an einem Unwohlsein litt, und die Anderen, weil Ellinor augenscheinlich der Ruhe bedurfte.

Tage war entzückt über dieses Zusammenleben, denn er verliebte sich von Tag zu Tag stärker und unheilbarer in die hübsche Ida Kastager. Aber Frau Fönß war nicht sehr davon erbaut; denn obgleich Tage für sein Alter sehr entwickelt und selbständig war, hatte es doch nicht solche Eile mit einer Verlobung, und dann dieser Kastager! Ida war ein prächtiges Mädchen, ihre Mutter sehr gebildet und von guter Familie, und der Großhändler selbst, ein reicher braver, tüchtiger Mann; aber es lag ein Anflug von Lächerlichkeit auf ihm, und wenn Kastager's Namen genannt wurde, lächelte man unwillkürlich oder blinzelte mit den Augen. Er war nämlich stets voll Feuer und übermäßig begeistert, dabei in hohem Grade offenherzig und lärmend mittheilsam, während doch bei der Begeisterung viel Zurückhaltung vonnöthen ist. Frau Fönß aber mochte nicht daran denken, daß man Tage's Schwiegervater mit einem Blinzeln im Auge, einem Lächeln um den Mund nennen sollte, und deshalb war sie zu des Sohnes großer Betrübniß etwas kalt gegen die Familie.

Am nächsten Vormittage waren Tage und seine Mutter ausgegangen, um das kleine Museum der Stadt zu besehen. Sie fanden wohl die Eingangspforte offen, aber die Thüren zur Sammlung waren geschlossen und alles Klingeln erwies sich erfolglos. Die Pforte gewährte jedoch Zutritt zu einem nicht sehr geräumigen Hofplatz, umgeben von einem frisch getünchten Bogengange, dessen niedrige, stämmige Säulen durch schwarze Eisenstangen mit einander verbunden waren. Sie gingen weit durch den Gang und besahen, was an den Wänden aufgestellt war, römische Grabmäler, Stücke von Sarkophagen, eine Draperiefigur ohne Kopf, zwei Seitenwirbel eines Walfisches und eine Reihe architektonischer Details. Alle diese Merkwürdigkeiten trugen frische Spuren vom Tünchpinsel des Maurers.

Dann kamen sie wieder an den Eingang zurück. Tage lief die Treppe hinauf, um zu sehen, ob er nicht irgend Jemanden finden könne und Frau Fönß ging im Bogengang auf und ab. Als sie wieder auf den Eingang zuschritt, zeigte sich dort gerade vor ihr ein hochgewachsener bärtiger Herr mit sonneverbranntem Gesicht. Er hielt ein Reisebuch in der Hand, horchte zurück, sah dann gerade aus, und dabei fiel sein Auge auf sie. „Entschuldigen Sie, gnädige Frau," begann er fragend.

„Ich bin fremd," erwiderte Frau Fönß, „es scheint Niemand da zu sein; mein Sohn ist aber hinauf gegangen, um zu sehen . . ."

Diese Worte wurden in französischer Sprache gewechselt. In demselben

Augenblick kam Tage zurück; „ich bin überall herum gewesen,“ sagte er, „sogar in einer Wohnung, aber es war nirgends eine Seele zu finden.“

„Ich höre,“ sagte der Engländer, diesmal auf Dänisch, „daß ich das Vergnügen habe, mit Landsleuten zusammen zu treffen.“ Er grüßte wieder und trat einige Schritte zurück, gleichsam um anzudeuten, er habe es nur sagen wollen, um zu zeigen, daß er verstehe, was sie sprächen; plötzlich aber trat er noch näher als vorher, mit gespanntem, bewegtem Ausdruck im Gesicht, und sagte: „Sollten wir nicht alte Bekannte sein, gnädige Frau?“

„Sind Sie Emil Thorbrögger?“ rief Frau Fönß, und streckte ihre Hand aus.

Er ergriff sie. „Ja, ich bin's,“ sagte er froh, „und Sie sind es!“ Es traten ihm fast die Thränen in die Augen, als er sie ansah.

Frau Fönß stellte Tage als ihren Sohn vor. Tage hatte nie in seinem Leben von diesem Thorbrögger gehört, aber das war ihm auch gleichgültig; er dachte nur daran, daß der Gaucho sich als einen Dänen entpuppt hatte, und als eine Pause entstand, in der etwas gesagt werden mußte, rief er unwillkürlich aus: „Und mir kam es gestern in den Sinn zu sagen, daß Sie mich an einen Gaucho erinnerten!“

„Nun ja,“ erwiderte Thorbrögger, „das streifte doch auch so ziemlich an die Wahrheit, da ich einundzwanzig Jahre hindurch mitten in den Steppen von La Plata gelebt habe und in allen diesen Jahren mehr zu Pferde als zu Fuß gewesen bin.“

Und jetzt wäre er nach Europa zurückgekehrt.

Ja, er hätte sein Land und seine Schafe verkauft und wäre gekommen, um sich in dieser alten Welt, der er angehöre, umzusehen, er müsse aber gestehen, daß er es manch' liebes Mal sehr langweilig finde, so zu seinem Vergnügen zu reisen.

Er habe vielleicht Heimweh nach den Prairien?

Nein, er habe nie Sehnsucht nach Orten oder Ländern gefühlt; er glaube, daß er die tägliche Arbeit vermisse.

So sprach man eine Weile. Endlich kam der Aufseher erhitzt und erschöpft, mit Salatköpfen unter dem Arm und einem Bund brandrother Liebesäpfel in der Hand; er schloß ihnen die kleine dumpfige Gemäldesammlung auf, wo sie nur den oberflächlichsten Eindruck von den gelblichen Wetterwolken und schwärzlichen Wassern des alten Vernet erhielten, während sie sich um so mehr von ihrem Leben und Schicksal in den vielen Jahren, die seit ihrer Trennung verflossen waren, erzählten.

War er es doch, den sie geliebt hatte, als sie an einen Anderen gebunden ward; und in den Tagen, die nun kamen, wo sie so viel zusammen waren, und wo die Anderen in dem Gefühl, daß so alte Freunde sich viel zu sagen haben müßten, sie oft allein ließen, in diesen Tagen merkten die Beiden bald, daß, wie sehr sie im Laufe der Jahre sich auch verändert haben mochten, ihre Herzen doch Nichts vergessen hätten. Vielleicht entdeckte er dies zuerst, denn die ganze Unsicherheit der Jugend mit ihrer Sentimentalität und ihrem elegischen Sehnen hatte ihn ergriffen, und er litt darunter; es verdroß ihn, den gereiften Mann, so plötzlich der Lebensruhe, des Selbstvertrauens, die er sich im Laufe der Zeit

erworben, beraubt zu sein, er hätte seiner Liebe einen anderen Ausdruck gewünscht, sie hätte würdiger, gefaßter sein sollen.

Sie fühlte sich nicht jünger, wie es ihr schien, aber es war ihr, als ob in ihrer Seele ein angehaltener, aufgedämmter Thränenquell wieder zum Durchbruch gekommen sei und von Neuem rinne; es machte sie glücklich und erleichtert, dies Weinen, und sie hatte ein Gefühl des Reichthums bei diesen Thränen, als habe sie selbst, und wiederum Alles für sie, größeren Werth erhalten.

An einem dieser Tage saß Frau Fönß Abends allein zu Hause, Ellinor hatte sich früh zur Ruhe begeben und Tage war mit Kastager's in's Theater gegangen. Sie hatte in dem langweiligen Hôtelzimmer gesessen und in dem Halbdunkel, das zwei Lichter hervorzubringen vermochten, geträumt, bis die Träume von dem ewigen Kommen und Wiederkommen in's Stocken geriethen und Müdigkeit sie überfiel; aber jene milde freundliche Müdigkeit, die sich über uns ausbreitet, wenn glückliche Gedanken daran sind, in unserem Sinne einzuschlummern. Sie konnte so nicht den ganzen Abend sitzen bleiben und vor sich hinstarren, ohne auch nur ein Buch zu haben und es dauerte wenigstens noch eine Stunde, bis das Theater vorbei war; sie stand auf, ging im Zimmer auf und ab, blieb vor dem Spiegel stehen und ordnete ihr Haar. Es kam ihr der Gedanke, in's Lesecabinet hinunterzugehen und sich die illustrirten Blätter anzusehen. Es war dort immer leer zu dieser Zeit.

Sie warf einen großen schwarzen Spitzenschleier über den Kopf und ging hinab. Es war Niemand da. Das kleine dichtmöblirte Zimmer war von einem halben Dutzend breiter Gasflammen blendend erleuchtet; es war heiß darin und die Luft fast sengend dürr. Sie zog den Schleier auf die Schultern herab. Die weißen Blätter dort auf dem Tisch, die Mappen mit ihren großen goldenen Buchstaben, die leeren Sammetstühle, die regelmäßigen Quadrate des Fußteppichs und die gleichförmigen Falten der Ripsgardinen, Alles das sah seltsam stumm aus, in dem starken Licht. Sie träumte noch und träumend stand sie und lauschte den langgezogenen Tönen der Gasflammen.

Es war fast zum ohnmächtig werden in dieser Schwüle. Langsam streckte sie, um sich zu stützen, den Arm nach einer großen schweren Bronzevase aus, die auf einer Console an der Wand angebracht war und erfaßte das Blumengewinde an ihrem Rande. So stand es sich bequem und die Bronze war angenehm kühl für die Hand. Wie sie aber so dastand, kam ein anderes Gefühl hinzu; sie empfand es wie eine Befriedigung für ihre Glieder, für ihren Körper, die plastisch-schöne Stellung, in die sie versunken war, und das Bewußtsein, wie gut sie sich ausnähme und welche Schönheit in diesem Augenblick über sie ausgebreitet sei und selbst der körperliche Eindruck von Harmonie, das vereinigte sich Alles zu einem Gefühl von Triumph und durchströmte sie wie ein wunderbar festlicher Jubel. Sie fühlte sich stark in diesem Augenblick. Das Leben lag vor ihr wie ein großer und strahlender Tag, nicht mehr wie ein Tag, der sich den stillen wehmuthsvollen Stunden der Dämmerung zuwendet, sondern wie ein großer lebensvoller Zeitraum mit heißklopfenden Pulsen in jeder Secunde, mit der Lust des Lichts, mit Schwung und Handlung und einer Unendlichkeit nach Außen

und nach Innen. Und sie begeisterte sich an der Fülle des Lebens und verlangte danach mit dem Schwindel und der Gluth eines Reisefiebers.

So stand sie lange, von ihren Gedanken beherrscht, Alles um sich her vergessend. Dann plötzlich, als habe sie das Schweigen um sie her vernommen, den langgezogenen Ton der Gasflammen, ließ sie die Hand von der Vase fallen, setzte sich an den Tisch und blätterte in einer Mappe. Sie hörte Schritte, die an der Thür vorbeigingen, hörte sie wieder umkehren und sah Thorbrögger eintreten.

Es wurden ein paar Worte gewechselt, da sie sich aber ganz mit den Bildern zu beschäftigen schien, machte auch er sich mit den vor ihm liegenden Blättern zu schaffen. Sie fesselten ihn aber wohl nur wenig; denn da sie kurz nachher aufsah, begegnete sie seinem Blick, der forschend auf sie hinüber starrte. Er sah aus, als ob er gerade im Begriff sei zu sprechen, und es lag ein nervöser entschlossener Ausdruck um seinen Mund, der ihr so bestimmt sagte, wie die Worte lauten würden, daß sie erröthete und instinctmäßig, wie um die Worte zurückzuhalten, ihm ihr Blatt über den Tisch hin reichte und auf eine Zeichnung deutete, die einige Pampasreiter darstellte, welche ihren Lasso nach wilden Stieren schleuderten.

Er hätte sich fast zu einem Scherz über die naiven Darstellungen des Zeichners von der Kunst des Lassowerfens verleiten lassen; war es doch so verführerisch leicht davon zu reden, im Gegensatz zu dem, was ihm im Sinne lag; er raffte sich aber auf, schob das Blatt zur Seite, beugte sich etwas über den Tisch hinüber und sagte: „ich habe immer so viel an Sie gedacht, nicht nur damals in Dänemark, sondern auch wo ich war, da drüben. Und ich habe Sie immer geliebt, und wenn mir es jetzt zuweilen vorkommt, daß ich Sie nie geliebt habe vor dem jetzigen Augenblick, wo wir uns wieder getroffen haben, so ist es nicht wahr, wie groß meine Liebe auch ist; denn ich habe immer Sie geliebt, ich habe Sie immer geliebt. Und wäre es mir nun beschieden, daß Sie die Meinige würden, Sie können es sich nicht vorstellen, was es für mich wäre, wenn Sie, die mir in so vielen Jahren vorenthalten wurde, zu mir zurückkehrten."

Er schwieg einen Augenblick, dann erhob er sich und trat näher an sie heran. „Aber so sagen Sie doch ein Wort, ich spreche hier wie im Blinden, ich muß zu Ihnen reden wie zu einem Dolmetscher, einem Fremden, der es dem Herzen wieder sagen soll, zu dem ich spreche ... ich weiß ja nicht wie fern oder wie nah ... muß meine Worte abwägen ... die Anbetung, die mich erfüllt, darf ich nicht laut werden lassen — oder darf ich?"

Er ließ sich auf einen Stuhl an ihrer Seite niedersinken. „Dürfte ich, brauchte ich nicht zu fürchten — ist es wahr! Gott segne Dich, Paula!"

„Nichts soll uns mehr von einander trennen," sagte sie, mit ihrer Hand in der seinigen; „was auch kommen mag, so habe ich ein Recht darauf, einmal glücklich zu sein, einmal in vollem Maße nach meiner Natur, meinem Sehnen, meinen Träumen zu leben. Ich habe niemals darauf verzichtet; weil das Glück nicht zu mir kam, habe ich doch nie geglaubt, das ganze Leben sei nur Kärglichkeit und Pflicht, ich wußte, daß es Glückliche gäbe."

Schweigend küßte er ihre Hand.

send Bewegungen, in Mienen und Geberden, in der Art, wie sie auf einen Wink herankommen, in der Art, wie sie bei einer Antwort lächeln würde; zehn Mal am Tage würde sie sich dabei alt machen, weil ihr der Muth fehlen würde, in dem Aeußeren so jung zu sein, wie ihr Sinn. Und Gedanken kamen und Gedanken gingen; aber durch Alles brach immerfort dieselbe Frage durch, was ihre Kinder sagen würden. Am nächsten Vormittage forderte sie die Antwort von ihnen. Sie saßen im Salon. Sie sagte, sie habe ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen, was eine große Veränderung für sie Alle herbeiführen, was ihnen sehr unerwartet kommen würde. Sie bat darum, sie so ruhig anzuhören, wie sie es vermöchten, und sich nicht zu Unbedachtsamkeiten hinreißen zu lassen durch den ersten Eindruck; denn sie müßten wissen, daß das, was sie erzählen wollte, fest abgemacht sei, und daß Nichts, was sie auch sagen möchten, sie dazu bewegen würde, es zu verändern. „Ich will mich wieder verheirathen," sagte sie, und sie erzählte ihnen, wie sie Thorbrögger geliebt habe, ehe sie den Vater ihrer Kinder gekannt, wie sie sich von jenem habe trennen müssen und wie sie sich jetzt wieder gefunden.

Ellinor weinte; aber Tage hatte sich von seinem Platz erhoben. Dann ging er hin zu ihr, legte sich auf die Knie vor ihr und ergriff ihre Hand, die er schluchzend, halb erstickt vor Erregung, mit unnennbarer Zärtlichkeit, und dem Ausdruck der Rathlosigkeit in jedem Zuge seines Antlitzes, gegen seine Wange drückte. „Oh, Mutter, liebste Mutter! was haben wir Dir doch gethan; haben wir Dich nicht stets geliebt, haben wir nicht, wenn wir bei Dir waren und wenn wir von Dir entfernt waren, uns nach Dir hingesehnt, wie nach dem Besten, was wir auf der Welt hatten? Den Vater haben wir nur durch Dich gekannt, Du hast uns gelehrt ihn zu lieben, und wenn Ellinor und ich uns so lieb haben, ist es nicht darum, weil Du Tag für Tag unermüdlich dem Einen gezeigt, was an dem Anderen werth zu lieben sei, und ist es nicht so mit jedem Menschen gewesen, dem wir uns angeschlossen, haben wir nicht Alles von Dir? Alles haben wir von Dir, und wir verehren Dich, Mutter; wenn Du wüßtest ... oh, Du ahnst es nicht, wie oft unsere Liebe darnach verlangt über alle Schranken und Grenzen zu Dir emporzusteigen. Aber Du bist es wiederum, die uns gelehrt hat, sie nieder zu halten, und wir dürfen Dir nie so innig nahe kommen, wie wir so gern wollten. Und jetzt sagst Du uns, Du wolltest ganz von uns fortziehen, ganz uns bei Seite schieben! Aber wie wäre das möglich; was könnte der, welcher uns das Schlimmste auf der Welt zufügen wollte, uns anthun, was so furchtbar wäre wie das, und Du willst uns doch nicht das Schlimmste auf der Welt zufügen, Du meinst es gut mit uns, wie kann es denn möglich sein. Sag' doch schnell, es sei nicht wahr, sag', es ist nicht wahr, Tage, es ist nicht wahr, Ellinor."

„Tage, Tage, komm' doch zu Dir selbst, und mach' es nicht so schwer, für Dich und für uns Anderen."

Tage stand auf. „Schwer!" sagte er, „schwer, schwer, wäre es nichts Anderes als das, aber es ist furchtbar — unnatürlich; es ist zum Wahnsinnigwerden, wenn man daran denkt. Ahnst Du auch wirklich, was Du mir zu denken gegeben hast? Meine Mutter der Liebe eines fremden Mannes hingegeben,

meine Mutter begehrt, umarmt und wieder umarmend, oh, das sind Gedanken für einen Sohn, Gedanken, schlimmer als die schlimmste Verhöhnung — aber es ist unmöglich, es soll unmöglich sein, oder hätten eines Sohnes Bitten nicht so viele Macht? Ellinor, laß das Weinen, komm und hilf mir die Mutter bitten, daß sie Mitleid mit uns habe."

Frau Fönß machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und sagte: „Laß Ellinor sein, sie ist schon so müde genug, und ich habe auch überdies gesagt, daß es sich nicht ändern läßt."

„Ich wollte, ich wäre todt," sagte Ellinor; „aber es ist Alles wahr, was Tage sagt, Mutter, und Du kannst niemals Recht haben, uns jetzt, so alt wie wir sind, einen Stiefvater zu geben."

„Stiefvater," rief Tage, „ich will nicht hoffen, daß er bloß einen Augenblick wagt ... Du bist von Sinnen; wo er eintritt, da gehen wir fort, es gibt keine Macht der Erde, die mich zwingen soll, die geringste Gemeinschaft mit diesem Menschen zu dulden. An der Mutter ist es, zu wählen — ihn oder uns! Gehen die Neuvermählten nach Dänemark so sind wir dort ausgewiesen; bleiben sie hier, so bleiben wir hier nicht."

„Ist das wirklich Deine Meinung, Tage?" fragte Frau Fönß.

„Ich glaube nicht, daß Du daran zweifelst. Stell' Dir nur das Familienleben vor: Ida und ich sitzen draußen auf der Terrasse an einem Mondscheinabend, man hört ein Geflüster hinten im Lorbeergebüsch. Ida fragt, wer dort flüstere und ich antworte: es ist die Mutter und ihr neuer Mann. — Nein, nein, ich hätte es nicht sagen sollen; aber Du siehst schon, wie es wirkt, wie empfindlich es mich getroffen hat, und Ellinor wird es auch nicht besser machen, darauf kannst Du Dich verlassen."

Frau Fönß ließ ihre Kinder von sich und blieb allein im Zimmer zurück. Tage hatte wohl Recht, es hatte ihnen nicht gut gethan; wie weit sie schon in dieser kurzen Zeit von ihr gekommen waren, wie sie sich nicht als ihre, sondern als des Vaters Kinder betrachteten und wie bereit sie waren, von ihr zu lassen, sobald sie bemerkten, daß nicht jedes einzige Gefühl im Herzen der Mutter ihnen gehöre! Aber sie war doch nicht einzig und allein Tage's und Ellinor's Mutter, sie war doch auch ein Mensch für sich, mit Leben für sich und Hoffnung für sich, auch ohne näheren Zusammenhang mit ihnen. So jung, wie sie geglaubt hatte, war sie aber doch wohl nicht. Sie hatte es in dieser Unterredung mit ihren Kindern gemerkt. Hatte sie sich nicht trotz ihrer Worte unsicher gefühlt und als ob sie in das Recht der Jugend eingriff, und war nicht die anspruchsvolle Sicherheit und die naive Tyrannei der Jugend genug zum Vorschein gekommen in Allem, was Jene gesagt hatten — unser ist das Recht zu lieben, unser ist das Leben und Euer Leben ist, für uns da zu sein!

Oft kam ihr der Gedanke, daß eine Befriedigung darin liegen könne, ganz alt zu sein; nicht als ob sie es gerade gewünscht hätte, aber es schwebte ihr doch vor wie ein ferner Friede, nach all' der Aufregung der letzten Zeit und da die Aussicht zu so viel Uneinigkeit so nahe war. Denn sie glaubte nicht, daß ihre Kinder auf andere Gedanken kommen würden, und sie mußte doch mit ihnen wieder und immer wieder davon reden, ehe sie die Hoffnung aufgab. Am Besten

wäre es, daß Thorbrögger sofort abreiste; wenn er nicht mehr da war, würden die Kinder vielleicht weniger gereizt sein, und sie könnte Gelegenheit finden ihnen zu zeigen, mit welchem Eifer sie alle möglichen Rücksichten auf sie nähme; die erste Bitterkeit würde nach und nach verschwinden und Alles ... nein, sie glaubte nicht daran, daß Alles gut werden würde.

So geschah es denn, daß Thorbrögger sich dazu verstand nach Dänemark zu reisen, um ihre Papiere zu ordnen. Vorläufig sollte er dann dableiben. Es schien dadurch aber Nichts gewonnen zu sein. Die Kinder wichen der Mutter aus, Tage war immer mit Ida oder ihrem Vater zusammen und Ellinor hatte immer der kranken Frau Kastager Gesellschaft zu leisten. Und waren sie endlich einmal zusammen, wo waren, der alten Vertraulichkeit und Gemüthlichkeit zu geschweigen, jene tausend Anknüpfungspunkte zu ihren Gesprächen; und wenn sie endlich einen fanden, wo war das Interesse geblieben, das sie früher daran hatten? Bei ihrer Unterhaltung waren sie wie Menschen, die eine Zeit lang einander Gesellschaft geleistet haben und sich jetzt trennen sollen; diejenigen von ihnen, welche abreisen, haben alle ihre Gedanken auf das Ziel der Reise gerichtet und die Zurückbleibenden denken nur daran, wie sie zum häuslichen Leben und zu den häuslichen Gewohnheiten zurückkehren wollen, wenn die Fremden fort sind.

Es war keine Gemeinschaft mehr in ihrem Leben; das ganze Gefühl, daß sie zusammen gehörten, war verschwunden. Sie konnten davon reden, wie sie sich in der nächsten Woche, im nächsten Monat oder noch für einen Monat weiter einrichten sollten, es interessirte sie aber nicht, als seien es Tage ihres Lebens, um die es sich handelte, sondern eine Zwischenzeit, die auf die eine oder die andere Art überstanden werden mußte. Denn alle drei fragten sich in ihren Gedanken: und was dann? weil sie sich nicht sicher fühlen konnten und keine Grundlage hatten, um ihr Leben darauf zu bauen, bevor dasjenige geordnet war, was sie getrennt hatte. Und an jedem Tage, der verging, vergaßen die Kinder mehr und mehr, was ihre Mutter ihnen gewesen war; ganz so wie Kinder, wenn sie glauben, es sei ihnen Unrecht geschehen, tausend Wohlthaten über ein einziges Unrecht vergessen werden.

Tage war von den Beiden der Weichste, aber auch der am tiefsten Verletzte, denn er hatte am meisten geliebt. Er hatte lange Nächte hindurch über die Mutter geweint, die er nicht ganz so behalten konnte, wie er wollte; und zu Zeiten war die Erinnerung an ihre Liebe zu ihm nahe daran, jedes andere Gefühl in seiner Brust zu übertäuben. Einmal war er auch zu ihr hineingegangen und hatte gebeten und gefleht, sie möge ihren Kindern angehören, ihnen und keinem Anderen und die Mutter hatte ihn zurückgewiesen. Und dies hatte ihn hart gemacht und kalt, eine Kälte, die ihn anfangs beängstigte, weil sie eine schreckliche Leere im Gefolge hatte.

Mit Ellinor war es anders. Sie hatte das Geschehene wunderlicher Weise zunächst wie ein an ihrem Vater begangenes Unrecht gefühlt und widmete nun diesem Vater, dessen sie sich nur ganz dunkel erinnern konnte, eine förmliche Fetischverehrung; sie stellte sich ihn ganz leibhaftig vor, indem sie sich in Alles, was sie von ihm gehört hatte, vertiefte, Kastager und Tage über ihn ausfragte,

jeden Morgen und Abend sein Bildniß, das sie in einem Medaillon trug, küßte, und mit etwas krankhaftem Verlangen sich nach Briefen von ihm, welche zu Hause aufbewahrt waren, und Dingen, die ihm zugehört hatten, sehnte. Während der Vater so in ihrer Meinung stieg, sank in demselben Grade die Mutter. Daß sie sich in einen Mann verliebt hatte, machte sie kleiner in den Augen der Tochter; es war nicht mehr die Mutter, die Unfehlbare, die Klügste, Trefflichste, Schönste, sondern ein Frauenzimmer wie Andere, wenn auch nicht ganz so, aber weil sie nicht ganz so war, gerade Eine, die man kritisiren und beurtheilen und bei der man Schwächen und Fehler finden konnte. Ellinor war froh darüber, daß sie der Mutter Nichts von ihrer unglücklichen Liebe gesagt; sie ahnte nicht, wie sehr sie es der Mutter zu danken hatte, daß sie es nicht gethan.

Ein Tag ging nach dem anderen, dies Leben ward immer unerträglicher; sie fühlten alle Drei, daß es unnütz sei und daß es, statt sie zusammen zu führen, sie von einander abziehe.

Frau Kastager, die jetzt gesund geworden und von all' dem Vorgefallenen unberührt geblieben war, obgleich sie von Allen am besten Bescheid wußte, weil man ihr Alles erzählt hatte, führte eines Tages ein langes Gespräch mit Frau Fönß, die froh war, Jemanden zu haben, der ruhig ihre Pläne für die Zukunft mit anhören wollte; und in diesem Gespräch schlug Frau Kastager vor, sie wolle die Kinder nach Nizza mitnehmen, Thorbrögger würde dann nach Avignon berufen, wo sie sich trauen ließen. Kastager könnte zurückbleiben und Zeuge dabei sein. Frau Fönß war einige Zeit unschlüssig, da es ihr nicht möglich war zu erfahren, was die Kinder darüber dächten; sie hatten, als es ihnen gesagt ward, es mit vernehmbarem Schweigen hingenommen, und als man eine Antwort von ihnen verlangte, hatten sie nur gesagt, daß sie sich selbstverständlich nach dem richten müßten, was sie bestimmen würde.

So geschah es denn, wie Frau Kastager vorgeschlagen hatte; sie nahm Abschied von den Kindern, welche abreisten, Thorbrögger kam und die Trauung ward vollzogen. Spanien ward ihre Heimath, Thorbrögger wählte dieses Land der Schafzucht wegen. Nach Dänemark wollte Keiner von ihnen. Und so lebten sie glücklich in Spanien.

Ein paar Mal schrieb sie an ihre Kinder; aber in dem ersten heftigen Zorn darüber, daß sie sie verlassen hatte, schickten sie die Briefe zurück. Später bereuten sie es wohl, aber sie konnten es nicht über sich gewinnen, dies ihr gegenüber einzugestehen und an sie zu schreiben, und jede Verbindung zwischen ihnen hatte dadurch aufgehört. Nur hin und wieder, auf Umwegen, hörten sie von einander.

Fünf Jahre lebten Thorbrögger und seine Gattin glücklich, dann erkrankte sie plötzlich. Es war eine rasch zehrende Krankheit, die unausbleiblich mit dem Tode enden mußte. Die Kräfte schwanden Stunde von Stunde, und eines Tages, als das Grab schon nicht mehr weit entfernt war, schrieb sie an ihre Kinder.

„Liebe Kinder!“ schrieb sie, „daß Ihr diesen Brief lesen werdet, weiß ich; denn er wird nicht zu Euch kommen, ehe ich todt bin. Seid unbesorgt, es bergen sich keine Vorwürfe in diesen Linien, könnte ich nur erreichen, daß sie

genug Liebe einschlössen! Wo Menschen lieben, Tage und Ellinor, liebe Ellinor, da muß immer derjenige sich demüthigen, der am meisten liebt, und deshalb komme ich noch einmal zu Euch, wie ich in Gedanken zu jeder Stunde des Tages, so lange ich kann, zu Euch kommen werde. Wenn man sterben soll, liebe Kinder, ist man so arm; ich bin so arm, weil diese ganze schöne Welt, die nun in so vielen Jahren meine reiche herrliche Heimath gewesen ist, von mir genommen werden soll, mein Stuhl soll leer stehen, die Thür soll hinter mir geschlossen werden, und ich soll nie mehr wieder hineintreten. Deshalb sehe ich Alles mit der Bitte in meinem Auge an, daß es mich lieb haben möge; deshalb komme ich und bitte Euch, daß Ihr mich liebt mit der ganzen Liebe, die Ihr mir einst gabt; denn merkt wohl, die Erinnerung ist das Einzige in der Menschenwelt, das mir von jetzt an gehören wird. Nur Erinnerung, und Nichts mehr.

„Ich habe niemals an Eurer Liebe gezweifelt, ich wußte wohl, es sei Eure große Liebe, die Euren großen Zorn hervorbrachte; hättet Ihr mich weniger geliebt, so würdet Ihr mich auch ruhiger haben gehen lassen. Und deshalb will ich Euch sagen, daß, wenn es eines Tages geschehen sollte, daß ein von Gram gebeugter Mann an Eure Thür käme, um mit Euch über mich zu sprechen, um Trost darin zu finden, so sollt Ihr eingedenk sein, daß, so wie er, mich Keiner geliebt hat, und daß all' das Glück, das von eines Menschen Herz ausstrahlen kann, von ihm zu mir gekommen ist. Und bald, in der letzten großen Stunde, wird er meine Hand halten, wenn das Dunkel kommt, und sein Wort wird das letzte sein, was ich höre ....

„Lebt wohl, ich sage es hier, aber es ist nicht das letzte Lebewohl an Euch, das will ich so spät sagen, wie ich es darf, und darin soll all' meine Liebe enthalten sein, und die Sehnsucht so vieler, vieler Jahre und Erinnerungen von der Zeit, wo ihr klein waret, und tausend Wünsche und tausendfacher Dank. Lebe wohl Tage, lebe wohl, Ellinor, lebet wohl bis zum letzten Lebewohl.

Eure Mutter."

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März 1883.

Wie in Zeiten politischer Windstille nahezu herkömmlich geworden, haben auch während der letzten Wochen die Ereignisse in Frankreich den Hauptgegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit gebildet. Die beiden Schwierigkeiten, um welche es sich während des Februarmonates gehandelt hatte, sind für den Augenblick beseitigt: das Geschick der orleanistischen Prätendenten (der einzigen, die zur Zeit in Betracht kommen) ist thatsächlich, wenn auch nicht rechtlich entschieden, und — Frankreich hat wieder eine Regierung. Es ist dabei geblieben, daß die beiden Factoren der Gesetzgebung sich über ein Prätendentengesetz nicht zu einigen vermochten, daß der Senat alle Versuche zu seiner Vergewaltigung zurückgewiesen und daß er dabei die große Mehrheit aller besonnenen Leute in Frankreich auf seiner Seite gehabt hat. Zu einem Aeußersten hat es die französische erste Kammer indessen nicht kommen lassen. Sie hat sich der vollendeten Thatsache, daß die Prinzen ihrer Commandos entkleidet wurden, gefügt und dadurch zu verstehen gegeben, daß die Erhaltung der bestehenden Ordnung auch für sie das oberste Gesetz, die oberste Rücksicht sei. Maßgebend ist dabei die Erwägung gewesen, daß dem Zustande der Regierungslosigkeit um jeden Preis ein Ende gemacht und noch einmal der Versuch angestellt werden müsse, auf dem einmal beschrittenen Wege vorwärts zu kommen. Freycinet's Weigerung, die Bildung eines Ministeriums zu übernehmen, hatte die verzweifelte Lage der republikanischen Sache so unwidersprechlich bescheinigt, daß ein Schlag gegen das Ministerium Ferry mit einem Schlage gegen die Republik selbst gleichbedeutend gewesen wäre. Die Verantwortung dafür konnte von einer Körperschaft nicht übernommen werden, die außer Stande war, ihrerseits eine Regierung zu bilden und die anerkennen mußte, daß unter den einmal gegebenen Verhältnissen der Zusammensturz der Republik nicht mit der Wiederherstellung der Monarchie, sondern mit dem Einbruch des Chaos gleichbedeutend sein würde.

Die Schwäche der neuen französischen Regierung ist zugleich ihre Stärke. Alle Parteien wissen, daß das Ministerium Ferry der letzte Pfeil ist, den die im Herbste des Jahres 1881 gewählte Volksvertretung überhaupt noch zu versenden hat. Das Bewußtsein, für den Fortbestand der gegenwärtigen Kammer unentbehrlich zu sein, hat den Herren Ferry und Genossen denn auch die Möglichkeit geboten, mit einer Zuversichtlichkeit aufzutreten, die den Vorgängern und Vorvorgängern der heutigen Machthaber vollständig gefehlt hatte. Mit verhältnißmäßig geringen Anstrengungen ist es der neuen Regierung gelungen, den ersten der auf ihrem Wege liegenden Steine vorläufig auf die Seite zu schieben. Herr Ferry hat die Kammer der Abgeordneten davon überzeugt, daß eine Revision der erst vor acht Jahren eingeführten Verfassung Tags nach einer schweren, länger als einen Monat andauernden Krisis ein Experiment auf Leben und Tod wäre, zu welchem eine dringende Veranlassung um so mehr fehle, als die öffentliche Meinung in Sachen der künftigen Stellung des Senates eine getheilte sei. Nicht ohne einen Anflug von Bosheit bemerkte der leitende Minister, daß von Unternehmungen so weittragender Art die Rede erst wieder werde sein können, wenn man es dazu gebracht haben werde, dieselbe Regierung mindestens sechzehn Monate lang zu conserviren. Das hat man denn auch da einsehen müssen, wo sonst auf Einsicht nicht zu rechnen war. Mit einer nicht ganz unansehnlichen Stimmenmehrheit hat die Kammer die von der Regierung vorgeschlagene Tagesordnung angenommen.

Ob diesem ersten Erfolge der Ferry und Genossen die Fortsetzung durch einen zweiten beschieden sein wird, ist einstweilen zweifelhaft. Die Regierung hat es offenbar darauf abgesehen, zunächst ihr Ansehen nach Außen zu befestigen und dadurch ein moralisches Uebergewicht zu erlangen, dessen Mangel für die Duclerc und Freycinet nur allzu verhängnißvoll gewesen ist. In Sachen Aegyptens vorwärts zu kommen, hat man begreiflicher Weise keine Aussicht mehr. Herr Challemel-Lacour (der im Herbst des Jahres 1870 die akademische mit der diplomatischen Laufbahn vertauschte, der er seitdem treu geblieben) ist von seiner Londoner Botschafterzeit her in England wohl bekannt, d. h. weder beliebt noch gefürchtet, und die Stellung, die das Ministerium Gladstone-Granville in Sachen Aegyptens eingenommen hat viel zu avancirt, als daß von einem Rückzuge die Rede sein könnte. Die Rechnungen auf einen solchen scheint man denn auch in Paris geschlossen zu haben. Als getreuer Schüler seines Meisters Gambetta ist Herr Ferry der Meinung, für die Freundschaft Englands sei kein Preis, auch nicht der der Auslieferung Aegyptens, zu hoch. Gelingt es, sich mit dem britischen Nachbar zu verständigen und will das gute Glück, daß der englische Radicalismus immer größeren Einfluß auf die Regierung der Königin gewinnt, so darf die Republik auf einen Alliirten hoffen, der sie bei der Ausführung weiter gehender Zukunftspläne wenigstens indirect unterstützen und durch seinen moralischen Einfluß dazu beitragen wird, Frankreich zum Oberhaupt der radicalen Elemente in den übrigen benachbarten Staaten zu machen. Und im Bunde mit diesen Elementen läßt sich vielleicht einmal der Siegeszug nach Straßburg antreten. Nach der Anschauung der richtigen Gambettisten ist ein einziger an die Landesgrenze Elsaß-Lothringens führender Schritt eben mehr werth, als das halbe Aegypten. So bald wird dieser Schritt freilich nicht gethan werden können. Das Emporkommen des Ministeriums Ferry-Challemel-Lacour ist in eine Periode unvergleichlich günstiger Beziehungen zwischen der deutschen und der britischen Regierung gefallen. Aus dem ersten Jahre seiner diesmaligen Ministerschaft weiß Mr. Gladstone so genau, was es mit einem feindseligen Gegensatz gegen den mächtigsten Staat des Continents und gegen den hervorragendsten Staatsmann des Jahrhunderts auf sich haben kann, daß er sicher keine Neigung verspüren wird, das Einvernehmen mit dem soliden, berechenbaren deutschen Reiche gegen eine französische Freundschaft einzutauschen, deren Träger morgen bei Seite geschoben werden und übermorgen zu Bonmots von vorgestern geworden sein können.

Unter den kleinen Sorgen, die Herrn Ferry's am häuslichen Herde harren, nehmen die Schulsorgen eine wichtige, wenn auch nicht die wichtigste Stelle ein. Noch ist es kein Jahr her, daß das berühmte Gesetz über das Volksschulwesen, welches den Namen des gegenwärtigen Premierministers trägt, zu Stande kam, und schon beginnt dasselbe auf Schwierigkeiten zu stoßen, die dem Ansehen seines Urhebers schweren Schaden bereiten können. Um überhaupt zu erreichen, daß die zur Durchführung des allgemeinen unentgeltlichen Volksunterrichtes nothwendigen Schulbauten vorgenommen und daß alle Dörfer und Weiler mit den erforderlichen Baulichkeiten versehen würden, hatte die Regierung sich entschließen müssen, einen zur Unterstützung der Gemeinden bestimmten Schulbaufonds im Betrage von 220 Millionen auszuwerfen und der Unterrichtsverwaltung zur Verfügung zu stellen. Aus den bekannten politischen Rücksichten, welche die seitdem am Ruder gewesenen Regierungen zu Gefälligkeiten gegen einflußreiche Deputirte und gewichtige Wahlkreise nöthigten, ist diese zur Vertheilung über sechs Jahre bestimmte Summe binnen ebenso vieler Monate ausgegeben, ein Supplementär-Credit von 120 Millionen bewilligt und pro futuro eine Forderung in der Höhe der bisherigen Bewilligungen als unvermeidlich bezeichnet worden. Und trotz dieser, der Sache des „obligatorischen, allgemeinen, unentgeltlichen und reinweltlichen" Volksunterrichtes staatsseitig gebrachten großen Opfer ist der französische Bauer undankbar genug, derselben im Herzen gram zu sein, bei der Anstellung von Lehrern nicht sowohl nach der Leistungsfähigkeit und „Gesinnung", als nach der Wohlfeilheit derselben zu fragen, die verpönten, aber „billigen" Congregationsmänner durch Hinterthüren einzuschmuggeln und der Verwaltung, die so großmüthig ge-

wesen ist, alle Macht und allen Einfluß in die Hände der localen, von den Gemeinden erwählten Schulcommissionen zu legen, Ungelegenheiten über Ungelegenheiten zu bereiten! Welche Verwirrung ist nicht allein in Sachen der Schulbücher eingerissen, deren Auswahl und Festsetzung man den Lehrerversammlungen der einzelnen Cantons überlassen hatte, um jeden Schein bureaukratischer Einmischungsgelüste in die Interna der „freien" Schule zu vermeiden! Mit löblichem radicalem Eifer haben die Herren Schulmeister nicht nur der größeren, sondern vielfach auch der kleineren Städte und des flachen Landes die famose „Instruction civique" des Gambettistischen Unterrichtsministers P. Bert, Bigot's „Petit Français", Bruyère's Kriegslieder und diesen verwandte Schöpfungen neufranzösischer Pädagogik eingeführt, um sich dadurch um die Republik und um die Regierung verdient zu machen. Diese Bücher (die die Kirche entweder ignoriren oder direct angreifen und an der Geistlichkeit kein gutes Haar lassen) sind im Januar d. J. auf den Index prohibitorum gesetzt und dadurch den Bauern noch verdächtiger gemacht worden, als sie es bereits waren. Die officielle Publication des betreffenden päpstlichen Erlasses hat die Regierung verboten, sie hat aber nicht verhindern können, daß die Pfarrer in ihrer Eigenschaft als erwählte Mitglieder der Schulcommissionen gegen den Gebrauch von der Kirche verurtheilter Schulbücher protestirten und daß sie mit ihren Protesten überall da Anklang fanden, wo nicht etwa radicale oder socialistische Stimmführer das Heft in die Hände bekommen hatten. Außerdem macht sich in höchst peinlicher Weise geltend, daß die Schulcommissionen als erste und letzte Instanzen in Fragen der Ausführung und Auslegung des Gesetzes mit außerordentlicher Willkür verfahren, daß sie hier die Zahl der Unterrichtsstunden herabdrücken, dort in leichtsinnigster Weise von der Verpflichtung zum Schulbesuch dispensiren u. s. w. Daß diese Verwirrung nicht die einzige ist, welche durch die unaufhörlichen Regierungsveränderungen herbeigeführt worden, haben die Vertreter des Pariser Handelsstandes ihrer Zeit dem Präsidenten der Republik mit der gehörigen Deutlichkeit gesagt. Was etwa noch zu sagen übrig geblieben, wird der Regierung, wenn nicht früher, am 18. März bei Gelegenheit der angekündigten großen Versammlung der unbeschäftigten Pariser Arbeiter zu Gehör gebracht werden. Der von Leroy-Beaulieu bereits vor Monaten vorausgesagte Rückgang der Pariser Industrie und namentlich des Baugewerbes ist mit einer Plötzlichkeit hereingebrochen, an welcher die durch die politischen Vorgänge herbeigeführte Verstimmung der Börse einen gewissen Antheil gehabt haben mag und die begreiflich erscheinen läßt, daß die Massen alle Schuld auf die Regierung bezw. die Regierungslosigkeit werfen, von welcher sie wochenlang täglich und stündlich haben reden hören.

Der Eindruck, daß Erlebnisse von der Tragweite derjenigen, welche während des Februar 1883 über Frankreich hinweggegangen sind, so leicht nicht verwunden werden können und daß die momentan eingetretene Ruhepause noch keine Wiederherstellung geordneter Verhältnisse bedeute, hat man nicht nur bei uns in Deutschland, sondern allenthalben in Europa gehabt. Höchst significant ist in dieser Rücksicht ein Artikel des Hauptorgans der russischen Presse, der Katkow'schen „Mosk. Zeitg.", über die russisch-französischen Beziehungen gewesen. Dem einst so viel umworbenen „natürlichen Verbündeten Rußlands" wird in aller Form der Scheidebrief gegeben und der bekannte Napoleonische Ausspruch von der Unzweckmäßigkeit mit „Cadavern" abgeschlossener Allianceu in neue Form gegossen. Es mag dahingestellt sein, ob diese Moskauer Kundgebung wörtlich zu nehmen ist und ob sie mehr als eine der vielen Phasen bedeutet, welche Herr M. N. Katkow während seiner vieljährigen publicistischen Thätigkeit durchzumachen gehabt hat. Daß der einstige Hauptgegner des Deutschen Reichs heute den Lobredner desselben spielt, will am Ende nicht mehr bedeuten, als daß der frühere Schwärmer für britisches Selfgovernment und Decentralisation zum Fanatiker des Absolutismus, — der Zweifler an der Lebensfähigkeit des ungetheilten Gemeindebesitzes zum Vertheidiger dieses „Urphänomens" national-russischer Entwickelung geworden ist! Im Uebrigen legen die in Rußland Mode gewordenen absprechenden Urtheile über Frankreich deutschen Zeugen derselben unwillkürlich den Gedanken nahe,

daß die gegenwärtige Lage der großen Monarchie des Ostens der durch die Einsetzung des Ministeriums Ferry geschaffenen Situation in Frankreich gar nicht so unähnlich sieht, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Hüben wie drüben ist auf eine Zeit krankhafter Erregung der Gemüther eine Ruhepause gefolgt, für deren Dauer alle Bürgschaften fehlen. Augenblicklich ist Rußland ausschließlich mit Vorbereitungen auf die Krönung seines Kaisers beschäftigt, und weil man über diese nicht hinausdenkt, thut man, als ob mit der Erreichung dieses Zieles bereits ein Abschluß der Phase gewonnen sein würde, welche durch die Ereignisse der Jahre 1877 und 1878 eingeleitet worden war. Alles, was sonst die Gemüther beschäftigte, ist seit Erlaß des Krönungsmanifestes vollständig in den Hintergrund getreten. Von den Arbeiten, welche die verschiedenen unter der Verwaltung Ignatieff's niedergesetzten Reformcommissionen in Angriff nehmen sollten, ist ebenso wenig zu hören, wie von der wiederholt angekündigten Umgestaltung des Finanzwesens; die im Herbst v. J. so schwungvoll in Scene gesetzte nationale Propaganda unter dem lettisch-estnischen Landvolk der Ostseeprovinzen scheint in Stillstand gekommen zu sein, die Nihilistenfurcht hat sich gelegt, die Unterdrückung des einflußreichsten Organs der St. Petersburger Presse, des „Golos", ist beinahe spurlos vorübergegangen und der Inhalt dessen, was die Zeitungsblätter des ausgedehntesten Staates der Erde zu berichten haben, reducirt sich seit Wochen auf Bulletins über die Festvorbereitungen, mit denen Hof, Adel und Städte einander zu überbieten versuchen. Die Hingabe an augenblickliche Stimmungen gehört einmal zur Signatur der slavischen Art und auf die Frage, was denn anders und besser geworden sein werde, wenn der Krönungsact glücklich vollzogen worden, fehlt jede Antwort, weil Niemand diese Frage aufzuwerfen für nöthig hält. Man läßt sich daran genügen, daß der Hof wieder in der Residenzstadt sein Hauptquartier aufgeschlagen, daß er seine Rückkehr mit einer Reihe glänzender Feste gefeiert hat und daß der moralische Eindruck der Ankündigung der Kaiserkrönung stark genug gewesen ist, um eine Besserung des Coursstandes der Valuta herbeizuführen, der sich von 197 auf 204 bis 205 (etwas mehr als zwei Drittheile des Nominalwerthes) gehoben hat. Daß an den Vorgängen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik kaum der nothdürftigste Antheil genommen wird, versteht sich von selbst, wo alle Gedanken auf einen Punkt gerichtet, alle Sorgen, Kämpfe und Parteiungen bis zur Erreichung desselben vertagt sind. Wenn dieser Punkt erreicht und die Reaction auf die heutigen Stimmungen eingetreten sein wird, wird man sich dieser ebenso bedingungslos in die Arme werfen: bis es dazu gekommen, will man Ruhe haben und wird man Ruhe haben! „Nous dansons sur un volcan, — mais nous dansons pourtant" soll ein sogenannter geistreicher Witzbold des Newski Prospect bei Gelegenheit des ersten Hofballes gesagt haben.

Für die Energie des russischen Ruhebedürfnisses spricht es, daß die russischen Dependenzen auf der Balkanhalbinsel weniger denn seit Monaten von sich reden gemacht haben. In Bulgarien fristen die überkommenen Zustände sich einstweilen weiter und werden umfassende Eisenbahnbauten (von Sofia an die Seeküste und nach Ostrumelien) projectirt, Ostrumelien hat den Aerger darüber, daß der Sultan von seinem Souveränitätsrechte Gebrauch gemacht und gegen das von der Provinzialversammlung votirte, eine Herabsetzung des Tributs einschließende Budget Einspruch erhoben hat, verwinden müssen — die griechisch-türkische Grenzregulirung ist endlich zum Abschluß gekommen und die neuen an die Pforte gerichteten Grenzforderungen Montenegros stören die Ruhe der Welt ebenso wenig wie die Verhandlungen über den zu ernennenden Gouverneur des Libanon oder die kirchlichen Streitigkeiten in Bulgarien und dem Königreich Serbien. Die Arbeiten der Donauconferenz sind ziemlich geräuschlos abgewickelt worden, und obgleich die Beschlüsse der Conferenz noch nicht formell publicirt worden sind, liegen über alle wesentlichen Punkte Feststellungen vor, welche das Resultat unzweifelhaft erscheinen lassen. „Die Jurisdiction der neu bestätigten europäischen Commission, deren Vollmachten auf fünfzehn Jahre ausgestellt worden sind, soll von Galatz nach Braila ausgedehnt werden, um dieselbe in den Stand zu setzen, den maritimen Theil des Verkehrs zu überwachen. Die Conferenz

modificirte den Barrère'schen Vorschlag für die Regelung der Schiffahrt von Braila nach dem eisernen Thor dahin, daß die Schiffahrt auf dieser Strecke künftig einer gemischten Commission unterstellt sein soll, die permanent aus Vertretern Oesterreichs, Serbiens, Bulgariens und Rumäniens, und einem Delegirten der europäischen Commission, in alphabetischer Reihenfolge alle Mächte mit Ausnahme von Oesterreich und Rumänien repräsentirend, zusammengesetzt sein wird. Jeder dieser Delegirten wird sein Amt für eine Frist von sechs Monaten bekleiden, die Commission selbst (gleich der europäischen) fünfzehn Jahre lang fungiren. Das Abkommen betreffend das Verhältniß der „europäischen" zur gemischten Commission ist von der Conferenz aus Rücksicht gegen die Einwendungen, welche von Rumänien gegen das Project Barrère erhoben worden, weil dasselbe Oesterreich eine Doppelstimme in dieser Kommission gab, vereinbart worden. In Betreff der russischen Vorarbeiten für die Eröffnung der Schiffahrt des Kilia-Armes willigte Rußland darin, seine Operationen für diesen Zweck auf denjenigen Arm der Donau, der ganz durch russisches Gebiet läuft, zu beschränken." — Was an dieser officiösen Version unklar bleibt, ist die rücksichtlich des Kilia-Armes vereinbarte Formel. Die erwähnten Unterabtheilungen dieses Armes sind unseres Wissens neue, ad hoc gemachte Entdeckungen, über welche die landläufigen Karten und Handbücher keine Auskunft geben. Constatiren können wir nur, daß die Russen thun, als hätten sie in dem entscheidenden Punkte ihren Willen vollständig durchgesetzt. Derselben Ansicht scheint Hobart Pascha zu sein, der seine bezügliche Meinung in einem von der „Times" veröffentlichten Schreiben ausführlich dargelegt hat und nachzuweisen versucht, daß der Beherrscher des nördlichen Donau-Armes in der Lage sein würde, mit verhältnißmäßig geringen Aufwendungen ein Fahrwasser zu gewinnen, das jede Concurrenz der übrigen Arme unmöglich machen würde.

Die Theilnahme, welche die österreichisch-ungarischen Parlamentsverhandlungen der letzten Wochen erregt haben, ist nicht sowohl auf das — abermals mit einem Deficit schließende — Reichsbudget, als auf die Schulangelegenheiten gerichtet gewesen, welche auf beiden Seiten der Leitha erörtert wurden. Die Unmöglichkeit, ein Volksschulgesetz, das achtjährigen Schulbesuch vorschreibt, in einem Staate von der Buntscheckigkeit des österreichischen gleichmäßig durchzusetzen und an halbwilde Crivoscianer, tyroler Bergbewohner, ruthenische und rumänische Bauern Forderungen zu stellen, deren Maß nach den Bildungs-Bedürfnissen der Bürger oberösterreichischer und böhmischer Städte normirt worden ist, — hat für unbefangene Beobachter längst festgestanden. Die Frage konnte nur sein, ob man die unter den gegebenen Verhältnissen unvermeidlichen Abweichungen von der Strenge des Gesetzes, öffentlich und auf legislativem Wege sanctioniren oder in der Stille dulden wollte. Die Regierung hat sich im ersteren Sinne entschieden und die Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaften dafür erlangt, daß Schülern, welche sechs Schuljahre hinter sich hätten, bezüglich der beiden letzten Jahre Dispense im Sinne der Beschränkung auf halbtägigen Schulbesuch ertheilt werden dürfen. Außerdem ist festgesetzt worden, daß die Leiter von Volksschulen dem religiösen Bekenntniß der Mehrzahl ihrer Schüler angehören sollen. — Der Widerspruch, den die liberale Partei gegen dieses Zugeständniß an einen lang gehegten, an und für sich begreiflichen Wunsch des Clerus erhob, wurde durch einen besonderen, in der That höchst charakteristischen Umstand verschärft. Auf Galizien, wo die Begriffe „Pole" und „Katholik" längst gleichbedeutend geworden sind, soll der neue Gesetzesparagraph keine Anwendung erhalten, — weil das katholische Polenthum nicht darauf verzichten will, die der unirten Kirche angehörigen Ruthenen durch katholische Schulmeister im polnischen Sinne zu beeinflussen. Da die polnische Reichsraths-Fraction das Zünglein auf der Wage des heutigen westösterreichischen Parlamentarismus bedeutet und da des Grafen Taaffe einflußreichster College, der Finanzminister Dunajewski, Pole ist, hat die in Galizien herrschende Nationalität auch in diesem Falle ihren Willen durchgesetzt — und das in demselben Augenblicke, wo in der östlichen Hälfte der Monarchie das gute Recht der Siebenbürger Sachsen — der treuesten Anhänger des altösterreichischen Staats-

gedankens jenseit der Leitha — der ungarischen Staatseinheit und dem magyarischen Nationalitätsfanatismus bedingungslos geopfert werden soll. Das noch vor dreißig Jahren maßgebend gewesene deutsche Element in den ungarischen Städten ist längst magyarisirt worden, weil es ihm an dem gehörigen Rückgrat gebrach, — jetzt ist die Reihe an die „sächsische Nations-Universität", die seit sieben Jahrhunderten bestehende, staatsrechtlich anerkannte Vertretung der deutschen Gemeinden Siebenbürgens gekommen! Der evangelischen Kirche soll die Verwaltung des Schulwesens entzogen, von den künftig anzustellenden Lehrern die Kenntniß der magyarischen Sprache verlangt und ein Prüfungswesen eingeführt werden, welches allen Einfluß den Commissarien des Staates, d. h. Magyaren, in die Hände legt. Natürlich sind die Forderungen großmagyarischer Uniformitäts-Politik mit den herkömmlichen Phrasen von Unveräußerlichkeit staatlicher Souveränitäts- und Oberaufsichtsrechte, unberechtigten Ansprüchen des evangelischen Kirchenthums u. s. w. reich verbrämt und dem Zeitgeschmack mundgerecht gemacht worden. Daß es für den in Pesth versammelten Reichstag dieses Aufputzes nicht bedurft hat und daß das Urtheil dieser Körperschaft gesprochen war, bevor mit einer Prüfung der Acten auch nur der Anfang gemacht worden, haben die vom 5. bis 9. März d. J. geführten Verhandlungen deutlich bezeugt. Herodes und Pilatus, — Linke und Rechte waren darüber einig, daß die bedingungslose Ausdehnung des neuen Mittelschulgesetzes auf den sächsischen Königsboden ein dringendes Gebot der nationalen Politik, des Rechtes und der zeitgemäß erleuchteten Vernunft sei. Wie vorauszusehen war, haben die wohlgemeinten, aber politisch höchst unzweckmäßigen Interventionsversuche des deutschen Schulvereins in das magyarische Feuer ein Oel gegossen, das besser gespart geblieben wäre. Am Ungeberdigsten zeigten sich natürlich die Herren der äußersten Linken, aus deren Reihen offen bekannt wurde, daß nach dereinstiger Herstellung der gewünschten vollständigen Unabhängigkeit Ungarns, mit den deutschen Bewohnern Siebenbürgens kurzer Proceß gemacht und der „Staatseinheit" mit wirksameren, als den bisher angewendeten Mitteln zu ihrem Rechte verholfen werden würde. — Und das ist in dem Vaterland Deák's, im Schoße der Vertretung desselben Volks geschehen, das den Kampf für sein Volksthum auf geschichtlichem Boden geführt haben will, und dem wir Jahrzehnte lang geglaubt haben, daß es für die Idee der politischen Rechtscontinuität ein lebhafteres Gefühl, ein feineres Verständniß besitze, als irgend eine andere europäische Race!

Das wichtigste Ereigniß des deutschen öffentlichen Lebens der letzten Wochen ist die endlich erfolgte Einigung über die Aufhebung der beiden untersten Stufen der preußischen Klassensteuer gewesen. An dem Verhältniß der Regierung zu den Parteien ist durch die Erreichung dieser ersten Etappe der Steuerreform ebenso wenig geändert worden, wie an den gegenseitigen Beziehungen der Fractionen, und wesentlich auf diesen Umstand dürfte es zurückzuführen sein, daß das bedeutsamste Resultat der politischen Arbeit unserer jüngsten Vergangenheit an der Mehrheit der Bevölkerung vorüber gegangen ist, ohne sichtbare Spuren zu hinterlassen. Auch da, wo man der Wichtigkeit der beschlossenen steuerpolitischen Maßregel gerecht zu werden gewußt hat, prävalirt zur Zeit die Empfindung, daß die folgenreichste aller ausstehenden Entscheidungen weder auf dem finanziellen, noch überhaupt auf dem parlamentarischen Gebiete liegt und daß erst das Ergebniß der zwischen der preußischen Regierung und der römischen Curie geführten Verhandlungen der neuesten Phase unserer Entwickelung die Signatur aufdrücken und die Stellung der Regierung zu den Parteien klar stellen werde. An Conjuncturen über das, was zu erwarten steht, hat es ebenso wenig gefehlt, wie an sog. „Anhaltspunkten" für die politische Wahrscheinlichkeitsberechnung. Je nach Interesse und Neigung hat man dabei an den Verlauf des letzten im Vatican abgehaltenen Consistoriums, an die Stellung, welche die Centrumspartei bei den letzten Berathungen über den Cultus und Unterrichts-Etat einnahm oder an das, was man von der allgemeinen Weltlage zu wissen glaubte, Vermuthungen geknüpft, — festen Boden für dieselben aber nicht zu gewinnen vermocht. Daß für definitive Entschließungen der Curie der Augenblick gekommen ist und daß jeder Versuch, diese Entschließungen hinaus-

zuschieben; für seinen Urheber verhängnißvoll werden könnte, wissen freilich alle Betheiligten. Sie wissen ebenso, daß eine Verständigung mit der mächtigsten Regierung des germanischen Europa's dem Oberhaupt der katholischen Kirche jetzt von verdoppeltem Werthe sein müßte, wo die romanische Welt in ein Siechthum verfallen ist, dessen Ende sich nicht absehen läßt. Die Ordnungen des heutigen Frankreichs werden mühsam über Wasser gehalten, Spanien und Italien kommen aus dem revolutionären Fieberzustande nicht mehr heraus und daß die Tage kirchlicher Allmacht unter den celtischen Bewohnern Irlands ihrem Ende entgegengehen, haben die in Veranlassung des Dubliner Mordprocesses gemachten Entdeckungen mit einer Deutlichkeit gezeigt, die freilich längst aufgehört hat, überraschend genannt werden zu können. Neben der Gewalt, wie die Landliga sie an sich gerissen, scheinen die, für das irische Volk sonst maßgebend gewesenen Mächte gar nicht mehr in Betracht zu kommen. Verglichen mit den Zerstörungen, welche der Revolutionsgeist in diesen par excellence katholischen Ländern angerichtet hat, nehmen die „Diocletianischen" Kirchenzustände in den katholischen Provinzen Preußens sich so tröstlich aus, daß man meinen sollte, die Rücksicht auf die Erhaltung eines so werthvollen Besitzstandes müsse im Vatican schwerer wiegen, als die Summe aller entgegenstehenden Erwägungen!

Auf der Todtenliste der letzten Wochen figuriren neben dem bedeutendsten deutschen Musiker des letzten Jahrzehnts die Namen zweier ihrer Zeit vielgenannten Russen. Fünfundachtzig Jahre alt hat der ehemalige russische Reichskanzler Fürst Gortschakow sein Leben beschlossen, und zwei Tage später wurde der Selbstmord des ehemaligen Ministers des Innern (1879—1880), späteren Ministers der Post und der „ausländischen" Cultusangelegenheiten Makow aus St. Petersberg gemeldet. — Selten ist ein Lebensgang, der ruhmreiche und bedeutende Momente aufzuweisen gehabt, so unrühmlich beschlossen worden, wie derjenige Gortschakow's. Politisch war der Mann, der fünfundzwanzig Jahre lang der Leiter der diplomatischen Geschicke Rußlands gewesen war, bereits seit dem Jahre 1878 unmöglich geworden, wo sich der Thorheit von San Stefano eine ganze Zahl in Berlin begangener, von schnödester Eitelkeit dictirter Thorheiten angereiht hatte, — was seitdem über des Achtzigjährigen Privatleben bekannt geworden war, hat durch die das Ableben des hochbetagten Greises begleitenden Umstände eine überaus peinliche Bestätigung gefunden und zu noch peinlicheren Vergleichungen mit dem Tode eines anderen gefeierten Russen, des General Skobelew, Veranlassung gegeben. — Die für den Ausgang des unglücklichen Staatssecretärs Makow bestimmend gewesenen Verhältnisse harren noch der Aufklärung. Bezeichnend genug erscheint es, daß man in Petersburg sofort mit Andeutungen über angeblich entdeckte Unregelmäßigkeiten in der früheren Amtsführung dieses hohen Staatsbeamten bei der Hand gewesen, der die Stellung eines Ministers des Innern eigentlich nur dem Namen nach bekleidet und Zeit seines Lebens den Ruf eines unbedeutenden, aber fleißigen und ehrlichen Mannes genossen hatte. Drei Monate nachdem Makow an Stelle Timaschew's Minister des Innern geworden war, im April 1879, erfolgte die Errichtung der sechs interimistischen Generalgouvernements, welche für den Minister so gut wie Nichts übrig ließen, und ein Jahr später trat die von Loris-Melikow geleitete höchste Regierungscommission in's Leben, welche den vollen Rest der dem Chef der inneren Verwaltung verbliebenen Functionen auf den sog. Dictator übertrug. Als Herr Makow dem Grafen Loris-Melikow im August 1880 auch der Form nach Platz machte, konnte ihm Nichts weiter nachgerühmt werden, als daß er sich in die Umstände zu fügen gewußt habe, und daß er die mittelbare Ursache zum Sturze Tolstoy's, des verhaßten Unterrichtsministers (desselben, der im Mai 1882 Ignatjew's Nachfolger wurde), gewesen sei. Auf die Frage, wie ein Mann von so bescheidenen Antecedenzien bei einem tragischen Ende angelangt ist, fehlt bis jetzt jede Antwort.

Kunst und Kunstgeschichte.

Die vergangene Festzeit hat eine Reihe neuer Bildnisse des Kronprinzen gebracht. Den ersten Preis darunter möchten wir dem Kupferstiche geben, der nach einer, wie wir hören, für diese Arbeit besonders angefertigten Grisaille von Angeli gearbeitet worden ist: wir kennen kein besser wirkendes Porträt des Kronprinzen und freuen uns, nicht nur über Haltung und Aehnlichkeit und was sonst in dieser Richtung liegt, dem Maler Schmeichelhaftes sagen zu dürfen, sondern bewundern insbesondere das vom Stecher dafür Gethane, der den uns unbekannten Namen Lindner trägt. Sein Blatt ist eine in ihrer Art vorzügliche Leistung.

Angeli's Porträts haben zuweilen, nicht den Fehler, aber die Eigenschaft, daß zu viel Liebenswürdigkeit zur Erscheinung kommt. Bei Damen wird Niemand an diesem Zusatze etwas zu tadeln finden, denn Güte, die aus einem Frauenantlitz leuchtet, wird immer mehr geschätzt als Charakter, und dem Maler ist nicht zu verdenken, wenn er die erstere da als sanfte Zugabe einfließen läßt, wo der letztere ohne sie sich zu stark vielleicht geltend machen würde. Frauen müssen uns aus ihren Bildnissen immer freundlich anblicken und sogar ein Lächeln dürfte da den Lippen angeheuchelt werden, das im gewöhnlichen Hausgebrauche vielleicht selten vorkommt. Ein Frauenporträt muß diesen Sonnenblick als gewöhnliches beständiges Wetter haben. Bei Männern dagegen sind die Momente, wo sie speciell gütig erscheinen, doch nur Momente, die, als Allgemeinausdruck festgehalten, nur selten das Richtige geben. Neben unserem Kupferstiche sehen wir an den Schaufenstern jetzt die große Photographie eines anderen Porträts des Kronprinzen von Angeli, das unserer Meinung nach die Vorzüge, die dem Kupferstiche eigen sind, nicht in gleichem Maße besitzt. Für diesen hat Angeli eine vorzügliche Vorlage geschaffen. Die Modellirung des Kopfes ist ausgezeichnet. Der Ausdruck vortrefflich. Männlicher Ernst, der das Leben kennt, und ein ruhiger unverzagter Blick, der unter allen Umständen an den guten Willen der Schicksalsmächte glaubt, dringen aus diesen Augen in die unserigen. —

Wenn heute Porträts gemalt werden, ist nicht die Absicht, den Menschen so darzustellen, wie er in einem indifferenten Augenblicke etwa am Fenster steht und nach den Wolken sieht. In früheren Jahrhunderten ist so gemalt worden. Die germanischen und italienischen Maler bis in's 16. Jahrhundert legen keinen besonderen Gedanken in ein Antlitz und eine Gestalt: so ein Mann und so eine Frau sehen uns an und sagen nicht mehr oder weniger als was auf der Tafel zuweilen neben Namen und Jahreszahl steht: so war ich in gestalt, da ich war so und soviel Jahre alt. Fehler, Schiefheiten u. dergl. werden treulichst reproducirt, als zum körperlichen Inventar gehörig. So haben Raphael und Holbein und Dürer noch Porträt gemalt. Maddalena Doni und ihr Mann blicken uns entgegen, als wollten sie sagen, es kommt uns nicht darauf an, ob der, der unsere Bilder betrachtet, uns für schön oder häßlich, angenehm oder unangenehm hält.

Weiter sind, bis tief in's 16. Jahrhundert hinein, die Florentiner Meister selten gegangen, als Herr oder Dame so darzustellen, wie sie sich bei scharfer Beobachtung und ohne allzugroße Eitelkeit etwa selber im Spiegel erschienen. So hat Bronzino z. B. gemalt: seine Porträts geben den Menschen allerdings aber auch manchmal schon so, wie er Feiertags aussieht. Die offenbare Schmeichelei haben erst die Venetianer aufgebracht. Tizian, der sich reich und gesund und lebenskräftig fühlte, gibt seinen Porträtkunden jedem etwas ab vom eigenen Ueberflusse. Er weiß den Leuten außerdem die kostbaren Stoffe und Kleinodien auf den Leib zu malen, als hätten sie noch Kisten und Kästen voll davon im Hause. Franz I. hätte von Raphael porträtirt weniger gut ausgesehen, als in dem heroischen Profil, das Tizian unbedenklich ihm verliehen hat. Raphael ging strenger zu Werke. Sein Giulio II. und Leo X. sind zwar auch Charakterporträts und beim letzteren ist wohl manches gemildert oder blieb fortgelassen; dennoch flößen die Werke nicht das Gefühl ein, als hätte Raphael den Auftrag gehabt, diese Päpste als imponirende Beherrscher der Christenheit zu malen, sondern als hätten die Porträts beide zeigen sollen wie sie waren. Da vergleiche man, was Tizian aus den hideusen Zügen Paul's des Dritten gemacht hat. Noch unverschämter hat G. della Porta dieses diabolische Gesicht in heroische markige Formen umgegossen. Bernini war der grandiose Schmeichler der großen Herren des 17. Jahrhunderts. Seine Büste Ludwig's XIV. zeigt den jungen König, der allerdings ein schöner Mann gewesen sein muß, als le plus grand prince de l'Univers. Rubens aber hat den Ton doch eigentlich erst angegeben, in dem das Jahrhundert, in dem er lebte, sich am liebsten künstlerisch reproduciren sah. Rubens und seine Schüler malten jeden adligen Herrn, als habe er einen Palast mit 20 Pferden darin, jeden Krieger als siegreichen Feldherrn, Jedermann ohne Unterschied als sei er gesund und habe den besten Appetit, wie Rubens selber ohne Zweifel hatte, und jede Frau, Rubens' eigne voran, als frisch und behaglich und von unverwüstlicher Jugendkraft erfüllt. Und so haben um Rubens herum und nach ihm eine Reihe vorzüglicher Meister die Menschen ihres Zeitalters dargestellt: Porträts, die uns mit einem Gefühl von Solidität und Derbheit und Tüchtigkeit erfüllen. Glaubten wir ihnen, so wäre das Jahrhundert, das von dem unverlöschlichen Flackerlichte der Fackeln des 30jährigen Krieges so trübes Licht empfängt, vielmehr in allen Ländern das der Ruhe und wohlhabenden Behaglichkeit gewesen.

Eine neue Phase der Wiedergabe menschlicher Existenz im Bildniß trat ein, als die Franzosen sich zu maßgebenden Arrangeuren des äußerlichen Lebens in Europa machten. Jetzt wurde der Parfüm der intimeren Vornehmigkeit unter die Farben gerieben, durch den Jeder, der sich malen ließ, ohne Weiteres um eine Stufe auf der gesellschaftlichen Adelsscala höher befördert wurde. In dieser Schule lernte in der Folge die gesammte europäische Malerschaft und so wird besonders auch heute wieder porträtirt, wo man sich zu den Künsten des vorigen Jahrhunderts gern zurückwendet, so weit man es eben im Stande ist. Zu Anfang des unsrigen freilich, als die politische und moralische Welt sich von Grund aus erneuern zu wollen schien, suchte eine kleine Schaar begeisterter selbständiger Künstler, die auf den Geschmack des großen Publicums aber niemals Einfluß hatten, im Sinne edler Einfalt die Menschen wieder gewissenhaft so darzustellen, wie sie aussahen, konnten damit aber nicht durchdringen. Kein Porträtmaler von heute münzt mehr reines Gold, Jeder hat seine Legirung. Der Eine hat es heraus, seinen Herrn etwas Martialisches in die Haltung einfließen zu lassen und simplen Partikuliers die gedankenumspielte Stirne des Staatsmannes zuzulegen. Andere lassen ihre Damen in der chargirten Eleganz der Lustspielbühne auftreten. Dies die gröberen Zusätze; es gibt deren aber sehr feine, unmerkliche. Unsere Künstler sind bei diesen verklärenden Auffassungen im Einverständnisse mit den Wünschen des Publicums, das wiederum in seinem Rechte ist, wenn es auf einem Porträt in seinen besten Momenten dargestellt sein will, um wenigstens in effigie die Vortheile zu besitzen, die das Leben manchmal versagt. Wie wenig mit der bloßen Treue gedient sei, zeigen die Photographien. Durch allerlei Mittel

der Beleuchtung und durch geschickte Retouchen weiß man auch hier an Stelle der Wirklichkeit einen künstlerisch künstlich arrangirten Schatten zu setzen, der den Wünschen des Originales gerecht wird. Und auch hieraus wäre Niemandem ein Vorwurf zu machen: Rembrandt hat seiner Zeit durch Beleuchtungseffecte außerordentlicher Art die Physiognomien, die er als gemaltes, radirtes oder gezeichnetes Porträt verewigte, sehr erfreulich zu erhöhen getrachtet. Den Blicken anderer gewöhnlicher Sterblichen würde keine dieser Persönlichkeiten so erschienen sein, als ihm. Der Mensch hat Höhenpunkte im Dasein. Ein junges Mädchen sieht an seinem Hochzeitstage anders aus als an anderen: warum soll dieser Schimmer nicht in einem Porträt festgehalten werden? Vielleicht, daß dieser eine Tag der einzige wirklich reale eines Lebens ist, während alle andern, vorher und nachher, nicht das wahre Dasein des Menschen zur Erscheinung kommen lassen.

Die Berechtigung also, eine Legirung vorzunehmen, sei anerkannt. Die Frage bleibt nur: welche? Privatleute werden sich gern mit derjenigen begnügen, die der Maler oder erfahrene Photograph als die angemessenste ihnen einfach octroyirt. Wie aber sind Persönlichkeiten im Porträt aufzufassen, die an der Spitze der Dinge stehen und deren Züge Jedermann kennt? Hier findet sich, daß meist die Unmöglichkeit vorliegt, etwas zu schaffen, das allgemeine Befriedigung erweckt. Von Goethe's sämmtlichen Porträts, und wir kennen deren eine lange Reihe, zeigt nicht ein einziges den Mann so, daß wir die Ueberzeugung hätten, er sei tagtäglich oder auch an seinen besten Tagen so gewesen. Wir sahen ihn ja niemals selber von Angesicht, aber wir erkennen in den Gemälden die Zuthaten der Künstler. Rauch's Büste ist wohl die beste von allen diesen Arbeiten, aber auch sie verräth des Bildhauers Studium der Antike und erfüllt uns nicht mit absolutem Vertrauen. Erstaunlich sind die Versuche, unsere heutigen Männer ersten Ranges im Kunstwerke zu reproduciren. Alle Porträts des Fürsten Bismarck leiden an dieser oder jener „Auffassung". Graf Moltke's Büste von Begas ist ein Meisterwerk, enthält aber fast zuviel Detail. Sie ist zu fein, mit zu intimen Details ausgestattet, um als Volksgabe die rechte Wirkung zu thun. Große Männer sollen im Porträt nicht dargestellt werden, wie sie sich Abends bei künstlichem Lichte zuweilen ganz in der Nähe beobachten lassen, sondern wie sie bei freiem Tageslichte in einer gewissen Entfernung erscheinen. Man sehe, wie kunstvoll Canova einst Napoleon's Antlitz auf die einfachsten Elemente reducirte: so prägte sich sein Bild den Völkern ein, während das mit specieller Aehnlichkeit überhäufte kolossale Antlitz Papst Clemens XIII. keine Erinnerung zurückläßt. Von Friedrich dem Großen haben wir kein ebenbürtiges Porträt: der heutige historische Typus des Königs ist eine moderne Schöpfung. Dagegen hatte der Große Kurfürst in Schlüter den rechten Mann getroffen. Der Kopf seines Denkmals, wie zumal im Gypsabgusse prachtvoll hervortritt, ist ein glänzendes Zeugniß für das, was die Kunst des vorigen Jahrhunderts noch vermochte. Hier ist nichts von individuellem Detail und doch volle Aehnlichkeit.

Eines der letzten Mittel, diese Verbindung des Allgemeinen mit dem Individuellen zu geben, war der monumentale Kupferstich, den wir in Frankreich unter Ludwig XIV. aufkommen sehen. Die Bemühungen des Königs, eine nationale Kunst zu schaffen, haben mehr für den Kupferstich als für die Malerei gewirkt. Der monumentale, oder sagen wir besser: der heroische Kupferstich ist der eigentliche Träger des französischen Porträts im 17. Jahrhundert. Eine Höhe ward hier erreicht, die Staunen erregt. Die Männer, denen Frankreich seinen Ruhm von damals verdankt, stehen uns unwillkürlich in diesen Stichen vor Augen, wenn wir ihrer gedenken. Diese Kunst hat sich bis zum Kaiserreiche fortentwickelt, wo die in Paris zusammenströmenden Meisterwerke des Napoleonischen Museums den Kupferstich zu den höchsten Anstrengungen vermochten. Dann aber kam ein Ende, kein plötzliches, aber ein Ende. Denn auch die Epigonen hörten allmälig auf und heute vermag Niemand mehr zu arbeiten wie jene Meister. Mandel war ein ausgezeichneter Kupferstecher, monumental aber wirkt keins seiner Blätter. Seine Arbeiten müssen in der Nähe gesehen werden —

Vergleichen ist die bequemste Art, Fehler und Vorzüge in's Licht zu setzen. Vor längerer Zeit schon sind die Bildnisse des Kronprinzen und seiner Gemahlin von F. Weber in Basel gestochen worden. Weber hatte, wie Lindner, die Absicht und Aufgabe, etwas zu schaffen, das wirksam wäre. Seine Bemühungen waren insofern von Erfolg gekrönt, als seine Arbeit Anerkennung und Verbreitung gewann. Der Entscheid, ob die Porträts ähnlich oder unähnlich waren, wäre heute gleichgültig, aber interessant ist es, die Mittel zu vergleichen, mit denen Weber und Lindner ihr Ziel zu erreichen bestrebt gewesen sind.

Weber hatte bei den besten Meistern in Paris gelernt und wußte, welche Forderungen an ein repräsentirendes Porträt zu stellen seien. Halten wir aber seinen Stich neben den Lindner's, so zeigt sich, daß die Pariser Schule der vierziger Jahre überhaupt nicht mehr im Stande war, das zu leisten, worauf es hier ankam. Auch Lindner würde es wahrscheinlich nicht gekonnt haben, wenn er sich einem der lebenden Meister in die Schule gegeben hätte, statt, wie er unserer Annahme nach gethan hat, den Franzosen des 17. und 18. Jahrhunderts direct ihre Kunstmittel abzusehen. Seine Manier ist eine franke, immer den gesammten Effect im Auge behaltende; seine Strichlagen sind groß und zugleich elegant gelegt, der Stich hat Tiefe und wirkt trotzdem durchsichtig. Lindner kennt seine Hilfsmittel genau und wendet sie gut an: es liegt ein Hauch von technischer Vollendung über dieser Leistung.

Wir heben beim Porträt des Kronprinzen auch die Umrahmung hervor. Der an sie sich anrankende Lorbeerzweig scheint eine eben so natürliche und passend angebrachte Verzierung, als er geschmackvoll durchgeführt worden ist. V. K. F.

Literarische Rundschau.

Die Seele des Kindes.

Die Seele des Kindes. Beobachtungen über die geistige Entwickelung des Menschen in den ersten Lebensjahren von W. Preyer. Leipzig, Th. Grieben's Verlag. 1882.

Bücher, die einem wirklichen, nicht bloß fingirten Bedürfnisse entgegenkommen und dazu berufen sind, eine vorhandene Lücke in der Literatur auszufüllen, gehören zu den Seltenheiten. Als ein Buch dieser seltenen Art können wir ohne Bedenken das in Rede stehende Werk des vielseitigen und in neuerer Zeit besonders auf dem Gebiete der „Psychogenesis" rühmlichst bekannten Prof. Preyer in Jena bezeichnen.

Zwar gibt es über einzelne Capitel des betreffenden Gegenstandes, so namentlich über die Entwickelung der Sinne, eine nicht unbedeutende Literatur, und auch an Versuchen einer Gesammtdarstellung der psychogenetischen Fragen fehlt es nicht; aber das Preyer'sche Buch läßt diese alle weit hinter sich, sowohl durch die Methode, nach welcher der Verf. sein eigenes Beobachtungsmaterial gesammelt hat, als auch durch die Vollständigkeit, mit welcher von ihm das zerstreute fremde Beobachtungsmaterial herbeigebracht und verwerthet worden ist.

Ueber die Methode seiner Beobachtung theilt er selbst mit, daß er sich mit seinem Kinde von der Geburt bis zum Ende des dritten Lebensjahres fast täglich mindestens dreimal beschäftigt und die gewonnenen Thatsachen sofort in ein Tagebuch eingetragen habe. Wir glauben es ihm gern, daß diese Aufgabe „nicht ohne Selbstüberwindung, große Geduld und Zeitaufwand" zu erledigen war. Die an der Hand dieser Methode gewonnenen Resultate sind mit den bezüglichen Beobachtungen in dem Buche im Einzelnen dargelegt und am Ende jedes größeren Abschnittes mit lobenswerther Uebersichtlichkeit, die die Brauchbarkeit des klar disponirten und vortrefflich geschriebenen Buches erhöht, als „Ergebnisse" zusammengestellt.

Aus dem ersten Haupttheile, der von der Entwickelung der Sinne handelt, heben wir hervor, daß nach Preyer das Sehen mit der bei der Geburt vorhandenen Unterscheidung von Hell und Dunkel beginnt und im dritten bez. vierten Jahre bei der Unterscheidung der Grundfarben angelangt ist. Den Bewegungsapparat des Auges lernt das Kind in der Weise allmälig beherrschen, daß es von atypischen zu coordinirten und von asymmetrischen zu symmetrischen Augenbewegungen fortschreitet. Das Hören beginnt, nach kurzer Taubheit, gegen Ende der ersten Lebenswoche mit Wahrnehmung sehr starker Schalleindrücke und schreitet zur Erkennung der Schallrichtung im zweiten und dritten Monat fort und zur Unterscheidung der Geräusche und Klänge der Sprache, lange bevor das Kind sprechen kann. Die Entwickelung des Ohres geht viel schneller vor sich, als die des Auges. Die auffällig geringe Berührungsempfindlichkeit gegen Temperaturen und Schmerz beruht auf mangelnder Ausbildung des Gehirnes, nicht der Haut. Geschmack und Geruch sind beim neugebornen Kinde am besten ausgebildet. Die Gefühle des Kindes zeichnen sich durch große Intensität, aber geringe Dauer aus. Sie sind die ersten psychischen Vorgänge im Kinde, die sein Verhalten reguliren. Sie bilden sich im unmittelbaren Anschlusse an die ersten Erregungen der Sinnesnerven, und durch ihre Wiederholung kommt nach und nach das Gedächtniß, Abstractionsvermögen, Urtheilen und Schließen zu Stande. „Der mächtigste Factor für die Verstandesbildung ist das Erstaunen mit der ihm verwandten Furcht."

Der zweite Theil handelt von der Entwickelung des Willens. Nachdem im ersten Capitel gezeigt worden ist, daß der Wille sich unmittelbar nur durch Bewegungen äußert, werden die Bewegungen des Kindes nach ihrer Bedeutung als

Willensäußerungen dargestellt. Diese sind: impulsive, reflexive, instinctive, expressive und überlegte. Das ist auch im Allgemeinen die Reihenfolge ihres Auftretens. Die ersten drei Gruppen sind angeboren, die letzten drei kommen erst zu Stande, wenn die Entwickelung der Sinne soweit gediehen ist, daß auch die Ursache ihrer Erregung erkannt wird. Diese gewollten Bewegungen treten nicht vor Ablauf des ersten Vierteljahres auf. Der Uebergang zu ihnen ist ein ganz allmäliger, durch unzählige ungewollte Bewegungen vorbereiteter. Das Neue an ihnen ist nur die Vorstellung des Zieles, die sie begleitet.

Die interessantesten psychogenetischen Thatsachen, aber auch die schwierigsten Probleme der geistigen Entwickelung enthält der dritte Haupttheil „von der Entwickelung des Verstandes". Wir müssen dem Verfasser durchaus beipflichten, wenn er sagt, daß die Erforschung dieser Fragen „eine große Arbeit ist, welche ein Einzelner zwar in Angriff nehmen, aber nicht leicht nach allen Seiten gleichmäßig durchführen kann". Nach drei Richtungen hat Preyer Beobachtungen gesammelt: 1. Ueber die Ausbildung des kindlichen Verstandes unabhängig von der Sprache; 2. über das Sprechenlernen, und 3. über die Entwickelung des Ichgefühles. Die vielbestrittene Frage: „gibt es ein Denken ohne Worte?" bejaht er; aber nur, wie wir meinen, auf Grund seiner Auffassung vom Denken als „einem logischen Verknüpfen von Vorstellungen", das auch den höheren Thieren nicht abgesprochen werden kann. Mit Unrecht, glauben wir, setzt er in der Zusammenfassung der Ergebnisse dieses Denken identisch mit „Begriffsbildung". Was über Begriffsbildung ohne Sprache gesagt wird, vermögen wir nicht zu unserer Ansicht zu machen, und daher liegt für uns auch in den dort mitgetheilten Beobachtungen kein Material zur „Ueberbrückung der einzigen großen, Kind und Thier scheidenden Kluft", nämlich der Sprachaneignung. Seine „wortlosen Begriffe, Urtheile und Schlüsse" sind uns vielmehr unverkennbare Aeußerungen der Kraft, die im weiteren Verlaufe der Entwickelung das Kind zur Erwerbung der Sprache treibt, Aeußerungen des „Geistes" im engeren Sinne des Wortes, den die monistische Naturanschauung nicht anerkennen will. Der Fortschritt vom Vorstellen zur Begriffsbildung und Spracherwerbung ist uns ein eminenter. Dagegen stimmen wir mit Preyer darin überein, daß der Antheil des kindlichen Geistes bei der Erwerbung der Sprache darin besteht, daß „jedes einzelne Kind entdeckt, daß man mittelst der Sprachlaute seine Vorstellungen kund thun und dadurch Lustgefühle herbeiführen, Unlust beseitigen kann". Höchst interessant ist der Nachweis, daß allen Unvollkommenheiten des kindlichen Sprechens auf pathologischen Ursachen beruhende Sprachstörungen Erwachsener gegenübergestellt werden können. Bezüglich der Entwickelung des Ichgefühles macht Preyer mit Recht darauf aufmerksam, daß dasselbe nicht an dem Tage erwacht, an dem das Kind zum ersten Male das Wort „ich" statt seines Eigennamens gebraucht, sondern daß das Ich vom Nicht-Ich getrennt wird durch die Gewöhnung an die eigenen Körpertheile, die, anfangs vom Kinde als fremde Objecte betrachtet, allmälig als Mittel zu dem von ihm Gewollten und Hervorgebrachten verwandt werden.

Schon diese wenigen Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, wie die Beobachtung der geistigen Entwickelung des Kindes ein Gegenstand ist, dessen gründliche Erforschung die wichtigsten Resultate in Aussicht stellt; aber auch wie schwer es ist, „die Geheimschrift der Seele zu entziffern" und wie wünschenswerth es daher erscheint, daß möglichst viele Säuglinge nach ihrer geistigen Entwickelung beobachtet werden und die von Preyer geschaffene Grundlage zum Ausgangspunkte recht vieler neuer Studien über den beregten Gegenstand genommen wird.

Dem Buche selbst aber wünschen wir, daß es in der literarischen Hochfluth unserer Tage die ihm gebührende Stellung als eines in vieler Hinsicht grundlegenden Werkes sich immer mehr erwerbe und behaupte.

G. Lindner.

δβ. **Senilia.** Dichtungen in Prosa von Iwan Turgenjew. Uebersetzt von W. Hendel. Leipzig, Franz Duncker. 1883.

Es ist eins der eigenartigsten Bücher, das uns hier, nach einer Veröffentlichung in der russischen Zeitschrift „Der europäische Bote", in einer flüssigen Uebersetzung geboten wird: fünfzig Fragmente, Einfälle, Gedanken, Bilder hat der greise Turgenjew aus seinen Papieren ausgewählt und unter dem Titel „Senilia" in einander gefügt, zu einer Sammlung, welche alle Vorzüge des Alters aufzeigt, Weisheit, gereifte Milde, und keinen seiner Nachtheile, nichts vom „Senilen" im schlimmen Sinne. Nirgends vielleicht entfaltet sich das poetische Talent des Dichters feiner und origineller, als in diesen Skizzen im geringen und geringsten Umfange; was er auch aufzeichnet, Beobachtungen, Erlebnisse, Betrachtungen, wie sie das einfache Leben des Tages bringt, er weiß ihnen einen eigenthümlichen Sinn abzugewinnen und sie in die Sphäre des Poetischen mit unmerklicher, aber sicherer Kunst zu erheben. In's Dorf führt er uns, in den stillen Frieden der russischen Tief-Ebene, und dann wiederum aus dem Idyll mitten in das unruhige Treiben der modernen Welt, dem er mit der überlegensten Ironie gegenübersteht, und dessen Unwahrheiten er, auf das einfach Große hinweisend, die Maske erbarmungslos abreißt. Oder er führt in die überirdische Welt, und sieht, in Träumen und Visionen, nun den Tod und nun die Liebe, Phantasie und die Geister der Bergriesen, Jungfrau und Finsteraarhorn, vor sich; er schildert Allegorien, aber Allegorien, denen er mit ungebrochener Gestaltungslust Leben und Besonderheit einhaucht; er läßt uns in die Kämpfe der eigenen Brust hineinsehen, in das Morgenroth der Jugend, in sein eigenes Alter, und hält mit reinen und schönen und tiefen Betrachtungen den Leser bis zuletzt bei ewigen Gedanken fest.

ϱ. **Heinrich von Brabant,** das Kind von Hessen. Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert von H. Brand. Zwei Theile. Kassel, Georg H. Wigand. 1883.

In anschaulicher Weise wird hier die Geschichte jenes ersten hessischen Landgrafen erzählt, des „puer de Hassia", welcher, als vierjähriges Kind, mit seiner Mutter, Sophie von Brabant, in das alte Land der Katten kam. Bis zum Jahre 1247 waren Hessen und Thüringen vereint gewesen; als aber mit Heinrich Raspe, Landgrafen von Thüringen und Herrn von Hessen, der Mannsstamm ausstarb, ward die Erbfolge bestritten. Nach fränkischem Recht erwählten die Hessen zu ihrem Herrn Heinrich das Kind, den Enkel Ludwig's des Heiligen und der heiligen Elisabeth, während der Neffe derselben, Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, Anspruch auf Thüringen erhob. Ein Abkommen bis zur Zeit der Großjährigkeit Heinrich's ward zunächst getroffen und ein langwieriger Krieg folgte, der nach achtzehnjähriger Dauer damit endete, daß die Trennung beider Landschaften endgültig ausgesprochen wurde und Hessen seine Stellung als selbständiges Fürstenthum im deutschen Reiche nahm. Die Schilderung des damaligen Lebens in Haus und Hof, in den Burgen und Städten bildet den Hintergrund der Erzählung, in welcher namentlich die historischen Gestalten mit festen Strichen gezeichnet sind. Irgend welchen Versuch zu psychologischer Vertiefung dieser und der anderen Romanfiguren ist freilich nicht gemacht worden; es wird Alles im Chronikenstyl vorgetragen und häufig auf die bei Rommel und anderwärts mitgetheilten Urkunden Bezug genommen. Aber das Bild der Zeit ist im Ganzen so wohl gelungen, die Begebenheiten sind so mannigfaltig, Gesinnung und Moral so tadellos, daß das Buch einen sehr angenehmen Eindruck hinterläßt und als ein unterhaltendes und belehrendes zumal der heranwachsenden Jugend warm empfohlen zu werden verdient.

ξ. **Allgemeine Weltgeschichte** von Georg Weber. Zweite Auflage unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und bearbeitet. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1882.

Unter den Weltgeschichtswerken, welche für den Kreis der Gebildeten geschrieben sind, hatte sich die Arbeit Weber's eine nach Verdienst hervorragende Stellung erworben. Der erste Band war 1857 erschienen, der letzte, wenn wir nicht irren 1878. Seit Beginn des Werks sind zumal die Quellen über die orientalischen Völker so sehr bereichert worden, daß Manches in der ersten Auflage nicht mehr dem Stande der gegenwärtigen Wissenschaft entsprach. Es war deshalb eine Bearbeitung einzelner Partien nöthig geworden. Es liegen uns bis jetzt sieben Lieferungen vor, welche den ersten Band ausmachen. Sie umfassen die Geschichte der Chinesen, Aegypter, der alten Arier und Iranier, und der Semiten. Eine Vergleichung mit dem 1. Band der ersten Auflage hat uns überzeugt, mit welcher Gewissenhaftigkeit die Ergebnisse der neuesten Forschungen verwerthet worden sind, ohne daß darunter die eigenartige ursprüngliche Anlage gelitten hätte. Die charakteristischen Vorzüge des Werkes, die eingehende Berücksichtigung des Culturlebens sind so bekannt, daß man nicht nöthig hat, auf sie besonders hinzuweisen. Der Leser wird nicht nur durch den Reichthum des Thatsächlichen und die besonnene Kritik in seinem Wissen gefördert, sondern auch durch den allgemeinen Standpunkt des Verfassers höchst sympathisch berührt. Weber ist eine idealistisch dem Hohen zustrebende Natur, und das ist es, was auf jeden empfänglichen Geist bildend und begeisternd wirken muß. Wir sind überzeugt davon, daß auch diese neue Auflage sich einen weiten Kreis von Lesern erwerben und in demselben anregend im Sinne wahrer Bildung wirken werde. Ueber die folgenden Bände werden wir je nach deren Erscheinen berichten.

ε. **Musikalische Studienköpfe.** Von La Mara. Bd. V. Die Frauen im Tonleben der Gegenwart. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Das Buch ist „Franz Liszt, dem Ideal der Virtuosen" gewidmet und in der bekannten freundlichen Manier der Verfasserin geschrieben, welche für Alle ein Wort der Bewunderung oder Liebe hat, um nur nach keiner Seite hin anzustoßen. Zum Dank ist sie denn auch wie Elise Polko, mit der sie eine gewisse Aehnlichkeit hat, der Liebling der Frauenwelt geworden. Im Kunstleben der Frauen, welches sie diesmal ausführlich schildert, ist sie offenbar mehr zu Hause als in dem der Männer, für welche ihre Pastellmalerei nicht immer ausreicht.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. März zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alternative, The. A study in psychology. London, Macmillan and Co. 1882.

Bergner. — Eine Fahrt durch's Land der Rastelbinder. Bilder und Skizzen aus Nordungarn von Rudolf Bergner. Leipzig, E. L. Morgenstern. 1883.

Bormann. — Mei Leibzig low' ich mir! Von Edwin Bormann. Mit Gupfern in feinen Holzschnidde von den agademischen Brofesser der Malergunst E. Ille. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1883.

Bormann. — Herr Engemann. Nach audhendischen Cuellen von Edwin Bormann. Erschdes Tausend. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1883.

Brahm. — Gottfried Keller. Ein literarischer Essay von Otto Brahm. Berlin, A. B. Auerbach. 1883.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. 51/60. Hft. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1883.

Collection of british authors. Tauchnitz edition. Vol. 2124/25. Reminiscences of court and diplomatic life. By Georgiana Baroness Bloomfield. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. 1883.

Corvin. — 1848—1871. Geschichte der Neuzeit. Von Corvin. Lfg. 23/28. Leipzig, Greßner & Schramm.

Daudet. — Die Evangelistin. Pariser Roman von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung mit dem Portrait Daudet's. Zwei Bände. Dresden u. Leipzig. Heinrich Minden. 1883.

Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Heft 22/34. Verlag von W. Spemann. Berlin und Stuttgart.

Duplessis. — Erostrate. Poésies par Léon Duplessis. Paris, Paul Ollendorff. 1882.

Electro-technische Bibliothek. Eine Darstellung des ganzen Gebietes der angewendeten Electricität nach dem Standpunkt der Gegenwart. Mit ca. 1000 Abbildungen. 1/2. Lfg. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Erckmann-Chatrian. — Ausgewählte Werke von Erckmann-Chatrian. Autorisirte Uebersetzung. Eingeleitet und zusammengestellt von Ludwig Pfau. 33/38. Lfg. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung. 1883.

Grütter. — Alt-Jungferntrost. Zur Erbauung für alte Jungfern und solche, die es werden müssen. Von J. V. Grütter. Zürich, Cäsar Schmidt. 1883.

Heiberg. — Ernsthafte Geschichten. Von Hermann Heiberg. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Hellwald. — Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Dritte neu bearb. Auflage. 1. Lfg. Augsburg, Lampart & Comp. 1883.

Kirchbach. — Kinder des Reichs. Romancyclus von Wolfgang Kirchbach. 2 Bde. Leipzig, Wilh. Friedrich 1883.

Kretzer. — Die Verkommenen. Berliner Roman von Max Kretzer. Mit einem Vorwort des Verfassers. 2 Bde. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1883.

Krückl. — Das deutsche Theater und sein gesetzlicher Schutz. Denkschrift im Auftrage des Präsidiums der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger, verfaßt von Dr. Franz Krückl, Mitglied des Central-Ausschusses dieser Genossenschaft und der Zeit des Richard Wagner-Theaters. Berlin, Im Selbstverlage der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger.

Laßwitz. — Die Lehre Kant's von der Identität des Raumes und der Zeit im Zusammenhange mit seiner Kritik des Erkennens allgemeinverständlich dargestellt von Dr. Kurd Laßwitz. Gekrönte Preisschrift. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1883.

Lippert. — Allgemeine Geschichte des Priesterthums. Von Julius Lippert. 1. Lfg. Berlin, Th. Hofmann. 1883.

Lübeck. — Maximilian von Mexiko. Trauerspiel in fünf Acten von Hans Lübeck. Leipzig, Osw. Mutze. 1883.

Lützow. — Die Kunstschätze Italien's in geographisch-historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von L. H. Fischer, E. Forberg, P. Halm, W. Krauskopf, L. Kühn, D. Raab, R. von Siegl, W. Unger, W. Wörsche u. A. 2/5 Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. 1883.

Meyer's Konversations-Lexikon. Jahres-Supplement 1882—1883. 1/6. Heft. Bibliographisches Institut. Leipzig.

Müller. — Armin's Tod. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Hans Müller. Frankfurt a/M., C. Koenitzer. 1883.

Negro. — Auf ewig gebunden. Roman von C. del Negro. 2 Bde. Leipzig, E. Wartig's Verlag. 1882.

Neumann's Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs. 12—22. Lieferung. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1882.

Nordlandsfahrten. — Vierter (Ergänzungs-) Band. Malerische Wanderungen durch Holland und Dänemark. Land und Leute geschildert mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben auf Grund neuester Beobachtungen an Ort und Stelle von Fr. von Hellwald und H. Weitemeyer. Reich illustrirt. Lfg. 1/5. (25/29 des Gesammtwerkes.) Leipzig, F. Hirt & Sohn. 1883.

Ohnet. — Sergius Panin. Roman von Georges Ohnet. Autorisirte Uebersetzung. Basel, M. Bernheim. 1883.

Pfaff. — Welt- und Lebensanschauungen. Gesammelt von Erasmus Pfaff. Dresden, Carl Tittmann. 1883.

Prowe. — Nicolaus Copernicus. Von Leopold Prowe. Erster Band: Das Leben. I. Theil 1473—1512. II. Theil 1512—1543. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1883.

Reclam's Universal-Bibliothek. Maria Botti. Novelle von Richard Voß. Gedichte in Prosa von Iwan Turgenjew. Leipzig, Ph. Reclam. 1883.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. VIII. 6. Aus der Geschichte unseres Kalenders. Von Gustav Braun. 7/8. Der Prophet Ezechiel. Geschildert von Lic. Dr. C. H. Cornill. 9. Annette von Droste-Hülshoff. Ein Lebens- und Literaturbild von Robert König. VIII. 10. Die Culturzustände der Restaurationsepoche in England. Vortrag von Dr. Gottfried Kinkel jr. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchh. 1882.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Rud Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVII. Serie. Heft 402. Das Sehen und der Blick. Von Prof. Herm. von Meyer. Heft 403/4. Die Idee des ewigen Völkerfriedens. Von Franz von Holtzendorff. Heft 405. Ueber Zahl und Maß. Von F. Bessell. Heft 406. Die Beherrscher der Gläubigen. Von Prof. Dr. A. Müller. Berlin, Carl Habel. 1883.

Schiffmann. — Offener Brief an Herrn Dr. Nielsen als Antwort auf seine Schrift „Freimaurerthum und Christenthum" von G. A. Schiffmann. Leipzig, Bruno Zechel. 1883.

Schwitzer-Dütsch. — Aus dem Kanton Basel. Drittes Heft. Aus dem Kanton Zürich. Zweites Heft. Gesammelt und herausgegeben von Prof. O. Sutermeister. Zürich, Orell Füßli & Comp. 1882.

Sturm. — Ich bau auf Gott! Eine Festgabe. Neue religiöse Gedichte von Julius Sturm. Bremen, M. Heinsius. 1883.

Tritel. — Die Türken vor Wien im Jahre 1683. Ein österreichisches Gedenkbuch von Karl Tritel. 1/3. Lfg. Prag, F. Tempsky. 1883.

Turgenjew. — Klara Militsch. Novelle von Iwan Turgenjew. Uebersetzt von Wilhelm Henckel. München, Theodor Stroefer. 1883.

Uebersichtskarte der überseeischen Postdampfschiffslinien im Weltverkehr unter Berücksichtigung der Postverbindungen nach den aussereuropäischen Deutschen Consulatorten. Nach dem Stande am 1. Januar 1883. Bearbeitet im Kursbureau des Deutschen Reichs-Postamts. Berlin, in der Reichsdruckerei.

Varnbüler. — Die Lehre vom Sein. Von Theodor von Varnbüler. Leipzig, G. Freytag. 1883.

Wittum. — Wahrheit! Eine kunstgerechte kosmosophische Naturcopie herausgegriffen aus dem innersten menschlichen und kosmischen Organismus. Von Heinrich Wittum. Wien, A. Kugler. 1882.

Wolf. — Historische Skizzen aus Oesterreich-Ungarn. Von G. Wolf. Wien, Alfred Hölder. 1883.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Band VIII. Heft 4. Russische Sectirer. Von Dr. C. Nicolaus von Gerbel-Embach. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1883.

Zeit- und Streit-Fragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer u. Prof. Dr. Paul Schmidt herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jhrg. XI., Hft. 173. Mittelalter oder Renaissance? Von Dr. Ernst Forster. Hft. 174. Die Unternehmung im Sparkassen-Geschäft. Von A. Lammers. Berlin, Carl Habel. 1883.

Zeitschrift, historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge dreizehnter Band. Erstes Heft. 1883. München, R. Oldenbourg. 1883.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.

Schweigen.

Novelle
von
Theodor Storm.

Es war ein niedriges, mäßig großes Zimmer, durch viele Blattpflanzen verdüstert, beschränkt durch mancherlei altes, aber sorgsam erhaltenes Möbelwerk, dem man es ansah, daß es einst für höhere Gemächer angefertigt worden, als sie die Miethwohnung hier im dritten Stock zu bieten hatte. Auch die schon ältere Dame, welche, die Hand eines vor ihr stehenden jungen Mannes haltend, einem gleichfalls alten Herrn gegenübersaß, erschien fast zu stattlich für diese Räume.

Das zwischen den drei Personen herrschende Schweigen war einer längeren Berathung gefolgt, welche Mutter und Sohn soeben mit ihrem langjährigen Arzte gehalten hatten. Veranlassung zu dieser mochte der Sohn gewesen sein; denn obwohl von hohem kräftigen Wuchse gleich der Mutter, zeigten die Linien des blassen Antlitzes eine der Jugend sonst nicht eigene Schärfe, und in den Augen war etwas von jenem verklärten Glanze, wie bei denen, welche körperlich und geistig zugleich gelitten haben.

„Du gehst, Rudolph?" sagte die Mutter, während der Zug eines rücksichtslosen Willens, der sonst ihren noch immer schönen Mund beherrschte, einer weichen Zärtlichkeit gewichen war.

Der Sohn neigte sich auf ihre Hand und küßte sie ehrerbietig. „Nur meine noch immer vorgeschriebene Stunde, Mutter." Dann grüßte er freundlich nach dem alten Herrn hinüber und verließ das Zimmer.

Fast leidenschaftlich, als könne sie ihn allein nicht gehen lassen, waren die dunkeln Augen der Mutter ihm gefolgt; schweigend starrte sie auf die wieder geschlossene Zimmerthür, während ihr Ohr lauschte, bis die Schritte in dem Unterhause verhallt waren.

Der alte Arzt hatte seinen Blick, in dem die Gewohnheit ruhigen Beobachtens unverkennbar war, eine Weile auf ihr ruhen lassen; jetzt ließ er ihn durch die offene Thür eines anstoßenden Zimmers über die in Oel gemalten Bildnisse einiger stern- und bandgeschmückten Herren wandern, welche dort sammt ihren

geschwärzten Goldrahmen eine Unterkunft gefunden hatten. Aber ein Seufzer, der der Frauenbrust entstieg, als ob eine schwere Gedankenreihe dadurch abgeschlossen würde, wandte seinen Blick zurück. „Mein Sohn!“ murmelte die Dame schmerzlich und streckte beide Arme nach der Thür, durch welche dieser fortgegangen war.

Der Arzt rückte seinen Stuhl neben ihren Sessel. „Beruhigen Sie sich, gnädige Frau,“ sagte er beschwichtigend, „Sie haben ihn ja wieder.“

Sie blickte ihn rasch und durchdringend an: „Ist das Ihr Ernst, Doctor? — Habe ich ihn wirklich wieder? Wird sie Bestand haben, diese — Heilung?“

„Ich bin nicht Specialist, sondern nur ihr Hausarzt,“ erwiderte der alte Herr; „aber nach dem Schreiben des dirigirenden Arztes — auch ist hier eine äußere Ursache unverkennbar: Ihr Rudolph hatte erst eben die Akademie verlassen; die Verantwortlichkeit des Amtes war bei seiner zarten Organisation — denn die hat er trotz seines kräftigen Baues — zu unvermittelt über ihn gekommen; ich entsinne mich ähnlicher Fälle aus meiner Praxis.“

Die Frau Forstjunkerin von Schlitz — auf jener Titelstufe hatte ihr frühverstorbener Gemahl die Dame mit ihrem einzigen Kinde zurückgelassen — blickte eine Weile vor sich hin. „Ja, ja, Doctor,“ sagte sie dann, und ihr Ton war nicht ohne Bitterkeit, „des Herrn Grafen Excellenz, dem mein Sohn so glücklich ist zu dienen — je mehr ihm Gold und Ehren zufließen, desto unersättlicher verlangt er auch die letzte Kraft der Menschen, und seine Forstbeamten — Wege- und Brückenbauen ist noch das Mindeste, was sie außer ihrem Fach verstehen sollen. Aber — die ähnlichen Fälle, deren Sie erwähnten, wie wurde es damit?“

„Es wurde dann Nichts weiter,“ erwiderte der Arzt; „sie waren beide nur vorübergehend.“

„Und die Verhältnisse waren ähnlich?“

„Ganz ähnlich; nur daß dort nicht ein Amt, sondern in beiden Fällen ein verwickeltes Kaufgeschäft auf junge ungeübte Schultern fiel. Eines freilich, was ich nicht gering anschlagen möchte, ja, was wohl erst die Heilung sicher stellte, war dort anders.“

„Und was war dieses Eine?“ unterbrach die Dame, die ihm die Worte von den Lippen las.

„Es ist nicht eben unerreichbar,“ sagte der alte Herr lächelnd: „von meinen dermaligen Patienten war der eine eben verheirathet, der andere heirathete gleich darauf.“

„Verheirathet!“ — fast wie eine Enttäuschung klang dieser Ausruf — „Sie sagen das so leicht hin, Herr Doctor; aber ich habe bei meinem Sohne kaum jemals eine Neigung noch entdecken können; — freilich einmal in den Ferien bei ihrem Liebhabertheater — Sie entsinnen sich wohl der schlanken schwarzäugigen Baronesse? Sie hatte ihn einmal, da er in der Probe stecken blieb, so boshaft ausgelacht!“

Der Doctor streckte abwehrend beide Hände aus: „Nein, nein, Frau Forstjunker; solche Damen, erste Liebhaberinnen auf der Bühne, Amazonen zu Pferde, die sind hier nicht verwendbar. Ein deutsches Hausfrauchen, heiter und verständig; nur keine Heroine!“

Frau von Schlitz schwieg. Während der Doctor dieses Thema eingehender behandelte, stand die Gestalt eines blonden Mädchens vor ihrem inneren Auge: aus der geisblattumrankten Gartenpforte eines ländlichen Pfarrhauses war sie ihr entgegengetreten; so hoch fast wie sie selber, und doch als ob sie mit den vertrauenden Augen zu der älteren Frau emporblicke; dann wieder sah sie das Mädchen in der engen, aber sauber gehaltenen Kammer, wie sie mit ihren kleinen festen Händen neben dem eigenen Bette ein halb gelähmtes Brüderchen in die Kissen packte und nach fröhlichem Gutenacht-Kuß gleich wieder helfend zu der Mutter in die Küche eilte; und wiederum — vor einen Kinderwagen hatte das schlanke Mädchen sich gespannt; der Wagen war vollbesetzt und es ging durch den tiefen Sand eines Feldweges; mitunter entfuhr ein lachendes „Oha!" den frischen Lippen, und sie mußte stille halten; die gelösten Haare aus dem gerötheten Antlitz schüttelnd, kniete sie plaudernd zu der kleinen Fahrgesellschaft nieder; aber überall mit ihr waren die schönen gläubigen Augen und ihre reine heitere Stimme.

Der Doctor wollte sich zum Gehen rüsten; doch die Frau vom Hause, die eben aus ihrem Sinnen auffah, legte die Hand auf seinen Arm. „Nur noch eine Frage, lieber Freund; aber antworten Sie mit Bedacht! — Würden Sie einem so Geheilten Ihre Tochter zur Ehe geben?"

Der Doctor stutzte einen Augenblick. „Der Fall, gnädige Frau," sagte er dann, „müßte wenigstens möglich sein, um Ihnen hierauf antworten zu können; Sie wissen, daß ich keine Tochter habe."

Die Dame richtete sich mit einer entschlossenen Bewegung in ihrer ganzen Gestalt vom Sessel auf. „N'importe!" rief sie, die geballte Hand gegen die Tischplatte stemmend. „Ich habe nur den Sohn, und sonst Nichts auf der Welt!"

Der Arzt blickte Sie fragend an, aber nur einen Augenblick; jene Worte lagen jenseits der Grenze seiner Pflichten; er empfahl nur noch, die letzten Wochen des dem Sohne gewährten Urlaubs zu einer Herbstfrische auf dem Lande zu benutzen.

Frau von Schlitz nickte. „Ich dachte eben daran," sagte sie leichthin. Kaum aber hatte hinter dem Fortgehenden sich die Thür geschlossen, als sie schon in dem anstoßenden Zimmer an ihrem Schreibtische saß, über dem das Bildniß ihres Vaters in der rothen Kammerherrnuniform auf sie herabsah.

„Meine gute Margarethe" . . . diese Worte waren mit fliegender Feder auf's Papier geworfen; denn jenes blonde Mädchen war kein bloßes Phantasiebild; es war die Tochter einer Jugendbekanntschaft, der Gattin eines Landpfarrers, in dessen Hause sie auf dem Wege nach Rudolph's amtlichem Wohnorte im Frühling eingekehrt und auf's Dringendste zu längerer Wiederholung ihres Besuches nebst ihrem Sohne eingeladen war.

Aber der rasch geschriebenen Anrede folgte zunächst nichts Weiteres; war es der Schreiberin doch, als habe plötzlich die Hand der hübschen Baroneß sich auf die ihrige gelegt. Langsam lehnte sie sich zurück; ein Strom erwünschter Bilder und Gedanken zog an ihr vorüber; gewiß, das übermüthige, nur noch kurze Zeit von einem Vormunde abhängige Kind würde gar gern ihr Freifrauenkrönchen gegen den schlichteren Namen einer Frau von Schlitz vertauschen! Rudolph und

dieses Mädchen! — Sie hob sich unwillkürlich von ihrem Sessel; ihr war, als würden vor einem kerzenhellen Saal die Flügelthüren aufgerissen, und sie schreite als Mutter neben dem prächtigen Paar hindurch. — Aber — der Doctor! Die stolze Frau sank düster in sich zusammen; der Doctor hatte ja nur ausgesprochen, was sie in ihren eigenen Gedanken längst auf und ab erwogen hatte. Ja, wenn das Letzte nicht gewesen wäre! Eine Angst vor der Zukunft, eine furchtbare Vorstellung überfiel sie. „Mein Sohn! Mein Kind!" Es kam wie ein lauter Aufschrei aus ihrer Brust, und, als habe sie sich selbst aus einem Traum erweckt, blickte sie unsicher und mit großen Augen um sich: „Gott sei gelobt; er selber weiß es nicht, an welchem Abgrund er gestanden hat."

Bald hatte sie sich gefaßt; es mußte sein, es mußte gleich geschehen. Flüchtig streiften ihre Augen über das kalte Antlitz, das im Bilde auf sie herabsah; dann schrieb sie in kräftigen Zügen und mit Bedacht den Brief an die Frau Pastorin zu Ende.

Seit drei Wochen waren Mutter und Sohn nun auf dem Dorfe; ein eigenes Quartier zwar hatten sie in der Küsterwohnung gefunden, im Uebrigen aber gehörten sie bei den gastfreien Pfarrersleuten fast wie zur Hausfamilie. Rudolph war sichtbar gekräftigt; seine Wangen hatten sich gebräunt, Aug' und Ohr begannen wieder ein heiteres Begegnen mit Allem, was er in Haus und Feld auf seinem Wege traf. Dazu hatte nicht nur die Gegenwart der anmuthigen Pfarrerstochter, sondern fast nicht weniger das tüchtige Wesen des Pfarrers selbst geholfen, der es meisterlich verstand, was er „ein Schwachgefühl" zu nennen liebte, mit schelmischen Worten aus den geheimsten Winkeln aufzujagen. So war denn auch in den hellgetünchten Zimmern des Pfarrhauses wenig davon zurückgeblieben; nur die Frau Pastorin mochte sich wohl einmal, vielleicht zur Erholung von all' der Kinder- und Küchenwirthschaft, eine sentimentale Anwandlung zu Gemüthe führen, wobei sie dann ihren Redeschmuck den zwei einzigen Opern, welche sie in ihrem Leben gesehen hatte, dem „Freischütz" und der Weigl'schen „Schweizerfamilie" zu entlehnen pflegte. Wenn aber der Pfarrer nach einer Weile ruhigen Gewährenlassens wie in gutherziger Theilnahme sich ihrer Hand bemächtigte: „Mutter, ist heut' wohl Emmelinentag?" dann flog freilich ein Wölkchen leichten Mißbehagens über ihr braves Angesicht, bald aber mußte sie doch selber lachen und war wieder daheim in der Luft ihres werkthätigen Hauses.

Auch Rudolph mußte sich bald diese freundliche Ueberwachung gefallen lassen. Eines Nachmittags, als eben die Septembersonne ihr letztes Abendgold über die Wände des gemeinsamen Wohnzimmers warf, hatte er das alte Clavier zurückgeklappt und ließ nun eine der schwermüthigen Notturno-Klagen des von ihm vielgeliebten und -studirten Chopin in den sinkenden Tag hinausklingen. Der Pastor, durch das meisterhafte Spiel aus seiner Studirstube hervorgelockt, hatte sich leise hinter seinen Stuhl gestellt und verharrte so in aufmerksamem Lauschen bis an's Ende; dann aber legte er schweigend die Haydn'sche G-dur-Sonate mit dem Allegretto innocente auf's Pulpet, die er schon bei seinem Eintritt in der Hand gehalten hatte. Rudolph blickte auf und um, und da er den Pastor erkannte, nickte er gehorsam, schüttelte noch ein paar Mal seine geschickten Hände,

und bald erklangen die heiteren Fiorituren des unsterblichen Meisters und füllten das Zimmer wie mit Vogelsang und Sommerspiel der Lüfte. „Bravo, junger Freund!“ rief der Pfarrer, der wie alle Andern, die Frau Forstjunkerin nicht ausgeschlossen, mit entzücktem Angesicht gelauscht hatte; „das hat rothe Wangen; wir haben kaum gemerkt, wie Sie uns durch die Dämmerung hindurch gespielt haben! Nun aber Licht! die Schneiderstunde ist zu Ende!“

Die zehnjährige Käthe lief hinaus; Anna aber, als wolle sie sich zu ihm emporstrecken, hatte sich dicht an die Schulter des kräftigen Vaters gestellt und blickte mit aufmerkendem Lächeln zu ihm auf; es war recht sichtbar, daß die Beiden eines Blutes waren.

Ein freundlicher Verkehr, dem es bald an einer verschwiegenen Innigkeit nicht fehlte, hatte zwischen Rudolph und dem blonden Mädchen schon vom ersten Tage an begonnen, wo noch das blasse Antlitz des Genesenden die Schonung der Gesunden anzusprechen schien; durch die scheue Jungfräulichkeit des Mädchens war wie aus der Knospe etwas von jener Mütterlichkeit hervorgebrochen, in deren Obhut auch der Mann am sichersten von Leid und Wunden ausruht; wenn aus der überwundenen Nacht noch ein Schatten ihn bedrängen wollte, wenn vor der nächsten Zukunft eine Scheu ihn anfiel, dann suchte er unwillkürlich ihre Nähe, und wo er sie immer antreffen mochte, im Garten oder in der Küche, die Welt erschien ihm heller, wenn er auch nur das Regen ihrer fleißigen Hände sehen konnte. Oft aber, wenn sie eben beisammen waren, hatten schon die ahnenden Augen des Mädchens ihn gestreift, und bald mit stillen, bald mit neckenden Worten ließ sie ihm keine Ruhe, bis er im frischen Tageslichte vor ihr stand.

Frau von Schlitz hatte anfangs beobachtet; dann hatte sie die jungen Leute sich selber überlassen. Gewiß, wenn irgend eine, so war dies die Frau, wie sie der Doctor ihrem Sohn verschrieben hatte!

Uebrigens war Rudolph nicht der einzige junge Mann, welcher sich eines Verkehres mit dem Mädchen zu erfreuen hatte: ein entfernter Vetter, ein hübscher Mann mit treuherzigen braunen Augen, der hier im Hause „Bernhard“ genannt wurde und sich mit Anna duzte, kam an den Sonntagnachmittagen von seinem nicht allzu fernen Hof herübergeritten. Die beiden jungen Männer hatten sich bald als Schulkameraden aus den unteren Classen desselben Gymnasiums erkannt, und Rudolph fand, je kräftiger er wurde, an Bernhard's frischem Wesen immer mehr Gefallen. Desto geringeres Glück machte dieser bei Rudolph's Mutter, die ihn sichtlich, freilich ohne ihn dadurch zu beirren, von oben herab behandelte; denn nur ihrem Auge war es nicht entgangen, daß auch der junge Hofbesitzer der blonden Pfarrerstochter eine ebenso stille als geflissentliche Verehrung widmete.

Eines Nachmittags war Bernhard zu Wagen und selbander angelangt; seine Schwester Julie, die ihm den Haushalt führte, saß an seiner Seite. „Das freut mich!“ rief der Pastor, als er das frische Mädchen gleich darauf der Frau von Schlitz entgegenführte; „dieses Prachtkind mußten Sie noch kennen lernen!“

Aber die Dame blickte mit ziemlich kühlen Augen auf das „Prachtkind“, deren Antlitz nur zu sehr die Züge ihres Bruders zeigte; und die stürmische Begrüßung der von Anna herbeigeholten Kinder kam zur rechten Zeit.

Eine Stunde später, da sie mit der Pastorin am Fenster saß, sah Frau von Schlitz die beiden jungen Paare, Bernhard mit Anna und hinter diesen Rudolph mit der braunen Julie, auf einem Feldwege dem nahen Walde zuschreiten. Die Pfarrfrau, die sich heute ihre Freischützphantasien gönnte, hatte den noch einmal rückschauenden Mädchen lebhaft zugenickt: „Nicht wahr, Fernande," wandte sie sich jetzt an ihre Jugendfreundin, „ich sage immer: ‚Aennchen und Agathe'. Nun hat das Aennchen gar einen Max zur Seite, um ihm die Grillen wegzuplaudern!"

Die Angeredete nickte nur, ohne die Augen von der Gruppe draußen abzuwenden, welche jetzt durch eine Biegung des Weges ihrem Blick entzogen wurde; sie wußte selbst nicht, war es Zorn oder ein Gefühl der Demüthigung, das sie bedrängte; aber — gewiß, die Schwester war heute nicht ohne Absicht von dem Bruder mitgenommen worden!

— — Es kam doch anders, als ihr Scharfsinn, vielleicht auch, als Bernhard selber es gedacht hatte. Zum ersten Male sah Rudolph sich in Anna's Gegenwart zu einer Anderen gezwungen, und wiederum, als ob sich das von selbst verstehe, hatte sich zu ihr ein junger Mann gesellt, der nicht er selber war. Schweigend folgte er dem andern Paare an der Seite seiner hübschen redseligen Partnerin; seine Augen hingen an der schlanken Gestalt der Voranschreitenden, an der anmuthigen Biegung ihres Nackens, über dem im Herbsthauche die goldblonden Härchen wehten, während ihr Antlitz sich in freundlicher Wechselrede dem jungen Landmann zuwandte. Eine brennende Sehnsucht ergriff ihn; ja, er konnte sich nicht verhehlen, ein Groll war in ihm aufgestiegen, er wußte nicht, ob nur gegen Bernhard, oder ob auch gegen sie, die Schöne, Ungetreue selber.

„Was denken Sie doch einmal, Herr von Schlitz?" sagte plötzlich das muntere Mädchen, das an seiner Seite schritt: „Sollte nicht auch ein Bröcklein für mich dazwischen sein?"

Er sah sie flüchtig an. „Vielleicht," erwiderte er langsam, „daß man Ihnen, Fräulein Julie, keine Brocken bieten dürfe."

Sie lachte; sie hatte es längst heraus, daß sie ihm nicht die Rechte sei; und das Gespräch wandte sich in zierlich spitzen Reden weiter, die bald lebhaft hin und wieder flogen. Als aber Anna jetzt den Kopf zurückwandte, da traf sie ein so leidenschaftlicher Blick aus Rudolph's Augen, daß ein helles Roth ihr über Stirn und Wangen schoß. Verwirrt, das Haar sich langsam von der Stirne streichend, blickte sie ihn an. „Ihnen ist doch wohl, Herr Rudolph?" frug sie stockend; die offenen Lippen schienen kaum zu wissen, was sie sprachen. Auch war die Frage, wenn nicht ohne Grund, doch jedenfalls zu früh gestellt; denn erst jetzt, wie von innerer Erschütterung, erblaßte das Gesicht des jungen Mannes.

Als aber statt seiner die muntere Freundin der Vorangehenden zurief: „Wen meinst Du, Anna? Doch nicht Herrn von Schlitz? Dem ist sehr wohl; er mag nur seine Schätze nicht verschwenden!" da hatte Rudolph es gewagt, sich nur noch tiefer in die blauen Augen zu versenken. „Sehr wohl!" sagte dann auch er, die beiden Worte leis betonend; und das jungfräuliche Antlitz, das wie ge-

bannt ihm still gehalten hatte, lächelte und wandte sich zurück, und Rudolph sah noch einmal die tiefe Purpurgluth es überströmen.

In träumerischer Hingebung lauschte er jetzt dem reinen Klange ihrer Stimme, wenn sie auf Bernhard's Fragen über die soeben erreichte Hölzung diesem jede Auskunft zu ertheilen wußte.

Freilich wurde dieser Stimmung bald ein Dämpfer aufgesetzt; denn seine Hoffnung, auf dem Rückwege nun an Anna's Seite zu gehen, wurde nicht erfüllt; geflissentlich, wie ihm nicht entgehen konnte, hatte sie sich zu Bernhard's Schwester gesellt; ja, die beiden Mädchen enteilten ihnen bald völlig, wie sie angaben, um den gestrengen Herren die Abendmahlzeit anzurichten.

Einsilbig folgten diese; beide schienen ganz den eigenen Gedanken nachzuhängen; um der Abendmahlzeit willen hätten die Mädchen nicht zu eilen brauchen.

— — Nach dem Abendessen waren die auswärtigen Gäste fortgefahren, und auch Rudolph und seine Mutter, von Anna und dem Pfarrer vor die Hausthür geleitet, nahmen Abschied und schritten durch die kühle Herbstnacht ihrer Wohnung zu. Schon hatten sie den kleinen Vorgarten des Küsterhauses betreten, als es der Mutter einfiel, daß sie eine nothwendige Bestellung an die Frau Pastorin vergessen habe; aber vielleicht war es ja noch nicht zu spät, und Rudolph machte sich auf den Rückweg, um womöglich das Versäumte nachzuholen.

Unter den Strohdächern der Bauerhäuser, welche an der Dorfstraße lagen, war schon Alles dunkel, manche verschwanden ganz in dem Schatten ihrer alten Bäume; nichts regte sich als oben in der Höhe das stumme Blitzen des nächtlichen Septemberhimmels, und fernher, von drüben aus der Holzung, klang das Schreien eines Hirsches. So hatte Rudolph es in den Nächten nach seinem Amtsantritte in seiner einsam belegenen Försterwohnung auch gehört; nun war er lange fern gewesen; aber bald, schon in den nächsten Tagen mußte er dahin zurück. Da es abermals vom Wald herüberscholl, schritt er rascher, als ob er dem entgehen wolle, in das Dorf hinab.

Als er den Hof des Pfarrhauses betrat, sah er, daß auch dort schon alle Fenster dunkel waren; nur Anna stand noch auf der Schwelle vor der Hausthür, auf derselben Stelle, von welcher sie vorhin den Fortgehenden nachgeblickt hatte. Er konnte sie bei dem hellen Sternenschimmer leicht erkennen; auch daß ihre Augen gesenkt waren, und daß ihr blondes Haupt sich wie zur Stütze an den Pfosten des Thürgerüstes lehnte.

Beklommen blieb er stehen, das Glück war wie ein Schrecken über ihn gekommen: nur sie und er, wie in der Einsamkeit des ersten Menschenpaares!

Doch auch als er dann tief aufathmend näher trat, blieb die Gestalt des Mädchens unbeweglich. „Fräulein Anna!" sagte er bittend und legte seine Hand auf ihre Hände, die gefaltet über ihren Schooß herabhingen.

Sie duldete es, als habe sie ihn hier erwartet, als ob sein Kommen sich von selbst verstehe; aber nur ein Zittern fühlte er durch ihre Glieder rinnen; ihre Augen, nach deren Blick er dürstete, erhob sie nicht.

„Ich bin es; Rudolph!" sagte er wieder. „Oder wollten Sie mir zürnen, Anna?"

Da hob sie das Haupt, es leise schüttelnd, von dem harten Pfosten und blickte mit unsäglichem Vertrauen zu ihm auf.

Und wie es dann geschehen, ob noch ein Laut von ihren Lippen oder nur der Nachthauch in den Gartenbäumen, nur das stumme Sternenfunkeln über ihnen seiner jungen Liebesscheu zu Hülfe kam, das haben sie später selbst nicht scheiden können; aber der Augenblick war da, wo er das Weib und sie den Mann in ihren Armen hielt.

Und als auch der vorüber, da sprachen auch sie jenes schöne thörichte Wort, womit die Jugend den Sturz des Lebens aufzuhalten meint. „Ewig!" hauchte Eins dem Andern zu, dann gingen sie mit glänzenden Augen auseinander, Anna zu dem verkrüppelten Bruder in die Kammer, Rudolph unter dem blitzenden Sternenhimmel in die Nacht hinaus, als wolle er es empfinden, wie er mit seinem Glücke frei in alle Ferne schweifen könne.

Als er endlich in das Küsterhaus zurückgekommen war, das wie die meisten Bauerhäuser hier auch während der Nacht unverschlossen blieb, vernahm er schon beim Eintritt in seine Kammer die Stimme seiner Mutter aus dem anstoßenden Zimmer: „Ich habe nicht schlafen können, Rudolph; wo bist Du denn so lang gewesen?"

Und da stand die nothwendige Bestellung wieder vor ihm; er hatte ganz darum vergessen.

„Ist denn wenigstens Alles in Ordnung?" rief die Mutter wieder. „Es mußte nothwendig vor morgen früh bestellt sein."

„In Ordnung, Mutter?" und wie ein Jubel lachte es aus ihm heraus. „Ja, Mutter, schlaf nur, es ist Alles jetzt in Ordnung!"

— — Am andern Morgen freilich, wo der Sohn mit seinem übervollen Herzen die Mutter am Frühstückstisch erwartet hatte, blieb dieser der Zusammenhang nicht mehr verborgen. Der Zweck des so entschlossen ausgeführten Besuches war somit erreicht; aber es schien fast, als habe er dadurch an seinem Werthe eingebüßt; Frau von Schlitz saß da, als ob sie an einem inneren Widerstreit zu schlichten habe. „Nun, Rudolph," sagte sie endlich, da der Sohn wie bittend ihre beiden Hände faßte, „Du hättest freilich andere Ansprüche machen dürfen; aber wir Frauen sind dankbarer, als Ihr Männer, und so wollen wir denn hoffen, das Mädchen werde sich Dir um so mehr verpflichtet fühlen."

Was Rudolph außer der mütterlichen Zustimmung aus diesen Worten hörte, konnte kaum nach seinem Sinne sein; aber er war zu glücklich, um dawider jetzt zu streiten. Und so gingen sie denn, als der Vormittag weiter heraufgerückt war, miteinander nach dem Pfarrhause; der Sohn mit beklommenem Athemholen, wie wer die Pforte seines Glückes noch erst öffnen geht, Frau von Schlitz mit einem Lächeln der Befriedigung das frohe Staunen der guten Pastorsleute vorgenießend.

Auch wurde bei Anna's Mutter ihre Erwartung nicht so ganz getäuscht; aber immerhin war bei dieser doch wesentlich das romantische Forsthaus aus dem Freischütz, das vor dem entzückten Mutterauge stand; konnte es denn eine schönere Agathe als ihre blonde Anna geben? — Der Pastor selbst war abwesend; er hatte auf einem der entlegensten Dörfer seines Kirchspiels eine Taufe zu voll-

ziehen. Als er Abends, da schon die Kinder in den Betten waren, heimkam, wurde auch bei ihm die Werbung angebracht; aber Rudolph's Mutter mußte es erleben, daß auf die bescheidenen Worte ihres Sohnes nur ein ernstes Schweigen des sonst so heiteren Mannes folgte. Vielleicht mochte es sich diesem wieder vor die Seele stellen, daß dem jugendlichen Bewerber, wie er es wohl scherzend schon für sich bezeichnet hatte, von der langen Weibererziehung noch etwas zwischen seinen braunen Locken klebe; vielleicht daß er seine „königliche Tochter", wie er sie in seinem Herzen nannte, einer sichereren Hand als dieser hätte anvertrauen mögen; am Ende mochte es gar Bernhard sein, den er dabei im Sinne hatte.

Auch Frau von Schlitz kam der Gedanke, und sie spürte schon den Antrieb, mit einigem Geräusche aufzustehen und ihrerseits die Unterhandlung kurzweg abzubrechen. Zum Glück begann der Pfarrer jetzt zu sprechen; es lag nicht in seiner Absicht, Hindernisse gegen Rudolph's Antrag aufzusuchen; er hatte sich nur sammeln müssen und that jetzt ruhig eine und die andere Frage, welche nicht wohl unbeantwortet bleiben konnten. Dann wurde Anna herein gerufen, und der Vater legte sein Kind an die Brust des ihm vor wenig Wochen noch völlig fremden Mannes; Frau von Schlitz aber ging an diesem Abend mit einem Unbehagen schlafen, über dessen verschiedene Ursachen sie vor sich selber jede Rechenschaft vermied.

Am Morgen, der dann folgte, erschien Rudolph nicht zum Frühstück; als die Mutter in seine Kammer ging, fand sie das Bett leer und augenscheinlich seit lange schon verlassen; erst nach einer weiteren Stunde trat er zu ihr in das Zimmer. Es war ihr nicht entgangen, daß seine Bewegungen hastig, daß ein unstätes Feuer in seinen Augen war; aber sie bezwang sich: „Du kommst wohl von einem weiten Spaziergange?" frug sie scheinbar ruhig.

„Ja, ja; ich bin recht weit umhergelaufen."

„Aber Dir ist nicht wohl! Du hast Dich überanstrengt."

„Du irrst, Mutter; ich bin kräftig, wie je zuvor."

„So sprich, was ist Dir denn? Und laß mich nicht in solcher Angst!"

Rudolph war auf- und abgegangen; jetzt hielt er inne: „Mutter," sagte er düster; „ich habe gestern übereilt gehandelt."

Er wollte weiter sprechen, aber die Mutter unterbrach ihn: „Du, Rudolph, übereilt? Das war nie Deine Art! Und, gestern, sagst Du? Gestern?"

Er nickte schweigend; sie aber ergriff leidenschaftlich beide Hände ihres Sohnes: „Bereust Du, Rudolph? Hat nur die Gegenwart des anderen Bewerbers Dich so weit hingerissen? — Wer weiß, Du hättest vielleicht nur ein paar Tage noch zu warten brauchen; und auch jetzt noch" — —

„Mutter!" rief er heftig, und dann: „Ich weiß von keinem anderen Bewerber."

Frau von Schlitz besann sich. „Nun wohl," entgegnete sie trocken, wie durch den ungewohnten Ton gekränkt, „was willst Du denn von Deiner Mutter?"

„Sag' mir nur Eines," begann er zögernd; „weiß man hier von meiner Krankheit, von meinem Aufenthalte in der Anstalt? Hat Anna davon gewußt?"

Frau von Schlitz athmete auf: „Sei ruhig, mein Sohn; auch für sie, wie

für alle Welt, war es — und es war ja auch in Wirklichkeit nichts andres — nur eine Reise zur Erholung von schwerem Nervenübel."

Aber die Augen des Sohnes blieben düster: „Ich dachte es," sagte er; „und nun liegt es zwischen mir und meinem Glück. Gott weiß es, in ihrer Nähe war jene furchtbare Erinnerung spurlos in mir verschwunden, und erst heute Nacht, da ich vor Uebermaaß des Glücks nicht schlafen konnte, brach es jäh, wie ein Entsetzen, auf mich nieder. Wie soll ich jetzt noch zu ihr sprechen, und wird sie mir glauben können, daß ich nicht absichtlich sie betrogen habe."

Die Mutter schwieg noch eine Weile, während die Augen des Sohnes angstvoll auf ihrem Antlitz ruhten. „Du hast recht, Rudolph," begann sie dann nach rascher Ueberlegung; „vielleicht würde Deine Braut es Dir nicht glauben; oder wenn auch Deine Braut, so würden später bei Deiner Frau doch Zweifel kommen. Und nicht nur das: wir wissen, daß es eine Krankheit war, die, wie andere, gekommen und gegangen ist; aber Frauenliebe sieht leicht Gespenster, die das theure Haupt bedrohen; sie könnten mit Euch gehen in Euerer jungen Ehe."

Rudolph hatte sich plötzlich aufgerichtet; aber er war todtenblaß geworden: „Es ist noch keine Ehe," sagte er; „noch kann sie ihre Hand zurücknehmen, die sie so arglos in die meine legte!"

„Zurücknehmen, Rudolph?" Frau von Schlitz zögerte ein wenig, bevor sie fortfuhr: „Hast Du nie von Frauen gehört, die nur einmal lieben können und dann nie wieder? Ich möchte glauben, Deine Braut gehört zu diesen."

Die Worte klangen süß in seine Ohren, und in seinen Augen leuchtete es wie von einem Strahl des Glückes; dann aber schüttelte er den Kopf, daß das braune Haar ihm wirr um Stirn und Augen flog: „O Mutter; aber es ist dennoch unrecht!"

Er hatte die Worte so laut hervorgestoßen, daß sie rasch zum Fenster trat, an dem ein Gartensteig vorüberführte. „Kein Unrecht!" sagte sie, sich wieder zu ihm wendend; „das einzige Rechtthun liegt in Deinem Schweigen; und überdies: was hast Du zu verschweigen?"

Unentschlossen, in schwerem Sinnen stand er vor der Mutter, während ihre Augen gespannt auf seinem Antlitz ruhten. Als er noch immer schwieg, streckte sie ihm die Hand entgegen: „Ich will Dich nicht drängen, Rudolph; Eines nur versprich mir: heute noch zu schweigen und — ohne Vorwissen Deiner Mutter nicht daran zu rühren!"

Rudolph hatte noch nicht geantwortet, da pochte ein leichter Finger von außen an die Thür. Anna war halb verschämt hereingetreten und stutzte jetzt ein wenig, da sie so ernsthafte Gesichter vor sich sah; aber schon hatte Rudolph's Mutter das Wort an sie gerichtet: „Du suchst wohl Deinen ungetreuen Bräutigam, mein liebes Kind; und recht hast Du, er hätte lieber mit Dir, als mit der alten Mutter plaudern sollen!"

„Verzeihen Sie, Mama," erwiderte das junge Mädchen lächelnd; „aber die Kinder lassen mir nicht Ruh'; sie wollen alle ihren neuen Schwager sehen; Käthe ist mitgelaufen und lauert draußen, die andern stehen zu Hause vor der Thür; sie bettelten so lange, bis wir ihnen allen ihre besten Kleider angezogen hatten. — Du gehst doch mit mir, Rudolph?" setzte sie mit gedämpfter Stimme

dann hinzu, indem sie den Kopf zu ihrem Liebsten wandte und ihn voll mit ihren lebensfrohen Augen ansah.

Die Mutter lächelte; denn wie vor einem Morgenhauche sah sie die Wolke von des Sohnes Stirn verschwinden. „Nun, Rudolph?“ sagte sie, und streckte jetzt noch einmal ihm die Hand entgegen.

Er hatte die leis betonte Frage wohl verstanden; aber, die Augen auf seiner jungen Braut und mit der einen Hand die ihre fassend, legte er die andere mit festem Druck in die der Mutter.

„So geht, Ihr Glücklichen!“ sagte diese.

Sie gingen, und Frau von Schlitz lehnte sich wie ermüdet auf ihren Stuhl zurück. „Hübsch ist sie; zum mindesten hier, so zwischen Wald und Wiesen!“ Halb lächelnd hatte sie es vor sich hin gemurmelt; dann stand sie auf, um ihre Morgentoilette zu vollenden.

Der Nachmittag des letzten Sonntags war herangekommen; auch Mutter und Sohn sollten sich am andern Tage trennen: erstere, um sich in der Residenz in ihren niedrigen Zimmern einzuwintern, Rudolph, um nach langer Frist in sein leeres Försterhaus zurückzukehren, das er bis zum Frühjahr noch allein bewohnen sollte; am folgenden Tage hatte er dann sich bei der Excellenz zu melden, welche der Jagd wegen noch die letzten Herbstwochen auf dem Lande blieb.

Schweigend hatte er seinen Koffer gepackt, während die Mutter noch zwischen Päckchen und Schachteln umherhandtirte. „Geh' nur zu Deiner Braut!“ sagte sie zu dem ihr müßig Zuschauenden; „es sieht hier öde aus; was übrig ist, besorge ich schon allein!“

Rudolph küßte die Hand seiner Mutter und ging. Als er die Dorfstraße eine Strecke weit hinabgeschritten war, sah er aus der Fahrpforte des Pfarrhofes einen Reiter sich entgegenkommen, der, wie es schien, bei seinem Anblick das Pferd in rascheren Gang setzte und dann im Galopp an ihm vorüberritt. „Bernhard!“ rief er; aber der Reiter hatte nur stumm mit seinem Hut gegrüßt und war jetzt schon weit von ihm entfernt. Eine Weile blickte Rudolph ihm nach: „So laß ihn reiten!“ dachte er und ging langsam weiter. Als er an den Garten des Pastorats gekommen war, sah er ein helles Kleid zwischen den Bosquetpartieen schimmern, von welchem ein Steig zu einem Pförtchen nach der Dorfstraße hinausführte. Anna pflegte sonst um diese Stunde sich drinnen mit den kleineren Geschwistern zu beschäftigen; aber als er in den Garten getreten und den Steig hinabgegangen war, kam sie bei einer Biegung desselben ihm entgegen. „Du, Rudolph!“ rief sie. „Ich hatte Dich nicht kommen hören.“

Es war nicht der sonst so frohe Klang in ihrer Stimme; auch sah sie ihn nicht an, da sie jetzt ihre Hand wie leblos in die seine legte.

Rudolph stutzte; die halben Worte seiner Mutter standen plötzlich vor ihm. „Was ist Dir, Anna?“ sagte er. „War Bernhard hier? Ich sah ihn fortreiten; er muß doch eben erst gekommen sein!“

„Ja,“ entgegnete sie, ohne aufzublicken; „Bernhard wollte nicht bleiben.“

„Aber Du hast ja rothe Augen, Anna!" Und ein kaum merkliches Zittern klang aus seiner Stimme.

„Ja, Rudolph," sagte sie und sah ihm voll in's Antlitz; „Bernhard hat mit mir gesprochen."

„War das so traurig, was er mit Dir zu sprechen hatte?"

Sie nickte: „Er bat — er wollte bei den Eltern um mich werben; er wußte ja noch nichts von unserer Verlobung."

Rudolph war blaß geworden. „Nun, Anna?" frug er stockend.

„Ja, was denn weiter, Rudolph? Das konnte ich doch nicht erlauben."

„Und darum weintest Du?"

Er hatte diese Worte so laut hervorgestoßen, daß das Mädchen erschrocken um sich blickte; dann sagte sie ruhig: „Ja, darum weinte ich; begreifst Du das nicht, Rudolph?"

Er sah sie mit weit offenen Augen an: „Und darum hasse ich ihn!" rief er in ausbrechender Heftigkeit; „und Jeden, der seine Hand nach Deiner auszustrecken wagt!"

Nur einen Augenblick stand sie betroffen; gleich darauf hatte sie ihr Schnupftuch hergezogen und wischte sich recht derb damit die Augen: „Schilt mich, Rudolph," sagte sie treuherzig, und ihre ganze süße Stimme klang in diesen Worten; „aber glaub' nur, ich bin das nicht gewohnt, es hat mich sonst noch Niemand haben wollen; er hätte doch auch sehen müssen, daß ich Dir gehöre!"

Da riß er sie ungestüm an seine Brust: „Verzeih' mir, habe Geduld! Auch ich soll ja erst lernen, so unmenschlich reich zu sein!"

Sie nickte nur und ließ sich still umfangen; dann gingen sie mit einander in das Haus und waren zwischen Eltern und Geschwistern, bis auch dieser letzte Tag verging.

~~~~~~~~

Während des Winters, der nun angebrochen war, wurde im Pfarrhause von unermüdlichen Händen an der Aussteuer der jungen Frau Försterin gearbeitet; die Mutter hätte gern wenigstens eins der neuen Sommerkleider mit grünem Band besetzt; aber Anna protestirte lachend und heftete das Band um ihren Sommerhut. Bisweilen kam auch der Pfarrer mit seiner Pfeife aus der Studirstube herüber, stand und nickte lächelnd seiner Anna zu, welche selbst die Schwester Käthe in deren Freistunden bei dieser heiteren Arbeit anzustellen wußte.

Weihnachten brachte den Besuch des Bräutigams und große Störung dieses fleißigen Treibens. Dann, nach der neuen Trennung, wurden den Brautleuten die Tage immer länger, zumal als noch einmal die Welt in Schnee begraben wurde, und Anna von ihrer Arbeit, wie Rudolph aus dem Fenster seiner entlegenen Försterei, vergebens nach dem Briefboten aussah.

Endlich, unter den ersten Sonnenstrahlen des Aprils, der diesmal seinem Namen als „Eröffner" Ehre machte, legte der väterliche Priester die Hände des jungen Paares in einander. Auch Bernhard als ein ernster, aber wohlmeinender Gast war dessen Zeuge; er hatte einer verlorenen Hoffnung wegen nicht auch die Menschen selbst verlieren wollen. Noch vor dem Abschied hatten auf seine
~~~~~~~~

Bitte beide es ihm zugesagt, im Verlauf des Sommers auf seinem, auch von ihrem neuen Wohnort nicht gar fernen Hofe einzukehren.

Dann unter dem Dache des inzwischen sauber hergerichteten Forsthauses kam der Beginn des jungen Ehelebens. Zwar hatten beide ihre volle Arbeit: Anna zu allem Anderen mit einem aufgeschossenen Dorfkinde, das sie zum regelrechten Mägdedienst erziehen mußte, Rudolph die immer wiederkehrende Vertretung des kränkelnden Oberförsters; aber die Arbeit selbst war jetzt ein mit einander leben. Oft auch — denn die Kunst der Wirthschaft war ihr angeboren, so daß sie immer noch ein Maaß von Zeit für ihren Liebsten übrig hatte — begleitete Anna diesen auf seinen Berufswegen durch den Wald, sei es zu den Föhren, wo an den mächtigen Stämmen jetzt die Axt erklang, oder in einen der Buchenschläge, wo die gefürchtete Nonnenraupe mit Verwüstung drohte.

Inmitten dieser herrschaftlichen Wälder, auf den alten Karten zu über vierzig Tonnen Landes angezeichnet, lag ein Bezirk, in dem die königlichsten aller Bäume stehen sollten; aber, man wußte nicht, ob aus Liebhaberei oder in Folge nachlässiger Bewirthschaftung der Vorbesitzer, seit wohl hundert Jahren hatte ihn keine Axt berührt, ja, wie es hieß, kaum eines Menschen Fuß betreten.

Der Graf freilich, in Begleitung Rudolph's und eines begeisterten Landschaftsmalers, war einmal mit Messer und Säbel eine Strecke weit in seinen „Urwald" vorgedrungen, und ein paar der wildesten Partieen, welche der Maler auf die Leinwand gebracht hatte, zierten jetzt in der Residenz sein Arbeitszimmer.

Aber auch Anna, als Rudolph ihr davon erzählte, war im Uebermuth des Glückes und der Jugend ein Gelüsten nach dem Abenteuer angekommen; zwar hatte jener anfänglich neckend abgewehrt, dann aber eines Sonntagmorgens, in Freuden über sein schönes reisiges Weib, ihr selber kunstgerecht das Kleid gegürtet; und so waren sie, auch im Uebrigen wohl gerüstet, zum Besuch des Urwalds ausgezogen. Manchmal im wildesten Gestrüppe hatte sie athmend an seiner Brust geruht; aber auf seine Frage, ob es denn nun genug sei, immer lächelnd noch den Kopf geschüttelt, bis er dann auf's Neue vor und über ihr das Zweiggewirr durchbrochen und sie sich endlich zu einer Lichtung durchgekämpft hatten, wo ein aufgefundener Granitblock einen Ruhesitz gewährte.

Noch jetzt mochte neben jenem Steine ein Strauß von Maililien liegen, den sie dort gepflückt und dann vergessen hatte. Nachdenklich, fast wie grübelnd hatte Rudolph dem drüben wiederum beginnenden Dickicht zugenickt: „Wer sich hier nicht wollte finden lassen, der dürfte schwer zu suchen sein!" — Da hatte sie die Blumen fortgeworfen: „Ich wollte Dich doch finden, Rudolph!" und war ihm um den Hals gefallen.

Bald danach war Anna's Vater im Forsthause eingekehrt und mit Jubel von dem jungen Paar empfangen worden. Nur auf wenige Tage hatte sein Amt ihn freigelassen; aber er verstand es, die Stunden auszunutzen. Auch im Schlosse war man zum Abendthee gewesen; der Graf und der Pfarrer schienen sich gegenseitig zu gefallen. Während Rudolph die Frauen am Clavier um sich versammelte, standen jene im Gespräch in einer Fensternische: „Ohne Zweifel," sagte der Graf, „ich halte ihn für recht befähigt, nur etwas zaghaft noch; aber man muß der Jugend etwas zutrauen, und so hab' ich's denn auch mit ihm

im Sinne." Der Pastor nickte: „Excellenz wollen nachträglich die Männererziehung noch dazu thun!" — „Ich denke, wir verstehen uns, Herr Pastor!" Und sie lauschten nun auch dem meisterhaften Spiel des jungen Försters.

Am andern Abend saß der Pastor wieder im Familienzimmer seines Pfarrhauses, und wenn die gute Frau Pastorin in seiner Erzählung auch vergebens auf den romantischen Zauber des Jägerlebens wartete, so ließ er selber sich doch behaglich von der jetzt Aeltesten, seiner Käthe, den brennenden Fidibus für seine Pfeife bringen.

— — Es war im Juli an einem Sonntag Nachmittage, als die jungen Eheleute in der warmen Sommerluft vor ihrem Hause saßen, wohl geborgen unter der alten, weithin schattenden Eiche, deren Laub jetzt im sattesten Grün erglänzte. Die Kaffeestunde ging zu Ende, und Anna erhob sich und nahm das Geschirr von dem selbstgezimmerten Säulentische, um es in's Haus zurückzutragen. Nur sollte ihr das nicht ohne Hinderniß gelingen; als sie an Rudolph's Sitz vorbei wollte, umschloß er sie mit beiden Armen, und so stand sie gefangen und wagte mit ihrer zerbrechlichen Bürde sich nicht zu rühren. Lächelnd blickte sie zu ihm nieder; das Schweigen des Glückes lag auf beider Antlitz.

Ueber der Hausthür auf dem alten Geweih des Sechzehnenders, das sich bis in die grünen Zweige hinaufstreckte, zwitscherte eine Schwalbe und flog dann über ihren Köpfen wieder in den Sonnenschein hinaus; nur von der seitwärts am Waldesrande sich entlang ziehenden Wiese tönte nach wie vor das Summen der Millionen schwebenden Geziefers, mitunter erhob es sich wie übermüthig, als wollten sie den Menschen ihre kurze Sommerherrschaft fühlen lassen; dann sank es wieder wie zu leisem Harfenton.

Unwillkürlich hatten beide hingehorcht. „So hör' ich's gern," sagte Anna; „nur sollen sie mir nicht in's Zimmer kommen."

Rudolph bejahte nachdenklich: „Aber sie kommen ungefragt; horch nur, es klingt ganz zornig, und sie dürsten auch nach unsrem Blute."

„Laß sie," versetzte heiter die junge Frau; „das Tröpfchen wollen wir ihnen gönnen."

Ueber Rudolph's Augen flog es wie ein Schatten, und er schloß die Arme fester um die schlanken Hüften seiner Frau. „Meinst Du?" sagte er gedehnt. „Es gibt eine schwarze Fliege, diese Sommergluth brütet sie aus, und sie kommt mit all' den andern zu uns, in Dein Haus, in Deine Kammer; unhörbar ist sie da, Du fühlst es nicht, wenn schon der häßliche Rüssel sich an Deine Schläfe setzt. Schon Mancher hat sie um sich gaukeln sehn und ihrer nicht geachtet; denn die Wenigsten erkennen sie; aber wenn er von einem jähen Stiche auffuhr und sich, mehr lachend noch als unwillig, ein Tröpflein Blutes von der Stirn wischte, dann war er bereits ein dem Tod verfallener Mann."

Anna hatte mit verhaltenem Athem zugehört; nun fuhr sie mit der freien Hand ihm über Stirn und Haare: „Du könntest einem bange machen, Rudolph; aber ich will diese schwarze Fliege fortjagen; denn sie kommt aus Deinem Hirn und soll mir nicht dahin zurück; ich habe nie von diesem Spuk gehört."

Er ließ sie gewähren; nur seine Augen suchten in zärtlicher Angst die ihren

festzuhalten. „Aller Spuk ist selten," sagte er leise; „aber die schwarzen Fliegen sind doch wirklich da!"

„Nein!" rief sie, indem sie sich zu ihm neigte und das Brett mit Kannen und Tassen emporhebend, es anmuthig fertig brachte ihm den Mund zum Kuß zu reichen; „nein, Rudolph, nun sind sie alle fort! — Und nun laß mich!" setzte sie hinzu, da eben die Magd die neueste Zeitung auf den Tisch legte, welche, wie gewöhnlich um diese Zeit, des Oberförsters Knecht ihr in's Küchenfenster hineingereicht hatte. „Nun studir Deine Zeitung und sieh zu, ob auch etwas für Deine Frau darin ist!"

Er hatte sie freigelassen und sah ihr nach, da sie in das Haus ging; dann nahm er die Zeitung und begann zu lesen. Aber er las nur obenhin und ließ oft die Hand, welche das Blatt hielt, sinken; erst als er auch die letzten Spalten überflog, wurde seine Aufmerksamkeit gefesselt, jedenfalls schienen seine Augen über eine Notiz von wenig Zeilen nicht hinaus zu kommen. Es mochte nichts Heiteres sein; denn schwere Stirnfalten drückten seine Augenlider, während er noch immer darauf hinstarrte; oder hatte Frau Anna doch die schwarzen Fliegen nicht verjagen können? Plötzlich erhob er sich und legte die Zeitung auf den Tisch, indem er zugleich nach seinem Hute langte, den er über sich an einem Zweige aufgehangen hatte.

Aus dem offenen Hausflur rief die Stimme seiner Frau: „Was willst Du, Rudolph? Gehst Du fort?"

„Nur zum Andrees!" rief er zurück; „er soll den Köder in dem Fuchseisen noch erneuern!"

„So wart' doch wenigstens, bis die ärgste Gluth vorüber ist!"

Aber er winkte nur noch mit der Hand und war bald auf dem Wege, der an des Forstwärters Haus vorbei zum Walde führte, hinter dem Gebüsch verschwunden.

Was Rudolph in der Zeitung gelesen hatte, lautete wörtlich, wie folgt:

„Am letzten Dienstage, so wird von glaubhafter Seite uns berichtet, saß der erst kürzlich verheirathete Hufschmied Br . . . zu Wallendorf nach Feierabend mit seiner Frau im Wohnzimmer. Das Gespräch zwischen den Eheleuten war eine Weile stumm gewesen, als der Mann wieder anhub: „Heute sind es gerade dreizehn Jahre, daß ich von einem tollen Hund gebissen wurde! Man sagte mir damals, ich solle mich nicht verheirathen; aber es hat mir bis jetzt doch nichts darum geschadet." Die Frau, welche erst in diesem Augenblick von jenem Vorgang hörte, erschrak heftig; noch mehr aber, als sie jetzt in das plötzlich verzerrte Antlitz ihres Mannes blickte. Und kaum waren einige Minuten verflossen, als die Nachbaren auf ihr Geschrei herbeieilten und den Unglücklichen, bei dem schon alle Zeichen der Tollwuth ausgebrochen waren, an Händen und Füßen fesseln mußten."

Das war es, was Rudolph gelesen, und was so ganz von ihm Besitz genommen hatte, daß es allem Uebrigen sein Ohr verschloß. Und jetzt auf dem einsamen Wege kamen ihm die Worte, die einzelnen Sätze in ihrer Reihenfolge immer wieder; er suchte Anderes zu denken; an seine Mutter, an Anna, sogar an des Herrn Grafen Excellenz; aber es half nichts, es waren immer nur die

schwarzen Buchstaben in ihrem kleinen Zeitungsdruck, die unabweisbar an ihm vorüberzogen.

In der Hütte des Waldwärters traf er diesen nicht daheim; er ging wieder hinaus, ohne auch nur der anwesenden Frau den einfachen Auftrag mitzutheilen. Erst nach einer Weile bemerkte er, daß er nicht den Rückweg nach seinem Hause eingeschlagen hatte, sondern mitten im Walde auf einem Wege schritt, der zwischen hohen finsteren Tannen ausgehauen war. Endlich begann er seiner Gedanken Herr zu werden: was wollte jene furchtbare Geschichte denn von ihm? Ihn hatte niemals, weder ein toller, noch ein anderer Hund gebissen, und im Uebrigen — wer konnte aller Menschen Leid mitfühlen wollen? Wog es nicht vielleicht noch schwerer, als der Menschheit Sünden, die doch nur Gottes Sohn auf sich genommen hatte?

Grübelnd blieb er stehen: aber es war ja auch kein Mitleid, das er fühlte, er hatte sich ja selber nur belügen wollen! Nein, nein, kein toller Hund; aber — jenes Andere, was er nicht zu denken wagte, was er hinter sich in Nacht begraben wähnte! Wenn es wiederkäme — nach zehn, nach zwanzig Jahren? Oder — wer konnte wissen — vielleicht schon jetzt, noch eh' der Herbst die Blätter von den Wäldern fegte!

Er fuhr mit beiden Händen vor sich hin, als wolle er ein Schreckbild von sich stoßen; aber er sah es doch, er hörte den Schrei seines Weibes, er sah die Nachbaren — — nein, sie hatten ja keine Nachbaren! Niemand konnte kommen! — Plötzlich, als müsse er nun selber ihr zu Hülfe eilen, wandte er sich zur Heimkehr; rasch und rascher, daß es bald einem Laufen gleich war, eilte er zurück. Aber die Gedanken liefen immer mit: jener Hufschmied, war er auch so feig gewesen? Hatte auch er von selbstsüchtiger Mutterliebe sich den Mund verschließen lassen, eh' er das junge Weib in seine Kammer brachte?

Ein Donner rollte über den Wald hin und verhallte dröhnend. Die Gluth des Tages hatte sich gelöst; zu beiden Seiten rauschte es durch die Tannen, und kühlend fielen die ersten großen Tropfen auf die heiße Erde. Auch Rudolph athmete auf in dem belebenden Dufte, der sich jetzt erhob, auch ihm floß es wie erquickliche Kühle durch die Adern: was war es denn gewesen, das ihn so erschreckt hatte? Hier ging er ja gesund und kräftig wie nur jemals! Und daheim? — Verlockend, wie noch nie, stand seines Weibes schlanke jugendliche Gestalt vor seinen Sinnen. Immer rascher schritt er durch den gewaltig niederrauschenden Regen, bis er das Gebell seiner beiden braunen Hunde hörte, die mit ausgelassenen Sprüngen ihm entgegentobten, und bis er endlich dann mit leuchtendem Angesicht vor seinem blonden Weibe stand.

Freilich, von Kuß und Umarmung des triefenden Geliebten wollte sie für jetzt nichts wissen; lachend, mit vorgestreckten Händen drängte sie ihn in die Kammer: „Hier, Rudolph ist der Schlüssel zu Deinem Kleiderschrank! Wenn Du hübsch trocken bist, darfst Du zu mir kommen und Dir Deine Schelte holen!“

Und ihre Augen lachten wie die lieblichste Verheißung.

Aber der glückliche Schluß dieses Tages hatte seinen übrigen Inhalt nicht beseitigen können. Es war in Rudolph etwas wach gerufen, das während seiner kurzen Ehezeit bisher geschlafen hatte; ein Zufall hatte die Decke jetzt gelüpft, und er sah es in der Tiefe liegen und allmälig höher steigen, bis es endlich unverrückt mit den feindlichen Augen zu ihm emporstarrte. Immer öfter zog es seinen Blick dahin, so daß er dauernd auf nichts Anderes mehr sehen konnte und zu Arbeiten, die er vormals bequem bewältigt hatte, nicht selten die Nacht zu Hülfe nehmen mußte.

Eine Geschäftsreise nach der Residenz im Auftrage des Grafen brachte Abwechselung und eine Einkehr bei der Mutter. Sie hatte bei seinem Empfange ihn lange stumm betrachtet und ihn dann in das zweite Zimmer geführt, das Rudolph früher wohl scherzend ihren Ahnensaal zu nennen pflegte. „Du siehst übel aus, mein Sohn!" war das erste Wort, das sie ihm sagte, als sie sich gegenüber saßen.

Er suchte ihr das auszureden und wollte es auf die Nachtfahrt schieben; aber sie unterbrach ihn: „Seit Deines Vaters Augen so früh sich schlossen, waren die meinen nur auf Dich gerichtet; Du vermagst mich nicht zu täuschen." Und als er schwieg, ergriff sie seine beiden Hände: „Du bist unglücklich, mein Sohn; nur Deiner Mutter kannst Du das nicht verbergen!"

Er sah wie gedankenlos eine Weile zu ihr hinüber. „Ja, Mutter," sagte er dann; „ich glaube fast, daß ich es bin."

„Weshalb, Rudolph, weshalb bist Du es?"

Auf dem Tische lag eine Zeitung; Rudolph hob sie auf, es war dieselbe, die der Oberförster und er zusammen hielten. „Hast Du das gelesen neulich?" sagte er zögernd; „das — mit dem Hufschmied?"

„Ja, Rudolph, ich hab' es gelesen. Was soll das? Der Unglückliche!"

„Die Unglückliche!" erwiderte er, stark das erste Wort betonend. „Und hast Du auch gelesen, nach dreizehn Jahren ist es ausgebrochen?"

„Was soll das? Was willst Du, Rudolph?" frug sie wieder.

Er war aufgestanden. „Mutter," sagte er leise; „bin ich nicht auch von einem solchen Hund gebissen worden? Und sie, die Unglückliche, ist ewig, was wir hier ewig nennen, an mir festgeschmiedet! Wir waren übel berathen, Mutter, als wir die schöne Unschuld für meinen Dienst betrogen."

Sie blickte ihn fast zornig an: „Das ist es, Rudolph? Ich verstand Dich nicht."

„Ja, Mutter; was konnte es anders sein?"

Ein schmerzliches Aufleuchten ging durch die dunkeln Augen der Frau, und einige Secunden lang bedeckte sie sie mit ihrer weißen Hand. „Wenn ich für Dich gesündigt habe," sagte sie bitter, „so habe ich mit Recht den Dank dafür verloren; laß mich's denn auch allein verantworten!"

Er nahm ihre nur schwach widerstrebende Hand und küßte sie: „Ich bin nicht undankbar, Mutter; aber ich weiß auch, daß ich meine Schuld allein zu tragen habe."

Frau von Schlitz antwortete nicht sogleich; hinter ihrer breiten Stirn, die unter einer schwarzen Florhaube noch blasser als das Antlitz ihres Sohnes schien,

hielten die Gedanken raschen Ueberschlag: „Besinne Dich," begann sie dann anscheinend ruhig; „Du hast den Brief Deines derzeitigen Arztes selbst gelesen, er enthielt nichts, was zu verbergen war; von jener Seite droht Deinem oder, wie ich jetzt ja sagen muß, Euerem Leben nicht Gefahr. Dich drückt nur das Geheimniß, das Versprechen, das Du mir gegeben hast; ich gebe es Dir zurück, es war unnöthige übertriebene Sorge, da ich es von Dir verlangte."

Aber Rudolph blickte wie erstaunt auf sie herab: „Reden? Jetzt noch reden, Mutter? Und das räthst Du mir? Und Anna? Anna? Dreizehn Jahre lang, und immer die armen Augen nach dem Schreckgespenst? — — Nein, nein!" rief er heftig, „jetzt muß ich mit mir selber fertig werden!"

„Und wenn Du es nicht wirst, Rudolph?" Wie von Angst gepreßt wurden diese Worte ausgestoßen.

„Dann," sagte er langsam, „wird sie frei von mir; es gibt nur einen Weg, den ich ohne sie noch gehen kann. O Mutter, hat denn mein Vater Dich nicht auch geliebt?"

Sie hatte sich aufgerichtet, eine Frau von nicht mehr jugendlicher aber noch immer ernster Schönheit: „Ja, mein Sohn," rief sie und schlang leidenschaftlich beide Arme um seinen Nacken, „wohl haben wir uns geliebt, ich und Dein Vater, aber Dich lieb ich mehr, als Mann und Weib sich lieben können; was kümmern mich alle andern Menschen außer Dir!"

Stumm, erschüttert hielt der Sohn die Mutter an seiner Brust, an dem Zucken ihres Leibes fühlte er, wie die starke Frau sich selbst zur Ruhe kämpfte. Aber unter den zärtlichen Worten, die sein Herz ihn sprechen ließ, verkannte er gleichwohl nicht, daß diese Leidenschaft, wo sie ihn bedroht wähne, in jedem Augenblick bereit sei sich feindselig gegen alle Welt, ja gegen des eignen Sohnes Weib zu kehren. Mit dem Scharfsinn seiner jugendlichen Liebe las er in der Seele der erregten Frau; und ehe beide von einander schieden, hatte die Mutter, wenn auch widerstrebend, ihm nun ihrerseits geloben müssen, an der Vergangenheit ohne sein Zuthun nicht zu rühren.

Nur darin traf ihr Wunsch mit einem bereits von ihm gefaßten Entschluß überein: er wollte sich Beruhigung, oder — wie er still bei sich hinzufügte — doch Entscheidung über seinen Zustand bei dem Arzte holen, unter dessen Fürsorge er jene Monate des vergangenen Jahres zugebracht hatte; wenn er noch einmal eine Nachtfahrt daran setzte, so war ihm, bei der unerwartet raschen Erledigung des Geschäftes, die Zeit noch zur Verfügung.

— — Und etwa zehn Stunden später saß er dem Genannten, einem kräftigen Manne in mittleren Jahren, gegenüber; die heiteren, etwas schelmischen Augen des Arztes ruhten auf dem Antlitz seines früheren Patienten, während dieser, der dem vertrauengebenden Wesen desselben seine damalige rasche Genesung zu verdanken glaubte, ihm dies in warmen Worten aussprach.

„Aber was treiben Sie denn, Herr von Schlitz," unterbrach ihn jener, „Sie sollten wohler aussehen! Sie sind von uns als völlig — wohl verstanden, als völlig geheilt entlassen worden."

Die Frage, um deren willen Rudolph seine Reise hierher verlängert hatte, war somit schon zum größten Theil und auf das Unverfänglichste beantwortet;

nun galt es nur noch seinerseits eine unverhaltene Auskunft über späteres Erlebniß; und nach kurzem Widerstreben überwand er sich; sein Geheimniß war hier keines, nun bekannte er auch seine Schuld.

Ein leichtes Stirnrunzeln überflog das Angesicht des älteren Mannes. „Nein, nein," sagte er gleich darauf, da Rudolph stockte, „sprechen Sie nur; ich klage Sie nicht an!"

Und der Jüngere fuhr fort und verschwieg ihm nichts: „Mitunter," — so schloß er seine Beichte — „aber nur in kurzen Augenblicken ist es mir, als ob der dunkle Vorhang aufweht, und dahinter, wie zu meinen Füßen, sehe ich dann das Leben gleich einer heiteren Landschaft ausgebreitet; aber ich weiß doch, daß ich nicht hinunter kann."

Wieder ruhte der sinnende Blick des Arztes auf des jungen Mannes Antlitz. „Nicht wahr," sagte er dann, „aber es ist mehr der Antheil nehmende erfahrene Mann, als der Arzt, der diese Frage an Sie thut — Sie haben eine gesunde und eine Frau von heiterem Gemüthe?"

Rudolph's Augen leuchteten, und in seinen Armen zuckte es, als müsse er sich zwingen, sie nicht nach seinem fernen Weibe auszustrecken. „Sie sollten sie nur sehen!" rief er. „Nein, nur ihre Stimme brauchten Sie zu hören!"

Der Arzt lächelte: „Dann," sagte er, „wenn dem so ist," und er betonte jedes Wort, als ob er auf schwerwiegende Gründe eine Entscheidung baue, „dann — reden Sie; und Sie werden nicht allein in jenes heitere Land hinunterschreiten!"

Rudolph war fast erschrocken, als dieselbe Forderung, die er noch kurz zuvor der Mutter gegenüber so schroff zurückgewiesen hatte, ihm nun auch hier entgegenkam. Aber sie reizte ihn hier nicht zum Widerspruche; die ruhigen Worte, in denen jetzt der theilnehmende Mann ihm zusprach, mochten kaum Anderes enthalten, als was er von seiner Mutter auch schon wiederholt gehört hatte, dennoch war ihm, als ob seine Gedanken sich allmälig von einem Banne lösten, der sie stets um einen Punkt getrieben hatte. Allein hatte er seinen Weg in Nacht und Schrecken wandern wollen! Aber — und seine Brust hob sich in einem starken Athemzug — es gab ja kein „Allein" für ihn, er selber hatte ja gesagt, sie seien aneinander festgeschmiedet, er konnte nicht in der Finsterniß und sie im Lichte gehen; er begriff nicht, daß er das nicht längst begriffen hatte.

Entschlossen reichte er dem Arzt die Hand hinüber: „Ich danke Ihnen," sagte er, „ich werde reden."

„Und Sie werden recht thun." — Dann schieden sie.

Heiter, voll froher Zukunftsbilder fuhr Rudolph seiner Heimath zu; bei hellem Mittag, in einer unablässig schwatzenden Reisegesellschaft, erquickte ihn ein langer Schlaf; als er unweit seines Zieles dann erwachte, konnte er kaum erwarten, vor Anna hinzutreten und Schuld und Reue vor ihr auszuschütten; er sah schon, wie sie weinen, wie sie dann aus ihren Thränen sich erheben und, ihm muthig zulächelnd, ihre kleine feste Hand in seine legen würde; ja, Anna, die Schöne, Gute, sie hatte ja auch ein festes Herz!

Er hatte nicht bedacht, daß er während seiner Ehe zum ersten Mal so lange fern gewesen war. Als er von der letzten Bahnstation den Richtweg durch den

Wald dahin schritt, da klopfte sein Herz doch nur nach seinem Weibe; und als er, auf die Wiese hinaustretend, sie dann im Abendschatten auf der Schwelle ihres Hauses stehen sah, sie selber leuchtend in Jugend und Liebe, die Arme ihm entgegenstreckend, aber doch wie festgebannt, als müsse sie hier ihr Glück empfangen, da stieg es nur wie ein Gebet aus seiner Brust, daß auch nicht eines Sandkorns Fall den Zauber dieser Stunde stören möge.

Morgen! Sie waren ja morgen auch beisammen.

Und es wurde morgen, und der helle Tag, der unerbittlich zu Pflicht und Arbeit fordert, schien in alle Fenster des Försterhauses. Rudolph hatte in seinem an der Rückseite belegenen Zimmer die in seiner Abwesenheit eingegangenen Geschäftssachen eingesehen und trat jetzt in die gemeinsame Wohnstube, wo Frau Anna den Morgenkaffee für ihn warm gehalten hatte. Nur ein Händedruck wurde gewechselt; dann nahm er schweigend die Tasse, welche sie ihm reichte, und Anna, die ihr Frühmahl schon beendet hatte, zog ihren Stuhl zu ihm heran und strickte weiter an einem Unterjäckchen, das noch vor der rauhen Jahreszeit zu dem gebrechlichen Brüderlein in's elterliche Pfarrhaus wandern sollte. Ihrer Augen bedurfte diese Arbeit nicht; die ruhten auf ihres Mannes Antlitz: er sah viel besser aus, als da er fortgegangen war; auf seiner Stirn und über den Augenlidern, die sich mitunter hoben und dann sinnend wieder senkten, lag etwas wie eine frohe Zuversicht; gewiß, während er so schweigend neben ihr sein Mahl verzehrte, überdachte er die gute Botschaft, die er noch am selben Vormittag dem Grafen überbringen mußte.

Aber Frau Anna irrte; das Schweigen ihres Mannes galt ihr selber; es war das Bekenntniß seiner Schuld, wofür sein Herz die Worte suchte; und was von seiner Stirne leuchtete, das war der Abglanz jener wolkenlosen Landschaft, in die er heute noch mit ihr hinabzuschreiten dachte.

Da, bevor zwischen beiden noch ein Wort gesprochen worden, pochte es an die Stubenthür, und Rudolph fuhr aus seinem Sinnen auf. Es war nur der alte Waldwärter Andrees, der in's Zimmer trat, um über dies und jenes zu berichten; aber mit ihm war etwas Andres unsichtbar hereingekommen, was wir Zufall zu nennen pflegen, was auf den Gassen der Wind vor unsere Füße oder durch's offene Fenster in das Innere unsres Hauses weht.

Rudolph hatte die verschiedenen kleinen Mittheilungen entgegengenommen und hie und da ein zustimmendes oder anweisendes Wort dazu gegeben. „Ist sonst noch etwas, Andrees?" frug er, als dieser mit seinem Bericht zu Ende schien.

— „Sonst nichts, Herr Förster; nur daß der Holzschläger Peters aus der Anstalt wieder da ist."

„Woher? Welcher Peters?" frug Rudolph hastig.

„Es war vor des Herrn Försters Zeit," erwiderte Andrees. „Er hatte sich eingebildet, als einziger Sohn von den Soldaten frei zu kommen und dann drunten mit des reichen Seebauern Tochter Hochzeit zu machen; als aber auf beidem eine Eule gesessen hatte, da wurde er wirrig und mußte in die Anstalt."

Anna hatte zu stricken aufgehört; einen losen Sticken an die Lippen drückend, horchte sie aufmerksam dieser Erzählung. „Der arme Mensch," sagte sie mitleidig; „ist er denn jetzt wieder ganz gesund?"

„Muß doch wohl, Frau Förster'n," meinte Andrees; „sogar 'ne Frau hat er sich mitgebracht; freilich keine reiche: es ist eine Wärterin aus der Anstalt, die sich in den jungen Kerl verliebt hatte."

Ein Ton wie ein Schreckenslaut entfuhr den Lippen der jungen Frau: „Mein Gott, welch' ein Wagstück! Wenn es wiederkäme!"

„Soll wohl sein können;" erwiderte Andrees; „aber das Weibsbild hat sich dann doch selber nur betrogen; sie muß ja wissen, wen sie sich gekauft hat."

Anna starrte schweigend vor sich hin, als ob ihre Phantasie die schreckensvolle Möglichkeit verfolge; sie achtete kaum darauf, als Rudolph, der während dieses Gespräches keinen Laut von sich gegeben hatte, jetzt mit abgewandtem Antlitz fast schwankend sich erhob und, das Beben seiner Stimme mühsam nur beherrschend, zu dem Waldwärter sagte: „Kommen Sie nach meinem Zimmer, Andrees; es sind noch Postsachen für Sie mitzunehmen." Als sie aber dahin gekommen waren, meinte Rudolph, es müsse zum Abend warten, es komme doch noch Einiges dazu.

Wer nach dem Fortgange des Waldwärters hier unbemerkt hätte hineinblicken können, der hätte den jungen Förster in der Mitte des Zimmers gleich einem düsteren Bilde stehen sehn; mit untergeschlagenen Armen; das auf die Brust gesunkene Haupt von den schweren Athemzügen kaum bewegt. Nur einzelne karge Worte: „Schweigen!" und wieder: „Schweigen — um jeden Preis und bis an's Ende!" wurden dann und wann von seinen Lippen laut.

Endlich, als dann die Wanduhr über seinem Schreibtisch mit lautem Schlage aushob, fuhr durch diesen einzigen Gedanken ihm ein anderer: er schüttelte sich und, nachdem er mit schweren Schritten ein paar Mal auf- und abgegangen war, nahm er einige Papiere aus einem Schubfach; es war hohe Zeit, er mußte ja zum Grafen und den glücklichen Bericht erstatten.

— — Es ging schon gegen Mittag, als die junge Frau aus dem Küchenfenster, hinter welchem sie beschäftigt war, ihren Mann auf dem hier vorüberführenden Wege heimkehren sah und bald danach ihn auf dem Hausflur und nach seinem Zimmer gehen hörte. Unwillkürlich ruhten ihre emsigen Hände: Rudolph pflegte sonst nach solchem Gange, „zur Herzerfrischung", wie er sagte, sie für eine Weile aufzusuchen, sich ein paar Worte oder auch nur einen Händedruck von ihr zu holen; und jetzt kam es ihr plötzlich, daß er auch vorhin so jäh ohne beides von ihr fortgegangen sei. Noch einige Minuten stand sie horchend, ob nicht die eben geschlossene Thür sich wieder öffnen möge; dann legte sie die Geschirre, die sie in der Hand hielt, fort und ging nach Rudolph's Zimmer.

Es schien völlig still dadrinnen; als sie die Thür öffnete, fand sie ihn mit aufgestütztem Kopf an seinem Schreibtisch sitzen. Sie setzte sich an seine Seite und nahm seine Hand, die er ihr schweigend überließ; erst als sie den Druck derselben in der ihren fühlte, sprach sie leise: „Was war's denn, Rudolph? Warum gingst Du mir vorüber? Brauchst Du heute keine Herzerfrischung, oder mißtrauest Du schon meiner armen Allmacht?"

Dem Drängen dieser liebevollen Stimme widerstand er nicht; ihm war ja auch nichts Uebles widerfahren; im Gegentheil, sein Bericht hatte den Grafen in die wohlwollendste Laune versetzt; er hatte von dem nothwendigen Abgange des altersschwachen Oberförsters gesprochen: schon jetzt werde Rudolph die Ge-

schäfte, und sobald die Pensionsverhältnisse des Abgehenden geordnet wären, auch dessen höhere Stellung endgültig übernehmen müssen.

Ein Laut freudiger Ueberraschung entfuhr bei dieser Mittheilung dem Munde der jungen Frau. „Wie schön!" rief sie, stolz zu ihrem Mann emporblickend; „und dies Vertrauen, das Du Dir so bald erworben hast!"

Rudolph drückte den blonden Kopf seines Weibes gegen seine Brust, nur damit die glücklichen Augen nicht in seinem Antlitz forschten; denn — wie sollte er nun das Weitere sagen? Schon seine bisherigen Pflichten lagen seit dieser Morgenstunde wie eine Angst ihm auf dem Herzen; bei dem Vorschlage des Grafen hatte es wie ein unübersteiglicher Berg sich vor ihm aufgethürmt; und statt eines freudigen Dankes hatte er nur zu einem Versuche bescheidenen Abwehrens sich ermannen können. Aber dieser Versuch war vergeblich gewesen; der Graf hatte nur gelächelt: „Mein junger Freund, nicht nur l'appétit vient en mangeant; es geht auch in andern Dingen so; ich selber habe nicht gewußt, was ich zu leisten vermochte, bis ich gezwungen wurde es zu wissen." Auf seine verwirrte Erwiderung: „Excellenz ehren mich zu sehr mit einem solchen Vergleiche," war ihm dann nur geantwortet: „Nun, nun, Herr Förster, ein Jeder in seinem Kreise! Ich werde Sie denn doch vor solche Probe stellen müssen."

Während dieser Vorgang sich ihm peinlich in der Erinnerung wiederholte, hatte Anna sich aus seinen Armen losgewunden. „Du!" rief sie; „wie lange willst Du mich gefangen halten!" Dann stand sie aufgerichtet vor ihm: „Aber Du bist nicht froh, Rudolph; noch immer nicht! Und ich dachte schon an einen Jubelbrief nach Hause."

Eine demüthigende Scham überkam ihn; aber zugleich ein Drang, vor diesen klaren Augen zu bestehen. „Schreibe nur Deinen Brief," sagte er aufstehend; „es wird zwar aller meiner Kraft bedürfen; aber — ja, Anna, Dank, daß Du gekommen bist."

Kurz darauf waren aus der Oberförsterei ein großer Actenschrank und ganze Karren von Actenbündeln angelangt und in Rudolph's Zimmer untergebracht; auch eine Kammer für einen Schreibgehülfen hatte Anna einrichten müssen. Rudolph selber saß jetzt meistens in die Nacht hinein bei seiner Arbeit; selbst am Sonntage, zum Kirchgang, riß er sich erst im letzten Augenblicke los; ja, wenn Anna während des Gottesdienstes zu ihm aufblickte, glaubte sie eher arbeitende Gedanken, als Andacht auf seinem Gesicht zu lesen. Im Hause über Tag sah sie ihn fast nur bei den Mahlzeiten, die er möglichst rasch beendete, und so sehr er oftmals einer Herzerfrischung zu bedürfen schien, er kam immer seltener sie bei ihr zu suchen.

So mußte sich die junge Frau denn wohl gestehen, was ihres Mannes Stirn umwölkte, war etwas Andres, als was der wechselnde Tag zusammentreibt und wieder auseinander weht. Aber aus welchen ihr unbekannten Abgründen war es aufgestiegen? War es noch rückgebliebener Schatten jener Krankheit, die er bei dem Besuche in ihrem Elternhause kaum erst überstanden hatte, oder war dies sein eigenstes Wesen, das sich jetzt ihr offenbarte? Zwar, die Last der Arbeit dauerte fort; aber an der ausreichenden Kraft des geliebten

Mannes auch nur entfernt zu zweifeln, konnte ihr nicht einfallen; that das doch auch der Graf, der scharfblickende Menschenkenner, nicht.

Sie konnte sich keine Antwort geben; Rudolph selbst aber, wenn sie offen ihn befragte, schob Alles auf die überkommene doppelte, ja dreifache Arbeit und vertröstete sie auf die Zeit, wenn erst die von dem kranken Vorgänger angehäuften Reste abgearbeitet sein würden. Ließ sie ungläubig dennoch nicht mit Bitten nach, dann sah sie Qual und Zärtlichkeit so bitterlich auf seinem Antlitz kämpfen, daß sie jäh verstummen mußte. So schwieg sie denn auch ferner und suchte nur, wo sie es immer konnte, ihm zu bringen, was er nicht mehr von ihr zu holen kam. Das Nachtarbeiten war allmälig zur Regel geworden; aber Frau Anna ließ ihn nicht allein; auch für sie gab es ja, wenn sie wollte, Arbeit genug: „Bei unseren neuen Amtsgeschäften" — so hatte sie der Mutter nach Haus geschrieben — „haben wir hier einen langen Tag; schickt mir nur alle Euere Winterwolle; denn alle kleinen Beine werde ich bestricken können."

Immer mehr fühlte Rudolph sich in einem dunklen Kreis gefangen. Auf einem Reviergange ließ er sich von dem alten Andrees den als Ehemann aus der Anstalt zurückgekehrten jungen Holzschläger zeigen: es war ein gesund ausschauender robuster Bursche; nur in seinen Augen war noch etwas, wie ein stumpfes Ueberhinsehen. Rudolph beobachtete ihn lange, wie er unter den Andern die Axt mit seinen starken Armen schwang; dann ging er fort, ohne ein Wort an ihn zu richten. Aber schon am folgenden Tage stand er, er wußte selbst nicht wie, an demselben Platze unter den Holzschlägern; der Mensch hatte eine unheimliche Anziehungskraft für ihn gewonnen.

Plötzlich wandte er sich ab; es trieb ihn mit Gewalt nach Hause, er mußte und wenn auch nur einen Blick in die klaren Augen seines Weibes thun. Aber er brauchte nicht so weit zu gehen; als er in den Fahrweg einbog, der durch den Wald führte, kam sie ihm entgegen. „Anna!" rief er und schloß sie in seine Arme.

„Ja, da bin ich, Rudolph; so auf gut Glück bin ich Dir nachgelaufen." Und langsam erhob sie ihre Augen zu den seinen; es war, als ob sie recht tief in ihnen lesen wollte.

„Was hast Du, Liebste?" frug er.

„Dich!" erwiderte sie zärtlich.

„Sonst nichts?"

„Doch; noch einen Einfall!" und sie nickte lächelnd zu ihm auf.

„Laß hören!" sagte er zerstreut; er war in ihren liebevollen Augen ganz verloren.

„Ja, weißt Du, Rudolph — aber Du darfst mich nicht so ansehen, sonst hörst Du doch nicht — ich war im Schuppen, wo das Kabriolet steht; es ist ja morgen Sonntag; wollen wir nicht zu Bernhard fahren? Auf unsrer Hochzeit haben wir es ihm so fest versprochen! Du mußt einmal hinaus, und auch ich möchte gern die kleine Julie wiedersehn; ich glaube," fügte sie lächelnd bei, „sie hat Dich damals mir wohl nur so kaum gegönnt."

Rudolph blickte noch immer auf seine Frau; aber seine Augen schienen ohne Sehkraft. Zu Bernhard; jetzt zu Bernhard! Warum überfiel es ihn plötzlich, als habe er kein Recht auf dieses Weib, das doch sein eigen war, deren jugend-

lichen Leib er jetzt, in diesem Augenblick, in seinen Armen hielt? Die Worte seiner Mutter klangen ihm wieder vor den Ohren: wenn Bernhard auch nur um eine Stunde ihm zuvorgekommen wäre?

„Rudolph, lieber Mann!" sagte Anna leise. Aber er schloß nur seine Arme fester um sie; seine Gedanken ließen ihn nicht los. Was würde werden, wenn ihn ein Unfall, wenn der Tod ihn fortnähme? — Er richtete sich straff empor, als müsse er das Bild, das seine Augen sahen, überwachsen; aber es wurde nicht anders, und er sagte es sich dennoch: über seinem Grabe würde jener um sie werben, und Anna — würde Anna widerstehen?

Eine nie empfundene Leidenschaft für sein schönes Weib ergriff ihn; es drängte ihn, sich vor sie hinzuwerfen, es ihr zu entreißen, daß seine Gedanken ein Frevel an ihrer Liebe seien, daß das niemals, nie geschehen könne. Aber es war etwas, das seinen Mund verschloß; etwas, das er verschuldet hatte, das nicht wieder gut zu machen war.

Demüthig löste er die Arme von ihrem jungen Leibe; sie aber zog sein Haupt zu sich herab und küßte ihn. „Lassen wir es!" sagte sie freundlich, „es wird noch mehr der schönen Tage geben, eh' der Winter kommt."

Er ergriff eine ihrer Hände, drückte sie heftig und ließ sie wieder: „Ja, Anna; später — später einmal; ich habe morgen auch den ganzen Tag besetzt."

Sie hing sich an seinen Arm, und während sie aus dem Walde und an dessen Rande entlang nach Hause gingen, suchte sie den beklommenen Athem ihrer Brust zu meistern und über die kleinen Dinge ihres Tagewerks mit ihm zu plaudern.

~~~~~~

Das Jahr rückte weiter; der erste Blätterfall begann schon hie und da den Wald zu lichten; Schwärme von Vögeln, deren Stimmen man nur im Herbst zu hören pflegt, zogen hoch unter den Wolken dahin oder fielen rauschend in die Büsche und flogen weiter, wenn sie an den rothen oder schwarzen Beeren sich gesättigt hatten; auch an der Eiche, die das Dach des Försterhauses beschattete, begannen sich die Blätter bunt zu färben.

Auf dem herrschaftlichen Schlosse hatte inzwischen der Graf noch eine neue Arbeit für seinen jungen Förster ausgesonnen: die große Wildniß sollte endlich wieder in ordnungsmäßige Cultur genommen, ein daranstoßender Sumpf sollte trocken gelegt und dann bepflanzt werden; oberflächliche Vermessungen, so gut es hier und bei der treibenden Eile des Grafen geschehen konnte, waren bereits vorgenommen worden; nun galt es Karten zu entwerfen und Kosten- und wer weiß, was sonst für Anschläge auszuarbeiten und in kürzester Frist dem stets ungeduldigen Gebieter vorzulegen. Aber Rudolph konnte seinen Gedanken nicht mehr wehren, immer ihren eignen dunkeln Wegen zuzustreben, und so rückte trotz seines Fleißes Alles doch nur mühsam weiter. Schon ein paar Mal war es darüber zwischen ihm und dem Grafen zur Erörterung gekommen, und in seinem Hirn begann ein Brüten, wie er alle dem entrinnen möge. Sein geliebtes Clavier stand trotz Anna's Bitten seit Monden unberührt; die Kunst, welche auch in ihren düstersten Abgründen nach dem Lichte ringt, durfte nichts von dem erfahren, was in ihm wie unter schwerem Stein begraben lag.

— — An einem Fußsteige, welcher in der Richtung vom Schlosse her durch
~~~~~~

den Wald führte, lag, oder stand vielmehr zwischen zwei Erdaufwürfen eingeklemmt ein roher aber mächtiger Granitblock; wie angenommen wurde, ein Grenzstein aus einem nicht allzufernen Jahrhundert; denn nach der Seite des Steiges hin waren auf der bemoosten Oberfläche einige von den kürzeren Runenzeilen sichtbar, welche in heutiger Sprache heißen sollten: „Bis hieher; niemals weiter."

An diesem Orte, gegen die Rückseite des Steines gelehnt, saß eines Vormittags der junge Förster. Er hatte die von Anna ihm mitgegebenen Brotschnitte aus seiner Jagdtasche genommen; aber er aß nur einen kleinen Theil davon; das Uebrige brach er in kleine Brocken und streute es um sich her; die Vögel würden es schon finden.

Vor ihm breitete sich eine junge Birkenschonung aus; auf einer abgestorbenen Eiche, die, ihm gegenüber, hoch daraus hervorragte, saß ein alter Kolkrabe, der hüpfend und flügelspreizend an dem Halbtheil eines jungen Hasen zehrte. Ohne Antheil, wie ohne Anreiz sah Rudolph diesem Treiben zu; der Räuber hatte nichts von ihm zu fürchten. Plötzlich wandte er den Kopf; der Laut von Stimmen, die wie im Gespräche mit einander wechselten, war an sein Ohr gedrungen; und jetzt, in der Richtung vom Schlosse her, näherten sich auch Schritte auf dem Fußsteige, welcher durch den älteren Bestand des Waldes hier vorbeiführte. Rudolph hatte bereits die Stimme des Grafen erkannt; die andre mochte dessen Schwiegervater, dem alten General, gehören, der vor einigen Tagen zum Besuch gekommen war. Er wollte aufstehen und sich unbemerkt entfernen; aber ein Wort, das er deutlich genug vernahm, bannte ihn noch an seine Stelle. „Dein junger Förster," sagte die ältere Stimme, „soll ja ein liebenswürdiger Mann sein; auch von passabler Familie, wie es heißt."

Eine Antwort des Grafen vernahm Rudolph nicht; sie mochte nur in einer bezeichnenden Geberde bestanden haben; denn nach einer Pause hörte er den Andern wieder sagen: „Du scheinst nicht beizustimmen; nun, ich hörte auch nur so."

„O, doch," kam jetzt des Grafen Stimme; „es schien sich anfangs auch gut anzulassen; aber seit ein paar Monaten — weißt Du, ich sehe jetzt, Papa: ein guter Mann, aber ein schlechter Musikant!"

Der alte Herr lachte behaglich: „Und ich dachte, daß gerade die Musik zu seinen Liebenswürdigkeiten zählte!"

„Ja, ja, das ist nun schon, Papa; er spielt Chopin und hat Jean Paul gelesen, aber das Alles hilft nur nicht."

Das Uebrige ging dem Lauschenden verloren, die Herren waren eben hinter den Erdhügel getreten, in dessen Mitte sich der Stein befand. Rudolph schloß die Augen; er mußte ja gleich ein Weiteres vernehmen, sobald die Beiden auf dem Steige fortgingen; aber es blieb noch immer still, nur das Klopfen seines Herzens wurde immer lauter, fast, dachte er, könne es ihn verrathen. Dann wieder war ihm doch, als ob er sprechen höre; weshalb setzten denn die Herren ihren Weg nicht fort? Studirten sie die Runen auf dem Felsblock, oder waren sie nur in näherer Erörterung ihres Gesprächsstoffes stehen geblieben? Alle peinlichen Augenblicke seines kurzen Amtslebens tauchten in schroffen Umrissen

vor ihm auf, und ihm war auf einmal, als höre er das Alles von der überlegenen Stimme des Grafen punktweise auseinandersetzen.

Er schüttelte sich, er wußte ja, daß das nur Täuschung sei. Aber jetzt; kamen die Schritte wirklich auf der andern Seite des Hügels hervor; der alte Herr schien zuletzt gesprochen zu haben, denn der Graf antwortete, und laut genug, daß der junge Förster jedes Wort verstehen konnte: „Sie haben recht, Papa, aber — passons là-dessus! Der Vater hatte auch so Talente, konnte Clavier spielen und Walzer componiren, er war mein Schulkamerad, und Sie wissen, man sollte es nicht, aber — enfin, man trägt doch immer wieder der Vergangenheit Rechnung."

Es trat eine Stille ein, und die Schritte der Herren entfernten sich, bis sie allmälig unhörbar wurden.

Der unglückliche Lauscher nickte düster vor sich hin: „Bis hieher, niemals weiter!" Der ihm bekannte Inhalt der Runenzeilen kam ihm immer wieder. Sollte der alte Stein auch noch den jetzt Lebenden die Grenze weisen? — Da fiel sein Auge auf die abgestorbene Eiche, wo noch immer, hüpfend und flügelspreizend, der Rabe an dem todten Hasen fraß und zupfte. Hastig, wie in gewaltsamer Befreiung, sprang er auf und griff nach seiner Büchse. Ein Druck noch, ein Knall, — „Niemals weiter!" schrie er, und der mächtige Vogel sammt seiner Beute stürzte polternd durch die dürren Aeste. Dann, ohne sich nach seinem Opfer umzusehen oder seine Büchse neu zu laden, wandte er sich ab und schritt seitwärts tiefer in den Wald hinein. — —

Lange hatte Anna auf ihn warten müssen; jetzt saß er wie abwesend neben ihr am Mittagstische, der frische Knall, womit er den Raben niederschoß, war längst verhallt; nur die Reden der beiden Herren vom Schlosse waren in voller Schärfe noch vor seinen Ohren. Das junge Weib beobachtete ihn verstohlen, und ein paar Mal zuckten ihre Lippen, als ob sie reden wolle, aber sie fühlte wohl, sie durfte heute nur schweigend ihm zur Seite bleiben.

Gleich nach Mittag ließ er seinen Rappen satteln. „Willst Du schon wieder fort?" rief Anna fast erschrocken und hing sich wie eine Last an seinen Arm.

Ja, er müsse fort; in der letzten Sturmnacht, drüben bei den äußersten Parcellen, seien Windbrüche in den Eichenschlag gefallen.

„So reite morgen!" bat sie, „der Schaden wird ja drum nicht größer werden!"

„Morgen? Morgen ist wieder Andres da."

Er blickte sie nicht an, er stand wie ein Gefesselter, der ungeduldig auf Befreiung wartet; aber sie klammerte sich nur fester an ihn. „Ich bin wohl thöricht," sagte sie, „aber mir ist so bange Deinetwegen! Rudolph, lieber Mann, bleib' bei mir, laß mich nur heute nicht allein!" Und da er unbeweglich blieb, legte sie die Hand an seine Wange, daß er die Augen zu ihr wenden mußte. „Du siehst so finster aus, Du hörst mich nicht!"

Wohl hörte er sie; aber was sollte ihm die schöne Lebensfülle, die aus dieser Stimme ihm entgegendrängte? Wie eine Todesangst vertrieb es ihn aus der geliebten Nähe.

Hastig bückte er sich und berührte mit seinen Lippen flüchtig ihre Wange: „Laß mich jetzt, ich komme ja zu Abend wieder!"

Er stand schon vor der Hausthür, wo die Magd das Pferd am Zügel hielt, während Anna noch seine Hand gefaßt hatte. Plötzlich riß er sich los, nickte noch einmal nach ihr zurück und ritt davon.

Aber es war bald nur noch der Rappe, welcher sich die Wege suchte; ob sie zu den Windbrüchen in den Eichen führten, was kümmerte das den Reiter! —

Von der Treppenstufe vor der Hausthür hatte Anna ihm nachgeblickt, so lange ihre Augen ihn erreichen konnten; dann griff sie über sich und legte ihre Hand um einen Ast der Eiche, welche hier ihr dichtestes Gezweige wölbte. So blieb sie stehen, die Wange gegen den eigenen schlanken Arm gepreßt, ihre Augen füllten sich mit Thränen, ein Schluchzen drängte sich herauf, das sie nun nicht zurück hielt. Was sollte sie beginnen? — Sie hatte nicht den Muth verloren, sie wußte, sie durfte ihn nicht verlieren; nur Nachts, wenn er in schwerem Schlummer stöhnte, hatte sie wohl in jähem Schreck sich über ihn geworfen, sonst, sie meinte doch, hatte sie tapfer ihre Angst hinabgeschluckt. — Was hatte es ihr geholfen?

Ueber ihr ging ein Lufthauch durch den Baum, und ein Regen gelber Blätter wirbelte zu Boden, da gedachte sie der Fahrt zu Bernhard, die sie Rudolph neulich vorgeschlagen hatte; die letzten schönen Tage schienen jetzt gekommen. Aber plötzlich, und sie schrak jäh in sich zusammen, kreuzte schon ein Andres ihre grübelnden Gedanken. Sollte es Eifersucht auf Bernhard sein? — Unmöglich! — Aber dennoch; Rudolph's seltsames Gebahren war dann auf einmal zu erklären!

Noch einige Augenblicke blieb sie sinnend stehen, eine Hoffnung, ein muthiges Lächeln verklärte ihr junges Antlitz: sie meinte endlich dem unbekannten Feinde Aug' in Aug' zu schauen. Dazu, in nächster Zeit, erwarteten sie den Besuch von Rudolph's Mutter; war auch die Frau Forstjunker ihr selbst noch immer eine Fremde, sie liebte, sie kannte ihren Sohn seit seinem ersten Schrei: mit ihr im Bunde wollte Anna den Feind bekämpfen.

Ihre Hand ließ den Ast, den sie so lange umfaßt gehalten hatte, fahren; dann, ihr blondes Haar zurückschüttelnd, ging sie mit kräftigen Schritten in das Haus zurück. — —

Der Nachmittag verging, das Forsthaus und die alte Eiche glühten im Abendschein; dann kam die Dämmerung; dann hinter dem Walde stieg der Mond empor und warf seinen bläulichen Schimmer auf den leeren Platz am Hause; aber Rudolph war noch nicht zurück.

Wieder, wie am Vormittage, saß Anna wartend im Wohnzimmer, nur brannte jetzt die Lampe, und es war noch stiller um sie her. Mitunter sprang sie auf, und ihre Arbeit hinwerfend, trat sie an's Fenster und drückte das Ohr gegen eine der Glasscheiben, dann plötzlich lief sie vor die Hausthür; aber nur die Eulen mit ihrer Brut schrien vom Walde herüber, auch einmal im Stalle hinten hatte der Hahn geträumt und krähte dreimal in die Nacht hinaus. Und wieder saß sie drinnen bei ihrer Arbeit, der eine Fuß nur auf der Spitze ruhend, das Haupt halb abgewandt, wie in die Ferne lauschend. Da, das war keine

Täuschung, scholl es vom Weg herauf; das war der Hufschlag ihres Rappen, und näher und näher kam es. Sie war nicht aufgesprungen; langsam und wie vorsichtig, um keinen Laut von draußen zu verlieren, hatte sie sich aufgerichtet. „Rudolph!“ rief sie, und endlich, im dunklen Hausflur hielt sie ihn umfangen: „Gott Dank, daß ich Dich wieder habe!“

Als sie aber drinnen beim Lampenschein in das verstörte Antlitz ihres Mannes sah, da ging sie aus dem Zimmer, als ob sie draußen im Hause etwas Eiliges zu beschaffen habe; dann, nach einer Weile, kehrte sie anscheinend ruhig zurück.

Bei ihrem Eintritt kam Rudolph ihr entgegen; er wollte nach seinem Zimmer; es seien noch Sachen, die er bis morgen fertig stellen müsse.

„Aber Du willst doch erst zu Abend essen?“ Und sie zog ihn an den schon längst gedeckten Tisch.

Er nahm auch einige Bissen. Dann stand er auf: „Laß Dich nicht stören, ich muß machen, daß ich an die Arbeit komme!“

Ein schmerzliches Zucken flog um ihren Mund; aber sie suchte ihn nicht aufzuhalten. „Um zehn Uhr komm' ich zu Dir!“ rief sie ihm freundlich nach, als er hinausging. —

Die Arbeiten, von denen er gesprochen hatte, waren kein bloßer Vorwand, am folgenden Morgen hatte er sie dem Grafen persönlich zu überreichen. Auch saß er in seinem Zimmer bald darauf am Schreibtisch; er sagte sich, das müsse noch beseitigt werden, und suchte gewaltsam, und bis das Hirn ihm schmerzte, seine Gedanken fest zu halten und auf einen Punkt zu drängen. Aber die Feder berührte meist nur das Papier, um das Geschriebene gleich wieder fort zu streichen; so ging es eine Weile, endlich sah er, daß er sie zerbrochen hatte. „Schlechte Musikanten!“ murmelte er vor sich hin. „Der Graf hatte recht: es geht nicht mehr, aber — weshalb denn geht es nicht?“

Da stand die rußige Gestalt des Schmiedes vor ihm; so dicht, die stierenden Augen und das verzerrte Antlitz lagen fast an dem seinen; ein leises höhnisches Gelächter fuhr ihm kitzelnd in die Ohren: „Dreizehn Jahre? — Es kann auch früher kommen!“

Deutlich hatte er das sprechen hören; er fühlte, wie sich das Haar auf seinem Haupte sträubte. Aber er hörte noch mehr: es jammerte, es wimmelte um ihn her; er war aufgesprungen und schlug mit beiden Armen um sich: „Fort!“ schrie er, „fort, Gespenster!“

Aber er war doch nicht mehr allein in seinem Zimmer; die Geschöpfe seines Hirnes waren mit ihm da und wichen nicht. Mit heftigen Schritten ging er auf und ab, hastig bald links, bald rechts die Blicke werfend; der Schweiß war in großen Perlen ihm auf die Stirn getreten. Plötzlich machte er eine ausweichende Bewegung: „Der Hund!“ sagte er leise. „Noch nicht! Ich warte nicht auf Dich.“

Da schlug es Zehn von der Wanduhr, und vom andern Ende des Hauses hörte er die Thür des Wohnzimmers gehen. Das war Anna; schon hörte er ihre Schritte auf dem Hausflur. Er blieb stehen und blickte um sich her: die Lampe brannte hell und warf ihren Schein in alle Winkel; es war Alles ganz gewöhnlich.

Als Anna dann gleich darauf in's Zimmer trat, saß er wieder an seinem Schreibtische.

„Bist Du bald fertig?" frug sie, die Hand auf seine Schulter legend; „ich weiß nicht, aber die Augen sind mir heut so schwer."

Er sah nicht auf. „Ich denke; vielleicht ein halbes Stündchen noch."

Und wie in den vorigen Nächten setzte sie sich still mit ihrer Arbeit neben ihn. Aber immer langsamer regten sich die schlanken Finger, und die halbe Stunde war noch nicht verflossen, da rückte sie ihren Stuhl dicht an den seinen, und, von Müdigkeit überwältigt, sank ihr Haupt auf seine Schulter.

Behutsam, damit sie sicher ruhen könne, legte er den Arm um sie; und als die halbgeöffneten Lippen des jungen Weibes sich bald in gleichmäßigen leisen Athemzügen ihm entgegenhoben, da neigte er sich unwillkürlich zu ihr, um sie zu küssen. Aber es kam nicht dazu; wie in plötzlicher Erstarrung richtete er sich auf und griff mit der freigebliebenen Hand nach der vorhin fortgelegten Feder. Nein, nein, das war vorüber; die Arbeit, die da vor ihm lag, die mußte noch zu Ende!

Er begann auch wirklich bald zu schreiben, und der fast leere Bogen füllte sich bis auf die Hälfte; dann aber, während er grübelnd darauf hinstarrte, verloren sich die Buchstaben in verworrenes Gekritzel. Allmälig jedoch schien wieder eine bestimmte Vorstellung Platz zu greifen. Der Umriß eines menschlichen Schädels trat deutlich genug hervor; aus einem Dintenklex daneben wurde eine spinnenartige Ungestalt, die immer mehr und längere Arme nach dem Schädel streckte; nur statt des Spinnen- war es ein Hundskopf, der sich wie gierig aus dem dicken Leib hervordrängte.

Aber mit wie großer Emsigkeit auch Rudolph diese seltsame Arbeit zu betreiben schien, sie war doch nur der Punkt, von welchem aus seine Gedanken sich ihre finstern Gänge wühlten. Er hatte eben die Feder fortgeworfen, als Anna nach einem tiefen Athemzug die Augen aufschlug. „Du, Rudolph?" und wie ein erstauntes Kind blickte sie um sich her. „Aber Du arbeitest nicht mehr, weshalb sind wir nicht zu Bett gegangen?"

Seine überwachten Augen sahen sie an, als habe er keine Antwort auf diese einfache Frage.

„Du schliefst," sagte er endlich, „ich mochte Dich nicht wecken."

Sie wollte sich aufrichten, als ihr Blick auf das Papier fiel, worauf er eben jene symbolische Zeichnung hingeschrieben hatte. „Was ist das?" rief sie. „Was hast Du da gemacht? Ein Todtenkopf!"

Seine Lippen zitterten, als ob sie mit noch ungesprochenen Worten kämpften. „Nein, nein," sagte er; „das nicht, so war es nicht gemeint."

Anna sah ihn ängstlich an: „Weshalb nimmst Du Deinen Arm fort, Rudolph? Du hältst mich jetzt so selten nur in Deinem Arm!"

Er riß sie heftig an sich, und noch einmal sank ihr Kopf an seine Schulter; wie in Angst, als ob sie ihm entschwinden könnte, umschloß er sie mit beiden Armen. So saßen sie lange; nur die Athemzüge des Einen waren dem Andern hörbar: „Anna!" kam es zuerst dann über seine Lippen.

„Ja, Rudolph?"

„Was meinst Du, Anna" — aber es war, als würde er nur mühsam

seiner Worte Herr — „ich dächte, wir könnten morgen wohl zu Bernhard fahren?"

„Zu Bernhard?" Sie hatte sich losgewunden, das Kartenhaus, das sie sich mit so viel Sorge aufgebaut hatte, drohte einzustürzen: Rudolph war nicht eifersüchtig! Oder — — als ob sie Alles um sich her vergesse, stand sie vor ihm — sollte es mit dieser Reise eine Liebesprobe gelten?

Wie auf sich selber scheltend schüttelte sie zugleich das Haupt; aber sie mühte sich umsonst ein Andres zu ergrübeln; der Ton seiner Stimme war nicht gewesen, als ob er sie zu einer Lustreise hätte auffordern wollen.

Und jetzt hörte sie dieselbe Stimme wieder: „Du antwortest mir nicht, Anna!"

Sie warf sich vor ihm nieder: „Rudolph, geliebter Mann! Wann und wohin Du willst!" Ein leuchtender Strom brach aus den blauen Augen, und die jungen Arme streckten sich ihm entgegen.

Aber nur eine kalte Hand legte sich auf ihr Haupt, das flehend zu ihm aufsah: „So laß uns versuchen, ob wir schlafen können."

Am andern Morgen saß Rudolph schon wieder früh am Schreibtisch, seine Feder flog, die halbfertigen Arbeiten wurden rasch vollendet, ebenso rasch mußte der Schreiber sie copiren. Inzwischen ordnete er selbst, was an Schriften und Karten sich auf Tisch und Stühlen in den letzten Tagen angehäuft hatte; oftmals warf er einen Blick auf die Wanduhr, um dann wieder in stummem düsteren Vorwärtsdrängen seine Arbeit fortzusetzen.

Als es Acht geschlagen hatte, nahm er die von dem Schreiber fertig gestellten Schriften und machte sich auf den Weg zum Schlosse. Im Zimmer des Grafen, der in anderen Arbeiten saß, gab er auf die hastig hingeworfenen Fragen rasch und knappe Auskunft; es schien ihm wenig daran gelegen, ob seine Meinung Beifall finde.

Der Graf sah seinem Förster in das blasse Gesicht, und als dieser nach einem längeren geschäftlichen Gespräche fortgegangen war, blickte er noch eine Weile gegen die Thür, bevor er sich wieder zu der vorhin verlassenen Arbeit wandte. —

— — Nachdem das junge Ehepaar zeitig sein Mittagsmahl eingenommen hatte, wurde der Einspänner aus dem Schuppen gezogen und der Rappe in die Deichsel gespannt. Wohl eine Stunde lang fuhren sie am Rande der gräflichen Waldungen; wieder, wie Tags vorher, stand die goldene Septembersonne am Himmel, und der stärkende Duft des herbstlichen Blätterfalles erfüllte die Luft um sie her.

Nach einer weiteren Stunde sahen sie den Gutshof liegen; als sie in eine kurze Allee von Silberpappeln einbogen, lag am Ende derselben, durch einen sonnenhellen Raum davon getrennt, das Wohnhaus vor ihnen.

„Da ist schon Bernhard!" sagte Anna und wies auf eine kräftige Gestalt, welche neben der Hausthür stand und, die Augen mit der Hand beschattend, dem ankommenden Gefährt entgegensah.

Rudolph nickte nur, und Anna sah es nicht, daß seine Hände sich wie in verbissenem Schmerz zusammen ballten; nur das Pferd, das er am Zügel hielt, empfand es und bäumte sich in seiner Deichsel.

Als der Wagen vor dem Hause anfuhr, war das verschwunden. „Da sind wir endlich!“ sagte er, Bernhard die Hand entgegenstreckend.

Bernhard sah ein wenig überrascht, fast verlegen aus; aber auch das verlor sich gleich. „Seid willkommen, Du und Anna!“ sagte er herzlich. „Ich erkannte Euch erst, als Ihr hier in den Sonnenschein hinausfuhrt.“

Nun kam auch Julie aus dem Hause, und die Begrüßung wurde lebhafter; und als man erst drinnen um den blinkenden Kaffeetisch der jungen Wirthin saß, gerieth auch ohne die Männer sogleich die Unterhaltung; denn das Geschwisterpaar war kürzlich in Anna's Elternhause auf Besuch gewesen, und diese hatte fast noch mehr zu fragen, als jene zu berichten. Nach beendetem Kaffee drang Rudolph auf einen Spaziergang durch die Gutsflur, die zwar seiner Frau, aber ihm noch nicht bekannt sei. Anna wollte eben ihren Arm in den der Freundin legen, als sie Rudolph sagen hörte: „Du, Bernhard, nimmst Dich meiner Frau wohl an; Fräulein Julie wird mit mir sich plagen müssen; übrigens — und er wandte sich zu dieser — ich verspreche, heute nicht zu zanken.“

„Sie haben auch heute keine Ursache mehr,“ entgegnete Julie leise und warf, plötzlich ernst geworden, einen liebevollen Blick auf ihren Bruder.

Dem jungen Förster war weder dieser Blick, noch dessen Bedeutung entgangen; aber er nickte düster vor sich hin, als sei ihm das so recht, dann folgte er mit Bernhard's Schwester den Vorausgehenden. Nachdem Haus und Garten und pflichtgemäß dann auch noch Keller und Scheune besichtigt waren, ging man in's Freie, zunächst über abgeheimste Weizenfelder, wo nur noch Scharen von Sperlingen oder mitunter ein Häuflein barfüßiger Kinder ihre Nachlese hielten. Anna mit ihrem zum Zerspringen vollen Herzen rief eins der kleinen Mädchen zu sich, und als es, nach einem ermunternden Worte Bernhard's, langsam herangekommen war, zog sie ein blaues Seidentüchlein aus ihrer Tasche und band es, auf dem Boden hinknieend, ihm sorgsam um sein Hälschen. Sie küßte das Kind und drückte es heftig an sich: „Behalt' das von der fremden Frau!“ sagte sie; „doch halt!“ und sie sammelte noch aus ihrer Börse ein Häuflein kleiner Münzen und drückte die Finger des Kinderfäustleins darum zusammen; dann, während der kleine Flachskopf ihnen stumm mit großen Augen nachsah, ging die Gesellschaft weiter.

Sie gingen wiederum gepaart wie damals auf Anna's Heimathsflur, nur daß diese jetzt wiederholt den Kopf zurückwandte und erst, wenn sie einen Blick von Rudolph aufgefangen hatte, das Gespräch mit Bernhard fortsetzte, das ohnehin nicht recht in Fluß gerathen wollte. Rudolph freilich beobachtete auch heute unablässig die Vorangehenden und wog bei sich den Ton in Bernhard's und in seines Weibes Stimme; aber es war kein unruhiges Verlangen, nur ein leidvolles Entsagen sah aus seinen dunklen Augen.

„Sie wollten nicht zanken, Herr von Schlitz,“ sagte neben ihm die Stimme seiner Partnerin; „aber Sie sind völlig stumm geworden.“

Er wollte eben ein höfliches Wort erwidern, als sie aus der Enge eines mit Hagebuchen-Hecken eingezäunten Weges heraustraten und nun vor einer weiten Moorfläche standen, auf der hie und da eingestürzte Torfhaufen zwischen blinkenden Wassertümpeln lagen. „Das haben die Gewitterregen uns ver-

waschen," sagte Bernhard; „aber wir müssen umkehren, der Weg, der hier am Moor entlang führt, ist nicht für Damenschuhe eingerichtet."

Rudolph war ein paar Schritte auf dem bezeichneten Wege fortgegangen. „Für uns Männer wird's schon taugen," sagte er, sich zu Bernhard wendend; „die Damen werden uns entschuldigen: nicht Deinen Torf, aber von Deinen Jagdgründen möchte ich hier herum noch etwas sehen."

„Wenn Du willst," meinte Bernhard; „aber es ist nicht viel damit."

„Nun, so reden wir ein Stück mitsammen!"

Anna blickte ihn an: Was wollte Rudolph? Mit Bernhard allein sein? — Auf seinem Angesicht war nichts zu lesen; nur der beklommene Ton, den sie in seiner Stimme bemerkt zu haben glaubte, schien zu dem einfachen Inhalt seiner Worte nicht zu passen. Aber — es war ja Bernhard, was konnte zwischen ihm und Bernhard Uebles denn geschehen! Wie ein Morgenschein leuchtete das Vertrauen zu ihrem Jugendfreunde auf ihrem schönen Antlitz; lächelnd nickte sie den beiden Männern nach; dann nahm sie Juliens Arm, um mit ihr den Rückweg anzutreten.

„Das ist die Rache," sagte diese scherzend; „vor einem Jahre waren wir es, die sie im Stiche ließen."

Aber Rudolph und Bernhard redeten nicht mit einander, und Jagdgründe wurden weder besichtigt, noch aufgesucht. Schon lange waren sie schweigend auf dem durch tiefe Wagenspuren zerrissenen Wege fortgegangen, beide die Augen nach der untergehenden Sonne gerichtet, die mit ihren letzten Strahlen das braune Haidekraut vergoldete. Eine Nachtschwalbe mit ihrem lautlosen Fluge huschte vor ihnen auf und duckte sich eine Strecke weiter vor ihnen auf den Weg, bis sie wiederum auch hier vertrieben wurde. „Weshalb," begann endlich Bernhard, wie nur um überhaupt ein Wort zu sagen, „seid Ihr nicht im Sommer zu uns gekommen, als die Haide blühte und das Korn geschnitten wurde? Deine Frau schrieb einmal darüber meiner Schwester; aber Ihr kamt doch nicht."

Rudolph, der neben ihm ging, blieb einen Schritt zurück. „Du weißt," sagte er, „es war von beiden Seiten etwas zu verwinden."

Der Andre zuckte, und seine Hand zitterte, mit der er sich den starken Bart zur Seite strich: „Also Anna hat es Dir mitgetheilt, daß ich so beschämt vor ihr gestanden?"

„Du meinst, sie sollte ein Geheimniß mit Dir theilen!"

„Nicht das, Rudolph," sagte Bernhard ruhig; „aber was nützte es Dir zu wissen, daß ich so viel ärmer bin als Du?"

Rudolph's letzte Worte waren jäh herausgefahren; jetzt trat er wieder an Bernhard's Seite: „Du kamst zu spät," sagte er; „dasselbe hätte mir geschehen können; und — wenn es so gekommen wäre, ihr wäre dann wohl ein glücklicheres Loos gefallen."

Die lang bedachten Worte waren ausgesprochen; aber seine Stimme wankte, und seine Augen, mit denen er jetzt stehen bleibend den Andern anstarrte, waren wie versteint.

Bernhard sah ihn fast entsetzt an: „Mensch," schrie er, „wie kannst Du, der Glückliche, so etwas zu mir sprechen?"

Rudolph beantwortete diese Frage nicht. „Bernhard," sagte er leise, „Du liebst sie noch; gesteh' es, daß Du sie noch liebst!" Ein feindseliges Feuer brannte in seinen Augen, aber er drängte es mit Gewalt zurück.

Bernhard hatte nichts davon gemerkt; er sagte düster: „Du solltest doch der Letzte sein, der daran rührte."

„Nein, nein, Bernhard, Du irrst! Sieh nicht auf mein Gesicht; aber glaub' es mir: es thut mir wohl, daß Du sie liebst;" und er ergriff Bernhard's beide Hände und drückte sie heftig; „nun weiß ich, Du wirst sie nicht verlassen."

Der Andere erhob langsam das Haupt: „Was willst Du, Rudolph? Weshalb bist Du heute zu mir gekommen? — Gewiß, wenn Anna jemals meiner bedürfte; wenn Deine Hand nicht mehr da wäre, ich würde Anna nicht verlassen, nicht — so lang ich lebte."

Rudolph hatte beide Hände vor's Gesicht gedrückt. „Ich danke Dir," sagte er leise; „wollen wir jetzt zurückgehen?"

Es geschah so; und die grauen Schleier der Dämmerung breiteten sich immer dichter über Moor und Feld. Rudolph hatte seinen Zweck erreicht: was er bisher nur geglaubt hatte, war ihm jetzt Gewißheit; das Uebrige, er sagte es sich mit Schaudern, würde sich von selbst ergeben.

Auch Bernhard war in tiefem Sinnen neben ihm geschritten. „Aber," begann er jetzt, nachdem sie vom Moore wieder zwischen die Felder hinausgelangt waren, „wie sind wir doch in ein solches Gespräch gerathen? Du lebst und bist gesund; weshalb sollte Anna anderer Hülfe bedürfen?"

Rudolph hatte diese Frage erwartet, ja, er hatte sich künstlich darauf vorbereitet; jetzt, da sie wirklich an ihn herantrat, machte es ihn stutzen; ein Gefühl wie bei unredlichem Beginnen überkam ihn, es war schon recht, daß die zunehmende Dunkelheit sein Angesicht verdeckte. „Ich habe Dir wohl schon davon gesprochen," sagte er, „daß ich meinen Vater plötzlich durch einen frühen Tod verlor; es war ein Herzleiden; einem und dem andern unserer Vorfahren ist es ebenso ergangen; allerlei Symptome waren vorausgegangen — ich war noch ein Kind; aber später hat meine Mutter es mir erzählt — in den letzten Monden hab' ich ganz dasselbe auch bei mir bemerkt; es geht mir nach, ich könnte auch plötzlich so hinweggenommen werden."

Bernhard ergriff seine Hand, deren herzlichen Druck er nicht zu erwidern wagte: „Aber weshalb ziehst Du nicht einen Arzt zu Rathe, einen Specialisten?"

„Ich that es; neulich bei Gelegenheit meiner Geschäftsreise."

„Und er hat Dir keinen Trost gegeben?"

„Doch, was so die Aerzte schwatzen; aber ich weiß es besser."

Noch einmal empfand er Bernhard's Händedruck, in welchem alle Versicherung eines treuen Herzens lag.

Ein paar Stunden später befanden die Försterleute sich wieder auf der Rückfahrt. Anna saß an ihres Mannes Seite, das Haupt geneigt, wie in Gedanken eingesponnen: Rudolph und Bernhard — ihr war es immer wieder, als sähe sie die Beiden in der sinkenden Dämmerung an dem Moore entlang gehen; sie meinte die erregte Stimme ihres Mannes, die beschwichtigende ihres Jugendfreundes zu vernehmen; nur die Worte selbst — ja, wenn sie nur die

Worte hätte hören können! Sie war ja jung, sie fürchtete sich nicht; nur wissen mußte sie, wo sie das Unheil fassen könne. Aber — auch Bernhard mußte ja von Allem wissen; hatte doch auch er, der noch am Nachmittage wie in früherer Zeit mit ihr geplaudert hatte, beim Abendessen kaum ein Wort, oder doch nur wie gezwungen, zum Gespräche beigetragen! Einen Augenblick war's, als ständen ihr die Gedanken still; dann aber richtete sie sich mit einem tiefen Athemzuge auf — gleich morgen — sie wußte keinen andern Ausweg — wollte sie an Bernhard schreiben. „Wo sind wir, Rudolph?" frug sie und sah mit klaren Augen um sich.

Rudolph schrak empor, als würde er aus schwerem Traum geweckt, und wieder, wie auf dem Hinwege fuhr das Pferd in seiner Deichsel auf. Ein paar Schläge mit der Peitsche; dann wies er schweigend nach den Wäldern, die sich einige Büchsenschüsse weit zu ihrer Rechten gleich einem düsteren Wall entlang zogen. Darüber stand der volle Mond, der in der weichen Herbstnacht ein fast goldenes Licht über die schlafenden Fluren ausgoß. „Wie schön!" sagte Anna. „Ist das da drüben Euere Wildniß? Armer Rudolph, die wird Dir wohl noch viel zu schaffen machen?"

Er hatte den Kopf zu ihr gewandt; aber er sah sie an, als ob er keine Antwort darauf habe. Sie bemerkte es nicht; das Tuch um ihre Schultern war herabgeglitten, und sie mühte sich es wieder festzustecken. Als sein Blick auf ihre unverhüllte Hand fiel, deren schöne Form das milde Nachtgestirn mit seinem Licht verklärte, zuckte es um des Mannes Lippen, und seine Augen wurden wie vor Schmerz geröthet.

Der Weg zog sich dichter an die Wälder, und bald rollte der Wagen in ihrem Schatten; das Mondlicht fiel jetzt über sie hin auf die weiter seitwärts liegenden Wiesen; eine weidende Kuh brüllte ein paar Mal von dort herüber. „Zu Hause!" sagte Anna, ihre Reisehüllen von sich streifend, „wir sind gleich zu Hause!"

Als bald darauf der Wagen anhielt, trat von der Haustreppe die Magd in augenscheinlicher Hast heran: Die Frau Forstjunkerin seien Abends angekommen, aber vor einer Stunde schon zur Ruh' gegangen; Frau Försterin möge sich nur ganz beruhigen, Sie hätten ihr, der Magd, den Speisekammerschlüssel ja gelassen, es habe der gnädigen Frau an nichts gefehlt.

Rudolph, der schon neben dem Wagen stand, war todtenbleich geworden; wäre der Schatten des Hauses nicht gewesen, so hätte Anna es gewahren müssen. „Jetzt schon!" kam es kaum hörbar über seine Lippen; dann hob er das junge Weib herab und sagte laut: „So muß ich morgen früh heraus!"

„Morgen, Rudolph? Aber Du bist dann zeitig doch zurück?"

Er war schon in das Haus getreten, und Anna folgte mit der Magd, den Kopf jetzt voll Gedanken an die Gegenwart der Mutter, deren Beistand sie nicht mehr in Rechnung nahm.

~~~~~~~~

Es war noch dunkel, als vor Anbruch des Morgens neben dem Bette der schlummernden jungen Frau sich ein schweres überwachtes Haupt aus den Kissen hob. Bald darauf — ein dichter Nebel draußen machte die erste Dämme-
~~~~~~~~

rung noch fast zur Nacht — trat Rudolph leisen Schrittes in sein Zimmer; tastend, mit unsicherer Hand zündete er die auf dem Tische stehende Lampe an, bei deren Scheine jetzt sein blasses Antlitz mit den brennenden Augen aus dem Dunkel trat.

Nachdem er die Klappe des am Fenster stehenden kleinen Pultes aufgeschlossen und eine Lage Papier herausgenommen hatte, setzte er sich daneben an den Tisch und begann zu schreiben. Eine amtliche Arbeit schien es nicht zu sein; denn er hatte weder Pläne noch Rechnungen dabei zugezogen. Mitunter stützte er den Kopf, und ein tiefes Stöhnen übertönte das einförmige Geräusch der rastlos fortschreibenden Feder, dann fuhr er wohl empor und blickte hastig um sich und wandte das Ohr nach der Richtung des vorhin verlassenen Schlafgemachs; aber nichts rührte sich in dem stillen Hause; Anna mußte von der gestrigen Reise sehr ermüdet sein, sogar die Magd schien sich heute zu verschlafen; und schon begann ein graues Morgendämmern vor den unverhangenen Fenstern.

Endlich stand er auf, hob wiederum die Klappe des Pultes und legte das Geschriebene hinein. Aber es war ihm das nicht gleich gelungen; denn seine Hand zitterte jetzt so stark, daß er sie an dem eisernen Ueberfall des Schlosses blutig gestoßen hatte. Ein kurzes Bedenken noch; dann nahm er seine beste Kugelbüchse aus dem Gewehrschranke und lud sie sorgsam. Er hatte sie umgehangen und war schon aus der Thür getreten, als er noch einmal umkehrte. Auch die Jagdtasche nahm er noch vom Haken und hing sie behutsam über seine Schulter; vielleicht entsann er sich, daß vor dem Schlafengehen Anna's Hände ihm das Frühstück für den angekündigten Morgengang bereitet und da hineingesteckt hatten. Eine Weile noch stand er, die Finger um die Lehne eines Stuhls geklammert; dann ging er.

Er ging über die Wiesen an dem Wald entlang; der Nebel stand noch dicht über den Feldern und zwischen den Bäumen; von den Zweigen fielen schwere Tropfen auf ihn herab. Als er in den durch die Hölzung führenden Fahrweg eingebogen und eine Strecke darauf fortgegangen war, hörte er Schritte sich entgegenkommen, und bald auch erkannte er aus dem Nebel einen Mann, welcher, den Kopf voraus und mit den Armen um sich fechtend, eifrig vor sich hinredete, als ob er ein wichtiges Erzählen vor sich habe.

Rudolph, der einen der Holzschläger erkannt hatte, wollte rasch vorübergehen; aber der Andere hob jetzt den Kopf: „Ah so, der Herr Förster!“ rief er, die Mütze herunterreißend. „Ich soll auf's Schloß zum Herrn Inspector; ist wieder der Teufel los mit dem Klaus Peters; die Andern kamen aber eben recht, daß wir ihn binden konnten!“

Rudolph blieb stehen und starrte den Sprecher an; Klaus Peters war der junge Arbeiter, der als Ehemann aus dem Irrenhaus zurückgekehrt war.

Der Andere aber begann jetzt wieder sein Fechten mit den Armen: „Immer um die Kathe herum, Herr Förster,“ rief er, „und das die Holzaxt in der Faust; und die Frau rannte vor ihm auf und schrie Zetermordio, daß wir's in unsern Betten hören konnten! Es wird nicht helfen, der Herr Graf mögen nur recht weit den Beutel aufthun; denn zum andern Mal kommt er wohl nicht zurück, wenn sie ihn erst wieder sicher in der Anstalt haben.“

Der alte Holzschläger, während er nach einem Endchen Rolltabak in seiner Tasche suchte, wartete vergebens auf eine Beifallsäußerung seines Vorgesetzten. „So, so?" sagte dieser endlich, ohne daß sich Anderes, als nur die Lippen, an ihm zu regen schien; „ja, da muß zeitig Rath geschafft werden." Dann wandte er sich plötzlich und schritt auf einem Seitenwege in den Wald hinein, wo er den Blicken des verwundert Nachschauenden bald entschwunden war.

— — Kurz ehe dies im Wald geschah, hatte im Forsthause auch die junge Frau sich aus dem Schlaf erhoben; erschrocken, daß schon der graue Tag in's Fenster sah, warf sie rasch die Kleider über; sie hatte ja noch an Bernhard schreiben wollen, ehe die Mama das Bett verließe. Als sie aber mit ihrem Schlüsselkörbchen auf den Flur hinaustrat, kam Frau von Schlitz ihr in fertigem Morgenanzug schon entgegen.

„Mama!" rief Anna überrascht; „willkommen bei uns! Aber so früh? Sie müssen schlecht geschlafen haben?" Frau von Schlitz hatte freilich schlecht geschlafen: es war nicht nur die Mißstimmung über die Abwesenheit des Ehepaars bei ihrer Ankunft; aber aus den Briefen beider hatte sie leicht herausgefunden, daß ihre Erwartungen von dieser Ehe sich keineswegs erfüllt hatten. Doch äußerte sie nichts dergleichen, sondern sagte nur: „Ich bin keine Langschläferin, mein Kind!" Aber Anna wurde fast verlegen unter dem strengen Blick, von welchem dieses Wort begleitet wurde. „Und wo ist denn mein Sohn?" begann Frau von Schlitz wieder. „Ich suchte ihn schon vergebens in Euerem Wohnzimmer."

„Ich fürchte, Mama, er wird schon seinen Reviergang angetreten haben."

„Heute? Er wußte doch von meiner Ankunft?"

„Gewiß; aber er hat wohl nicht gedacht, daß Mama so früh schon auf sein würden."

„Laß uns nach seinem Zimmer gehen, Kleine!" sagte Frau von Schlitz und schritt sogleich den dahin führenden Gang hinab. Von Anna gefolgt, öffnete sie die Thür; aber es war Niemand in dem Zimmer. „Zürnen Sie ihm nicht, Mama," bat die junge Frau; „er wird nun desto früher wieder da sein!"

Aber die Aeltere, die mit raschen Blicken Alles um sich her gemustert hatte, wies mit ausgestrecktem Finger nach dem kleinen Pult am Fenster: „Dort steckt ja noch der Schlüsselbund; das ist doch nicht die Ordnung, die ich meinem Sohn gelehrt hatte!"

Anna erschrak; das war auch jetzt nicht Rudolph's Weise. „So muß er noch nicht fort sein!" sagte sie beklommen und trat herzu, um den Schlüssel abzuziehen. Aber als sie mit der Hand die Klappe faßte, gab diese ohne Widerstand dem Drucke nach; der Schlüssel war nicht einmal umgedreht.

In unbewußtem Antrieb hatte Anna die Klappe völlig aufgehoben; doch nur ein paar Secunden lang blickte sie hinein, dann schlug die Klappe zu, und wie ein Schrei brach der Name „Rudolph!" über ihre Lippen. Sie hatte nur die ersten Worte einer Schrift gelesen, welche obenauf im Pulte lag; jetzt hielt sie sie mit ihren beiden Händen. Sie stand hoch aufgerichtet; ihre Augen, starr wie Edelsteine, aber leuchtend, als ob sie ihren letzten Glanz versprühen sollten, flogen über die sichtbar am Morgen erst geschriebenen Zeilen.

Es war ein Abschiedsbrief, den Rudolph hinterlassen hatte, ein Bekenntniß,

daß er wahnsinnig sei, daß er es längst gewesen, daß er sie betrogen habe; dann in dunklen Andeutungen, daß ein besseres Geschick, das er, der rettungslos Verlorene mit seiner Leidenschaft gestört, sich noch an ihr erfüllen werde. Und dann nichts weiter; nur ein durchstrichenes Wort noch; nicht einmal der Name.

Mit steigender Unruhe hatte Frau von Schlitz dem Vorgange zugesehen; jetzt hatten ihre Augen auch das Blatt gestreift und Rudolph's Schrift darauf erkannt. Unwillkürlich streckte sie die Hand danach: „Was schreibt er?“ frug sie, und ihre Stimme war nur wie ein Flüstern. „Gieb! Ich muß es selber lesen!“

Und Anna fühlte kaum, wie ihr das Blatt entrissen wurde. Wie ein Wetterschlag war es auf sie herabgefahren; aber auch das Dunkel war einem scharfen Licht gewichen. Mit ausgestreckten Armen lag sie auf den Knieen, ihre Lippen stammelten gebrochne Worte; aber schon war sie wieder aufgesprungen, wie ein Hellsehen war es über sie gekommen: ihm nach; sie hatte keine Zeit zum Beten!

Da, als sie fort wollte, fühlte sie ihre Füße von zitternden Armen aufgehalten; kaum erkannte sie das Antlitz, das stumm, wie einer Sterbenden, zu ihr aufsah. „Mama!“ rief sie. „Sind Sie es denn, Mama!“

Nur ein Stöhnen kam aus dem zuckenden Munde, während die Arme sich noch fester um die Kniee des jungen Weibes klammerten. Anna suchte sich vergebens los zu machen; sie neigte sich zu der Liegenden, sie flehte, sie schrie es fast zuletzt: „Lassen Sie mich, Mama; ich muß zu ihm, zu Rudolph! Sie wissen's ja, der Tod ist hinter ihm!“

Die stumpfen Augen in dem so plötzlich alt gewordenen Gesicht der Mutter flammten auf: „Mein Sohn!“ schrie sie und sprang empor. „Ja, ja; wir müssen zu ihm!“

„Nein, Mutter; bleiben Sie, Sie können nicht — ich muß allein!“

Aber die starke Frau hatte sich an ihren Arm gehangen: „Hab' Erbarmen, nimm mich mit zu meinem Sohn! Du haßt mich, Anna, Du hast ein Recht dazu; aber — nimm mich mit; Du warst nicht seine Mutter!“

Rathlos blickte Anna auf die Frau, die ihrer Sinne kaum noch mächtig war: „Nein!“ rief sie; „oh nein, kein Haß, Mama; Sie haben ja um ihn gelitten! Aber, um seinetwillen, ich muß allein . . .“

Sie sprach nicht mehr; die Secunde drängte, sie mußte fort, sie mußte fliegen, wenn es möglich war; und das junge Weib rang mit der Mutter, die sie nicht lassen wollte; auf beiden Seiten die Kraft und die Todesangst der Liebe.

Doch nur noch ein paar Augenblicke; dann sprang die Stubenthür zurück, und gleich darauf wurde auch die Hausthür aufgerissen. Drinnen im Zimmer lag die Mutter auf den Knieen; draußen über die Wiesen, entlang dem Waldesrande, lief, nein flog, wie mit dem Tode um die Wette, das junge Weib des Försters.

. . . . .

Aus einer engen Lichtung in jenem wild verwachsenen Theil des Waldes flatterten zwei Vögel auf, schwebten eine Weile darüber, und hüpften, scheu

hinabäugelnd, dann wieder von einem Zweig zum andern in die Tiefe, von der sie vorhin aufgeflogen waren. Es waren ein paar Rothkehlchen, denen sich jetzt noch eine Meise zugesellte. Als sie bald danach auf's Neue über den Wipfeln sichtbar wurden, jagten sie sich schreiend durch die Zweige; denn die Meise trug einen Brocken im Schnabel, von welchem die Andern ihren Antheil haben wollten.

Unten in dieser Waldenge auf einem von Moos und Flechten übersponnenen Granitblock saß ein bleicher Mann; neben ihm lehnte eine Kugelbüchse; an seiner Brust, aus der halb offenen Joppe ragte ein Strauß verdorrter Maililjen, den er zuvor hart an dem Steine aufgesammelt hatte. Dem Anscheine nach mußte man ihn bei seinem Frühstück glauben; denn er hatte seine Jagdtasche, wie zur Tafel dienend, auf den Schooß gelegt; eine angebrochene Schwarzbrodschnitte hielt er in der Hand. Aber er selber hatte nichts davon genossen; wie in Andacht, als ob er ein Heiliges berühre, brach er das Brod in kleine Brocken und streute es vor sich in das Kraut. Als die Vögel jetzt zu ihm hinab- und gleich darauf wieder emporflogen, hob er den Kopf und blickte ihnen nach; die Meise, welche diesmal nichts erhascht hatte, saß noch drüben auf einem Buchenzweig und schaute mit bewegtem Köpfchen zu ihm hin; vielleicht erkannte sie den jungen Förster, der so oft durch ihr Revier geschritten war.

Kein Lufthauch ging durch die fast lautlose Einsamkeit, selbst der Vogel schien durch die düsteren Augen des Mannes wie auf seinen Zweig gebannt; nur von Zeit zu Zeit löste knisternd sich ein gelbes Blatt und sank zu Boden. Unhörbar streckte Rudolph's Hand sich nach der Kugelbüchse, und schon wollte er sie fassen, da, ganz aus der Ferne, kaum vernehmbar, drang ein Schall herüber. Und wieder nach kurzer Pause kam es, und dann stärker, wie vom aufgestörten Morgenhauch geschwellt: Die Glocke der fernen Schloßuhr sandte ihren Ruf durch Wald und Felder. — Auch an Rudolph's Ohr war er gedrungen; seine Hand stockte; er zählte: Sieben Uhr schon! Anna mußte jetzt seinen Abschiedsbrief gelesen haben; sie wußte Alles. Und plötzlich stand ihm Eines, nur dies Eine vor der Seele: das Schweigen, das furchtbare Schweigen war ja nun zu Ende!

Er hatte sich so jäh emporgerichtet, daß ihm gegenüber der Vogel kreischend durch die Zweige fuhr. Was gab es nur? was hatte er hier gewollt? — Ihm war, als sei er träumend einem Abgrund zugetaumelt.

Hoch über ihm, als hätte auch sie die Glocke wach gerufen, durchbrach jetzt die Sonne den grauen Dunst; sie streute Funken auf die feuchten Wipfel und warf auch einen Lichtstrahl in des Mannes Seele, der hier unten noch im Schatten stand; er wußte es plötzlich, er fühlte es hell durch alle Glieder rinnen: der Arzt hatte recht gehabt; er war gesund, er war es längst gewesen; es drängte ihn, sogleich die Probe mit sich anzustellen. Und mit unerbittlicher Genauigkeit rief er sich den Bericht des Holzschlägers in's Gedächtniß; er unterschlug sich nichts; er ließ den jungen Tollen mit der Axt sein Weib verfolgen, er zwang sich ihr Geschrei zu hören; aber es blieb für ihn ein Fremdes, das sein eignes Leben nicht berührte.

Sein Leben — ja, jetzt konnte er es beginnen! — Die Waldesenge um ihn

wich zurück, und jene Sonnenlandschaft, unter deren Bilde ihm das ersehnte Glück so oft erschienen war, breitete sich licht und weit zu seinen Füßen; der Weg war offen, der zu ihr hinabführte.

Aber das Bild verschwand; er stand noch in demselben Waldesschatten. Nein, nein; nicht eine Krankheit, aber eine Schuld war es, die seine Kraft gelähmt und ihn vor Schatten hatte zittern lassen. Und nun — vor allen andern Wegen mußte er den zurück, den er hierher gegangen war; ein reuiger Verbrecher mußte er auf die Schwelle seines Hauses treten! Ihn schauderte, die Füße schienen ihm im Boden festzuwurzeln.

Da kam ein Rauschen aus dem wilden Dickicht, und wie ein Leuchten flog es über seine finstern Züge: „Anna!“ schrie er; „Anna!“ und streckte beide Arme in die Leere. — Wo war sie? — Sie suchte ihn! Er wußte es, daß sie ihn suchte; er sah sie vor sich in ihrer Todesangst, die schlanken Glieder, wie sie durch Zweige brachen, die blauen Augen links und rechtshin irre Strahlen werfend. „Ich komme!“ rief er. „Ja, ich komme!“

Ihm war, als ob aus leerer Luft ihm Kräfte wuchsen; vor seinem Weibe wollte er in Demuth knieen, und dann auf seinen Armen sie durch's Leben tragen! Nur noch die Kugel, die im Rohre steckte, die durfte nicht mit ihm zurück! Er sah empor; ein mächtiger Falke zog über den Waldeswipfeln seine Kreise: Doch — kein Blut! Frei durch den weiten Himmel, ein Gruß in's neue Leben sollte diese Kugel fliegen! Und sich niederbeugend faßte er mit raschem Griff den Schaft der Büchse.

Aber ihm im Rücken, am Rand der Lichtung war eben eine zitternde Frauengestalt erschienen. Wie ohnmächtig hatte sie dagestanden; jetzt gellte ihr Schrei ihm in die Ohren, und, während junge Arme sich um ihn warfen, fuhr mit dumpfem Krach die Kugel aus dem Rohr.

Sie schien es nicht zu merken; aber sie bog sich von ihm ab, sie stemmte ihre Hände gegen seine Schultern und sah ihn mit fast wilden Augen an.

Da schrie er auf: „Du blutest! Du bist getroffen, Anna!“

Ihre Hände wehrten schwach den seinen, die an ihrem Nacken suchten: „Nein, nur die Dornen — — ich fühle nichts — — aber Du!“ — es war, als hätten diese Worte eine Felsenlast zurückgestoßen — „Du lebst!“ schrie sie; „Du lebst!“ scholl es noch einmal aus der ganzen Fülle ihrer Brust; dann brach sie in seinem Arm zusammen.

Drei Tage waren seitdem verflossen; unter dem Dach des Försterhauses lag Anna in den weißen Linnen ihres Bettes. Nicht nur die Dornen waren es gewesen; auch die Kugel hatte den schimmernden Nacken gestreift und eine Strähne des seidenblonden Haares fortgerissen; aber keine dieser Wunden, der jähe Strahl des schon verloren gegebenen Glückes war es gewesen, der sie hingeworfen hatte. Und auch nicht um dies kräftige Leben selber, vielmehr nur um ein zweites, das in seinem Schooß dem Licht entgegenkeimte, hatte die Natur ihr stilles Ringen zu bestehen. Aber schon blickten die Augen der künftigen jungen Mutter froh und siegreich um sich, während sie im Grund der Seele nur ein Erinnern jenes Morgens festhielt: nur, wie die Arme ihres Mannes sie vom Boden hoben, und

wie dann, schon im Erlöschen ihrer Sinne, sich ihr Haupt an seiner Brust zur Ruhe legte.

Aber Rudolph hatte nicht nur sein Weib auf seinen Armen aus dem Forst getragen; auch in den Nächten, die dann folgten, hatte er, in seltenem Wechsel mit der Mutter, die jetzt selbst der Ruhe bedurfte, neben ihr gewacht und ihren Schlaf behütet. Der Tag fand ihn im Forste, an den Sümpfen; dann wieder an seinem Arbeitstische, oder Bericht erstattend und seine Pläne klar entwickelnd bei dem Grafen; noch niemals hatte er das Vollmaß seiner Kräfte so empfunden.

Jetzt kniete er in Demuth an dem Bette seines Weibes, die seine beiden Hände in den ihren hielt; er hatte lange zu ihr gesprochen, und sie hatte schweigend zugehört.

Nun, als auch er schwieg, bewegte sie leis verneinend ihren Kopf: „Gesündigt? Du an mir gesündigt?" frug sie, seine letzten Worte wiederholend. Und als er sprechen wollte, entzog sie ihm die eine ihrer Hände und legte sie auf seinen Mund: „Ich weiß es besser, Rudolph: Du hattest mich zu lieb, Du hast mich nicht verlieren können! Nein, sage nur nichts Andres; Du hast noch immer nicht gewußt, daß Du mich nicht verlieren kannst!" Und da er widersprechen wollte, richtete sie sich auf und seinen Mund mit ihren Küssen schließend, schlang sie die Arme um seinen Hals und flüsterte wie leidenschaftliches Geheimniß ihm in's Ohr: „Ich glaube, Rudolph, aber Gott wird es verhüten, — ich könnte noch eine größere Sünde um Dich thun!"

Dann, während er, berauscht und wie von Schuld befreit, dies Geständniß seines schönen Weibes noch in seiner Seele wog, hatte diese, von leichter Schwäche überkommen, sich zurückgelegt; nur ihr Antlitz wandte sich nach dem des Mannes, und, eines alten Reims gedenkend, und wie in seliger Stille ihre Augen in den seinen lassend, sprach sie leise und doch mit dem lichten Vollklang ihrer Stimme:

„Was Liebe nur gefehlet,
Das bleibt wohl ungezählet,
Das ist uns nicht gefehlt."

Dann wurde es stille zwischen ihnen; es bedurfte keiner Worte mehr.

— — Als Rudolph bald darauf durch Geschäfte abgerufen wurde, trat statt seiner die Mutter in das Zimmer. Die Falte, welche der Schrecken jenes Morgens ihrem Antlitz eingegraben hatte, war nicht daraus verschwunden; aber sie schien nur einen früheren Zug der Härte hier verdrängt zu haben, der selbst den Sohn ihr nie völlig hatte nahe kommen lassen. Mit aufmerksamen, ja fürsorglichen Blicken betrachtete sie die junge Frau, die in ruhigem Genügen, mit gefalteten Händen vor sich hinsah. Die Entschlossenheit derselben, welche selbst, sich gegen sie zu wenden, keine Scheu getragen hatte, mochte die Achtung der rücksichtslosen Frau gewonnen, zugleich aber der Umstand, daß die Starke nun selbst hilflos ihrer Hand bedurfte, den daneben aufgestiegenen Groll versöhnt haben.

Behutsam trat sie näher: „Du lächelst, Anna," sagte sie, indem sie sich zu ihr neigte; „aber Du bist sehr blaß! Rudolph ist zu lange bei Dir gewesen."

„Zu lange?" wiederholte Anna; und als ob sie nur die eigenen Gedanken weiter spinne, fuhr sie fort: „Nein, nicht mehr dazu war ich ihm noch nöthig — — Sie irrten doch, Mama — er war schon ohne mich genesen! Aber jetzt

— — vielleicht — jetzt bin ich doch sein Glück!" Ein Lächeln wie Sommerwärme breitete sich auf ihrem Antlitz.

Frau von Schlitz nickte schweigend. Was redete die da vor sich hin? — Ihr Sohn, ihr Kind, das sie mit ihrem Blut getränkt hatte! — Wie mit Schlangenbissen fiel ein eifersüchtiges Weh sie an: „Ich irrte, sagst Du?" sprach sie strenge, während ihr eine dunkle Gluth bis in die Augen flammte. „Du brauchst mich nicht zu schonen, Anna; es war nie meine Art mich zu belügen! Aber dafür — dafür" — — ihre zitternden Lippen rangen vergebens noch nach Worten.

Mit Angst sah Anna in das stumme Antlitz, in dem nur noch die Augen Leben hatten. „Mama! Oh Mama, was ist Dir?" rief sie.

Da gewann die harte Frau die Sprache wieder: „Dafür," sagte sie langsam, indem das Haupt ihr auf die Brust herabsank, „hast Du mich arm gemacht."

Aber schon hatte, in plötzlichem Verständniß, die unschuldige Feindin ihre Hand ergriffen, und sich sanft darüber neigend flüsterte sie: „Du mußt mich lieben, Mutter!"

„Muß ich?" — Ein finstrer Blick war auf die junge Frau gefallen; dann aber lag sie an der Brust der Mutter, überschüttet von durstiger, ungestümer Liebe: „Ja, ja, mein Kind; ich sehe keine andere Rettung!"

Noch hingen die letzten Blätter an den Bäumen, als die still gewordenen Räume des Hauses durch die frisch erstandene junge Frau sich wieder neu belebten: ihr leichter Schritt, ihre frohe Stimme, wenn Rudolph sie in seinem Zimmer hörte, so konnte er nicht lassen seine Thür zu öffnen; ihm war, als ob es dann in Kopf und Kammer heller würde. In fester Pflichterfüllung gingen Mann und Weib zusammen; der Winter nahte; aber vor beider Augen lag die Sonnenlandschaft.

Eines Morgens, als nach Ende des Monats Rudolph die Löhnungslisten zur Revision erhalten hatte, sah er darin auch den Namen jenes jungen Holzschlägers, außer der Lücke von ein paar Tagen, bis an's Ende aufgeführt.

„Klaus Peters?" frug er den alten Andrees, der ihm die Papiere eben von dem Inspector überbracht hatte. „Ich dächte, der wäre wieder krank geworden?"

Der Waldwärter lachte: „Ein Schreckschuß, Herr Förster; der ist so gesund wie Sie und ich! Die Beiden waren in Zank gerathen, er und das dumme Weib; er schlug sich grad' schon in der Frühe sein bischen Winterholz, und wie sie nun in der Hitze ihm seine frühere Tollheit vorgerückt, da hat er freilich die Axt nicht fortgelegt, als er um die Kathe hinter ihr die Jagd gemacht; nun aber gehen sie schon Sonntags wieder Hand in Hand zur Kirche."

Rudolph nickte zustimmend: „Schickt mir gelegentlich das Weib, Andrees;" sagte er; „ich muß doch einmal mit ihr reden!" Ihn freute dieser Ausgang um des jungen Menschen willen; weiter aber kümmerte auch dies ihn nicht.

Und gleichwohl, als Anna bald danach zu ihm hereintrat, hatte sich ein nachdenklicher Ernst auf seiner Stirn gesammelt: es lag noch Eines vor ihm.

Als sie fragend zu ihm aufblickte, zog er sie sanft zu sich heran: „Ich

reite heute Nachmittag zu Bernhard," sagte er; „Du weißt ja Alles, meine Anna; ich möchte warm und offen um des treuen Mannes Freundschaft werben."

Ein stiller Winter war vergangen; nun wehten am Waldrande schon die Primeldüfte; seit ein paar Wochen war auch der Graf schon wieder aus der Residenz zurück, um der weiteren Durchforstung seiner Wildniß beizuwohnen. An diesem Morgen aber schritt er neben seinem Schwiegervater, der Tags vorher zum Genuß der ersten Frühlingsfrische angelangt war, auf jenem Steige, dem Runensteine vorüber, in den Wald hinein; Beide, wie damals im verflossenen Herbste, in angelegentlichem Zwiesprach.

„Aber, mein Lieber," sagte der alte Herr; „so ist denn der von Schlitz nun doch Dein Oberförster; wenn mir recht ist, schien Dir derzeit die Musik des jungen Herrn nicht völlig zu gefallen?"

„Ja, ja, derzeit," erwiderte der Jüngere; „aber es wurde anders, ich war auch selbst wohl etwas ungestüm; er kann doch mehr, als Chopin spielen; Du wirst Dich wundern, wie weit wir schon mit unserer Wildniß sind!"

„So!" meinte der General, und ein leises Lächeln zuckte um seinen weißen Schnurrbart; „ei der Tausend, da hat Dich also Dein gerühmter Scharfblick doch einmal im Stich gelassen!"

„Spotte nur, Papa; aber es dürfte Dir leicht ebenso ergangen sein!"

Der Alte lachte: „Mir? Das glaub' ich; aber ich bin auch nicht mein Tochtermann! Nun aber: was hat es denn gegeben?"

Der Graf blieb stehen: „Du mußt Dir schon an einem ‚on dit' genügen lassen! Also: das Schießen zählt eben nicht zu den Künsten des Herrn Oberförsters; gleichwohl, so wird gemunkelt — es war damals, um die Zeit Deiner Abreise — soll er doch sein junges Weib getroffen haben."

„Der Tausend!" sagte wieder der alte Herr. „Und dann?"

„Dann? Ja, das schlägt in Dein Fach, Papa! Es gibt ja Leute, die erst tapfer werden, wenn sie Blut gesehen haben; jedenfalls — von da ab an datirt die neue Aera. Mir ist nur bange," setzte er hinzu, „der Staat wird mir den Mann nicht allzu lange lassen."

„Mein Lieber," erwiderte der General, „ich nehme allen Spott zurück und will nur hoffen, daß die junge Frau" — — —

„Die Frau, o die ist schöner und heiterer als je; glückliche Menschen das, Papa! Erst am vergangenen Montag habe ich mit dem Schwiegervater, dem trefflichen Pastor von da drüben, ihnen den ersten Jungen aus der Taufe gehoben. Selbst mit der alten Gnädigen von Schlitz verstehen sie zu leben, was meinem Schulgenossen, dem Walzercomponisten, nicht so ganz gelungen sein soll; aber — die beiden Jungen sind auch bessere Musikanten."

Der alte Herr nickte freundlich lächelnd mit seinem weißen Kopfe; dann gingen Beide weiter.

— Niemand hatte dies Gespräch belauscht, wenn nicht doch der Buchfinke, der gleich danach über der Thür des Forsthauses in dem jungen Grün der Eiche seinen hellen Sang erhob.

Niccolò Machiavelli[1]).

Von
Dr. Otto Hartwig.

Allen Geistesheroen hängt sich bei ihrem Fortleben durch die nachfolgenden Zeiten der Niederschlag dieser Zeiten an. Während das Andenken minder hervorragender Größen, wie die Gestalt des im raschen Strome dahinrollenden Kiesel, abgeschliffen wird, lagert sich um das Leben bedeutender Männer, die der Fluth der Zeiten widerstehen, allmälig ein Sediment derselben ab, welches ihr wahres Wesen verhüllt und entstellt. Der Incrustationsproceß führt häufig zu einer Infiltration, wenn der Kern, um den die Ablagerung stattfindet, ein loses Gefüge hat. An dem Leben der Religionsstifter können wir diese Umbildung am leichtesten verfolgen. Aber auch den Helden der Wissenschaft, den klarsten, geschlossensten Denkern, ist es nicht besser ergangen. Zwischen dem historischen Aristoteles und dem „großen, weisen Meister" des Mittelalters besteht ein gewaltiger Unterschied. Wenn die Gestalten großer Denker, die im hellen Tageslicht der Geschichte gelebt haben, deren Werke uns in genuiner Fassung vorliegen, bis auf unsere Tage der absichtlich und unabsichtlich verändernd und umbildend auf sie einwirkenden Zeit erlegen sind, wie mußte da ein Mann verkannt und verketzert werden, der eine Incarnation des Bösen, ein politischer Mephistopheles zu sein schien; ein Mann, der in der That aus einmal gegebenen Verhältnissen heraus mit einem Cynismus der Wahrhaftigkeit und einer souveränen Verachtung der conventionellen Phrase Maximen und Grundsätze ausgesprochen hat, welche in ihrer unverblümten Nacktheit und absolut gefaßt das Entsetzen aller braven Leute erregen mußten und erregt haben? Alles Schlechte und Verruchte, was im Laufe der letzten Jahrhunderte von den Lenkern kleiner und großer Staatswesen gegen ihre Unterthanen oder ihre Nachbarn vollbracht worden ist, das sind auch heutigen Tages noch Viele geneigt, in das Wort „Machiavellismus" zusammenzufassen und auf Lehren des großen italienischen Patrioten und Politikers zurückzuführen. Die

[1]) Pasquale Villari, Niccolò Machiavelli e i suoi tempi illustrati con nuovi documenti. Vol. I—III. Firenze 1877—1882. Von dem Werke, das auch in's Englische übersetzt ist, erscheint eine gute deutsche Uebertragung bei Hartung u. Sohn (Leipzig u. Rudolstadt), von der die beiden ersten Bände vorliegen.

verschiedensten Parteien sind hierin einig: die biederen Leute, welche die Handlungen eines Staatsmannes ganz unbedingt nach dem Codex der Privatmoral abschätzen, mit den klugen, die über ihn schreien, „wie die Diebe über den Erfinder der Laterne". Gewiß imponirt in unserer Zeit, in der man diesseits wie jenseits der Alpen wirkliche Staatsmänner an der Arbeit gesehen hat, das Zetergeschrei über die tiefe Immoralität Machiavelli's nicht mehr so wie früher. Und da wir gelernt haben, historische Erscheinungen historisch, d. h. aus ihrer Zeit heraus nach den Bedingungen ihres eigenen geschichtlichen Werdens zu beurtheilen, so ist auch die Wissenschaft Machiavelli gegenüber gerechter geworden. Aber Nationen, welche bei Handlungen ihrer Staatsmänner keine Gewissensbedenken haben, wenn diese für sie vortheilhaft sind, haben doch nicht die Meinung, dieselben als allgemein statthaft anzuerkennen; und die Ergebnisse der Wissenschaft pflegen nicht rasch zum Gemeingut großer Kreise zu werden, wenn sie gegen ein Vorurtheil zu kämpfen haben. Diesseits der Alpen gilt Machiavelli noch vielfach als eine Incarnation der „falschen Welschen" und jenseits der Berge ist er noch vor wenigen Jahren in einer vielgenannten Geschichte seiner Vaterstadt als ein Mann „von bösartiger Naturanlage und einer durch Verzweiflung am Guten verdorbenen Seele" charakterisirt worden.

Das Bild eines solchen Mannes, über dessen eminente Geistesgaben und nachhaltige Einwirkung auf die Menschheit kein Zweifel besteht, aus dem Gewirre der sich widersprechenden Urtheile herauszuarbeiten und in seiner Reinheit wieder herzustellen, kann jedem begabten Schriftsteller als eine dankenswerthe Aufgabe erscheinen. Jeder vorurtheilsfreie, patriotische Italiener muß sich geradezu hierzu herausgefordert fühlen. Denn neben Dante, dem größten Dichter in italienischer Zunge, dem idealen Vorkämpfer der nationalen Einheit, hat kein Anderer das gleiche Recht, gefeiert zu werden, als N. Machiavelli, der erste Prosaschriftsteller Italiens, der kluge, vielgewandte Rathgeber für die Aufrichtung des Nationalstaates. Dieser Aufgabe und Pflicht hat sich der Verfasser des vorliegenden Buches mit thatsächlichem Erfolge unterzogen. Herr Villari hält jetzt, wo die politische Erlösung Italiens begonnen habe und das Vaterland nach der Prophezeihung Machiavelli's constituirt sei, den Moment für gekommen, in dem ihm endlich Gerechtigkeit widerfahren müsse. So sagt er uns in dem letzten Satze seines Werkes, in dem er „Machiavelli und seine Zeit" uns auf Grund der umfassendsten, eingehendsten und sorgfältigsten Studien schildert. Man könnte nach dieser ausdrücklichen Erklärung das Buch als eine Tendenzschrift, als eine der zahlreichen „Rettungen" der Neuzeit beargwöhnen. Aber Herr Villari ist zu geschmackvoll und gewissenhaft, um eine „Rettung" zu schreiben. Machiavelli bedarf derselben nicht und Herr Villari, nebenbei gesagt, auch nicht. Er hat nicht nöthig, durch neue und gewagte Behauptungen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Und Machiavelli ist in der That zu groß, um zum Object eines apologetischen Versuchs gemacht zu werden. Wird seine Gestalt nur in die rechte Umgebung gerückt, dann ist es nicht nöthig, sie in künstliche Beleuchtung zu setzen. Die dunkeln Schatten seines Wesens dienen dann nur dazu, die lichten um so schärfer hervortreten und durch das tragische Loos, das ihm beschieden war, als vollkommen gesühnt erscheinen zu lassen.

I.

Das äußere Leben Niccolò Machiavelli's ist bald erzählt. Im Verhältniß zu den merkwürdigen und großen Zeitereignissen, mit denen es sich berührte, bietet es kein so lebhaft dramatisches Interesse dar, wie das mancher ihm ganz untergeordneter Zeitgenossen. Aber der äußere Verlauf desselben ist doch wohl zu berücksichtigen, wenn der geistige Ertrag desselben richtig abgeschätzt werden soll.

Machiavelli entstammte einer alten tuscischen Familie und ist 1469 in Florenz geboren. Sein Vater war ein Rechtsgelehrter, der eine Zeit lang ein kleines Finanzamt bekleidet hatte. Die Mutter gehörte gleichfalls einer alten florentinischen Familie, den Nelli, an. Sie war eine fromme und gebildete Frau; hat sie doch zu Ehren der h. Jungfrau Verse geschrieben, die sie ihrem zweiten Sohne, dem Niccolò, widmete. Das Vermögen der Familie war unbedeutend. Nach heutigem Geldwerthe mochte es vielleicht eine Jahresrente von vier- bis fünftausend Francs abwerfen. Ueber die Erziehung und den Unterricht der Kinder der Familie wissen wir gar nichts. Auf keinen Fall hat Niccolò eine besondere gelehrte Bildung erhalten. Die Kenntniß der griechischen Sprache blieb ihm fremd.

Wie die Florentiner dazu kamen, im Jahre 1498 den noch nicht dreißigjährigen Mann von vier vorgeschlagenen Bewerbern zum besoldeten Secretär oder Kanzler der zweiten Kanzlei der Republik, die der Zehn genannt, zu wählen, ist unbekannt. Dieses Amt war freilich nicht so angesehen, wie die Kanzlerstelle bei den Signori, zu der, seitdem sie Salutato bekleidet hatte, nur hervorragende Gelehrte und Schriftsteller ernannt wurden. Die Annahme, daß Machiavelli auf die Empfehlung des Kanzlers der Signori, Marcello Virgilio Adriani, an die Spitze der zweiten Kanzlei gestellt worden sei, hat Villari wohl für immer beseitigt.

Der junge Kanzler der Zehn fand Arbeit genug für sich vor. Mit welchem Eifer und welcher Hingebung er sich derselben unterzog, davon legen die Tausende von Schriftstücken, welche das Florentiner Staatsarchiv von seiner Hand bewahrt, ein vollgültiges Zeugniß ab. War doch der Magistrat der Zehn gerade in diesen für die Republik Florenz wie für ganz Italien überaus schwierigen Zeitverhältnissen von der größten Bedeutung.

Es ist für Jeden, der sich nicht eingehend mit der Geschichte der inneren Entwickelung von Florenz beschäftigt hat, fast unmöglich, sich ein klares Bild von der damaligen Verfassung dieses Staatswesens zu machen. Magistrate, deren Ursprung bis in die frühesten Zeiten der Republik hinaufreichte, standen, ihrer früheren Competenz beraubt, neben solchen, die der Drang des Augenblicks in's Leben gerufen hatte. Das Princip der Theilung der Gewalten kannte man damals noch nicht. Der Schwerpunkt der Staatsleitung lag ja für viele Jahre lang ganz außerhalb der officiellen Magistraturen. Das Haus Medici hatte sechzig Jahre hindurch den Staat geleitet, ohne an der Verfassung irgend Etwas zu ändern. Als es dann in Folge des Zuges von König Karl VIII. nach Italien (1494) vertrieben worden war, machte sich der Mangel einer Continuität in der Staatsleitung daher auch bald sehr fühlbar. Bei den die Republik umlagernden Gefahren war es unmöglich, einen Zustand der Desorganisation länger zu dulden,

in dem die wichtigsten Geschäfte fast dem Zufall anheimfielen. Man sah sich gezwungen, ganz gegen alle florentinische Tradition, den Gonfaloniere auf Lebenszeit zu ernennen und an die Spitze des Staates zu stellen. Pietro Soderini hat diese Würde von 1502—1512, d. h. bis zur Rückkehr der Medici, bekleidet.

Die Stellung, welche Machiavelli als Secretär des Magistrats der Zehn einnahm, mußte ihn bald in die engste Verbindung mit Soderini bringen. Denn die Zehn waren die Behörde, welche über die Vertheidigung des Vaterlandes zu wachen hatte, die Kriegsrüstungen betrieb, die Verträge mit den Söldnerführern abschloß, das Geld dazu durch Anleihen beschaffte, deren Deckung dann das Parlament durch immer neue Steuern beschließen mußte. Und Kriege gab es jetzt ohne Unterlaß zu führen. Die Stadt Pisa, der natürliche Hafenplatz von Florenz, die seit neunzig Jahren ihre Freiheit verloren, hatte ihre Unabhängigkeit seit 1494 wiedergewonnen. Diese Stadt sich wieder zu unterwerfen, war die nächste militärische Aufgabe. Daneben galt es, sich gegen die immer weiter ausgreifenden Pläne Alexander's VI. und seines gewaltthätigen Sohnes Cesare Borgia zu sichern. Den Ränken der Familie Medici, die eifrigst bemüht war, der Republik überall Feinde im Innern und von Außen zu erwecken, mußte entgegen gewirkt werden. Es ist daher nur natürlich, daß Machiavelli, welcher der leitende Geist des Magistrats der Zehn gewesen war, die Denkschriften, Gutachten und Anträge dieser Behörde ausgearbeitet und die Correspondenz derselben besorgt hatte, bald in die engste Verbindung mit dem ersten Beamten der Republik kam, ohne daß seine äußere Stellung geändert worden wäre. Das wurde für die Geschicke Machiavelli's entscheidend. Denn nahm er nun bald an wichtigen Staatsgeschäften noch hervorragenderen Antheil, so wurde er auch durch sein nahes Verhältniß zu dem volksfreundlichen, französisch gesinnten, antimediceischen Gonfaloniere so tief in dessen Sturz verwickelt, daß er sich nie von demselben wieder ganz hat erheben können. Dreimal wurde Machiavelli wichtigen Missionen an den König von Frankreich beigegeben. Er mußte Kaiser Maximilian, der sich anschickte, nach Italien herabzusteigen, auf einer Legation, die ihn durch die Schweiz nach Tirol führte, aufsuchen. Zahlreiche Geschäfte hatte er in Italien zu erledigen. Nach Forli, Siena, der Romagna, nach Urbino, Perugia, in das Lager Cesare Borgia's, an die Curie Julius' II. führten ihn seine Aufträge. Die endliche Unterwerfung des ausgehungerten Pisa war besonders seiner unermüdlichen Thätigkeit zu danken. Doch wirkte er hierbei, wie bei anderen Aufträgen, nominell nicht an erster, sondern nur an zweiter Stelle mit. Wie sehr aber die Medici in ihm einen der tüchtigsten und zuverlässigsten Diener des Gonfaloniere Soderini erkannt hatten, zeigte sich sofort nach dem ruhmlosen Zusammensturz von dessen Regimente. Nicht genug, daß er sofort aus seinem Amte entlassen wurde, man verwickelte ihn kurz darauf in eine Untersuchung. Er sollte an einer Verschwörung von zwei unbesonnenen jungen Leuten Theil genommen haben und wurde der Folter unterworfen. Die körperlichen Schmerzen ertrug er mit großer Standhaftigkeit. Viel schwerer ertrug er es, daß er von der Theilnahme an allen Staatsgeschäften ausgeschlossen blieb. Die Sorge um die Frau und die Kinder, deren Zahl auf vier Söhne und eine Tochter stieg, vermehrte seinen Mißmuth. Denn mittellos, wie er in's Amt getreten war,

hatte er es verlassen. Um der mediceischen Polizei keinen Vorwand zu neuen Verfolgungen zu geben, zog er sich auf ein Erbgütchen seiner Familie nach San Casciano, einige Miglien von Florenz entfernt, zurück. Dort lebte er unter den Bauern, mit ihnen spielend, trinkend und fluchend, wie er es in einem Briefe an seinen Freund, den Gesandten von Florenz bei der Curie, F. Vettori, mit dem Galgenhumor eines Verzweifelnden geschildert hat, „zufrieden mit dem Geschick, daß es mich auf diese Weise heimsucht, um zu sehen, ob es sich dessen nicht schäme. Am Abend kehre ich dann in mein Haus zu meiner Schreibstube zurück. Auf ihrer Schwelle werfe ich den schmutzigen Bauernkittel ab, lege königliche und höfische Tracht an und trete würdig umgekleidet in die Vorhallen der Alten. Liebevoll von ihnen aufgenommen, werde ich von ihnen mit der Speise erquickt, die allein für mich ist und für die ich geboren bin. Ich scheue mich nicht, mit ihnen zu sprechen, und sie über die Gründe ihrer Handlungen zu fragen. Sie antworten mir leutselig und für vier Stunden fühle ich keine Langeweile, vergesse alle Kümmernisse, fürchte die Armuth nicht und der Tod hat seine Schrecknisse verloren: so ganz gehe ich in ihnen auf." Aber weder die hehren Gestalten des Alterthums noch auch die Kinder seines eigenen Geistes, die in San Casciano empfangen und geboren wurden, vermochten ihn über die Noth des Lebens hinwegzuheben. Sie konnten den drängenden Steuereinnehmer nicht bezahlen, noch den heißen, ungestillten Trieb nach praktischer Thätigkeit befriedigen. So bestürmt denn der Verzweifelnde ohne Unterlaß seine Freunde, sich für ihn zu verwenden und ihm die Wege zu einer angemessenen Beschäftigung zu ebnen, auch wenn er anfangs Steine wälzen müsse. Um ihnen zu gefallen und ihren Anspielungen zu genügen, mißbraucht er seine unvergleichliche Gabe, alle Dinge in ihrer Blöße zu durchschauen und darzustellen, und schreibt Briefe, die von Obscönitäten starren. Weil sein Schicksal sich nicht schämen will, schämt er sich auch nicht. Aber er hat sich niemals ganz zu schämen verlernt und so ringen sich aus seinem besseren Selbst die Worte hervor:

Doch seht ihr mich so frech zuweilen lachen,
So denkt, ich habe keinen anderen Weg,
Dem kummervollen Herzen Luft zu machen.

Nach der schlechten Sitte seiner Zeit ist Machiavelli wohl in Betreff seines Ehegelübdes nicht sehr scrupulös gewesen. Aber sein Privatleben war auch in dieser Beziehung ein viel besseres, als einzelne seiner Briefe es erscheinen lassen könnten. Für Frau, Kinder und Neffen ist er sein Leben lang ein besorgter Familienvater gewesen. Sein Briefwechsel beweist das. Daß seine Frau eine Art Xantippe gewesen, ist eine der Mythen, die sich so gern um das Leben bedeutender Männer ablagern.

Anstößiger als jene Obscönitäten ist Vielen das politische Verhalten Machiavelli's den Medici gegenüber erschienen. Es verletzt unser fortgeschritteneres moralisches Empfinden, wenn wir lesen, wie ein Mann von dieser geistigen Bedeutung, der noch die Wunden an den Armen trug, welche die Folterwerkzeuge mediceischer Henker ihm gerissen hatten, an einen einflußreichen Freund schreibt: „Erhaltet mich womöglich im Andenken unseres Herrn (Leo's X.), damit er, wenn es angeht, anfange, mich für sich und die Seinigen zu Etwas zu

gebrauchen. Denn ich glaube, ich könnte Euch Ehre machen und mir selber nützen." Aber, ehe man verurtheile, besinne man sich auf die Zeiten, in denen, „arm und mit Kindern beladen", der Bittsteller lebte. In Italien, wo die Städte und Staaten nur zu oft seit Jahrhunderten ihre Parteistellung gewechselt hatten, war den Factionen und dann auch den Individuen ein ähnliches Verhalten zur anderen Natur geworden. Wie viele Humanisten waren vollkommene Wetterfahnen. Als Leo X. Papst geworden war und ihm, dem lange aus der Heimath vertriebenen und vor Kurzem erst dorthin zurückgekehrten, viele Florentiner dazu Glück wünschten, hatte er nur zwei gefunden, die ihm nicht ihre persönlichen Interessen, sondern die der Stadt an's Herz legten: der Eine, ein großer Weiser, wie der Papst sagte, der Andere ein großer Narr. Aber trotzdem, daß Machiavelli sich auf alle Weise bemüht hatte, wieder in dem Staatsdienste verwendet zu werden: als er aufgefordert worden war, für Leo X. ein Gutachten über die beste Art, Florenz zu regieren, zu entwerfen und als Clemens VII. ihm gegen einige Hundert Goldgulden die Abfassung einer Geschichte von Florenz aufgetragen hatte, da hat er weder den Medici geschmeichelt und seine Ansichten über das Papstthum verleugnet, noch seine Liebe zur bürgerlichen Freiheit verheimlicht. Wo es in der Geschichte von Florenz nichts Gutes von den Medici zu berichten gab, da hat er wohl geschwiegen, obgleich gerade ihm eine Fülle von „geistreichen Gesichtspunkten" zur Vertheidigung seiner Auftraggeber zu Gebote gestanden; um die ihn gewiß mancher moderne Hofhistoriograph beneidet hätte. Das Einzige, was er in dieser Beziehung thun wolle, so schrieb er an seinen Freund, den großen Geschichtschreiber F. Guicciardini, sei: die Wahrheit so zu sagen, daß sich Niemand darüber beschweren könne. In der That hat Machiavelli auf die Abfassung der florentinischen Geschichte doch seinen eigenen Ideen viel mehr Einfluß gestattet, als den Rücksichten, die er auf seinen Auftraggeber zu nehmen hatte.

Leider entsprach es dem, daß sich die Medici auch nicht allzu sehr um ihn bekümmerten. Ihr Mißtrauen gegen ihn war zu groß. In den fünfzehn Jahren, welche von dem Sturze P. Soderini's bis zum Tode Machiavelli's verstrichen, ist er nur zu ganz untergeordneten, seiner kaum würdigen Geschäften gebraucht worden. In Lucca gab es 1520 sehr verwickelte Geldangelegenheiten von Florentiner Kaufleuten zu regeln. Dazu wurde Machiavelli verwendet, der sofort die Gelegenheit benutzte, sehr eingehende Studien zur Geschichte Lucca's zu machen. Aus ihnen ist die Schrift über Castruccio Castracani hervorgegangen. Im folgenden Jahre hatte der „Erzheide" einen kirchenpolitischen Auftrag fast komischer Art zu erledigen. Er sollte den Generalconvent der Minder-Brüder zu Carpi bestimmen, das Territorium von Florenz aus seinem Verbande mit der Ordensprovinz Tuscien auszuscheiden und einen beredten Fastenprediger für 1522 nach dem Dome von Florenz zu senden. Mit vielem Humor entledigte sich Machiavelli dieses „schlechten Scherzes", wie F. Guicciardini die Legation nannte. Ob er sich des „schönsten Werkes", Unfrieden unter den böswilligen und ehrsüchtigen Klosterbrüdern zu säen, wozu ihn dieser päpstliche Statthalter der Romagna aufforderte, mit Erfolg unterzogen hat, ist nicht ersichtlich; an seinem guten Willen dazu hat es gewiß nicht gefehlt.

Erst als sich die Wetterwolken wieder schwerer und dunkler über Florenz und den von Clemens VII. (Giulio de' Medici) beherrschten Kirchenstaat zusammenzuziehen begannen, wurde Machiavelli zu wichtigeren Geschäften herbeigezogen. Als Secretär einer Commission hatte er für die Umgestaltung und Erneuerung der Befestigungen von Florenz zu sorgen. Dann ging er in wiederholten Sendungen zu seinem Freunde F. Guicciardini, der als päpstlicher Generalcommissar bei dem römisch-venetianischen Bundesheere sich 1527 vergeblich abmühte, das Heer des Connetable von Bourbon von Mittelitalien und Rom abzuhalten. Vor den Augen Machiavelli's vollzog sich dann das ihm längst vorhergesagte furchtbare Verhängniß über Rom, das wie kein anderes dazu beigetragen hat, dem Italien der Renaissance den Todesstoß zu versetzen. Von dem sacco di Roma nach Florenz zurückgekehrt, wurde er Zeuge des Umsturzes der mediceischen Herrschaft. Als sich aber die Republikaner hier rüsteten, die neue Freiheit zu vertheidigen und zu den Mitteln griffen, die der ehemalige Secretär der Zehn vorgeschlagen und in's Leben gerufen hatte, dieser also wohl hoffen durfte, einen seinem Können und Wollen würdigen Arbeitskreis zu finden, wählte man eine ganz untergeordnete Größe in das einst von ihm mit Ehren und Erfolg bekleidete Amt. Niemand gedachte der großen Verdienste, die sich Machiavelli unter Soderini's Staatsleitung um die Wehrhaftmachung der Republik erworben. Hatten die Medici ihm diese lange nicht vergessen, so vergab ihm jetzt die eifrige republikanische Partei nicht, daß er zuletzt den Medici gedient hatte. Zum zweiten Male scheiterte sein Lebensschiff im Sturme der Zeiten. Das ertrug er nicht. Zwölf Tage nach jener Wahl starb N. Machiavelli am 22. Juni 1527, von seiner Familie umgeben und mit den Segnungen der Kirche versehen.

II.

Es ist eine der schwierigsten, aber auch interessantesten Aufgaben aller historischen Forschung, das Verhältniß zu ermitteln, in dem eine neue Idee zu vorausgegangenen steht und den Einfluß zu bestimmen, welchen diese älteren auf die Entstehung der jüngeren ausgeübt haben. Wenn die Zeit die Zusammenhänge nicht zerstört hat, vermögen wir dann auch gleichsam die Bahn rückwärts zu suchen und zu finden, welche eine neue Idee bei ihrem ersten Hervorbrechen vorwärts genommen hat. Freilich müssen wir uns dabei bescheiden, das Unergründliche nicht ergründen, also nicht erforschen zu wollen, warum es gerade diesem oder jenem Individuum vorbehalten war, die Menschheit mit einem neuen und fruchtbaren Gedanken zu bereichern. Aber gewisse Unterschiede lassen sich doch auch hier, je nach der Persönlichkeit, zu der hin und in die hinein wir dringen möchten, noch machen. Denn einzelne Persönlichkeiten sind bis in die Tiefen ihres Wesens hinein transparenter als andere. Zu diesen durchsichtigeren Naturen ist auch Machiavelli zu zählen.

Man wende hiergegen nicht ein, daß, wenn dem so wäre, die großen Differenzen in der Beurtheilung dieses Mannes unbegreiflich sein würden. So wenig diese geleugnet werden sollen, so wenig sprechen sie gegen unsere Behauptung. Die allgemeinen Bedingungen und Zustände des italienischen Volkes im 15. Jahrhundert, die Cultur der Renaissance, war von Vielen, die sich mit

Machiavelli beschäftigt hatten, in ihrer ganzen Bedeutung nicht erkannt worden. Dazu kam, daß sie die Schriften Machiavelli's nicht als ein Ganzes auffaßten. Es blieb vielfach unbemerkt, daß seine Grundanschauungen in allen seinen Werken gleichmäßig vorgetragen werden, und die verruchten Sätze, die man so gern citirte, um sie zu bekämpfen, nicht im „Principe" allein sich finden. Von einem Einblicke in die Bedingungen und die Methode seines Schaffens konnte daher nicht die Rede sein. Daß er ein Kind seiner Zeit, der italienischen Renaissance sei, hatten freilich schon Viele gesagt. Aber was bedeutete diesen die Epoche der Renaissance? Sie war ihnen ein Stück Literaturgeschichte, diese Zeit des Wiederauflebens der classischen Studien. Das war sie gewiß auch. Aber damit war ihr Wesen, ihr treibendes Motiv nicht erschlossen. Daß sie etwas viel Größeres, viel Bedeutenderes ist, daß in ihr sich eine weltgeschichtliche Bewegung des menschlichen Geistes vollzogen hat, das uns gelehrt zu haben, ist das große Verdienst, welches sich vor allen Anderen Jacob Burckhardt erworben hat. Herr Villari, der in selbständiger Untersuchung die Resultate vorzugsweise deutscher Forscher auf dem Gebiete der italienischen Renaissance sorgfältig nachgeprüft hat, weiß die Verdienste dieser Forschung um Machiavelli auch wohl zu schätzen. In der That ist kaum einem der bahnbrechenden Geister dieser Zeit eine tiefere Erfassung derselben so zu Gute gekommen, wie gerade Machiavelli. Ihm die richtige Stelle in dieser denkwürdigen Culturbewegung angewiesen und die Fäden nach allen Seiten hin aufgedeckt zu haben, welche ihre leitenden Ideen mit denen Machiavelli's verbanden, das ist das vornehmste Verdienst, das sich Herr Villari um Machiavelli erworben hat. Ebenbürtig steht ihm der Nachweis zur Seite, welchen persönlichen Beziehungen einzelne der Grundanschauungen Machiavelli's ihre Entstehung verdanken. —

Der Versuch der römischen Hierarchie, die Culturvölker Europas unter ihre Vormundschaft zu nehmen und das gesammte religiöse, sittliche und wissenschaftliche Denken und Empfinden derselben nur nach den Bedürfnissen ihrer Herrschaft zu regeln, war gescheitert. Die Nationen hatten sich gegen die weltbeherrschende Theokratie aufgelehnt. Dann hatten die Individuen ihre Rechte reclamirt. Der Kampf um die Befreiung von der wissenschaftlichen Bevormundung war zunächst Italien zugefallen, wo in Folge einer Reihe günstiger Vorbedingungen die moderne Weltauffassung zuerst Wurzeln geschlagen hatte. Deutschland hat dann die schwierige Aufgabe auf sich genommen, den Bann des mittelalterlichen religiösen Glaubens zu brechen und durch einen höheren zu ersetzen. Beide Völker haben das Wagniß mit ungeheueren Verlusten an nationalen und individuellen Gütern zu büßen gehabt. Es ist wahrlich kein großartiges noch schönes Geschlecht von Menschen, in denen die ersten Regungen des modernen Geistes deutlich und klar sich aussprachen. Die Ruhmsucht, Eitelkeit, der Bettelstolz, die Gehässigkeit und Unzuverlässigkeit, an denen so viele italienische Humanisten kranken, stößt uns von ihnen ab. Aber wie stark mußte doch die neue Strömung im Verhältniß zum Bestehenden sein, wenn derartige Bahnbrecher ihre Gegner spielend überwinden! Die schwachen Seiten der Humanisten sind eben nur die Kehrseiten ihrer Stärke. Gegenüber der mittelalterlichen Gebundenheit und Einförmigkeit des Geisteslebens, gegenüber dieser Weltflucht und Welt-

verachtung, der Selbsterniedrigung und Peinigung, durch die man das sittliche Ideal zu erreichen gehofft hatte, war die Ueberschätzung der eigenen Person und ihrer angeblichen Verdienste, die Freude an der Welt und ihrer schönen Formen, die Emancipation von den Geboten der überkommenen Moral eine naturnothwendige Reaction. So stark war diese Bewegung, daß sie selbst die mit sich fortriß, die ihrer Stellung und ihrem Beruf nach ihr den stärksten Widerstand hätten leisten sollen. Hohe und niedere Würdenträger der römischen Kirche huldigten ihr offen. Eine Reihe von Päpsten war ganz von ihr erfüllt. Einzelne von diesen sind geradezu Typen der entsetzlichen sittlichen Verwilderung der Zeit geworden. In den Schriften der italienischen Gesellschaft, welche um die Wende des 15. Jahrhunderts Anspruch auf Bildung machten, war daher der christliche Glaube bei Vielen zur fable convenue, wenn nicht zum Gegenstand des Spottes geworden. Das Heidenthum der Griechen und Römer lieh diesen Menschen seine Ideale. Die kirchlichen Formen und Gebräuche waren für sie nur noch in so weit vorhanden, als sie zu glänzenden Schaustellungen, zur Befriedigung des ästhetischen Bedürfnisses und der eigenen schönen Selbstdarstellung dienten. Der Geist, der jene Formen geschaffen hatte, war erstorben. Es wird gewiß für manche Persönlichkeiten dieser Zeit psychologisch stets räthselhaft bleiben, wie sie die Widersprüche in ihrem geistigen Leben bei sich beglichen haben. Manche haben sie gewiß im Vollgefühle ihres Lebens nicht empfunden; andere jedoch sie aber so gewiß um so tiefer gefühlt. Der dämonische Zug, der durch ihr Reden und Handeln geht, verräth das.

Nur in den Schichten des mittleren und niederen Volkes lebte der alte Glaube und die fromme Sitte, wenn auch zur äußeren Form erstarrt, noch kräftiger fort. Zu ihm wendeten sich auch die oberen Stände vorübergehend zurück, wenn schwere Schicksalsschläge die Einzelnen oder ganze Bürgerschaften heimgesucht und die Gewissen wachgerufen hatten. Dann versiegte die heitere, frohe Lebenslust und machte asketischen Anwandlungen und einer Heiligherrschaft, wie der Savonarola's, Platz. Nur die härteren, nicht durch raffinirten Lebensgenuß verweichlichten Naturen hielten in den schweren Zeiten, die über Italien hereingebrochen waren, in ihrem Unglauben aus und suchten sich mit Sarkasmen oder lebensklugen, resignirten Reflexionen über das nationale Unglück hinwegzuhelfen, etwa nach dem Recepte Machiavelli's:

Wenn Unheil naht, wohl naht's zu jeder Stunde,
Schling' es hinab, wie bittere Arzeneien:
Ein Thor ist's, der sie kostet mit dem Munde!

Und als eine unglücksschwere, jammervolle Zeit mußte doch diese Epoche der höchsten Kunstentfaltung, das Zeitalter Raphael's, allen denen erscheinen, welche mit offenen Augen und mit ernstem patriotischen Ehrgefühle derselben in's Antlitz sahen.

War schon seit Jahrhunderten das Verlangen nach Frieden in dem Lande der Factionen und Parteikämpfe bei allen wahren Patrioten erwacht, so war es jetzt noch gesteigert, seitdem das Land zum Schauplatze welthistorischer Kämpfe zwischen großen Fremdmächten geworden war. Aber es gab keinen Frieden. Wer sollte ihn den Fremden auferlegen, die in großen Heereszügen von den Alpen

herabstiegen und die Halbinsel von der Ebene des Po bis zur Tavoliere di Puglia sich zur Wahlstatt erkoren hatten? Die italienischen Städte und Tyrannen, unter sich gespalten, kamen für die Combinationen der großen Politik nicht mehr in Betracht; die Bürger der Städte betheiligten sich nicht mehr persönlich an der Kriegsführung, sondern ließen diese durch gedungene Soldtruppenführer besorgen, welche ihre Auftraggeber bald verriethen, bald mißhandelten. Mailand und Neapel waren in den Händen der Fremden. Nur die handels- und seemächtige Republik von St. Marco und der hl. Vater griffen noch bestimmend in die Geschichte Italiens ein, während das reiche und hochgebildete Florenz entweder temporisirte und der jeweilig herrschenden Macht sich fügte, oder in Folge seiner Abhängigkeit von den mediceischen Päpsten durch die römische Curie seine Politik bestimmt erhielt. Und die Politik Roms, war sie nicht immer eine unnationale, eigensüchtige, eine noch eigensüchtigere als die der harten Kaufherren der Lagunenstadt gewesen? Hier gab es doch wenigstens eine Tradition, während die Politik der Curie von den rasch aufeinander folgenden Päpsten nach den widersprechendsten persönlichen Gesichtspunkten, bald mit rücksichtsloser Kühnheit, ja Frechheit, bald mit verschlagener Schwachheit und Hinterhaltigkeit geleitet wurde.

Es ist gewiß nicht zufällig, daß ein Bürger der Stadt, aus welcher schon vor Jahrhunderten der Schmerzensruf über „die klagende Wittwe Italia", „die Herberge der Schmerzen", „das Schiff ohne Steuer" ertönt war, und der selbst der Leitung dieser Stadt nahe gestanden und von ihrem eigenartigen politischen Wesen die lebhafteste Vorstellung hatte, die ganze Trostlosigkeit der Lage Italiens am Tiefsten empfand. So lange Machiavelli als Kanzler der Zehn sein Amt bekleidete, hatte er nur das Interesse seiner Vaterstadt zu wahren gehabt und gewahrt. Als aber das Regiment des ehrenwerthen, volksfreundlichen Gonfaloniere P. Soderini unter dem Drucke der äußeren Verhältnisse ruhmlos zusammengebrochen war, und Machiavelli nun in der unfreiwilligen Einsamkeit seines Landaufenthaltes über den Gang der Ereignisse, die er durchlebt hatte, nachsann und Muße fand, die Schriften der alten Historiker mit dem Blicke des Genies auf die Gesetze anzusehen, welche das Leben der Nationen und Staaten beherrschen, da entsprangen seinem schöpferischen Geiste neue, bisher noch nicht verkündete Ideen über die Bedingungen alles staatlichen Lebens. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das patriotische Verlangen, seinem Vaterlande zu dienen, der Funke gewesen ist, welcher in ihm das blendende Licht entzündete, das er über die Entwickelungsgesetze des staatlichen Werdens und Vergehens ausgegossen hat. Sobald der kühle, ernste Beobachter der menschlichen Geschicke auf die Leiden seiner Heimath zu sprechen kommt, nimmt seine Rede einen poetischen Ausdruck an und die Erregtheit seines Wesens verräth sich auf's Sichtbarste. Die Italia steht personificirt vor ihm, „von einem sturmvollen Meere von Leiden durchwogt;" als „eine Sklavin, zerfleischt, mit offenen, fließenden Wunden, fleht sie Gott um einen Erlöser an;" sie lebt nur noch, „wenn weinend athmen leben heißt." Wie aber von diesem Ausgangspunkte aus die allgemeinen Ideen bei Machiavelli entstanden, wie sie sich bei ihm krystallisirten und nach und nach, wenn auch nicht zu einem theoretischen Systeme, so doch zu einem in sich wohl

zusammenhängenden Complexe von Erfahrungssätzen zusammenschossen, das können wir bei ihm, wie kaum bei einem anderen Denker, schrittweise verfolgen. Darum nannte ich ihn transparent.

Daß ein Sohn des Zeitalters der Renaissance an sich geneigt sein müsse, die Einwirkung des persönlichen Factors auf den Gang der Geschichte zu betonen, wird Jedem begreiflich sein. Galt in diesem das Individuum doch Alles. Dazu nannte die Geschichte Machiavelli aus der Vergangenheit seines eigenen Volkes Namen, welche in ähnlichen traurigen Zeiten wie den seinigen Rom aus Verwirrung und Noth durch Energie, Klugheit und Tapferkeit herausgerissen hatten. Und war ihm nicht selbst schon ein solcher Gewaltmensch persönlich entgegengetreten, der Italien hätte retten können? Auf wiederholten Sendungen im Auftrage seiner Commune hatte Machiavelli mit Cäsar Borgia, dem Lieblingssohne Alexander's VI., die wichtigsten und verwickeltsten Geschäfte zu verhandeln gehabt. Dieser gewaltthätigste, rücksichtsloseste und verschlagenste Emporkömmling seiner Zeit, der von seinem durch Mord und Verrath gegründeten Fürstenthume aus die Republik Florenz in ihrer Existenz zu bedrohen schien, war für Machiavelli der Gegenstand pflichtmäßigen Studiums geworden. Was dieser Mensch, der seine wahren Absichten stets in ein undurchdringliches Dunkel zu verhüllen verstand, bis sein vernichtender Schlag die Feinde, die heute noch seine Freunde gewesen waren, niedergeschmettert hatte, gegen Florenz wirklich beabsichtigte, das hatte Machiavelli ergründen sollen. Aber die diplomatische Gegnerschaft hatte Machiavelli nicht blind gegen die Vorzüge des Duca Valentino gemacht. Die Erfolge, die derselbe durch seine Geschicklichkeit und Energie errungen, und die er sofort zum Wohle seiner neuen Unterthanen in der Romagna verwendete, hatten ihn mit Staunen erfüllt; ja der Sturz dieses Fürsten hatte Machiavelli's Anerkennung nicht verringert. Wenn Cesare Borgia auch einige politische Fehler begangen, so hatte doch nur das Unglück ihn gestürzt. Denn daß er zu derselben Zeit, in der sein Vater starb, schwer krank sein werde, das lag außerhalb der Möglichkeit der Berechnungen und wäre auch nicht zu ändern gewesen. So hatte Cesare Machiavelli selbst gesagt. Wie dieser entsetzliche Mensch, dessen fascinirenden Künsten sich weder ergraute Staatsmänner noch schöne Frauen zu entziehen wußten, den Vater und Geschwister liebten und fürchteten, das Vorbild von dem Herrscher geworden ist, von welchem Machiavelli die Errettung seines Vaterlandes zu erhoffen vermochte, das können wir jetzt noch schrittweise verfolgen. Wir besitzen die Berichte, welche Machiavelli über seine Legationen an Cesare Borgia seiner Behörde erstattet hat; sie geben die Ereignisse, welche der scharfsichtige Beobachter vor seinen Augen sich abspielen oder vorbereiten sah, mit der größtmöglichen Genauigkeit wieder. Hier wird der Duca Valentino gezeichnet, ganz wie er war. Aber schon wenige Monate später war er und sein Thun für Machiavelli zum Vorwurf einer mehr raisonnirenden Darstellung geworden, welche in ihren einzelnen historischen Angaben nicht unbedeutend von jenen Berichten abweicht. In dieser „Beschreibung der Art, wie der Duca Valentino den Vitellozzo Vitelli u. s. w. ermorden ließ," ist ihm der Herzog zu einer Art idealer Persönlichkeit geworden. Er hat sich ihm in das „Urbild eines gewandten, fähigen, kühnen Staatsmannes verwandelt, der durch keine Ge-

wissensscrupel, durch keine moralische Autorität zurückgehalten wird, wenn er nur jedes Hinderniß überwindend und ohne Scheu vor Mord und Blutvergießen sein vorgestecktes Ziel erreicht." Aber in dieser „Beschreibung" hat Machiavelli erst einige allgemeine Maximen aufgestellt, ohne dieselben zu allgemein gültigen Principien zu stempeln. Er war auch seiner Methode, die Geschichte zu studiren, ihr Gesetze abzulauschen, diese mit seinen Erfahrungen im praktischen Dienste zu combiniren und zu einer Gesammtanschauung zusammenzufassen, noch nicht sicher. Diese hat er sich erst erworben, als er, den Geschäften enthoben, in San Casciano „mit den Alten vertraulich verkehrte" und die Muße unfreiwillig fand, das, was sie ihm gelehrt hatten, niederzuschreiben. Alle seine späteren Schriften, selbst seine poetischen, sind dann von ein und derselben Grundanschauung der Dinge durchzogen. Aber im Zusammenhange hat er diese besonders in den „Discorsi", d. h. den Betrachtungen, die er an die ersten zehn Bücher des Livius angeknüpft hat, und vor Allem im „Principe" entwickelt. Dadurch hat diese kleine Tendenz- und Gelegenheitsschrift die große allgemeine Bedeutung für die moderne Staatswissenschaft, ja für die gesammte Cultur gewonnen.

Während der Anfänge des Pontificats von Leo X. war unter den Männern, welche dem Gange der Ereignisse aufmerksam folgten, vielfach die Rede davon, daß der Bruder des Papstes, Giuliano de' Medici, das Königreich Neapel erhalten werde, oder für ihn ein neuer Staat in der Emilia aus Parma, Modena, Piacenza und Reggio gebildet werden solle. Machiavelli hatte auch hiervon gehört. Da trat in seiner ländlichen Einsamkeit, während er an den „Discorsi" arbeitete, die verführerische Gestalt des Duca Valentino mit energischer Gewalt vor seine Seele und er erinnerte sich, wie dieser mit Hilfe seines Vaters Alexander's VI. und durch seine eigene Kraft in der Romagna einen neuen Staat unter den schwierigsten Verhältnissen gebildet hatte. Wäre nicht ein Gleiches jetzt mit besserem Erfolge möglich, überlegte er, und müßte der junge Fürst es nicht gut aufnehmen, wenn er ihm die Resultate seines Nachdenkens über die Bedingungen und Aussichten, unter denen jetzt allein ein neuer und kräftiger Staat in Italien aufzurichten sei, in einer zusammenhängenden Darstellung entwickele? Sein leidenschaftlicher Patriotismus und ein phantastischer Zug seines Wesens, dem wir nicht selten bei sonst kühlen und scharfen Denkern begegnen, rissen ihn mit sich fort. So entstand der „Principe", in dessen siebentem Capitel Cesare Borgia nun ganz idealisirt als das Vorbild eines staatenbildenden Fürsten hingestellt und gepriesen wird. Praktisch blieb das Schriftchen ohne alle Wirkung. Giuliano de' Medici hat dasselbe niemals zu Gesicht bekommen. Machiavelli hatte zu lange nach einer passenden Gelegenheit, es ihm zu überreichen, gesucht. Denn schon 1516 starb Giuliano, und das für ihn bestimmte Widmungsschreiben wurde nun für den päpstlichen Nepoten Lorenzo umgeschrieben. Wir wissen nicht, ob dieser, der auch schon 1519 starb, die Widmung je gesehen oder gar angenommen hat. Jedenfalls hat Machiavelli nie einen persönlichen Vortheil aus seinem Buche gezogen. So lange er lebte, sind weder die „Discorsi" noch der „Principe" gedruckt worden. Erst 1531 und 32 er-

schienen sie mit einem Privileg Clemens' VII. in Rom, nachdem sie handschriftlich, ohne Anstoß zu erregen, schon weiter verbreitet gewesen waren.

Freier von jeder unmittelbar praktischen Tendenz als der „Principe" sind die übrigen Hauptschriften: die schon erwähnten „Discorsi", „Die sieben Bücher über die Kriegskunst" und „Die Geschichte von Florenz". Die kleineren Arbeiten historischen und politischen Inhalts und die Poesieen kommen gegen diese Hauptwerke nicht in Betracht; sie entwickeln dieselben Ideen, die in diesen niedergelegt sind, für einzelne Fälle und von den Gedichten hat nur das Lustspiel „La Mandragola" wirklichen poetischen Werth. Ueberragt wird derselbe aber noch durch seinen culturhistorischen. Denn die „Mandragola" ist das Lustspiel derselben Gesellschaft, deren Tragödie im „Principe" uns vorgeführt wird. Hier wie dort sehen wir in Zustände einer Gesellschaft hinein, welcher der Begriff des Gewissens ganz abhanden gekommen ist. Dort wird die römische Kirche direct angeklagt, daß sie das Unglück Italiens verschuldet habe; hier wird unter Scherzen und Lachen gezeigt, wie ein sophistischer Pfaffe, ein abergläubiger Ehemann und eine schwache Mutter ohne alle Gewissensbedenken eine schöne und gute Frau in den Ehebruch treiben, wenn nur die äußeren Vorschriften der Kirche beobachtet werden. Man hört von dem ehrenwerthen Frater Timoteo schon ganz die Moral des Ordens vortragen, dessen dritter General der Urenkel Alexander's VI. und Großneffe Cesare Borgia's war. Nichtsdestoweniger, ja vielleicht gerade deshalb, ließ Papst Leo X. dieses frivole Gemälde der Sitten seiner Zeit vor sich in Rom von denselben Schauspielern aufführen, welche ihm in Florenz rauschenden Beifall verschafft hatten. Hatte Machiavelli dieses Lustspiel im Ausfluge jener Stimmung geschrieben, die ihn über das Elend seines äußeren Lebens mit Hohn und Lachen sich fortzuhelfen trieb, so hat er sein besseres Selbst in die Schriften geflüchtet, welche er den jungen und vornehmern Florentinern widmete, die sich in den schattigen Laubgängen des Palastes Rucellai in Florenz zu ernsten wissenschaftlichen Conversationen zu versammeln pflegten. Die Anfänge der „Discorsi" waren ihm in seiner ländlichen Einsamkeit aus dem tiefsten Drange seines schaffenden Geistes erwachsen. Er setzte sie fort, um den Beifall der hochgebildeten Patriziersöhne, denen er sie vorlas, zu gewinnen, und sie mit dem rechten Geiste zu erfüllen, ob nicht Einer von ihnen, den der Himmel mehr liebe, das ausführen könne, was ihm der schlechten Zeiten wegen zu vollführen versagt geblieben sei. Aus der gleichen Tendenz heraus sind die „sieben Bücher von der Kunst des Krieges" für dieselben jungen Männer geschrieben. Ueber das Kriegswesen, als das wichtigste Instrument des Staatsmannes, werden hier von den mit einander redend eingeführten Fabricio Colonna und Cosimo Rucellai Ansichten und Ueberzeugungen ausgetauscht, welche, wie die Weissagung von der Wiederherstellung eines einigen Italiens, erst drei und ein halbes Jahrhundert später verwirklicht werden sollten. Denn neben sehr merkwürdigen militärisch-technischen Auseinandersetzungen, von denen kürzlich ein ausgezeichneter Militärschriftsteller gesagt hat: „Wenn man diese Sätze liest, so glaubt man einen Theoretiker aus unseren eigenen Tagen zu hören," wird hier zum ersten Male der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht in allen seinen Consequenzen entwickelt. Und doch steht Machiavelli wiederum auch hier ganz auf dem Boden seiner Zeit und ist, wie in seinen

historischen Schriften, ganz von dem Banne bestimmter Lieblingsideen beherrscht. Weil die Feuerwaffen bei der Kriegsverfassung, die er für die einzig richtige hielt, keine rechte Verwendung finden zu können schienen, so drückt er die Bedeutung derselben in ganz ungebührlicher Weise herab. Die Kriegführung der Condottieri seiner Zeit wird bald durch Erzählung nicht genau wiedergegebener Thatsachen lächerlich gemacht, bald in übertriebener Weise als ganz verderblich für jedes Staatswesen hingestellt. Nicht viel anders behandelte Machiavelli in seinen historischen Schriften einzelne historische Erscheinungen, die sich seinen Theorien nicht gut einfügen wollten. Doch ist er in der reifsten Frucht seines Geistes, in den acht Büchern der „Geschichte von Florenz" (Istorie Fiorentine) mehr als in allen seinen übrigen Schriften von jeder Consequenzmacherei frei und ganz in die Betrachtung der Thatsachen und die Erforschung der individuellen Entwickelung seiner Vaterstadt versunken. Eine historische Kritik der Quellen, nach denen er arbeitete, wird man freilich bei ihm nicht suchen dürfen. Er verfuhr bei der Auswahl der Autoren, welche er benutzte, und die er zuweilen nur überarbeitete, man möchte fast sagen rein willkürlich. Aber welches Leben hat er doch dem trockensten, philiströsesten Berichten seiner Vorlage einzuhauchen verstanden! Mit der Form der Chronik ist hier ganz gebrochen, die Ereignisse werden nach ihrem inneren Zusammenhange gruppirt, nach ihrer geschichtlichen Bedeutung bald ausführlicher, bald nur ganz kurz erzählt. Die treibenden Gegensätze treten dabei scharf hervor und die Grundgesetze historischer Entwickelung, welche zum ersten Male in den politischen Schriften des Florentiner Staatssecretärs ausgesprochen waren, werden hier wie zu einer historischen Nachprüfung mit der ganzen Genialität eines bahnbrechenden Geistes auf die Entwickelungsgeschichte des Mittelalters überhaupt, wie auf die von Florenz im Besonderen angewendet.

III.

„Ich muß schweigen, wenn ich nicht vom Staate reden kann". So schreibt einmal Machiavelli über sich selbst. Das Thema aller seiner Schriften, theilweise selbst das seiner Gedichte, bildet daher auch der Staat. Nächst den Göttern ist für ihn Niemand so herrlich und verehrungswürdig, als die Stifter von Religionen, die Gründer von Staaten und dann die, welche über den Staat geschrieben haben, wenn sie selbst keinen Staat gründen konnten. Von seiner so unendlich reichen Zeit sagt er uns daher in seinen Schriften Nichts, was sich nicht auf ihre politischen Verwickelungen und Zustände bezöge. In der Geschichte sieht und sucht er nichts Anderes als die Grundgesetze des Staatslebens, die Ursache des Gedeihens und Vergehens der staatlichen Gebilde. Alles was er uns bietet, sind historische Erfahrungssätze, durch eindringende Reflexion mit Hinblick auf seine Zeit gewonnen, um das „von einem sturmvollen Meere von Leiden durchwühlte Italien von der Herrschaft der Fremden, die jeden Italiener anwidert", zu befreien. Diese Stimmung und Tendenz Machiavelli's war für eine rein wissenschaftliche Entwickelung einer Staatslehre, ein System der Staatswissenschaft wenig günstig. Sie ließ ihn zu keiner systematischen Einheit kommen. Auch konnte er, wenn er eine neue Ansicht vom Staate begründen wollte, die im bewußten Gegensatze zu den gewöhnlichen politischen Lehren stand, diese nicht in

abstracter Form vortragen. Alle neuen weltbewegenden Ideen treten nicht in wissenschaftlicher Fassung auf, die ja nur Bedürfniß des die Neuschöpfung verarbeitenden, regelnden Menschengeistes ist. Deshalb finden wir bei Machiavelli auch keine Untersuchung darüber, was der Staat an sich sei, welchem Zwecke er diene, welches der beste Staat sei u. s. w. Alles hat bei ihm noch eine concrete Gestalt. Widersprüche in Einzelheiten sind daher vorhanden, die Grundanschauungen aber überall dieselben. Indessen, bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der historischen Bildungen und der eminenten Begabung Machiavelli's, der politischen Geschichte ihre Gesetze abzulauschen und sie concret darzustellen, wird man bei jedem Versuche, die leitenden Ideen aus seinen Betrachtungen widerspruchsfrei herauszuschälen und zu einer systematischen Einheit zu verknüpfen, der großen Gefahr inne, ihn etwas sagen zu lassen, was er selbst nicht gesagt hat. Dazu kommt, daß seine Maximen zu sehr den uns geläufigen Anschauungen widersprechen und er sich zuweilen, um seine Ansicht recht scharf auszusprechen, in seinen Ausdrücken überbietet. Sicher aber würde jeder Versuch, seine Grundgedanken in ganz systematischer Form wiederzugeben, den größten Theil des Reizes verwischen müssen, den sie in ihrer originalen Fassung in so unvergleichlicher Weise ausüben. Hier glänzen sie wie einzelne kleine, klar umrissene Kunstwerke. Die Thatsachen selbst scheinen uns das Geheimniß ihrer Existenz zu verrathen, wir glauben vor uns die Fäden sich knüpfen und verschlingen zu sehen, deren Gewebe die Weltgeschichte ist.

Machiavelli stimmt wiederholt dem Worte Gino Capponi's d. A. bei, daß der Mensch sein Vaterland mehr lieben solle, als das Heil seiner Seele. „So oft ich mein Vaterland habe ehren und ihm dienen können," so beginnt er seine Schrift über die Sprache, „so habe ich das immer gern und willig gethan, selbst wenn Lasten und Gefahren für mich damit verbunden waren. Denn der Mensch hat in seinem Leben keine höheren Pflichten als gegen dieses; ihm verdanken wir ja unser Dasein; von ihm hängt all das Gute ab, was uns Glück und Natur zugestanden haben und das um so größer ist, je edler unser Vaterland ist, das uns zu Theil geworden. Wer sich mit Herz und Hand gegen sein Vaterland auflehnt, ist daher einem Vatermörder gleich zu achten, ja noch schlimmer als dieser, selbst wenn sein Vaterland ihn gekränkt hat." Von Romulus, dem Gründer des römischen Staates, heißt es mit Beziehung auf seinen Brudermord: „Die Verständigen werden ihm jede ruchlose Handlung vergeben, um der Zwecke willen, die er verfolgte und wegen der Erfolge, die er erreicht".

Wie abgeblaßt und wesenlos nimmt sich neben solchen und vielen anderen ähnlichen Stellen seiner Schriften doch der Satz aus, den wir als die Substanz aller seiner Lehren daraus ziehen müssen, daß der Staat sich Selbstzweck, kein Mittel für irgend etwas Anderes sei! Und doch läßt sich auf diese Formel die Summe aller Erfahrungssätze, die Machiavelli der Geschichte entnommen und paränetisch seinen Zeitgenossen vorgetragen hat, zurückführen. Eine nothwendige Folge dieser Grundanschauung ist die, daß innerhalb des Staates Alles, was dessen Zwecken entgegensteht, nicht geduldet werden darf: ihm gegenüber gibt es keine selbständigen Zwecke der Individuen, der Gesellschaft; ferner die andere, daß alles Handeln der Menschen, das sich auf den Staat bezieht,

nur nach seiner Wirkung auf ihn, und zwar nach den einmal in ihm bestehenden und fungirenden eigenthümlichen Lebensfactoren, gemessen werden muß, und nicht nach einem anderen, irgend sonst woher entlehnten Maßstabe beurtheilt werden darf. Machiavelli verkündet als der erste die Nothwendigkeit der staatlichen Einheit und der Unterordnung aller Zwecke und Mittel unter diese. Ihm ist der Staat ein einheitlicher, nur nach den Umständen modificirter Organismus mit autonomen Gesetzen.

Betrachten wir nach Feststellung dieses Kernes aller Staatslehren Machiavelli's die Grundgedanken desselben möglichst in ihrer originalen Fassung als Glieder einer wohl ineinandergefügten Kette von Ideen, die sich um diesen Mittelpunkt abgelagert hat.

Eine Voraussetzung der geschichtlichen Betrachtungen, so wie der politischen Lehren Machiavelli's, die er freilich auch als ein Ergebniß seiner geschichtlichen Studien hinstellt und mit vielen Beispielen belegt, ist seine Ueberzeugung von der wesentlichen Gleichheit der Menschen zu allen Zeiten. Wäre diese nicht vorhanden, wie könnte man dann auch die Vergangenheit erkennen und Lehren für die Gegenwart aus ihr ziehen? Die Menschen sind zu allen Zeiten dieselben gewesen. Nachdem einmal die Begriffe des Guten und Bösen unter den Menschen entstanden waren, um das Nützliche und Schädliche ihrer Handlungsweisen auszusprechen, ist die Masse derselben stets die gleiche geblieben in ihrer Schwachheit, in ihrer Neigung zum Schlechten und Verkehrten. Theoretisch haben sie gegen das Gute an sich Nichts einzuwenden; im Gegentheil, sie finden das Lobenswerthe an sich lobenswerth und das Tadelnswerthe schlecht. Aber sie lassen sich von ihren Leidenschaften, ihrer Schwäche, ihrer Unwissenheit und falschen Güte doch fortreißen, das Verkehrte zu thun. Wollten sie die Geschichte lesen und die Kenntniß aller Dinge zu ihrem Vortheil gebrauchen, so könnten sie unmöglich sich zum Bösen wenden, denn sie würden sehen, daß den Guten alles Gute zu Theil wird, die Bösen aber in beständiger Angst leben und nach ihrem Tode ewige Schande hinterlassen. Dieser Hang zum Bösen entspringt aus den Leidenschaften. Von der Natur mit Lust und Kraft ausgestattet, Alles zu wünschen und zu begehren, während sie doch nur sehr wenig erhalten, sind sie mit dem, was sie haben, nicht zufrieden, greifen um sich, in die Rechte Anderer ein und trachten stets nach neuen Dingen. Das vorhandene Gute sind sie stets geneigt herabzusetzen, dadurch abzuschwächen und in's Gegentheil zu verkehren. Ueber das Unglück betrüben sie sich und des Glückes werden sie überdrüssig, beides mit gleichem Erfolge; bald treibt sie Liebe an, über die rechte Mittelstraße hinauszugehen, bald bewegt sie die Furcht hierzu, die in der Regel stärker wirkt, als die Liebe. Der Besitz erregt bei den Einen die Möglichkeit, ihn auf Kosten Anderer zu mißbrauchen, für die Anderen ist er der Gegenstand des Neides. Daraus entwickeln sich Zwistigkeiten, Gewaltthätigkeiten, Kriege.

So ist ohne Zweifel die Masse der Menschen beschaffen. Aber es gibt einzelne Hervorragende unter ihnen, welche das Volk, unter dem sie auftreten, mit einer höheren Lebenskraft und Energie erfüllen, indem sie ihm Gesetze geben. Das sind die Stifter von Religionen und Staaten, die zunächst den Göttern

stehen. Wie Hunger und Mangel die Menschen betriebsam macht, so machen die Gesetze sie gut, welche jene ihnen geben. Es gibt aber dieser großen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts nicht allzuviele. Größer ist schon die Zahl derer, welche geeignet sind, bestehende gute Einrichtungen aufrecht zu erhalten. Aber im Verhältniß zu denen, welche das Gute wieder herabziehen, die guten Gewohnheiten verderben, die Gesetze außer Kraft setzen, gibt es auch dieser nur wenige. Und dazu kommt, daß aus guten Neigungen und Intentionen oft ganz unabsichtlich Fehler und Laster entstehen, wie schon Sallust bemerkte, daß alle bösen Beispiele aus einer anfänglich guten Quelle fließen. Selbst fromme Werke, Fasten, Beten, Almosengeben u. dgl., die unter der Volksmasse verbreitet sind, vermögen durchaus nicht, das Sinken eines Volkes aufzuhalten. Dieser Wechsel ist durch das Geschick bedingt:

So will die Ordnung deß, der die Geschicke
Der Menschheit lenkt, daß stete Dauer nimmer,
Was unter dieser Sonne lebt, beglücke.

Die Freiheit des menschlichen Willens wird durch das Geschick aber nicht aufgehoben. Das Glück theilt seine Macht mit dem freien Willen, welche, ein jedes zur Hälfte, die menschlichen Dinge beherrschen mögen. Gegen das Geschick sich auflehnen zu wollen, ist freilich unnütz; denn alle Geschichte zeigt klar, daß die Menschen ihr Schicksal befördern, aber nicht sich ihm widersetzen, seine Fäden spinnen, aber nicht zerreißen können. Gleichwohl dürfen sie sich ihm nie überlassen. Denn da sie seine Absicht nicht wissen und es krumme und unbekannte Wege geht, müssen sie immer hoffen und hoffend sich ihm nie ergeben, in welcher Lage und in welcher Noth sie sich auch befinden mögen.

Das Schicksal gleicht einem gefährlichen Strome, der die Ebene überschwemmt, Bäume und Gebäude einstürzt, Erdreich hier fortreißt und dort ansetzt. Dennoch können die Menschen ihn bändigen, wenn sie in ruhigen Zeiten Vorkehrungen treffen, ihn mit Deichen und Wällen einfassen und dadurch zwingen, seine Fluthen in sichere Kanäle zu ergießen. So kann auch das Schicksal genöthigt werden, in unsere Dienste zu treten. Das jedoch geschieht nur selten. Und deshalb sind die menschlichen Dinge in steter Veränderung begriffen. Es ist immer in der Welt auf dieselbe Weise zugegangen und daher ebensoviel Gutes wie Schlimmes in ihr gewesen; aber nach den Zeiten verschieden vertheilt und wechselnd. Die Tüchtigkeit verpflanzte sich von Assyrien nach Medien und gelangte von da nach Rom und nach dem Verfall des römischen Reiches war sie nicht mehr in einem einzigen Lande vereinigt, sondern findet sich bei verschiedenen Nationen zerstreut, bei Franzosen, Türken, Deutschen und vorher bei jenem „saracenischen Stamme", der so viel Großes verrichtete und das oströmische Reich zerstörte. Daß dieser Wechsel sich vollzieht, liegt in der Natur der Dinge, denen einmal kein Beharrungsvermögen innewohnt und die fallen müssen, wenn sie nicht weiter steigen können und steigen müssen, wenn sie nicht mehr tiefer fallen können. Die Kraft erzeugt Ruhe, die Ruhe Müßigkeit, die Müßigkeit Unordnung, die Unordnung Zerrüttung und umgekehrt entsteht aus der Zerrüttung Ordnung, aus der Ordnung Kraft, und aus dieser Ruhm und Macht.

Verhält sich alles das so, und es kann hierüber kein Zweifel bestehen, wenn

wir die Geschichte betrachten, so ergeben sich für den Staatsmann, der sein Vaterland liebt, trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit der Situationen einige ganz allgemein geltende Regeln. Vor Allem muß er sich nach den Umständen richten, sein Handeln den Zeiten anpassen. Nur wer so verfährt, handelt wie die Natur es schlechterdings haben will und allein mit Aussicht auf Erfolg. Denn die allgemeinen Verhältnisse sind stärker als der Einzelne, der untergehen muß, wenn er nicht den Zeiten gehorcht, das Glück mit Kraft ergreift und zwingt. Dazu gehört ein energischer Wille und die Wahl der richtigen, nur der Natur der Verhältnisse entsprechenden Mittel. Für diese dürfen keine anderen Gesichtspunkte maßgebend sein als der, daß sie ihren Zweck erreichen. Sittliche Rücksichten dürfen hierbei gar nicht in Betracht gezogen werden. Nicht auf den moralischen Werth der individuellen Handlungen des Staatsmanns kommt es an, sondern auf die reale Wirkung derselben.

Ist die Absicht des Handelnden gut und erreicht er seinen Zweck, hat also den Umständen nach richtig gehandelt, so ist er gerechtfertigt in seinem Thun, mag er dabei von dem Sittengesetz abgewichen sein oder nicht. Gewiß, nicht alles Thun des Staatsmannes, das seinen Zwecken dient, ist gerecht; aber erlaubt ist ihm Alles, was er, namentlich im Stande der Nothwehr und zur Errettung seines Vaterlandes, ergreifen muß. Hier gilt, daß wer sich zum Tyrannen aufwirft und den Brutus nicht tödtet, oder wer einen Freistaat gründen will, und die Söhne des Brutus nicht hinrichtet, sich nicht lange behaupten wird. Die meisten Menschen sind aber doch aus Schwäche und mangelnder Erkenntniß geneigt, halbe Maßregeln in ihrem Handeln zu ergreifen, zwischen den Vorschriften der christlichen Moral und den Nothwendigkeiten der Politik hin und her zu schwanken. Das aber ist im höchsten Grade gefährlich, ja geradezu verderblich. Freilich darf man die Gebote der Frömmigkeit nicht aus den Augen verlieren, den geraden Weg nicht verlassen, so oft sich nur dazu Gelegenheit bietet. Vielmehr muß man, da die Menschen mehr nach dem Scheine urtheilen, als dem richtigen Gefühle folgen, stets den Schein zu wahren wissen. Der weise Politiker wird die Religion immer achten, selbst wenn er nicht an ihre Dogmen glaubt.

Sind diese Grundsätze allgemein gültig, so erleiden sie doch in ihrer Anwendung auf das praktische Handeln die größten Modificationen. Man hat näher zu scheiden je nach den Beschaffenheiten der Staaten und des Zustandes ihrer Bewohner, auf die sie ihre Anwendung finden sollen. Ein Anderes ist es, einen Staat zu gründen und zu erhalten, wenn die Masse der Menschen, die ihn bilden werden, nicht verderbt ist, sondern noch Tugenden besitzt; ein Anderes, sich an die Spitze eines Staatswesens zu stellen, das aus ganz verderbten und ungleichartigen Elementen zusammengezwungen werden muß. Als allgemeine Regel gilt für beide Fälle, daß, um einen Staat zu gründen oder denselben zu ordnen, ein Einziger da sein muß. Alles muß das Werk eines leitenden Geistes sein, ohne welchen niemals etwas wirklich Einheitliches und Dauerhaftes begründet wird. Deshalb muß ein einsichtiger Ordner eines Staatswesens, der die Absicht hat, nicht sich, sondern dem allgemeinen Besten, nicht seiner Nachkommenschaft, sondern dem gemeinsamen Vaterlande zu dienen, danach streben, die Gewalt allein zu besitzen und kein Verständiger wird jemals Einen

wegen einer außerordentlichen Maßregel tadeln, deren er zur Ordnung eines Königreichs oder zur Gründung einer Republik sich bediente. Ist dann aber der Staat gegründet, so muß man ihn der Sorge und der Obhut Vieler anvertrauen, um ihm Dauer zu verleihen. Denn wenn auch ein Einzelner zum Gründen und Ordnen geschickt ist, so sind das Interesse und der vereinte Wille Vieler zum Erhalten nöthig. Das gemeine Wohl wird nirgends besser gewahrt als in freien Staaten, während in einer Monarchie das particuläre Interesse des Fürsten zu leicht auf Kosten des allgemeinen Besten Ausschlag gibt. Monarchieen werden sich daher auch niemals so lange behaupten als freie Staaten. Denn die Fürsten sind als einzelne Personen dem Verderben viel leichter ausgesetzt als ein ganzes Volk. Damit ist aber gar nichts über den absoluten Werth der republikanischen oder monarchischen Staatsform gesagt. Eine jede dieser Verfassungen ist berechtigt; ihr Werth richtet sich nach den örtlichen und socialen Verhältnissen. Der größte Fehler eines Staatsmannes ist der, eine monarchische Verfassung da aufrichten zu wollen, wo eine republikanische am Platze ist und ebenso umgekehrt. Nur mit Gewaltthätigkeit und Grausamkeit würde ein solcher Versuch in's Werk gesetzt werden können, und doch von keiner Dauer sein. Eine Republik setzt die wesentliche Gleichheit der Bürger voraus, während die Monarchie eines Adels als einer Mittelstufe zwischen dem Herrscher und den Regierten bedarf. Wer daher eine Republik einrichten wollte, wo es Adel gibt, müßte diesen erst vernichten, um das Fundament für seinen Staat zu legen; während er umgekehrt erst eine Aristokratie dort schaffen müßte, wo Gleichheit der Stände herrscht und doch eine Monarchie aufgerichtet werden soll. Der Staat wird sich übrigens am besten befinden, in dem keine nach den Extremen hin gravitirende Verfassung besteht, sondern in dem, wie in dem römischen, die verschiedenen Gewalten, im Wettkampfe mit einander ringend, doch durch gute Gesetze und Einrichtungen zu einer Einheit zusammengehalten werden. Im Allgemeinen sind daher gemischte Verfassungen den einseitig entwickelten vorzuziehen, wenn auch in dem einzelnen Falle eine reine Monarchie, oder eine Republik allein die richtigen Staatsformen sind. Diese letztere setzt aber voraus, daß der Grundstoff des Volkes noch unverdorben und gut ist, daß in ihm Frömmigkeit, Tapferkeit und Rechtschaffenheit waltet. Auf die Erhaltung dieser Bürgertugenden, vor Allem auf die der Religion, hat daher ein Staatsmann besonders zu achten. Denn Religion ist die Quelle der bürgerlichen Tüchtigkeit. Sie stärkt die Guten im Guten und bringt die Bösen dahin, sich des Bösen zu schämen; sie schafft gute Einrichtungen, erhält die Eintracht im Staat und macht seine Bürger tapfer. Sie leistet für die Erhaltung der inneren Kraft des Staates das, was ein gutes Heer gegen die äußeren Feinde gilt. Und dieses für jeden Staat so durchaus nothwendige und wichtige Instrument ist ohne Religion nicht in seiner Tüchtigkeit aufrecht zu erhalten. Denn wo keine Religion mehr ist, da wird die Erhaltung der Kriegszucht, auf die es doch so viel im Kriege ankommt, die größten Schwierigkeiten bereiten. Wo soll die Treue und Zuverlässigkeit der Truppen herkommen, wenn sie an keinen Gott mehr glauben? Und umgekehrt wirkte eine gute Verfassung des Heeres auf die Einführung und den Bestand guter Gesetze zurück. Daher ist es eine der ersten Pflichten einer verständigen Staatsleitung, für die Er-

haltung der militärischen Tüchtigkeit seiner Bürger, für die Errichtung eines tüchtigen Heerwesens zu sorgen. Dieses Beides aber ist identisch. Denn jeder Ersatz für ein eigenes Heer, sei derselbe auf diese oder jene Weise beschafft, ist vom Uebel. Weder Hilfstruppen von anderen Staaten entliehen, noch Soldtruppen von handwerksmäßigen Kriegshauptleuten geführt und dann vermittelst dieser in Sold genommen, können irgendwie einen Vergleich mit einem Bürgerheere aushalten, wie das altrömische eins war. Bei diesen Söldnern gibt es keine Tapferkeit, keine Treue, keine guten Sitten, welche doch das erste Erforderniß für Jeden sind, der für das Vaterland zu sterben verspricht. Sie können gar nicht anders als räuberisch, gewaltthätig und betrügerisch sein, da sie ja ihr Handwerk im Frieden nicht ernährt. Entweder müssen sie daher die Kriege verewigen, oder in denselben so viel zusammenstehlen, daß sie im Frieden davon schwelgen können. Wie ganz anders ein Bürgerheer, das nur um des Vaterlandes willen kämpft, nicht muthwillig in den Krieg zieht, und nach der Beendigung desselben die Waffen gern wieder niederlegt und zu friedlichen Arbeiten zurückkehrt! Ein solches Heer sich zu sichern, ist die erste Pflicht jedes guten Fürsten, der, ist er auch sonst durch die Gesetze zu beschränken, im Kriege unbedingten Gehorsam zu fordern hat. Er muß schon um der Gerechtigkeit willen, und weil es sehr schwer ist, die Kriegstüchtigkeit der Einzelnen im Voraus zu erkennen, alle Bürger zum Waffendienste herbeiziehen und dieselben in ihm üben, damit sie für den Krieg tüchtig werden. Und diese Uebungen werden für die Ausbildung aller Bürgertugenden segensreich wirken. Auf Festungen soll sich kein Staatsmann und Feldherr verlassen. Sie werden zu häufig ein Mittel in der Hand der Feinde. Auch die Ausbildung von schweren Reiterscharen ist nicht anzurathen. Sie kommen für die Entscheidung der Schlachten nur in zweiter Linie in Betracht. Der Schwerpunkt jedes Heeres liegt in den zum Angriff wie zur Vertheidigung wohl zu bewaffnenden und auszurüstenden Fußtruppen. Und hieran wird auch die Einführung der Feuerwaffen, deren Nutzen für die Feldschlachten sehr problematisch ist, wenig ändern. Denn sobald das Handgemenge der Schlacht begonnen hat, sind sie unnütz. Ein Vorurtheil ist es auch zu glauben, daß zu einer tüchtigen Kriegsführung vor Allem Geld gehöre. Die Tüchtigkeit und Tapferkeit der Bürger ist die Hauptsache. Durch sie kann man immer das nöthige Geld sich schaffen, das Umgekehrte aber ist nicht möglich. Die Erhaltung der politischen Thatkraft, der bürgerlichen Tüchtigkeit, der staatlichen Energie ist überall und immer die Hauptsache.

Wo diese aber, wie es bei der menschlichen Schwachheit nicht anders sein kann, in's Schwanken oder in Verfall gerathen sind, da ist es die erste Pflicht derer, welche das Vaterland lieben, sie wieder durch Zurückführung des Staatswesens auf die ursprünglichen Quellen (ritiramento) seiner Kraft neu zu beleben. Das Glück kann hierbei freilich auch eine große Rolle spielen. Denn es kann äußere Ereignisse eintreten lassen, welche einem Staate dieses Sichbesinnen und Zurückgreifen auf seine Anfänge nahe legen und erzwingen. So kann ein nationales Unglück, wie z. B. für die Römer die Eroberung der Stadt durch die Gallier ein solches war, sie nöthigen, die alten Tugenden und guten Einrichtungen wieder herzustellen. Aber auch ohne derartige anscheinend so verderbliche

Zwangslagen vermögen gute Fürsten wie edle Bürger ihrem Staat durch Zurückführung auf seine Ursprünge von den sich an sie ansetzenden Krankheitsstoffen zu reinigen und zu neuer Blüthe zurückzuführen. Gerade wie die christliche Kirche durch den h. Franziscus und den h. Dominicus wieder auf ihre ursprüngliche Aufgabe zurückgeführt worden ist, indem diese durch ihr Beispiel das Vorbild Christi wieder unter den Menschen belebten, so können auch die Staaten durch treffliche Fürsten und Bürger oder gewisse Institutionen einer solchen Erneuerung zugeführt werden. So war es die Aufgabe des römischen Tribunats oder der Parlamente in Frankreich, der Entartung des Staatswesens entgegen zu wirken. Am sichersten geschieht es durch individuelles Einwirken einzelner tüchtiger Persönlichkeiten. Alle zehn Jahre sollte ein solches „Ritiramento“ stattfinden. Sonst gewinnen die zersetzenden Elemente des Staatswesens, die stets thätig sind, das Uebergewicht und die Auflösung schreitet unaufhaltsam fort und es entstehen Zustände, wie sie Italien aufzeigt. An ihnen kann man recht genau erkennen, wohin Staaten kommen, in denen die alten Tugenden, die Grundlagen des Staatslebens, erstorben sind.

Die wesentlichste Ursache der unheilvollen Zustände geht hier von der römischen Kirche im Allgemeinen und Besonderen aus. Ja man kann das Christenthum selbst nicht ganz von Schuld hierbei freisprechen. Der christliche Glaube läßt uns die Ehre der Welt geringer schätzen und macht uns darum sanfter und milder. Die Alten aber hielten den Ruhm für das höchste Gut und waren in ihren Thaten und Opfern kühner. Unsere Religion hat mehr die demüthigen und beschaulichen Menschen verklärt, als die handelnden. Sie hat das höchste Gut in die Demuth, die Niedrigkeit und die Verachtung des Irdischen gesetzt, die antike setzte es in Geistesgröße, Körperstärke und alles Uebrige, was geneigt ist, die Menschen recht tapfer zu machen. Unsere Religion verlangt mehr Stärke zum Leiden als zu tapferen Thaten. Doch ist hieran mehr die Erbärmlichkeit der Menschen Schuld, welche unsere Lehre falsch ausgelegt haben. Denn sie will, daß wir das Vaterland lieben und ehren, und uns in den Stand setzen, es zu vertheidigen. Wie wahr aber das ist, daß die Diener der Religion sie ganz verderbt haben, das sehen wir daran, daß die Völker, welche Rom am nächsten sind, am wenigsten Religion haben. Wer da sieht, welchen Gebrauch die römische Kirche von der Religion macht, und welches ihre Sitten sind, der muß urtheilen, daß zweifelsohne entweder ihr Untergang oder ein Strafgericht über sie nahe bevorsteht. Italien verdankt der Kirche und ihren Priestern aber nicht nur das, daß seine Bewohner irreligiös und schlecht geworden, sondern noch ein größeres Uebel; das nämlich, daß die Halbinsel getheilt gehalten ist und noch wird. Die Kirche allein hat die Einigkeit Italiens verhindert. Selbst zu schwach, trotz ihres weltlichen Besitzes, diese herbeizuführen, ist sie nicht schwach genug, um nicht einen fremden Machthaber herbei rufen zu können, der sie gegen ihre Feinde schütze und die Einigung des Landes verhindere. So sind die Barbaren herbei gekommen und haben Italien zu Boden getreten und ausgeplündert. Alles was verdorben ist und verderben kann, häuft sich hier jetzt zusammen. Die Städte sind von Parteien zerrissen, Eintracht und Freundschaft geschwunden, außer zwischen denen, die Mitschuldige eines Verbrechens oder gegen das Vater-

land oder gegen einzelne Bürger sind. Der Schwur und das gegebene Wort bleibt so lange in Kraft als der Vortheil. Des Schwures bedienen sich die Menschen, nicht um ihn zu halten, sondern als Mittel leichter zu betrügen, und je besser und sicherer der Betrug gelingt, desto mehr Lob und Ruhm erwirbt man. Die Jünglinge sind dem Müßiggange, die Alten der Wollust ergeben; jedes Geschlecht und jedes Alter beflecken schändliche Sitten. Zur Besserung reichen gute Gesetze nicht aus, weil diese durch schlechte Gebräuche verdorben werden. Hieraus erwächst jene Habsucht, die man unter den Bürgern sieht, und jene Begierde, nicht nach wahrem Ruhme, sondern nach schimpflichen Ehren, woraus Haß, Feindschaft, Streit und Parteiung entspringen, deren Folge Blutvergießen, Verbannung, Unterdrückung des Guten und Erhebung des Bösen ist, die Parteiung wächst; denn die Bösen schließen sich aus Habsucht und Ehrgeiz, die Guten von der Noth getrieben aneinander. Unter dem Vorwand, der Freiheit zu dienen, wird der Staat unterdrückt, werden die Gesetze nicht zum allgemeinen Besten, sondern zum eigenen Vortheil gemacht, Krieg und Frieden, Bündnisse und Verträge nicht zum Ruhme des Vaterlandes, sondern zu Gunsten Weniger geschlossen.

Aber mag die Verderbtheit Italiens noch so groß sein: das Uebel, das es krank macht, die Raserei, die es verzehrt, das Gift, das es tödtet, sie müssen gehoben werden. Die Schwierigkeiten, die sich hier entgegenstellen, sind zwar ungeheuer. Doch sie können, sie müssen bewältigt werden. Die größte ist die, daß sich ein Mann finde, der alle die Tugenden besitzt, welche dazu erforderlich sind, um einen so verdorbenen Staat wieder neu zu beleben. Denn es müssen bei ihm Eigenschaften vorhanden sein, die sich sonst ausschließen. Die Wiederherstellung eines tüchtigen und gesunden Staatswesens setzt einen tugendhaften Mann voraus, während die Gewaltthätigkeit, mit der unter einem verderbten Volke hierzu vorgegangen werden muß, einen schlimmen verlangt; der Tugendhafte soll um guter Zwecke willen schlechte Mittel anwenden, und der Schlechte, der sich mit Gewalt des Staates bemächtigt hat, gute Zwecke verfolgen und Alles zum Guten wenden. Daher ist an sich wohl besser, nicht zu grausamen, unmenschlichen und unchristlichen Maßregeln eines neuen Fürsten zu greifen, sondern als Privatmann zu leben. Und doch verlangt das Vaterland gebieterisch nach Rettung. Italien fleht zu Gott um die Sendung eines Erlösers von der Grausamkeit und dem Uebermuthe der Barbaren. Man sieht Italien fertig und bereit, der Fahne zu folgen, wenn nur ein Mann sie emporhebt. Ihm wird Gott helfen durch außerordentliche Ereignisse, wie er Mosen geholfen hat. Das Meer hat sich geöffnet, eine Wolke hat einen Weg gezeigt, dem Steine ist Wasser entströmt, es hat Manna geregnet. Gott aber will nicht Alles allein thun; der Rest bleibt dem Erlöser Italiens zu vollbringen, dem Gott seinen freien Willen und den Theil des Ruhmes, der ihm gebührt, nicht entziehen mag.

Weil aber der Schwierigkeiten, die sich einem neuen Fürsten, der Italien erlösen soll, entgegenstellen, so große und viele sind, so gilt für ihn nicht nur alles das, was bei Einrichtung eines jeden Staatswesens zu beobachten ist, in verschärftem und erhöhtem Grade, sondern hier ist noch ganz besondere Klugheit und ganz besondere Energie in allen Maßnahmen anzuwenden. Der Fürst

befindet sich vollkommen in einer Zwangslage, in einem Kriegszustande. Er muß alle Tugenden eines Kriegers entwickeln: Tapferkeit, List, Verstellung, kalte Ueberlegung, Milde, Verzeihung je nachdem die Umstände es erheischen; er muß Fuchs und Löwe zugleich sein. Fuchs, um die ihm gestellten Schlingen zu entdecken, Löwe, um die Wölfe abzuschrecken; er muß versuchen durch die Liebe und durch die Furcht seiner Untergebenen sich zu behaupten. Da beides zu gleicher Zeit aber nicht leicht möglich, so ist es vorzuziehen, gefürchtet zu werden. Doch soll der Fürst es vermeiden, gehaßt zu werden. Beides läßt sich wohl vereinigen: gefürchtet und nicht gehaßt zu werden. Um aber nicht gehaßt zu werden, ist es für einen Fürsten vor Allem nöthig, sich nicht an dem Eigenthum und den Weibern seiner Unterthanen zu vergreifen. Denn die Menschen vergessen früher und leichter den Tod ihres Vaters, als Verlust ihres Erbes. Grausam zu sein, ohne gerechte Veranlassung, ist auch höchst bedenklich. Doch gibt es eine wohl angebrachte Grausamkeit, welche ein einziges Mal zur eigenen Sicherheit ausgeübt wird. Schlecht angebracht ist die, welche nach und nach geübt wird. Man muß von Anfang alle Acte der Grausamkeit, die nothwendig sind, berechnen und sie mit einem Schlage ausführen; dann aber die Menschen in Ruhe lassen. Einmal zugefügte Verletzungen kränken weniger und haben doch die gewünschte Wirkung; dagegen müssen Wohlthaten nach und nach erwiesen werden, damit man sie besser koste. Es ist übrigens räthlich, daß die Fürsten alle harten Maßregeln durch Andere ausführen lassen, die Gnadensachen aber für sich allein behalten. Es wäre auch sehr lobenswerth, wenn ein Fürst lauter gute Eigenschaften besäße. Da die Beschaffenheit der menschlichen Natur das aber nicht gestattet, so muß er klug genug sein, jene Laster zu fliehen, die ihn der Herrschaft verlustig machen können; vor jenen aber, welche diese Folgen nicht haben, mag er sich hüten, wenn er kann. Kann er es nicht, so mag er sich nicht rücksichtslos in ihnen gehen lassen. Doch ist es nicht nöthig, allzu ängstlich vor dem bösen Rufe solcher Untugenden zu sein, ohne die man die Herrschaft schwerlich behauptet. Denn es gibt anscheinende Tugenden, bei denen man zu Grunde geht, und anscheinende Fehler, auf denen die Sicherheit und Fortdauer des Wohlbefindens beruhen. Nothwendig ist, daß Alles, was vom Fürsten herkommt, Mitleid, Treue, Menschlichkeit, Redlichkeit und Frömmigkeit athme. Vor Allem muß aber der Schein der letztgenannten Tugend gewahrt werden. Große Unternehmungen verleihen einem Fürsten hohe Achtung bei Unterthanen und Nachbarn. In den Streitigkeiten dieser ist es räthlich, niemals neutral zu bleiben, sondern stets ein wahrer Freund oder ein rechter Feind zu sein. Die Verdienste seiner Unterthanen muß der Fürst ehren und ein Gönner der Ausgezeichneten in jeder Kunst sein. Die Handwerker, Ackerbauer und Kaufleute sind in ihren Arbeiten zu ermuthigen, und Preise für alle die auszusetzen, welche ihre Heimath zu verherrlichen gedenken. Mit Festen und Schauspielen will das Volk zu den passenden Jahreszeiten unterhalten werden. Die verschiedenen Körperschaften im Staate, Innungen und Zünfte, müssen leutselig und mildthätig behandelt und Alle nicht durch zu hohe Abgaben und Steuern gedrückt werden. Damit erwirbt sich der Fürst die Liebe und Achtung seiner Unterthanen und er hat nicht nöthig die Verschwörungen zu fürchten, die stets höchst zweifelhaften

Ausganges sind. Die Hauptsache aber ist und bleibt: der Fürst suche sein Leben und seine Gewalt zu sichern. Die Mittel dazu werden immer für ehrenvoll gelten und von Jedermann gelobt werden.

Das sind, möglichst in originaler Fassung und in aller Kürze wiedergegeben, die wichtigsten Lehren und Grundsätze, die der Florentiner Politiker einem neuen Fürsten einzuschärfen für nöthig fand. Die mehr technischen, im engeren Sinne des Wortes politischen Rathschläge und Maximen, welche er für die verschiedenen Modalitäten, unter denen sich die Bildung eines neuen Staates vollziehen kann, ausspricht, können hier nicht eines Breiteren mitgetheilt werden, so sehr auch gerade in ihnen die Schärfe der Beobachtung und die Feinheit der Analyse unsere Bewunderung herausfordert. Einige wenige Worte zur Würdigung der letzten Grundanschauungen des scharfsichtigen Erforschers der staatlichen Dinge und kühnen Berathers derer, welche diese zu leiten in sich den Beruf fühlen, mögen jedoch hier noch Platz finden. Die Differenz, in welcher Machiavelli sich durch so viele seiner Rathschläge mit unserem ganzen sittlichen Empfinden und unserem Glauben an eine sittliche Weltordnung gebracht zu haben scheint, ist eine so große, daß sie eine Lösung oder wenigstens eine Verständigung über sie fordert.

Die, man kann nicht anders sagen als unsere sittliche Indignation geradezu provocirende Sprache, mit der hier und da Machiavelli seine Lehren vorträgt, lassen wir bei Seite. Es darf aber nicht übersehen werden, daß sie und die Art, wie Machiavelli richtige Gedanken auf die Spitze treibt und damit über die Wahrheit hinausgeht, es zum guten Theile gewesen sind, die ihn in einen so schlechten Ruf gebracht haben. Die Unbedingtheit und der fast cynische Ausdruck, mit dem er hier Sätze aufstellt, die er dort an Voraussetzungen knüpft, unter denen sie ihr Bedenkliches verlieren, hat sich schwer an ihm gerächt. Viele haben ihn nur unbedingt verdammt, die unter richtiger Schätzung der Voraussetzungen, auf denen sein ganzes Sein und Denken beruht, nicht den Stab über ihn gebrochen haben würden. Denn man kann von seinen Anschauungen mit Recht sagen, „daß sie mit der Zeit und der Gesellschaft, inmitten welcher er lebte, eins sind und daß seine Ideen einen so objectiven unpersönlichen Werth haben, daß sie gleichsam als historische Ereignisse gelten können." Das, was uns an ihnen besonders verletzt, war seinen Zeitgenossen nicht nur nicht anstößig, sondern selbstverständlich. Der Aristokrat F. Guicciardini, der von dem Standpunkte des praktischen Staatsmannes aus gar Vieles unthunlich in den „Discorsi" fand, hat an den sittlichen Ansichten seines Freundes Nichts auszusetzen; Manches dagegen will er aber nur unter vier Augen besprochen haben.

Sind wir indessen auch geneigt, Machiavelli im Zusammenhange mit seiner Zeit zu beurtheilen und seine Stimme nur als die des Chorführers unter den Politikern der italienischen Renaissance anzusehen, welcher so ehrlich und kühn war, die Grundsätze, nach denen damals Alle handelten, offen auszusprechen, so heißt das doch nur die Frage ihres persönlichen Charakters entkleiden. Die Stellungnahme zu den von ihm verkündeten Lehren bleibt uns damit nicht erspart. Suchen wir diese zu gewinnen, so stoßen wir sofort bei ihm auf Irrthümer und Einseitigkeiten, welche unser fortgeschritteneres sittliches Bewußtsein

und eine tiefere, auf einer viel sorgfältiger erforschten und breiteren Grundlage ruhende Betrachtung der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit uns nachweist. Die Erkenntniß, daß die Menschheit sich entwickelt, daß sie ohne principielle Aenderung ihrer natürlichen und sittlichen Anlagen zu höheren Daseinsstufen aufsteigt und sich vervollkommnet, blieb dem scharfsichtigsten Beobachter der menschlichen Geschicke verborgen. Und sie mußte ihm verborgen bleiben, weil die gesammten Voraussetzungen dieser Erkenntniß seiner Zeit fehlten. Für ihn, der von der durchgängigen Schlechtigkeit der Menschen erfüllt war, blieb keine andere Erklärung des Wechsels im Zustande der Menschheit übrig, als daß das Gute und Böse, das immer gleichmäßig in ihr vorhanden gewesen sei, sich nur örtlich von Nation zu Nation verschiebe. Daß das sittliche Bewußtsein der Menschen zu der Zeit, als er schrieb, im Verhältniß zu den ältesten Zeiten sich wesentlich umgestaltet habe; daß durch den Eintritt des Christenthums in die Weltentwickelung ein ungeheuerer Umschwung in der Werthschätzung des Individuums und in der Erkenntniß der Ziele der Menschheit herbeigeführt sei: das blieb ihm, bei seiner Vorliebe für das classische, speciell das römische Alterthum verborgen. Gewiß ist ihm daraus kein Vorwurf zu machen; denn die mittelalterliche Kirche hatte ja alles individuelle Leben, dessen Bedeutung das Christenthum gelehrt hatte, zurückgedrängt, und das Mittel, durch welches das Individuum seine Vollendung erreichen sollte, d. h. sich selbst, zum Selbstzwecke gemacht. Dazu kam, daß kaum irgendwo Theorie und Praxis so weit auseinandergefallen waren als im christlichen Mittelalter, in dem lange Abhandlungen über die Tugenden und die Frömmigkeit der Herrscher geschrieben wurden, die doch kein Bedenken trugen, von den wildesten Leidenschaften beherrscht, die unmenschlichsten Grausamkeiten zu begehen. Im schärfsten Gegensatze hiermit knüpfte Machiavelli an die Ideale der vorchristlichen Zeit wieder an, in der der Staat und die bürgerlichen Tugenden das Höchste gewesen waren, und suchte auf Grund der Wirklichkeit eine Staatslehre aufzubauen, die den praktischen Bedürfnissen entspräche. Da Machiavelli die Menschen für schlecht hielt, so konnte die Besserung der staatlichen Zustände nur von einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten ausgehen. Sollten diese Staatengründer aber ihre guten Absichten erreichen, dann durften sie in der Wahl ihrer Mittel nicht beschränkt sein. Sie lebten ja im Kriegszustande mit den Schlechten und würden unfehlbar zu Grunde gegangen sein, hätten sie sich nicht aller Mittel der Nothwehr bedient. Deshalb sind alle ihre Handlungen gerechtfertigt, sobald sie nur aus der rechten Absicht hervorgehen, und der Erfolg zeigt, daß die angewendeten Mittel die richtigen waren. Diese Handlungen nach dem Maßstabe der Privatmoral, die er in ihrer Bedeutung für das Staatswohl in jeder Weise hochstellt, zu beurtheilen, das hieße eine Staatswissenschaft unmöglich machen, die mit den wirklichen Verhältnissen und nicht mit optimistischen Wünschen zu rechnen hat.

Aber gerade hier setzt unser berechtigter Widerspruch ein; nicht gegen die Wahrheit, daß das Handeln des praktischen Staatsmannes vielfach anders zu beurtheilen ist als das des Privatmannes, sondern gegen die Behauptung, daß es principiell anders zu beurtheilen ist. Machiavelli, der sonst überall den Zeiten und Umständen Einfluß auf das Handeln gestattet, verfährt zu absolut,

da er hier nicht dieselben Rücksichten walten läßt. Gewiß, nicht jede Handlung eines Staatsmannes, die zu ihrem Ziele führt, gilt ihm als moralisch gerechtfertigt, aber für erlaubt gilt ihm jede, bei der die rechte Absicht gewaltet hat. Und was einmal, in ganz anderen Zeiten einem Staatsmanne erlaubt war, gilt ihm für immer erlaubt. Daß ein und dieselbe Handlung, zu verschiedenen Zeiten vollführt, ganz verschiedene Effecte hervorbringen müsse, das ist ihm nicht in voller Consequenz klar geworden. Ebensowenig hat er sicher erkannt, daß jede an sich schlechte That „fortzeugend Böses muß gebären". Und zwar für den Thäter nicht weniger als für die von der That Betroffenen. Der Fürst Machiavelli's besteht so zu sagen aus zwei Menschen: Einem, der die besten Absichten gegen seine Mitmenschen hegt, sie aus dem Verfalle und der Verkommenheit herausretten will, und einem anderen, der hierzu die ruchlosesten Thaten zu vollbringen im Stande ist. Daß die ruchlosen Thaten auf die guten Absichten zerstörend und vernichtend zurückwirken müssen, daß ein ruchlos behandeltes Volk nicht besser, sondern ruchloser werden müsse, diese Erwägung liegt ihm fern. Die Handlungen, welche ihm bei einem Staatsmanne als sittlich indifferent erscheinen, bleiben es eben nicht, weder in ihrer Rückwirkung auf den Staatsmann selbst noch auf das von ihm geleitete Reich. Nur weil Machiavelli in einer Zeit lebte, in der Alles für politisch erlaubt galt, konnte er diese Zusammenhänge übersehen. Sein glühender Patriotismus und der phantastische Zug seines Wesens, der ihm Unmögliches als möglich erscheinen ließ, verdeckten ihm den Widerspruch, der seinem Fürsten die Lebensfähigkeit genommen hat.

Aber arbeitet sich nicht an diesem Widerspruche, in den sich das praktische politische Handeln mit den Geboten des Sittengesetzes gestellt findet, die philosophische Staatslehre noch heutigen Tages ab, ohne daß die Lösung desselben principiell bedeutende Fortschritte gemacht und zu einem irgendwie allgemein acceptirten Einverständnisse über sie geführt hätte? Daß aber diese neue, für den Culturfortschritt der Menschheit so überaus folgenreiche Frage überhaupt existirt, das ist das große Verdienst Machiavelli's, welcher der erste unter den Neueren gewesen ist, der gelehrt hat, daß der Staat an sich einen Zweck habe, nach eigenen Gesetzen geleitet werden müsse. Machiavelli gehört zu den wenigen Sterblichen, welche die Menschheit um eine neue und große Frage bereichert und damit ihrer Entwickelung einen noch heute lebhaft fortwirkenden Impuls gegeben haben.

Ein preußisches Beamtenleben.

Vom
Freiherrn **von Richthofen,** Kaiserl. Deutschen Gesandten a. D.

II.

Da die Uebersiedelung nach Mexiko sich nicht füglich im Winter ausführen ließ und auch verschiedene persönliche und dienstliche Vorbereitungen erheischte, so konnte ich meine Reise dahin erst am 20. April (1851) antreten.

Es geschah dies von Hamburg aus auf dem Segelschiff „Prosper“ in directer Fahrt nach Veracruz, dessen sämmtliche Passagierräume ich für mich und meine Familie, sowie meine Begleitung gemiethet hatte; erstere bestand aus meiner Frau und meinen sechs jüngsten Kindern — meine beiden ältesten Söhne blieben in Deutschland zurück —, meine Begleitung aus dem Regierungsreferendarius Pieschel in der Eigenschaft eines Secretärs und einer Gouvernante für meine Töchter, dann aus einem Diener und einer Kammerjungfer. Auf dem Schiff wurde gleichzeitig meine ganze Einrichtung verladen, welche ich vorher in Hamburg wesentlich completirt hatte.

Die Reise ging bis zum letzten Tage glücklich von Statten. Wir hatten die Windwardpassage zwischen Haiti und Cuba dicht an der Küste der ersteren Insel entlang und den Yucatan-Canal passirt, und befanden uns bereits am 56. Tage im mexikanischen Golf im Angesichte der Küste von Mexiko, von welcher zuerst der Gipfel des schön geformten Orizaba am Horizont sichtbar wurde. Bald hatten wir das Fort San Juan de Ulúa, auf einem Meeresfelsen etwa eine englische Meile von Veracruz entfernt, in Sicht, als — es mochte gegen 5 Uhr Nachmittags sein — ein Lootsenboot sich nahete, dessen Führer an Bord kam und sich erbot, das Schiff noch vor Eintritt der Dunkelheit in den Hafen zu bringen. Das Wetter war vortrefflich, das Meer ruhig. Aber der Lootse hatte das Commando kaum eine Viertelstunde geführt, als der Schiffscapitän mich bat, demselben in spanischer Sprache die ernstliche Befürchtung auszusprechen, daß das Schiff in eine falsche Richtung geführt werde und bedroht sei, gegen gewisse auf der Karte verzeichnete Klippen zu gerathen. Der Lootse nahm indeß diese Bemerkung schon mißfällig auf und behauptete, selbst mit verbundenen Augen den richtigen Weg zu finden. Einige Minuten nachher vernahm man bereits deutlich das Getöse der Brandung, aber nichts destoweniger wies der Lootse die ihm wiederholt

ausgesprochene Befürchtung mit dem Hinweis auf seine Verantwortlichkeit zurück, die er, wenn er im Commando noch einmal gestört werde, dem Capitän zuweisen müsse.

Als er bald darauf zum Wenden des Schiffes commandirte, war die Operation nicht mehr so schnell ausführbar; noch einige Secunden und das Schiff stieß mit furchtbarem Krach auf einen Felsen auf; das Wasser drang sofort von mehreren lecken Stellen in das Schiff ein, so daß wir, Passagiere und Mannschaften, alsbald bis über die Kniee im Wasser wateten. Alle Mühe wurde sofort darauf verwendet, das kleine Boot, welches auf dem Verdeck befestigt war, los zu machen und in's Wasser zu bringen. Als dies gelungen war, wobei dasselbe in einem Augenblick durch die Brandung hoch in die Höhe gehoben, im andern wieder gleichsam tief zu versinken schien, sprang der zweite Steuermann mit zwei Matrosen hinein, und der erste ergriff, während der Capitän auf dem Schiff selbst noch alle Maßregeln leitete, um das augenscheinliche Sinken des Schiffes hinzuhalten, meine vier jüngsten Kinder und reichte oder warf sie vielmehr jedesmal in dem Augenblick, wo das Boot mit dem Niveau des Schiffes in gleicher Höhe war, dem zweiten Steuermann zu; dann mit den Worten: „Die Kinder bedürfen zunächst des Vaters“ wurde ich, ohne mir Besinnung zu lassen, ergriffen und in gleicher Weise in's Boot spedirt, bald darauf auch die beiden anderen Kinder, die Mutter, und die übrige Begleitung. Der Capitän und die Hälfte der Mannschaft blieben auf dem Schiffe zurück. Der Lootse, der in dieser Noth sich entfernen und auf sein Boot springen wollte, war noch von der Mannschaft gefaßt und an den Mast gebunden worden.

Es mochte ungefähr 8 Uhr Abends sein, als sich das Unglück zutrug. Die falsche Richtung des Schiffes war bereits, da es noch völlig hell war, von dem Wachtthurm des Forts Ullúa aus bemerkt und von dort der Hafenbehörde von Veracruz signalisirt worden. In Folge dessen war alsbald ein großes Rettungsboot (lancha) flott gemacht und ausgesetzt worden, welches nach etwa zwei bis drei Stunden und gerade in dem Augenblick eintraf, wo sich auch der Rest der Mannschaft in der Nothwendigkeit sah, das Schiff zu verlassen. Mit Noth hatte noch mein Portefeuille gerettet werden können, in welchem sich das Königliche Beglaubigungsschreiben an den Präsidenten der Republik und meine Geldaccreditive befanden. Als dasselbe im letzten Augenblick noch auf das Boot geschleudert wurde, traf es meinen jüngsten damals kaum zwei Jahre alten Sohn dergestalt an die Stirn, daß das Kind ganz wie in Blut gebadet aussah und ihm die Narbe davon verblieben ist. Auch meine Frau hatte bei ihrer Rettung eine erhebliche Verwundung des einen Fußes davon getragen.

Es war somit, als das mexikanische Boot mit den Schiffbrüchigen in Veracruz gegen Mitternacht anlangte, ein recht trauriger Zug, der sich vom Hafen in der Stille der Nacht nach dem Hotel an der Plaza bewegte. Aber mit Dank gegen Gott zählte ich „die Häupter meiner Lieben und sieh, es fehlte kein theures Haupt.“ Es war eben nichts als das Leben und was die Schiffbrüchigen auf dem Leibe hatten, gerettet worden. Mit diesem Zustande im grellsten Contrast stand es, als am Morgen, nachdem die Ankunft des preußischen Abgesandten bekannt geworden war, nach dem damaligen Ceremoniell des Landes ein Bataillon der mobilen Nationalgarde mit der Musik und der Fahne vor das

Hotel rückte, wo ich mit den Meinigen in der denkbar ärmlichsten Verfassung Unterkunft gesucht hatte, um die Honneurs zu machen.

Die Ankunft in Veracruz fiel in die heißeste Sommerzeit; das schwarze Fieber (el vomito) war am Orte ausgebrochen, es hatte bereits mehrere Opfer von Fremden und Einheimischen gefordert; eine Untersuchung des lecken Schiffes hatte ergeben, daß auf eine Rettung seiner Ladung oder auch nur eines Theiles kaum Hoffnung vorhanden sei; so sprach Alles für ein baldiges Verlassen des Unglücksortes.

Die Abreise wurde nun auch, nachdem einige Wäsche und die anderen Kleidungsstücke nothdürftig in aller Eile beschafft waren, bereits am Nachmittage desselben Tages angetreten, um nur so schnell als möglich aus der „tierra caliente“ in die „tierra templada“ zu gelangen. Nach etwa acht Stunden Reisezeit, stets im Galopp und über Stock und Stein, konnten wir uns der Gefahr des Vomito entronnen erachten. Gegen 9 Uhr des Morgens langte ich mit meiner Familie und meinem Hausstande in der im herrlichsten Klima der Welt am Fuße des Orizaba gelegenen Stadt Jalapa an, durch welche damals die Hauptstraße von Veracruz nach Mexiko führte.

Hier galt es nun einer Erholung und Rast, und der Erwägung der weiteren Beschlüsse in dieser unglücklichen Lage; auch machte die Verwundung sowohl meiner Frau, als meines jüngsten Kindes eine nicht länger aufzuschiebende ärztliche Behandlung nöthig, die hier gerade auch von dem gesundesten Klima unterstützt zu werden schien. Die Naturschönheit des Ortes und seiner im prächtigsten Blumenschmuck prangenden Vegetation war geeignet, die niedergeschlagenen Gemüther wieder mit neuer Hoffnung zu erfüllen. So kam ich alsbald zu dem Entschluß, meine Familie vorerst in Jalapa zurückzulassen, bis die sofort an meinen Agenten in Hamburg ertheilten Ordres zum Einkauf einer neuen Einrichtung ausgeführt und diese angelangt sein würde. Es wurde also nach einigen Tagen Aufenthalt im Posthause, mit welchem, wie in der gesammten Republik, ein Gasthaus verbunden ist, ein Privathaus gemiethet. Um dasselbe, wenn auch nach den primitivsten Bedürfnissen für meine zahlreiche Familie zu möbliren, hatte ich mich kaum nach den hierfür am Orte zu erlangenden Gegenständen umgesehen, als auch schon von den angesehenen Familien in der Stadt, wo die Unzulänglichkeit der Ressourcen hierfür bekannt war, in sofortiger reger Theilnahme die Bitte ausgesprochen wurde, mir einen Theil ihres Mobiliars herleihen zu dürfen. Alsbald war die Wohnung mit Sophas, Stühlen, Bettstellen und sonstigem Hausgeräth versehen, so daß für dieses Interimisticum nur noch wenig am Orte zu beschaffen oder von Veracruz zu beziehen blieb. Einige Kleidungs- und Wäschegegenstände waren, wenn auch vom Seewasser beschädigt, doch noch nachträglich vom Schiffe gerettet worden und kamen wie ein neues mit wehmuthsvoller Dankbarkeit erkanntes Geschenk von Veracruz an. Alle größeren Sachen blieben verloren: alles Mobiliar, alles Hausgeräth, Silberzeug, zwei neu in Hamburg gekaufte Wagen, ein neues Piano u. dgl. m. Der Verlust war um so größer, als die bei der Abreise von Hamburg von mir beabsichtigte Versicherung unausgeführt geblieben war, weil, wie sich nachträglich ergeben hatte, der übrige Werth der Ladung des Schiffes bereits die zulässige Versicherungssumme überstieg.

Wenn ich an die thätige und in den liebenswürdigsten Formen von den Bewohnern Jalapa's mir und meiner Familie in dieser schweren Zeit mitten unter ganz fremden Zuständen und von fremden Persönlichkeiten gewährte Unterstützung denke, so ist es nicht bloß das natürliche Gefühl der aufrichtigsten Dankbarkeit, welches mich bewegt, sondern auch leider die feste Ueberzeugung, daß, wenn einem amerikanischen Fremdling in einem europäischen Hafen ein gleiches Unglück passirt wäre, er sich wohl kaum irgendwo einer gleichen Unterstützung zu erfreuen gehabt haben würde. Der liebenswürdige Charakter des mexikanischen Volkes zeigte sich hier gleich von einer so freundlichen Seite, wie ich und meine Familie ihn demnächst im Laufe unserer mehrjährigen Anwesenheit daselbst auch anderweit bestätigt fanden, und machte gerade unter diesen Verhältnissen den wohlthuendsten Eindruck.

Ganz besonders erfreute uns auch der freundliche Zuspruch des Pater Guardian des Franziskaner-Klosters in Jalapa und eines alten spanischen würdigen Weltgeistlichen Namens Ortiz, welcher letztere, ein genauer Kenner der indischen Bevölkerung, sich alsbald mit den Kindern befreundete und sie auf ihren Spaziergängen mit der Gouvernante begleitete; er vermittelte auch alsbald die Theilnahme meiner Töchter unter Begleitung ihrer Gouvernante an einer unter der Leitung einer würdigen Dame dort bestehenden Mädchenschule, wodurch dieselben in kurzer Zeit der spanischen Sprache völlig mächtig wurden.

So war ich bereits nach etwa vierzehn Tagen in der Lage, meine Familie mit einer gewissen Beruhigung in jenem Orte zurücklassen zu können, welcher nach seiner sympathischen Bevölkerung und dem stets heiteren Himmel mitten im Reichthum einer tropischen Vegetation und einer duftvollen Blumenfülle recht wie geschaffen schien, sich des geretteten Lebens auf's Neue zu erfreuen. Ich reiste nun über Perote und Puebla nach Mexiko ab, woselbst ich am dritten Reisetage eintraf und alsbald mein Beglaubigungsschreiben dem damaligen Präsidenten der Republik, General Arista, in feierlicher Audienz im Nationalpalast übergeben konnte.

Meine Installation in Mexiko wurde durch das freundliche Entgegenkommen des königl. Consuls Esteban Benecke zu Mexiko, Socius der Firma de Wilde & Co., des damals angesehensten Handelshauses im Gesammtgebiet der Republik, in dessen gastlichem Hause ich bis zur Erlangung einer angemessenen Wohnung Aufnahme gefunden hatte, und durch die guten Beziehungen unterstützt, welche mein Amtsvorgänger, der Ministerresident, Geheime Oberregierungsrath Seiffert sowohl zu den mexikanischen Behörden, als zu der deutschen Colonie in der Republik zurückgelassen hatte.

Der nach Hamburg gegebene Auftrag zum Einkauf einer neuen Einrichtung war überraschend schnell ausgeführt worden; sie traf bereits nach sechs Monaten von dem Schiffbruche an gerechnet und nun glücklich in Veracruz ein, von wo sie sofort nach Mexiko in Transport gesetzt wurde. Hier hatte ich in dem Vororte Tacubaya, woselbst auch andere Mitglieder des diplomatischen Corps Wohnung genommen hatten, ein freundliches Haus mit Garten an der Hauptstraße gemiethet.

Als ich in Folge dessen meine Familie von Jalapa abholte, gab sich bei deren Abreise eine so allgemeine Theilnahme und ein solches Bedauern über die

Trennung kund, daß es schien, als seien es langjährige Freunde, die hier aus altbegründeten Verhältnissen der Zuneigung und Liebe scheiden sollten.

Meine Familie war nun installirt und bald ein Mittelpunkt der deutschen Colonie in Mexiko; besonders Sonntags wurde mein Haus von den Chefs der deutschen Handelshäuser und ihren Gehilfen zahlreich besucht. Die laufenden Geschäfte waren von keiner wesentlichen Bedeutung und beschränkten sich der Hauptsache nach auf die Betreibung einiger begründeter Reclamationen deutscher Unterthanen gegen die Regierung aus Verlusten, welche sie durch Zwangszahlungen an die Truppen erlitten hatten, sowie auf aufmerksames Studium aller den Handel und Verkehr betreffenden Verhältnisse behufs demnächstiger Berichterstattung. Nur Preußen hielt einen diplomatischen Vertreter in Mexiko, kein anderer deutscher Staat, selbst Oesterreich nicht, so daß ich, den Instructionen meiner Regierung gemäß, vielfache, ja eine größere Gelegenheit hatte, auch anderen deutschen Interessen nützlich zu sein; offenbar war z. B. der Handel Hamburgs und Bremens weit mehr an den Beziehungen mit Mexiko interessirt, als der specifisch preußische, und nirgends trifft man mehr Personen an, die sich, nachdem sie beträchtliches Vermögen in Mexiko gemacht haben, nach Europa zurückziehen, als in den gedachten Hansestädten.

In Folge einer gegen den Präsidenten Arista ausgebrochenen Revolution dankte derselbe (6. Januar 1853) ab und nachdem in kurzen Intervallen von wenigen Wochen die interimistischen Inhaber der höchsten Gewalt mehrfach gewechselt hatten, trat (20. April 1853) der General Don Antonio Lopez de Santa Anna in der Eigenschaft eines Dictators die letzte seiner mannigfachen in den Geschicken der Republik gespielten politischen Rollen an. Man war hiermit zu der Herrschaft eines Einzelnen in einem unbestimmten Provisorium als zu derjenigen Form zurückgekehrt, von der man damals annahm, daß sie unter den kritischen Verhältnissen für die innere Ordnung und Sicherheit des Landes die meiste Garantie geben würde.

In der That ließ sich auch die nächste Zeit nach diesen Gesichtspunkten hin an. Ordnung und Sicherheit kehrten jedenfalls zurück, und gestatteten mir regelrechte ununterbrochene Beziehungen zu der Regierung des Präsidenten, welcher auch in allen äußeren Verhältnissen die Allüren eines Monarchen annahm, so durch den Titel „Alteza Serenissima“ und in der Formation eines Hofstaates. In diese Zeit fiel auch zur Erwiederung der preußischen Mission die Beglaubigung eines eigenen mexikanischen Gesandten am königl. Hofe in Berlin, der ersten derartigen Mission von dort, in der Person des Generals Uraga.

Der Präsident der Republik General Santa Anna, „benemerito de la patria“, wie er sich nach einem ihm vom Congreß ertheilten Titel officiell nannte, war jedenfalls eine interessante Persönlichkeit; er hatte im Dienste seines Vaterlandes bei der tapferen Abwehr eines französischen Angriffes unter dem Prinzen Joinville auf Veracruz einen Fuß verloren, und der eine Arm war durch eine Verwundung gelähmt; den ersteren hatte ihm ein deutscher Schuhmacher (hierfür zum Range eines Obersten in der Armee befördert) sehr geschickt durch einen künstlichen Fuß zu ersetzen gewußt, so daß man den Mangel kaum bemerken konnte. Bei großen Gelegenheiten, z. B. bei meinem ersten Empfange, trug

er einen Civilfrack mit den Adlerknöpfen der Republik, die Schärpe eines Divisions-Generals um die Hüften und in der einen Hand den Generalshut, in der anderen den baston de mando, die Brust war dann mit dem großen Bande des von ihm wiederhergestellten Ordens de nuestra Sennora de Guadalupe, dem Stern desselben und Großkreuzen des Auslandes, sämmtlich in Brillanten, geschmückt. Man gab ihm bei seiner stramm-militärischen Haltung kaum sein Alter in der Mitte der Sechziger.

Während er selbst nur der spanischen Sprache mächtig war, sprach seine junge schöne Gemahlin, aus einer französischen in Mexiko eingewanderten Familie, auch fertig englisch und französisch.

Gelegentlich eines Besuches meiner Frau bei der Präsidentin zeigte ihr dieselbe unter anderen eben eingetroffenen Siegestrophäen über aufständische Indianerstämme einen Skalp von einem gefallenen Indianerhäuptling, dessen langer Zopf mit eigenthümlichen Zierraten in Gold und Silber geschmückt war.

Etwas später traf eine Gesandtschaft der wilden Indianerstämme mit Personen beiderlei Geschlechts ein, von denen die Häupter auch bei dem diplomatischen Corps Besuch machten, stämmige charakteristische Gestalten, die sich in der Kleidung, die man ihnen aufgenöthigt hatte, sehr unbehaglich zu finden schienen. Sie wurden mit Branntwein bewirthet.

Die regelmäßigen geschäftlichen Beziehungen zu der Regierung des Präsidenten gestatteten mir, die bei meinem Amtsantritt vorgefundenen Reclamationen deutscher Unterthanen, soweit sie begründet waren, zur Anerkennung und, was unter den finanziellen Bedrängnissen der Republik mehr sagen will, zur völligen Zahlung zu bringen, theils durch Baarzahlung, theils durch mit ganz geringem Abzug realisirbare Zollwechsel.

Dieser günstige Erfolg hatte seinen Grund darin, daß jede einzelne Reclamation genau auf den völkerrechtlichen Grundsatz basirt war, daß, wenn der Fall sich umgekehrt in Preußen resp. Deutschland ereignet hätte und ein Mexikaner in ähnlicher Art dort beschädigt worden wäre, auch die preußische oder jede andere deutsche Regierung sich der Entschädigung nicht hätte entziehen können, und daß außerdem der Belauf des Schadens stets gewissenhaft geprüft wurde. In Folge dieser Prüfung waren einige Reclamationen ganz von der diplomatischen Unterstützung abgewiesen, andere in ihrem Betrage wesentlich gemindert worden, wodurch allerdings die reclamirte Summe auf einen Minimalbetrag gegen die colossalen Forderungen zu stehen kam, welche die übrigen in Mexiko diplomatisch vertretenen europäischen Mächte, Spanien, England und Frankreich, aus allerhand zum wesentlichen Theile sehr zweifelhaften Titeln gegen das Land erhoben hatten.

Damit war es auch gelungen, dem sonst vielleicht gebotenen Anlaß zu einer Theilnahme Preußens an einem gemeinschaftlichen Vorgehen der gedachten Mächte gegen die Republik wegen solcher Reclamationen aus dem Wege zu gehen, indem ich, allerdings ebenso zum Mißfallen meiner Collegen, wie unter wohlwollender Aufnahme der mexikanischen Regierung, erklären konnte, daß ich von meiner Regierung niemals eine Ermächtigung erbitten und erhalten würde, Reclamationen zu verfolgen, von deren völliger Gerechtigkeit ich diese eben so wenig wie die mexikanische Regierung zu überzeugen vermöchte.

Zu jener Zeit wurde das Erheben von Reclamationen Seitens fremder Unterthanen an die Regierung von Mexiko wie ein blühender Erwerbszweig, wie eine Art Sport angesehen, welchem die Abenteurer verschiedener Länder mit einer Effronterie nachgingen, daß es bei dem Besuche des Präsidenten der Republik und seiner Minister öfters schwierig war, sich durch die Antichambres derselben unter dem mehr oder minder vornehmen Gesindel dieser Art durchzuwinden. Die Meinung selbst eines, allerdings sehr kleinen, Theiles der Deutschen war durch dieses allgemeine Vorgehen der gedachten Mächte, richtiger ihrer von der resp. Diplomatie unterstützten Unterthanen oder auch ihrer ganz fremden Schützlinge schon dahin corrumpirt, daß die diplomatische Fähigkeit eines Gesandten dort nur nach dem Erfolge beurtheilt wurde, welchen er in der Abpressung von Geld zu Gunsten jeder (de cualquier modo) erhobenen Reclamation erziele. Damit entwickelte sich bereits der Ursprung zu jener späteren Coalition zwischen Spanien, England und Frankreich, aus der sich die ersten beiden Mächte noch rechtzeitig zurückzogen, während Frankreich hier die erste schwere Niederlage seines zweiten Kaiserthums erlitt, in welche es in so schmählicher Weise einen Erzherzog des österreichischen Kaiserhauses verwickelt hatte.

Vielleicht wird man sich, wenn nicht aus dem Drama der mexikanischen Kaiserzeit, so doch aus dem der französischen Commune des Namens Jecker erinnern, eines Banquiers in Mexiko von schweizerischer Abkunft, der als die bewegende Seele der französischen Politik in der Kaiserzeit bei der mexikanischen Unternehmung galt, und welcher unter den Trümmern derselben in der Pariser Commune in der allzuanständigen Begleitung des Pariser Erzbischofs seinen Tod fand. Nun, dieser Herr Jecker hatte, als die preußischen Reclamationen ihre gerechte Erledigung fanden, sich auch mit der Anfrage an mich gewendet, ob ich nicht geneigt sein möchte, seine Aufnahme in den preußischen Unterthanenverband zu vermitteln; eine Anfrage, die natürlich absolut verneinend beantwortet wurde, wenngleich damals die Beziehungen Jecker's zu dem Grafen Raousset de Boulbon, einem französischen Abenteurer der vornehmsten Kreise, welchen Jecker für seine Pläne nicht bloß auf die Minen, sondern auf das ganze Departement von Sonora engagirt hatte, noch nicht zu Tage lagen.

Zur Beseitigung dieses Abenteurers habe ich, freilich mir selbst unbewußt, wesentlich beigetragen. Es waren nämlich damals mehrere Officiere der ungarischen Armee, welche nach dem russisch-österreichischen Siege über die aufständischen Ungarn in die Türkei übergetreten waren, durch die politischen Zustände jener Zeit nach Mexiko verschlagen worden und hatten dort, um ein Unterkommen in der mexikanischen Armee zu finden, meine Unterstützung und Empfehlung in Anspruch genommen. Der Präsident der Republik, welchem ich drei dieser Officiere nach Herkommen, Bildung und militärischer Qualification außeramtlich empfehlen konnte, versprach bei sich ereignender Gelegenheit an selbige zu denken, und als in Folge einiger Einfälle der wilden Indianerstämme in die cultivirten Territorien von Sonora die Nationalgarde mobilisirt wurde, entsendete der Präsident sie dorthin, um als Officiere in derselben ihre militärische Befähigung zu erproben; sie zeichneten sich hierbei aus und als demnächst der vorgedachte Graf Raousset de Boulbon mit 5- bis 600 Mann in San Franzisco

geworbener und kriegsmäßig bewaffneter Abenteurer in Sonora einfiel, angeblich um die Jecker'schen Bergwerke in Besitz zu nehmen, und sich bereits thatsächlich des Hafens von Guaymas bemächtigt hatte, waren es diese Officiere, welche an der Spitze der jetzt gegen jene Abenteurertruppe entsendeten Nationalgarde die Niederlage der Eindringlinge hauptsächlich herbeiführten, deren Anführer kriegsrechtlich erschossen wurde.

In nicht uninteressanter Wirksamkeit verflossen drei Jahre. Die Zeit, welche nicht von der unmittelbar amtlichen Thätigkeit in Anspruch genommen wurde, suchte ich auszufüllen durch Sammlung historischen und statistischen Materials für eine von mir vorbereitete Darstellung der verschiedenen politischen Wandlungen des Landes seit der Unabhängigkeit von der Krone Spanien und seines gegenwärtigen Zustandes.

Das Klima der Stadt Mexiko war mir, der ich wohl in Folge des Schiffbruches und manchen damit verbundenen Kummers schon mit geschwächter Gesundheit dort angelangt war, nicht zuträglich; überdies mehrten sich in Mexiko die Schwierigkeiten für den Unterricht, insbesondere auch der beiden älteren der nach Mexiko mitgenommenen drei Söhne; endlich wirkte auch die natürliche Sehnsucht, die beiden ältesten in Europa zurückgelassenen Söhne wieder zu sehen, zu dem von mir nun angebrachten und bald genehmigten Gesuche um einen sechsmonatlichen Urlaub mit.

Ich löste also meinen Hausstand auf und traf auf einem französischen Segelschiff mit meiner Familie nach einer durch schwere Stürme äußerst ungemüthlichen, gerade 60tägigen Seereise am 20. April 1854 in Bordeaux ein.

Nach kurzer Erholung dort und in Paris setzte ich die Reise nach Potsdam fort, woselbst, als am Wohnorte meines Schwiegervaters, sich meine Familie vorläufig niederließ. Die Aufnahme Seitens der königl. Majestäten und Prinzen war eine sehr gnädige und wurde ich durch häufige Einladungen nach Sanssouci ausgezeichnet. Auch meine Vorgesetzten empfingen mich sehr wohlwollend; ich konnte hoffen, nunmehr eine anderweite, den Interessen meiner Familie entsprechendere Anstellung wenn nicht in Deutschland, so doch in Europa zu erhalten. Noch war ich in dieser angenehmen Erwartung derselben, als mich eines Tages der Ministerpräsident Freiherr von Manteuffel rufen ließ und benachrichtigte, daß so eben von Seiten der mexikanischen Regierung eine Kündigung des Handels- und Schiffahrtsvertrages zwischen Mexiko und Preußen vom 18. Februar 1831 eingelaufen sei. Der Abschluß eines neuen Vertrages des nunmehrigen Zollvereins mit Mexiko mache meine Rückkehr dahin, da ich mit den Verhältnissen und Persönlichkeiten vertraut sei, absolut nöthig. Nach befriedigender Erledigung dieses wichtigen Auftrages werde dann auf meine anderweiten Anstellungswünsche möglichst Rücksicht genommen werden.

Das war in allem Betracht eine ebenso begründete Anforderung des kgl. Dienstes, als sie andererseits für mich und meine Familie nicht unwillkommener sein konnte. Indeß wurde mir gestattet, meine Rückreise nach Mexiko bis zum Anfang December 1854 zu verschieben, um meine angegriffene Gesundheit noch durch den Gebrauch eines Bades wiederherzustellen, und alle Vorkehrungen für meine Familien-Interessen zu treffen. Auch wurde mir dadurch eine persönliche

Gunstbezeugung zu Theil, daß mein ältester Sohn, damals seit kurzer Zeit Lieutenant im Seebataillon, mir zur Wahrnehmung der Secretärstelle meiner Mission beigegeben wurde, aus welcher der Regierungsreferendar Pieschel, bis dahin mir eine treue Stütze, inmittelst ausgetreten war.

Inzwischen war auch der Druck meines Werkes über Mexiko, nach den von mir dort gesammelten Materialien, vollendet worden und unter dem Titel „Die äußeren und inneren politischen Zustände der Republik Mexico seit deren Unabhängigkeit bis auf die neueste Zeit (1854)“ als Manuscript gedruckt in der Decker'schen Geheimen Oberhofbuchdruckerei erschienen; es sollte gleichsam einen ganz detaillirten Generalbericht über die Zustände des Landes ersetzen. Allseitig mit freundlicher Anerkennung aufgenommen, konnte ich doch auf diejenige den meisten Werth legen, welche mir von dem tiefsten Kenner mexikanischer Zustände, Alexander von Humboldt theils mündlich, theils schriftlich in einer Anzahl eigenhändiger Briefe kund gegeben wurde. War er es doch gewesen, der zuerst die Blicke und das Interesse der Welt auf Mexiko, und damit zugleich auf sich selbst gelenkt hatte. Auch für die weitere Entwickelung des von ihm in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts besuchten und in seinem berühmten „Essai politique sur la nouvelle Espagne“ nach allen Richtungen hin geschilderten Landes hatte er sich ein lebhaftes Interesse bewahrt.

Ich war angewiesen worden, auf meiner Reise die Habana behufs einer Revision des dortigen Generalconsulats zu berühren. Als ich mich bei dem Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel empfohlen hatte, rief mir dieser noch nach: „Nehmen Sie sich in der Habana in Acht; der von Ihnen von Gibraltar nach dort expedirte frühere Consul daselbst hat uns geschrieben, wenn Sie ihm noch einmal zu Gesicht kämen, würde er Sie niederschießen.“

Nach einigem Aufenthalt in London und in Liverpool schiffte ich mich mit meinem Sohne auf einem Dampfer nach New-York ein, von wo ich nach einigen Tagen meine Reise auf der Eisenbahn zunächst nach Washington fortsetzte. Während eines Aufenthaltes von vierzehn Tagen konnte ich einigen Verhandlungen des Congresses beiwohnen und alle Einrichtungen desselben kennen lernen. Als abweichend von unseren parlamentarischen Versammlungen nahm es meine Aufmerksamkeit in Anspruch, daß jeder der Deputirten und Senatoren einen jungen vom Staate für diese Zeit besoldeten Amanuensis, eine Art Pagen hatte, welcher sich auf diese Weise für die politische Laufbahn vorbildete. Von Washington wurde die Reise auf der Eisenbahn nur mit einem eintägigen Aufenthalt an dem Niagarafall nach Charleston fortgesetzt; hier schiffte ich mich auf einem Dampfer nach Cuba ein, welcher unterwegs noch Cap West in Florida berührte.

In den ersten Tagen des Januar traf ich in der Habana ein und machte alsbald dem Generalcapitän der Insel Cuba, damals Don José de la Concha meinen Besuch und begann meine Geschäfte.

Der General Concha, ein liebenswürdiger und unterrichteter Mann, wußte, welche Rolle der 18. Januar in der Geschichte Preußens spielt, und hatte in besonderer Höflichkeit gerade diesen Tag für ein Diner ausersehen, welches er mir zu Ehren gab. Während desselben richtete meine Nachbarin, die Gemahlin des Generals, an mich die Frage: „Haben Sie hier schon die Bekanntschaft

Ihres Landsmannes, des berühmten Dr. Humboldt, Sohnes des noch berühmteren Gelehrten Don Alejandro, gemacht?" Als ich die Frage verneinte, theilte mir die Generalin mit, daß die Insel Cuba dem Dr. Humboldt Sohn zu dem größten Danke für eine Wohlthat verpflichtet sei, welche für den Gesundheitszustand der Insel von geradezu Epoche machendem Erfolge sein werde. „Sie kennen ja," fuhr sie fort, „die Verheerungen, welche das gelbe Fieber alljährlich bei Beginn der heißen Jahreszeit unter unserer unglücklichen Bevölkerung anrichtet. Nun, von diesem Uebel wird Ihr Landsmann uns jetzt erlösen; er hat, wie einst Jenner gegen die Pocken, eine Lymphe erfunden, mit welcher er gegen das gelbe Fieber die Impfung ausführt, und ist gegenwärtig, nach den Anordnungen meines Gemahls, damit bei allen Officieren und Soldaten der Garnison beschäftigt." Ich glaubte doch im weiteren Gespräch einfließen lassen zu sollen, daß Don Alejandro niemals verheirathet gewesen sei, und daß ich daher von einer Nachkommenschaft desselben nichts wisse.

Die Bemerkung wurde jedoch wie mir schien absichtlich überhört. Nun hatte ich in dem Hotel, wo ich eingekehrt war, die Bekanntschaft eines eben daselbst zu naturhistorischen Studien eingetroffenen jungen deutschen Gelehrten Dr. Scherzer, gemacht, welcher sich als wissenschaftlicher Begleiter auf der Weltreise des österreichischen Schiffes „Novara" und anderweit später in der Gelehrtenwelt einen ansehnlichen Ruf erworben hat, und gegenwärtig österr.-ungarischer Generalconsul in Leipzig und Geschäftsträger bei den herzogl. sächsischen Höfen ist. Ich vermittelte bei dem Gouverneur für den Dr. Scherzer die Erlaubniß, einigen Impfoperationen des Dr. Humboldt beiwohnen zu dürfen, und erbat und erhielt von dem jungen Gelehrten ein Referat, welches die Substanz der Lymphe so wie die Art der Operation genau schilderte. Dasselbe schloß mit der persönlichen Ueberzeugung desselben, daß hier ein arger Humbug vorliege, daß er jedoch, da bei der Erfindung Jenner's anfangs ähnliche Bedenken stattgefunden, sein Urtheil nicht für zureichend und es daher für sicherer halte, den nach seiner Ansicht unzweifelhaften Mißerfolg abzuwarten.

Bei der Wichtigkeit der Sache sendete ich das Original-Gutachten des Dr. Scherzer an das auswärtige Amt.

Nach etwa sieben Wochen waren meine Geschäfte in der Habana erledigt. Der von dort aus über den politischen Zustand, den Handel und die Verkehrsverhältnisse Cuba's mit Deutschland erstattete sehr ausführliche Bericht ist demnächst ebenfalls durch Aufnahme in das Handelsarchiv zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden. Durch den früheren Consul in Gibraltar, dem meine mehrfach in den Zeitungen besprochene Anwesenheit nicht unbekannt geblieben sein konnte, bin ich übrigens nicht im Mindesten behelligt worden.

Während meines Aufenthalts in der Habana habe ich auch einige Landgüter (haciendas) besucht, auf welchen der Tabak- und Zuckerrohrbau durch Negersklaven betrieben wurde. Ich wurde überall von den Herren der Güter sehr freundlich, gastfrei und zuvorkommend aufgenommen. Es lag ihnen augenscheinlich daran, den Nachweis zu führen, daß der Zustand der Sklaven keineswegs so unglücklich sei, wie ihn die philantropische Antisklavenliga in den Vereinigten Staaten von Nordamerika darzustellen pflegte. Auch wurden mir rückhaltslos alle Einrich-

tungen gezeigt. Die Sklavenfamilien waren überall in einer Art Castell untergebracht, in welchem sämmtliche Thüröffnungen mit Ausnahme eines größeren und bewachten Eingangsthores nach dem innern großen Hofraum gingen, so daß die innere Communication frei war. Sie hatten die Befugniß sich innerhalb des Castells Hausvieh, Hühner, Puten, selbst Schweine zu halten, die sie verkaufen durften; jeder derselben hatte sein Abrechnungsbuch. Bevorzugte besonders Vertraute dienten als Kutscher, Diener, Köche und Köchinnen, Hausmädchen, Aufseher und Aufseherinnen und als solche nur unter einer gewissen patriarchalischen Controle. Diese hatten vielfach durch vorangegangene Kreuzung mit Weißen die schwarze Hautfarbe gänzlich verloren, und nur an den Nagelwurzeln der Hände noch einen schwarzen Streif conservirt. Sämmtlich katholische Christen, fehlte es ihnen auch an geistlicher Führung nicht. Arzt und Apotheker sorgten dafür, daß das kostbare und werthvolle Material an Zahl, Arbeits- und Productionskraft nicht geschwächt wurde. Für die ihrer Entbindung entgegensehenden Mütter waren eigene Häuser errichtet, wo sie unter der Sorge älterer Frauen die Geburt abzuwarten hatten und bis zur Entwöhnung der Neugeborenen blieben, nach der sie dann dem Manne zurückgegeben wurden. Die weitere Erziehung der Kinder bis zum arbeitsfähigen Alter erfolgte dann in demselben Gebäude oder in einem besonders dafür errichteten, das man mit einer Art Jungviehstall vergleichen konnte. Vielfach konnte man ein Verhältniß gegenseitiger Liebe zwischen Herrn und Sklaven wahrnehmen.

Nach meiner Rückkehr nach Mexiko, die sich glücklich und ohne Unfall gegen Ende Februar (1855) vollzog, ersah ich aus der habanesischen Zeitung, daß „el celebre hijo del mas celebre padre“, der berühmte Sohn des noch berühmteren Vaters, wie man den Pseudo-Dr. Humboldt genannt hatte, nachdem sich gegen Ende März auch bei den Geimpften das gelbe Fieber ebenso, wie früher, eingestellt hatte, mit einem sehr beträchtlichen Capital, welches ihm die Massenimpfung à 2 Pesos fuertes (nahezu 3 Thlr.) pro Person eingebracht, sich nach New-Orleans geflüchtet hatte. Hiernächst ging mir auch fast gleichzeitig aus Berlin die Eröffnung zu, daß der Bericht des Dr. Scherzer dem Collegium medicum vorgelegen und dasselbe sich mit der Ansicht desselben, daß hier ein kolossaler Humbug vorliege, völlig einverstanden erklärt habe. Auch wurde hinzugefügt, der Bericht sei Herrn von Humboldt mitgetheilt und von Sr. Excellenz erwidert worden, daß er bis jetzt nur von fünf Persönlichkeiten Kenntniß habe, welche es für nützlich gefunden hätten, sich seinen Namen und seine Vaterschaft beizulegen; von diesem sechsten habe er noch keine Kunde gehabt, er lasse diesen wie jene unbehelligt.

Mein ganzes Bestreben war nun auf den baldmöglichsten Abschluß des Vertrages gerichtet, welcher meine Rückkehr nach Mexiko veranlaßt hatte. Der General Santa Anna befand sich noch in der Ausübung der höchsten Gewalt, und, bei der Wandelbarkeit der Zustände in Mexiko, war daher zu trachten, keine Unterbrechung in die Verhandlungen eintreten zu lassen, zu welchen mexikanischerseits der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Don Manuel Diaz de Bonilla, früher Gesandter am päpstlichen Hofe, bevollmächtigt wurde.

Es bedurfte eines steten freundlichen Zuredens, welches nach mexikanischer

Höflichkeitssitte jedesmal mit vorgängiger genauer Erkundigung nach dem eigenen Wohlbefinden und dem seiner sämmtlichen Familienglieder und Angehörigen begann, um den mexikanischen Bevollmächtigten zu bestimmen, an's Werk zu gehen, und den Entwurf zu prüfen, welchen ich ausgearbeitet hatte. Endlich konnte der Vertrag, welcher für die Dauer von zwölf Jahren abgeschlossen wurde, am 10. Juli 1855 unterzeichnet werden. Die Bedingungen waren so günstige, daß sie bei den nach Ablauf dieses Vertrages folgenden Vereinbarungen nicht mehr haben erlangt werden können.

Aus Veranlassung dieses Vertrages hatte Se. Majestät der König sich bewogen gefunden, dem Präsidenten Santa Anna den Rothen Adlerorden 1. Classe in Brillanten (6000 Thaler an Werth) zu verleihen, welche Höflichkeit sehr gut aufgenommen und von „Sr. Durchlauchtigsten Hoheit dem General-Präsidenten, Großmeister des National- und ausgezeichneten Ordens Unserer lieben Frau von Guadalupe" durch Verleihung des Großkreuzes dieses Ordens an Se. Majestät, und, in dankbarer Erinnerung an die wissenschaftlichen Verdienste Alexander's von Humboldt um Mexiko, auch an diesen sowie des Commandeurkreuzes, bezw. des Ritterkreuzes an mich und meinen Sohn erwiedert wurde.

Nichtsdestoweniger hatte der mexikanische Gesandte in Berlin, der schon erwähnte General Uraga, welcher seinerseits den Rothen Adlerorden 2. Classe mit dem Stern erhalten hatte, dem Präsidenten Santa Anna die Meinung beibringen wollen, als sei durch Ertheilung des zweiten preußischen Ordens an den Chef des mexikanischen Staates demselben eine zu geringe Ehre erwiesen worden. Auch hatte dem General Manches aus meinem Buche nicht gefallen, und ihm Anlaß gegeben, in Mexiko gegen mich zu intriguiren; wahrscheinlich erachtete er auch die zweite Classe mit dem Stern für sich selbst zu gering. Er hatte damit aber so wenig Gehör gefunden, daß er vielmehr, weil er sich auch in Berlin mißfällig ausgesprochen hatte und seine Regierung immer um Geld anging, abberufen wurde; er hat später in Mexiko keine hervorragende Rolle gespielt, während er in Berlin sich durch den Aufwand, welchen er machte, und die den Mexikanern angeborene Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr viele Freunde bei Hofe und in der Gesellschaft erworben hatte, in welcher seine Abberufung bedauert wurde.

Die Auswechselung der ratificirten Vertragsurkunden unterlag indeß bei der Entfernung der Vertragsstaaten um so längerer Verzögerung, als außer dem preußischen Vertrage, welcher nur noch die damals dem speciellen Zoll- und Steuersystem Preußens angeschlossenen Staaten umfaßte, eigene ratificirte Vertragsexemplare von und für Bayern, Sachsen, Würtemberg, Baden, beide Hessen, und die Staaten des Thüringischen Zoll- und Handelsvereines, nämlich das Großherzogthum Sachsen, die drei sächsischen Herzogthümer, die beiden schwarzburg'schen und die beiden reußischen Fürstenthümer, endlich Braunschweig, Oldenburg und Nassau, dann die freie Stadt Frankfurt, also beiderseits 19 Vertragsurkunden mit eben so vielen Ratificationen beschafft werden mußten.

Noch ehe die von den Zollvereinsstaaten ratificirten Urkunden eingetroffen waren und zu deren Austausch geschritten werden konnte, trat im September (1855) in Mexiko eine revolutionäre Bewegung ein, die in der Geschichte dieses Landes unter dem Namen der Revolution von Ayotla bekannt ist.

Der Gouverneur des Departements von Guerrero, General Alvarez, hatte sich an die Spitze der Truppen desselben gestellt, um im Verein mit bald zu ihm stoßenden anderen Aufständischen gegen die Hauptstadt vorzurücken, und war ohne Aufenthalt bis gegen Cuernavaca, einer bereits zum Departement Mexiko gehörigen, etwa 20 Meilen von der Hauptstadt entfernten Stadt, gelangt, als Santa Anna, welcher schon bei der Wiederaufnahme der Gewalt erklärt hatte, dieselbe nur solange ausüben zu wollen, als jede Unternehmung, sie zu bestreiten, unterbleiben würde, die Hauptstadt unbehelligt verließ und sich am 4. October in Veracruz in's Ausland einschiffte.

So war nun das Land ohne jede Regierung. Alle obrigkeitlichen Functionen stockten und es erschien eine Anarchie im Anzuge, welche den zahlreichen Interessen der Fremden nachtheilig zu werden drohte.

In dieser kritischen Lage faßte unter meinem thätigsten Betriebe, da mir wegen der noch nicht definitiv abgeschlossenen Vertragsangelegenheit an der Wiedergewinnung einer staatlichen Autorität im Lande am Meisten gelegen war, das diplomatische Corps den Beschluß, den Aufständischen bis nach ihrem Hauptquartier entgegen zu gehen, um zu sehen, ob sich in den leitenden Elementen der Revolution Persönlichkeiten fänden, welche, für die Bildung einer neuen Regierung geeignet, von der fremden Diplomatie unterstützt und von ihr anerkannt werden könnten. Als ich mit den übrigen Mitgliedern des diplomatischen Corps, den päpstlichen Nuntius an unserer Spitze, in Cuernavaca anlangte, fanden wir das Hauptquartier der Aufständischen bereits dort etablirt.

Dem Empfang des diplomatischen Corps durch den General Alvarez standen indeß Hindernisse entgegen. Es mußte für denselben allererst ein einigermaßen anständiger Anzug beschafft werden. Er, wie die Mehrzahl seiner aus dem Süden herbeigeführten Truppen befanden sich nur in Hemden und Hosen, und allenfalls im Besitz einer Decke (Poncho), die Officiere nur durch die Distinctionszeichen, welche auf den Schultertheilen der Hemden angebracht waren, erkenntlich. Nachdem jener Mangel nothdürftig beseitigt war, erfolgte in dem alten noch von Cortez erbauten Palast, jetzt eine Caserne, die Reception. Der hochbetagte General spielte in der ihm unbequemen Kleidung eine sehr unglückliche Rolle, und war auch nicht in der Lage, irgend ein Wort auf die Anrede des päpstlichen Nuntius erwidern zu können. Er machte nur einige Handbewegungen, und überließ einem seiner Begleiter die Antwort. Es war dies der Advocat Benito Pablo Juarez, welcher nachmals in den Geschicken der Republik eine so hervorragende Rolle gespielt hat.

Es stellte sich sofort heraus, daß es absolut unmöglich sei, den General Alvarez, welcher in aller Hinsicht nur eine Puppe in der Hand seiner Umgebung und nach seiner intellectuellen Bildung und seinem Aeußern eine wahre Carricatur war, dem Publicum der Hauptstadt als Präsident vorzuführen; auch hatte das Vordringen der Truppen desselben nach der Stadt Mexiko seine Bedenken, da ein wesentlicher Theil von ihnen, die sog. Pintos, mit ansteckenden, großen Flecken auf der Haut behaftet waren und daher jede Berührung mit diesen Indianern zu vermeiden war.

Die Begleiter des Generals und selbst seine cultivirteren Söhne sahen

dies auch ein, und so kam es, daß einer der intellectuellen Führer und Leiter des Aufstandes, ein bis dahin ziemlich unbekannter Herr Comonfort, ein gebildeter Mann, aus einer französischen, seit langer Zeit im Lande naturalisirten Familie, welcher Administrator eines der bedeutendsten Zollämter an der Südküste war, zum provisorischen Präsidenten, oder wie es officiell hieß, zum „presidente sustituto“ der Republik erklärt wurde, mit der Aufgabe, das Land zu administriren, bis dessen neue Verfassung durch den zu berufenden Congreß ausgearbeitet und proclamirt sein würde.

Derselbe wurde sofort vom diplomatischen Corps anerkannt. Der General Alvarez kehrte mit seinen Pintos nach dem Departement Guerrero zurück, und Comonfort bereitete sich vor, an der Spitze der inzwischen leidlich uniformirten besseren Truppen, denen sich die von Santa Anna verlassenen bald anschlossen, in Mexiko einzurücken.

Noch ehe die Installation der neuen Regierung sich in der Hauptstadt vollzog, kam eines Tages sehr früh des Morgens einer derjenigen Räthe, welche dem bisherigen Minister des Aeußern am nächsten gestanden, mit der vertraulichen Anfrage zu mir, ob ich geneigt sei, seinem ehemaligen Chef, dem Don Manuel Diaz de Bonilla ein Asyl zu gewähren; man sei genau unterrichtet, daß gegen denselben eine Zusammenrottung des Pöbels im Werke sei, welcher die schlimmsten Absichten auf die Person des Ministers, seine Familie, sein Haus habe.

Das Ansuchen war jedenfalls ein unbequemes; indeß war es der Minister, der sich als Bevollmächtigter beim Abschluß des Vertrages sehr coulant gezeigt hatte. Ueberdies schien mir die Furcht desselben anfangs unbegründet; ich erklärte mich also zur Aufnahme desselben bereit. Eine halbe Stunde darauf traf Diaz de Bonilla bei mir ein. Ich hatte damals ein Haus in der Vorstadt San Cosme inne. Bei einem Ritt durch die Stadt hatte ich kein Anzeichen einer Ruhestörung bemerkt. Als nach 5 Uhr das Diner genommen war, sandte ich meinen Sohn nach der Straße, wo Sennor Bonilla wohnte. Er kam bald mit der Nachricht zurück, das Haus desselben werde eben vom Pöbel gestürmt, man suche den Minister, seine Frau und Kinder; die schöne Hauseinrichtung desselben, insbesondere kostbare in Rom erworbene Gemälde würden eben zum Fenster hinausgeworfen, und anderer Vandalismus verübt. Nun bekam es der Verfolgte mit der Angst um seine Frau und seine Tochter, welche er in dem Hause einer Bekannten, wie er fürchtete, nicht sicher genug, untergebracht hatte, während er seinen Sohn in einem Kloster geschützt glaubte. Auf sein inständiges Bitten holte ich in meiner dem Publicum bekannten Equipage die Dame und ihre Tochter in der Nacht daselbst ab, und brachte sie nach meinem Hause. Daß dort sich auch ihr Mann befand, wurde nicht vorausgesetzt, und wenngleich über die Aufnahme der Frau und Tochter bei mir bald gesprochen wurde, so geschah doch nichts, was mir Unannehmlichkeiten bereiten konnte. Da später mir auch noch von einem Klostergeistlichen der Sohn des Sennor Bonilla zugeführt wurde und doch anfangs große Sorgfalt verwendet werden mußte, den Aufenthaltsort des Ex-Ministers nicht bekannt werden zu lassen, so blieb dies immerhin eine recht unbequeme Situation der Gastfreundschaft.

In der nun eintretenden neuen Regierung erhielt Juarez die Stellung als

Justizminister und Präsident des obersten Gerichtshofes. Die nähere Bekanntschaft mit ihm ergab sofort, daß derselbe, obwohl aus reinem indischen Stamm hervorgegangen, den er nach seiner graugelben Farbe und der Gesichtsbildung nicht verleugnen konnte, tiefe und gründliche Kenntnisse in allen Theilen auch der modernen Jurisprudenz hatte und überhaupt ein nach allen Richtungen hin, namentlich auch den moralischen, wohlgesinnter, freisinniger und bedeutender Mann war. Man konnte bald erkennen, daß ihm die intellectuelle Hebung des Landes am Herzen lag, insbesondere die Emancipation desselben von dem diese hindernden Priestereinflusse.

Das Ministerium wurde inzwischen völlig reconstituirt und nachdem mir die 19 Stück Ratificationsurkunden aus Deutschland endlich zugegangen waren, gelangten, nicht ohne Schwierigkeiten, dieselben am letzten Tage des Jahres 1855 zum Austausch gegen eben so viel mexikanische Exemplare. Diese Schwierigkeiten waren viel mehr formeller, als materieller Art. Die neue Regierung erkannte die Rechtscontinuität des Verhandelten ohne Einwände an, aber ihr Schreiberpersonal war theils so beschränkt, theils von der Neuorganisation so in Anspruch genommen, daß es täglicher Erinnerung bedurfte; zudem wollte sie es auch an Reciprocität in der entsprechenden Eleganz der äußeren Ausstattung der Documente nicht fehlen lassen, so daß auch dadurch einige Verzögerung eintrat.

Inzwischen war für den Fall des Austauschs der Vertragsratificationen meinem Antrage auf meine Abberufung zunächst in Form eines unbestimmten Urlaubes entsprochen worden; diese Erlaubniß zur Rückkehr nach Preußen und damit zur Wiedervereinigung mit meiner Familie traf gerade zum Neujahr 1856 ein. Sie machte die Trennung von meinen Gästen nöthig, von welchen übrigens Madame de Bonilla, eine vornehme und liebenswürdige Guatemalteкerin, und ihre Tochter bereits nach einigen Wochen Aufenthalt bei mir abgereist waren. Noch bevor dies geschah, hatte ich es doch für angemessen gehalten, dem neuen Minister des Aeußern die Anwesenheit seines Vorgängers in meinem Hause anzuvertrauen. Ich that dies, indem ich dem ersteren die Glückwünsche zu seinem Amtsantritte wiederholte und den Bestand betonte, welchen die Regierung gewonnen zu haben scheine. Je mehr dies der Fall sei, könne ich bei der Wandelbarkeit der Zustände in Mexiko gerade jetzt die Bitte aussprechen, daß, wenn wider alles Erwarten die revolutionären Neigungen des Landes einen neuen Umsturz mit sich brächten, sich der Minister erinnern werde, daß er bei dem preußischen Abgesandten, wie es auf spanisch ausgedrückt wurde, sein Haus finden werde. Als dieser die Offerte freundlich angenommen, kam ich mit meiner vertraulichen Eröffnung heraus, und erhielt die Erwiderung: „ich danke Ihnen, ich werde Herrn Bonilla überall suchen lassen, nur nicht bei Ihnen und die Aufmerksamkeit hinsichtlich seiner Person auf andere Wege lenken.“ Am folgenden Tage stand in der officiellen Zeitung: „Es ist, wie wir aus sicherster Quelle erfahren, Herrn Bonilla gelungen, sich unerkannt auf einem französischen Schiff in's Ausland zu begeben.“ Nun konnte, kurz vor meiner Abreise, sich auch die Flucht des Herrn Bonilla ohne Aufsehen vollziehen. Derselbe war später wieder Minister des Aeußern des unglücklichen Kaisers Maximilian.

Das Wenige, was ich in Verbindung mit meiner Anwesenheit und meinen

wesentlichsten Erlebnissen über Land und Leute in Mexiko vorstehend mitgetheilt habe, wird schon erkennen lassen, daß das Volk von Mexiko im Ganzen äußerst gutmüthig und auch, nicht bloß die vornehmeren Classen des Volkes, höflich, liebenswürdig und zuvorkommend ist. Ich und meine Familie, wir bewahren ein freundliches und dankbares Andenken an unseren Aufenthalt daselbst. Wir haben unsere günstige Ansicht auch unter den blutigen Ereignissen der kurzen Kaiserzeit nicht verändert. Ich habe in die landläufige Verurtheilung niemals eingestimmt, welche bei dem tragischen Schluß dieser Episode, die ich mit Aufmerksamkeit verfolgt habe, den Präsidenten Juarez, den man einen blutdürstigen Tiger nannte, und das mexikanische Volk eine Zeit lang betroffen hat. Der Umstand, daß die Monarchie in Mexiko sich unter dem französischen Schutze, sowie als Mittel zur Beitreibung meist illegitimer Forderungen im Interesse einiger Speculanten und zur Wiederherstellung der Allgewalt des Clerus eingeführt hat, konnte die Chancen ihrer Existenz und Begründung nur auf's Höchste beeinträchtigen.

Ende Januar 1856 sagte ich Mexiko Valet. Ich schiffte mich mit meinem Sohne in Veracruz auf einem amerikanischen Dampfer nach New-Orleans ein; von hier setzten wir die Reise zunächst auf einem Mississippidampfer den Fluß aufwärts fort, machten in Chicago und New-York eine kurze Rast und trafen Anfang April wieder in Europa ein. —

Um jene Zeit war gerade der Pariser Friede (am 30. März 1856) geschlossen worden, an welchem Preußen, obwohl es nicht zu den kriegführenden Mächten gehört hatte, im Laufe der Verhandlungen zur Theilnahme berufen worden war. In diesem Friedensvertrage war eine europäische, von sämmtlichen Theilnehmern an diesem Vertrage zu beschickende Commission beschlossen worden, welche die Aufgabe erhalten solle, sich über den gegenwärtigen Zustand der beiden Fürstenthümer Moldau und Wallachei zu unterrichten, und über die Grundlagen ihrer künftigen Organisation an den Pariser Congreß Vorschläge zu machen.

Schon bei der Durchreise durch Frankreich auf der Heimkehr von Mexiko zu meiner Familie in Potsdam, las ich in einer französischen Zeitung, daß die preußische Regierung den Pariser Vertragsmächten mich als diejenige Persönlichkeit bezeichnet habe, welche sie beabsichtige zu jener Commission zu delegiren. Mir selbst wurde indeß bei meinem Eintreffen in Berlin zunächst nichts von dieser Absicht eröffnet, und so konnte ich mich einige Wochen dem lang entbehrten Genusse des Familienlebens und dem Interesse für die Meinigen hingeben.

Gegen Anfang Juni (1856) wurde ich von dem Ministerpräsidenten Frh. v. Manteuffel mündlich in Kenntniß gesetzt, daß die Wahl Sr. Majestät des Königs zu Allerhöchstseinem Delegirten in der vorgedachten Commission auf mich gefallen sei.

Da für diese königliche Bestimmung die Kenntniß maßgebend gewesen war, welche ich mir in meiner früheren Dienststellung als diplomatischer Agent und Generalconsul in jenen Fürstenthümern erworben hatte, so glaubte ich doch die Aufmerksamkeit meines Chefs auf den vielleicht übersehenen Umstand lenken zu sollen, daß ich damals aus jenem Verhältniß keineswegs als persona grata für Rußland ausgeschieden sei, erhielt jedoch zur Antwort, daß gerade dort meine

Wahl sehr gut aufgenommen und der russische Bevollmächtigte angewiesen worden sei, gute Beziehungen zu mir zu unterhalten, da sich die russische Regierung überzeugt hätte, daß die Angaben des damaligen preußischen Generalconsuls über die Zustände in jenen Ländern vollkommen zutreffend gewesen wären. Die Vollmacht zu dieser Delegation wurde unterm 5. Juli 1856 von dem in Marienbad weilenden Könige Allerhöchst vollzogen.

Nach der von den Mächten im Pariser Congreß vereinbarten Generalinstruction für die Commission hatten sich die Delegirten zuerst nach Constantinopel zu begeben, um dort einerseits den Erlaß eines von den Mächten mit der Pforte zu vereinbarenden Firmans zur Berufung eines wallachischen und moldauischen Divans (Nationalversammlung), welche sich über die Wünsche der beiden Länder hinsichtlich deren künftiger politischen Constituirung auszusprechen haben sollten, andererseits aber auch die Evacuation der Fürstenthümer von den dieselben zu jener Zeit noch besetzt haltenden österreichischen und türkischen Truppen abzuwarten. Man nahm allgemein an, daß der hiernach bedingte Aufenthalt der Delegirten in Constantinopel nur von ganz kurzer Dauer sein werde.

Ich trennte mich daher wiederum von meiner Familie und trat am 10. Juli (1856) die Reise nach Constantinopel an. Nachdem ich mich etwa eine Woche in Wien aufgehalten und dort die durch meine Mission bedingten Besuche bei dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Grafen von Buol-Schauenstein und den Gesandten der Vertragsmächte abgestattet, auch mich hierbei über deren Absichten orientirt hatte, setzte ich meine Reise zunächst nach Triest fort, nicht ohne darüber außer Zweifel zu sein, daß die Theilnahme Preußens an diesen Verhandlungen der österreichischen Regierung so unwillkommen war, daß sie dieselbe womöglich noch im letzten Augenblick gern hintertrieben hätte. Der Versuch, durch die Pforte nachträglich eine Art Widerspruch gegen die Theilnahme Preußens mit voller Stimme herbeizuführen, scheiterte indeß. Nach kurzem Aufenthalte in Triest schiffte ich mich auf einem Lloyddampfer nach Constantinopel ein. An der damals noch zu England gehörigen Insel Corfu wurde ein Tag verweilt, den ich zum Besuche der Stadt und einem interessanten Ausfluge nach dem Innern der schönen Insel benutzen konnte. Am 8. August traf ich in Constantinopel ein.

Die türkische Hauptstadt, nach ihrer prächtigen Lage am Bosporus und als erste und hauptsächlichste Station des Orients zu allen Zeiten einer der interessantesten Punkte der Welt, war es zu jener Zeit gerade ungleich mehr, als seit Langem vorher und je nachher. Die von dem Krimfeldzuge zurückkehrenden Truppen der mit den Türken alliirten siegreichen Mächte Frankreich, England und Italien wurden sämmtlich über Constantinopel dirigirt, woselbst sie meist längere Zeit Rast hielten. Im Bosporus lag unter dem Admiral Lord Lyons, der auf dem „Royal Albert" seine Flagge aufgehißt hatte, die ganze in Verwendung gewesene englische Flotte. So gab es einen Zuwachs an europäischen Elementen in dem an sich so bewegten asiatisch-europäischen Treiben in Constantinopel, welcher nicht wenig dazu beitrug, eine sonst nicht bestehende Freiheit des Verkehrs zu gestatten, die sich sogar soweit erstreckte, daß die Eunuchen, welche die Wagen der Damen des kaiserlichen Harems bei ihren Ausflügen zu Pferde begleiteten, es nicht, wie

sonst, wagten, die Vorübergehenden in die Häuser oder in Nebenstraßen zurückzutreiben, sondern sie unbehelligt passiren ließen.

Ich nahm mit einem Theile meiner Collegen meine Wohnung in einem Hôtel zu Bujukdere am Bosporus, woselbst und in der nahen Umgebung die fremde Diplomatie ihre Sommerpalais hatte und noch hat.

Bald nach meiner Ankunft wurde ich von dem preußischen Gesandten General von Wildenbruch zunächst bei den türkischen Ministern und den Gesandten der Vertragsmächte eingeführt und in erbetener Audienz dem Sultan Abdul Medschid, zunächst bloß persönlich vorgestellt.

Die Bevollmächtigten zur Commission, welche theils vor mir, theils bald nach mir in Constantinopel anlangten, waren von Oesterreich der Freiherr von Koller, nachmals Gesandter in Berlin, von England Sir Henry Bulwer, früher Gesandter in Madrid, von Frankreich Baron Charles Talleyrand-Périgord, bisher Gesandter in Baden, von Sardinien Chevalier Benzi, bisher in außerordentlicher Mission in Mexiko, und von Rußland der Wirkliche Staatsrath Basily. Von türkischer Seite war der damalige Minister des Innern Savfet Effendi (später Pascha) zum Mitgliede der Commission designirt.

Nach dem Eintreffen des letzten der Commissäre erbaten dieselben eine officielle Audienz bei dem Sultan in ihrer amtlichen Collectiv-Eigenschaft. Dieselbe wurde von dem Padischah bewilligt. Wir hatten uns alle bereits an dem festgesetzten Tage und zur bestimmten Stunde im Palast zu Dolmabagdsche eingefunden und waren in den Vorzimmern von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Edhem Pascha in üblicher Weise empfangen worden, als auf einmal der erste Dragoman der englischen Botschaft erschien und Namens des Botschafters Lord Stratford de Redcliffe dessen bestimmtes Verlangen aussprach, der Audienz beizuwohnen, da der Botschafter ein directes Verhandeln des Sultans mit einem Unterthan Ihrer britischen Majestät ohne Zuziehung und vorherige Informirung des Botschafters nicht für zulässig halten könne. Da gab es nun ein für das Vorzimmer eines Souveräns wenig passendes Hin- und Herrennen und sehr spitzige Pourparlers; der Scandal endigte jedoch damit, daß der englische Dragoman, nachdem er die schriftliche Anweisung des Botschafters vorgelesen hatte, von Edhem Pascha und Sir Henry Bulwer ersucht wurde, sich zu entfernen. Die Audienz nahm hierauf ihren regelmäßigen Verlauf. Sowohl bei dieser als bei meiner ersten Audienz, mit welcher die Vorstellung der Officiere einer preußischen Corvette unter Führung des Corvettencapitäns Prinzen Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Barchfeld verknüpft worden war, stand der Sultan aufrecht und trug den Civilfeß und den schwarzen langen Rock der Paschas; seine Haltung war, dem damaligen Ceremoniell entsprechend, unbeweglich, der Gesichtsausdruck, obwohl matt und energielos, ließ einen Zug von Wohlwollen erkennen; die einwärts gestellten Füße, eine Folge der türkischen Sitzweise, und die Art der Fußbekleidung, welche die Füße wie Bügeleisen und die Stiefel wie von dicken blanken Gummischuhen bedeckt erscheinen ließ, beeinträchtigte die sonst würdevolle Haltung.

Der Umstand, daß die Mitglieder der Commission in keiner Weise den Botschaftern oder Gesandten ihrer Staaten untergeordnet, sondern völlig selbständig

gestellt waren, hatte bei einigen der letzteren große Unzufriedenheit und Mißbehagen erregt. Außer bei Lord Stratford war dies insbesondere auch bei dem österreichischen Internuntius Baron von Prokesch-Osten und um so mehr der Fall, als nicht er, sondern der österreichische Commissär Baron Koller den Auftrag erhalten hatte, dem Sultan die Insignien des Stephansordens zu überbringen.

Diese sich hieraus ergebenden Differenzen hatten dazu beigetragen, die Abfassung des vorgedachten Firmans zur Convocation der Divans in der Moldau und der Wallachei zu verzögern. Mehr noch geschah dies dadurch, daß gesucht wurde, dem Firman eine im Voraus denjenigen verschiedenen Interessen Rechnung tragende Form zu geben, welche die an der Orientfrage besonders betheiligten Staaten damals hinsichtlich der Donaufürstenthümer zu befolgen beabsichtigten; diese Interessen machten sich namentlich bei Festsetzung der Vorschriften über die active und passive Wahlberechtigung geltend.

So verzögerte sich unter dem Laufe von Intriguen aller Art der Abschluß des Entwurfs des Firmans bis in das nächste Jahr hinein, während dessen die Commissäre völlig beschäftigungslos und höchstens als Zeugen der eigenthümlichen Vorgänge in Constantinopel zu weilen hatten. Mehr als einmal schien es, als werde es überhaupt nicht zu der Convocation der Divans kommen.

Es war also gewissermaßen ein nur durch seltene Berichterstattung unterbrochener Ferienaufenthalt, welchen ich in Constantinopel bis zum Schlusse des Jahres 1856 machte, der Hauptsache nach interessant durch vielfache Einladungen zu den türkischen Würdenträgern, den sämmtlichen Botschaftern und Gesandten und sonstigen Notabilitäten.

Beim Eintritt des Winters wurde der Aufenthalt in Bujukdere aufgegeben, um in Constantinopel selbst Wohnung zu nehmen und dort die weitere Entwickelung abzuwarten.

Am Weihnachtsabend — es war nun der dritte, welchen ich entfernt von meiner Familie verbrachte, — hatte ich meine sämmtlichen Collegen und deren Secretäre zu mir eingeladen, um bei einem hergerichteten deutschen Weihnachtsbaum einigen Ersatz für die sonst so erhebende häusliche Feier zu finden; und mit Vergnügen erinnere ich mich der heiteren Stimmung und des Geschmacks, den eine so internationale Gesellschaft an dem Feste fand.

Endlich war nach langen Verhandlungen, besonders durch die energischen Bemühungen des französischen Botschafters Mr. Thouvenel, ein Firmanentwurf unter der Zustimmung der Pforte und der fremden Vertretungen zu Stande gekommen. In Folge dessen erging von Seiten des Großveziers Reschid Pascha eine Einladung in dessen Sommerpalais zu Emirghan zum 13. Januar (1857) behufs der Schlußredaction des Werkes an sämmtliche betheiligte Botschafter und Gesandten und an sämmtliche Commissäre der Mächte, an letztere, um, wenn von ihrer Seite Einwendungen gegen die Ausführbarkeit der Bestimmungen erhoben werden sollten, ihnen Gelegenheit zu geben, solche jetzt zur Sprache zu bringen.

Niemals wohl hat eine Conferenz von Diplomaten ein so abnormes Schauspiel dargeboten, als diese, zu welcher unter des Großveziers Reschid Pascha

Vorsitz die Botschafter von England, Frankreich und Rußland, der Internuntius von Oesterreich, die Gesandten von Preußen und Piemont, und mit mir meine vorgedachten Collegen von der noch immer zu keiner Thätigkeit gelangten europäischen Commission erschienen waren.

Die Gesellschaft hatte sich kaum bei dem Großvezier versammelt, als auch eine befremdliche Bewegung der Subalternbeamten und Diener stattfand. Es wies schon auf eine sehr absichtliche Unterscheidung und Unterstellung hin, daß die Bernsteinspitzen der den Botschaftern und Gesandten überreichten Tschibuks minder kostbare Brillantbouquets zeigten, als die den Bevollmächtigten zur europäischen Commission präsentirten; diese Tschibuks wurden daher von den letzteren refüsirt. Auch hatte man zwei Tische, einen höheren und einen niedrigen mit entsprechenden Stühlen aufgestellt; der höhere sollte für die Botschafter und Gesandten, der niedere für die Mitglieder der Commission bestimmt sein. Als diese ihr Befremden über diese Einrichtung laut werden ließen, entschuldigte sich Reschid Pascha damit, daß diese Einrichtung auf Verlangen Lord Stratford's und des Baron Prokesch getroffen worden sei. Ehe indeß der Conflict hierüber zum Ausbruch kam, wurde auf Einsprache der Botschafter von Frankreich und Rußland, sowie der Gesandten von Preußen und Sardinien, welchen der Großvezier beistimmte, das Separat-Tischarrangement beseitigt und durch ein gleichartiges ersetzt. Die Botschafter und Gesandten nahmen nun auf der einen Seite, die Bevollmächtigten auf der anderen Seite des präsidirenden Großveziers Platz. Als der letztere die Voraussetzung aussprach, daß jeder der Bevollmächtigten durch den betreffenden Botschafter oder Gesandten bereits von dem Inhalte des Firman-Entwurfes sowie von den Erläuterungen und Motiven zu demselben unterrichtet sein würde, sowie die Frage daran knüpfte, ob deshalb die Vorlesung des Entwurfs unterlassen und gleich in die Discussion etwaiger Bedenken und Einwürfe eingetreten werden könne, erhob sich Sir Henry Bulwer und trug auf langsame Vorlesung jedes einzelnen Artikels an. Er begründete diese Forderung damit, daß er sich im Vergleich zu seinen Collegen in einer durchaus exceptionellen Lage befinde. Ihm habe nämlich Lord Stratford im Laufe der Verhandlungen keinerlei Mittheilung gemacht, so daß er, wenn ihm auch kurz vor dieser Conferenz eine Abschrift des Firmansprojectes zu Händen gekommen sei, doch dem Inhalte und mehr noch der Begründung desselben gegenüber durchaus homo novus sei und daher darauf halten müsse, daß hier Artikel für Artikel mit den etwa erforderlich erachteten Erläuterungen vorgelesen werde.

Die gegenseitige Animosität der beiden englischen Staatsmänner hatte, wie hier bemerkt werden muß, noch seinen besonderen Grund in der demnächst thatsächlich gewordenen Vorahnung Lord Stratford's, daß Sir Henry Bulwer bestimmt sei, ihn in dem Botschafterposten bei der Pforte abzulösen.

Nun gab es eine Scene ganz seltener Art zwischen den beiden Bevollmächtigten einer und derselben Regierung.

Lord Stratford sprang auf und erklärte: Was Sir Henry Bulwer hier über sein Verhältniß zu ihm anführe, habe keine Berechtigung und müsse als durchaus „inconvenable" bezeichnet werden; da der Botschafter und nur dieser allein der Vertreter Ihrer Majestät der Königin sei, so geböte er ihm Schweigen. Sir

Henry erwiderte hierauf, dies sei mit einer Ausnahme richtig, nämlich soweit es sich nicht um die Fürstenthümer Moldau und Wallachei und um Alles das handle, was das englische Interesse bei der politischen Gestaltung derselben im Sinne des Pariser Friedens betreffe; dafür sei er ausersehen und verantwortlich, und er allein, und darum handle es sich hier ausschließlich; dem Lord Stratford stehe überhaupt keinerlei Kritik über sein Verhalten zu und es sei ganz unqualificirbar, ihn hier untergeordnet erscheinen zu lassen; er bestehe daher auf der Vorlesung des Firman-Entwurfes Punkt für Punkt.

Diese Erklärung setzte den englischen Botschafter so in Erregung, daß er seinen Stuhl ergriff, und man kaum zweifelhaft sein konnte, welche Direction er ihm zu geben geneigt war. Er hielt sich jedoch noch zurück; alle Mitglieder der Conferenz sprangen auf, und die Sitzung wurde unterbrochen. Die beiden englischen Gegner eilten zu der innerhalb des Palais des Großveziers angebrachten Telegraphenleitung, um sofort gegenseitige Beschwerden telegraphisch nach London gelangen zu lassen. Für $1\frac{1}{2}$ Stunde schien es, daß die ganze Conferenz vereitelt, der Firman und somit die endliche Abreise der Commissäre nach den Donaufürstenthümern auf's Neue in Frage gestellt sei. Endlich war es aber insbesondere der Intervention des französischen Botschafters und des preußischen Gesandten, sowie der Einsprache der Commissäre gelungen, die beiden Combattanten zu beschwichtigen und sie zu überzeugen, daß die Sache selbst unter ihrem häuslichen Streit nicht leiden dürfe. Die Sitzung wurde nun wieder aufgenommen, die Vorlesung des Projectes begann, und nach einigen Stunden wurde dasselbe mit einigen von mir proponirten Redactionsänderungen allseitig angenommen.

Man wird sich leicht denken können, daß bei dem folgenden Diner eine gedrückte und penible Stimmung herrschte. Indessen war doch ein bedeutsamer Schritt geschehen, und der Abreise der Commission nach den Fürstenthümern stand von dieser Seite kein Hinderniß mehr im Wege. Die Mitglieder derselben erbaten und erhielten nunmehr von dem Sultan Abdul Medschid am 24. Januar (1857) die Abschiedsaudienz, in welcher Se. Majestät sie in längerer vorgelesener Rede ermahnte, in den Fürstenthümern nichts zuzulassen, was den Rechten der hohen Pforte auf dieselben zuwider oder präjudicirlich sei.

Inzwischen war jedoch die andere Bedingung, von welcher nach den Bestimmungen des Pariser Vertrages der Zusammentritt der europäischen Commission in den Fürstenthümern gleichfalls abhängig gemacht worden war, die Evacuation dieser Fürstenthümer von den österreichischen und einigen wenigen türkischen Truppen, welche während des Krimkrieges die Länder besetzt hatten, noch nicht zur Vollziehung gelangt; es schien als habe Oesterreich noch irgend einen Zwischenfall erwartet, welcher die Verlängerung der militärischen Occupation zu rechtfertigen vermöchte. Es bedurfte nun erst noch einer Pression auf Oesterreich, um die Evacuation in die Wege zu leiten, von welcher anzunehmen war, daß sie sich nur langsam vollziehen werde.

Mit Rücksicht auf diese Umstände erbat und erhielt ich die Erlaubniß zu einer kurzen Anwesenheit in Berlin, um daselbst noch Sr. Majestät dem Könige und der Regierung näheren mündlichen Vortrag über die Dispositionen zu halten, von welchen, nach den von mir in Constantinopel gewonnenen Eindrücken, die

übrigen Mächte in der Frage der Donaufürstenthümer geleitet wurden, auch um meine Familie in Potsdam wieder zu sehen.

In den ersten Tagen des Februar trat ich die Rückreise von Constantinopel nach Berlin auf einem Lloydschiffe an, welches auf der Fahrt nach Triest nur in Syra einen Tag über anlegte. Dort war der Frühling bereits völlig eingetreten, und die prächtigen Berggelände in üppigster Vegetation und schönstem Blüthenschmuck. Die Weiterreise von Triest nach Wien per Extrapost war sehr schwierig. Mehrere Male ließen wegen der heftigen Bora und Schneestürme die Postillone den Wagen und die Reisenden im Stich, um zu Pferde Succurs in den nächsten Dörfern und für sich wenigstens auf kurze Zeit ein wärmendes Obdach zu suchen. Endlich langte ich in Laibach an, bis wohin die Eisenbahn von Wien bereits vollendet und im Betriebe war und konnte die Reise über Wien nach Berlin ununterbrochen fortsetzen.

Wie sich nun die Aussichten gestalteten, durfte gehofft werden, daß die Commission, wenn erst alle Hindernisse ihres Zusammentritts beseitigt sein würden, in wenigen Monaten ihren Auftrag auszuführen im Stande sein werde. Gegen die Mitte des Monats März trat ich, diesmal in Begleitung meiner Frau, die Reise nach Bukarest an.

Schon in Wien hatte ich Veranlassung mich zu überzeugen, daß meine Mission, abgesehen von den politischen Schwierigkeiten derselben, auch von persönlichen Unannehmlichkeiten begleitet sein würde.

Preußischer Generalconsul in den Donaufürstenthümern zu Bukarest war zu jener Zeit der Frhr. von Meusebach, bei welchem, einem sonst tüchtigen und gewandten, sehr begabten Beamten, sich intermittirende Anfälle einer gewissen Gereiztheit und excentrischer Ausbrüche derselben gezeigt hatten. Derselbe hatte sich die Ueberzeugung gebildet, daß diese Mission ihm gebührt hätte, war dann weiter zu der Fiction gelangt, ich habe ihn beleidigt, und ließ mir auf Grund dieser Annahme durch einen türkischen Pascha, einen aus englischen Diensten in türkische übernommenen Christen, eine schriftliche Forderung auf Pistolen zustellen. Ich ließ den Intervenienten ohne Antwort, Herrn von Meusebach aber direct wissen, daß er als Landwehr-Cavallerie-Officier die Angelegenheit zunächst bei dem betreffenden Ehrenrathe zur Sprache bringen möge; ich könne nicht bezweifeln, daß, wenn er seine Anschuldigungen zu beweisen wisse, er wohl unter seinen preußischen Kameraden im Militär- oder Civildienst einen geeigneteren Cartelträger finden werde.

Da dieses Vorgehen zugleich von der Art war, daß es leicht zu einer Behinderung meiner amtlichen Wirksamkeit und somit zu einer Unterbrechung der Commissionsarbeiten überhaupt führen konnte, so hatte ich mich verpflichtet gesehen, der Regierung hiervon Anzeige zu machen. Diese hatte schon vorher jede politische Wirksamkeit des Generalconsuls während der Anwesenheit der europäischen Commission in den Donaufürstenthümern suspendirt und diesen in allen Beziehungen dem Commissär untergeordnet, was jedenfalls das Mißvergnügen desselben noch gesteigert hatte. Nunmehr wurde ich ermächtigt, ihn, wenn er etwa irgend eine Handlung beginge, welche geeignet sei, Störung in die amtliche Thätigkeit des Commissars zu bringen, sofort vom Amte zu suspendiren und zwangsweise nach Berlin zu senden.

Es kam indeß, um dies gleich zu bemerken, nicht zu diesem Extrem, vielmehr brachte Herr von Meusebach nun die Sache bei dem Ehrenrathe des Treuenbrietzner Landwehrbataillons an, fügte sich inzwischen in das regierungsseitig angeordnete Verhältniß und, als der Ehrenrath den Mangel jeder von mir auch nur entfernt gegebenen Veranlassung zu einem Duell festgestellt hatte, diesem Ausspruch. Glücklicher Weise kam erst in einer späteren Periode nach Anstellung des Herrn von Meusebach als Ministerresident in Brasilien, mit anderen Zeichen von Geisteskrankheit auch die Duellmanie — er hatte in Rio die Minister und Gesandte anderer Staaten ohne Anlaß gefordert — zum vollen Ausbruch bei dem unglücklichen Manne, der schließlich in der Irrenanstalt zu Halle verschied. Die Angelegenheit war aber noch im Gange, als ich am 27. März (1857) mit meiner Frau und dem mir beigegebenen Legationssecretär von Katte auf einem der Donau-Dampfschiffe in Giurgevo landete.

Dort befand sich ein wallachisches Bataillon zum Ehrenempfang des preußischen Bevollmächtigten in Parade aufgestellt und die Regimentsmusik intonirte die preußische Nationalhymne. Von ferne vernahm man noch die Musik der letzten österreichischen, auf Dampfschiffen abziehenden Truppen. Nur ein türkisches Regiment war noch in Giurgevo anwesend und der dort commandirende Pascha, welcher den Abzug der türkischen Truppen befehligte, hatte sich mit den Spitzen der wallachischen Behörden gleichfalls zum Empfang eingefunden. Das Nachtquartier war in dem Amtsgebäude des Ispravniks (Landraths) vorbereitet. Schon dort empfing ich eine große Anzahl von Begrüßungs-Visitenkarten, unter andern auch eine mit der Inschrift: „les Dames Moldaves à S. E. le Délégué de Prusse“, eine andere mit den Worten: „la population féminine de Bakeau und mehrere ähnliche, welche sämmtlich in den beiden oberen Ecken und unterhalb der Widmung die Volkswünsche anticipirten, zu deren Kundgebung die Divans erst berufen werden sollten, nämlich: „Prince étranger héréditaire“, „Garantie de nos droits“ und „Gouvernement constitutionel représentatif“, die meisten auch noch „Union“.

Zu jener Zeit waren die Wege im Lande in einer höchst traurigen Beschaffenheit. Die Strecke von Giurgevo nach Bukarest, welche heute ein Eisenbahnzug in etwa zwei Stunden durchbraust, konnte gewöhnlich nicht im Laufe eines Tages zurückgelegt werden. Obwohl, als wir am folgenden Tage in meinem mit zwölf Pferden bespannten Reisewagen die Reise unter Begleitung eines Ordonnanzofficiers zu Pferde und einer Anzahl Dorobanzen, berittener Gensdarmen, nach Bukarest antraten, aus den an dem Wege liegenden Orten Mannschaften an die schlimmsten Wegestellen beordert waren, um den Wagen theils durch Ochsenvorspann, theils auch durch Tragen über tiefe Pfützen und Bäche hinwegzubringen, langten wir doch erst ziemlich spät am Abend, die Packwagen mit unseren Leuten erst am folgenden Tage in Bukarest an.

Am Thor der Stadt von der Municipalität und den Spitzen der Behörden unter einem Triumphbogen feierlichst empfangen, wurden wir mit einer Escadron Cavallerie als Ehrenwache nach dem Privatpalais des Fürsten Alexander Ghika geleitet, welches, wie sich später ergab, mit einem Kostenaufwande von etwa 20,000 Thalern neu möblirt und ausgestattet war. Das ungemein umfangreiche

Palais erglänzte schon von Weitem in allen seinen Räumlichkeiten von hellstrahlenden Kerzen. Im umschlossenen Hofraum war ein Bataillon in Paradeanzug mit der Regimentsmusik aufgestellt, welches dem preußischen Delegirten die Honneurs machte. Ein Ordonnanzofficier meldete sich zum permanenten Dienst und mit der Anzeige, daß fortan zwei fürstliche Equipagen zum Gebrauche Seiner Excellenz zur Disposition ständen. Unmittelbar nach meiner Ankunft erhielt ich den Besuch des regierenden Kaimakams und seines Gefolges.

Sowohl in der Wallachei als in der Moldau hatten die politischen Ereignisse der letzten Zeit, nach Ablauf der bisher siebenjährigen Regierungsdauer der von der Pforte im Einverständniß mit Rußland als bisheriger cour protectrice der Fürstenthümer erwählten Hospodare, zu einer vorläufigen Vacanz und der Einsetzung einer provisorischen Regierung geführt, welche mit dem Namen „Kaimakamie" bezeichnet wurde, was etwa soviel als interregnum bedeutet. Zu einer definitiven Gestaltung der Regierungsverhältnisse sollte erst geschritten werden, sobald die europäische Commission ihren Bericht an die Pariser Congreßmächte erstattet und sich über die zu erwartenden Anträge der Divans ad hoc geäußert haben würde.

In der Wallachei war zum Kaimakam der eben gedachte Fürst Alexander Ghika berufen worden, welcher bereits einmal die Fürstenwürde im Lande bekleidet und daher nach dortigem Herkommen den Fürstentitel für seine Person aus diesem Verhältniß, gleichsam par courtoisie, conservirt hatte. In der Moldau war ein erst einige Jahre dort ansässiger Bojar, Vogorides, Sohn des früheren Gouverneurs von Samos und damaligen ersten Dolmetschers an der hohen Pforte, einer in Constantinopel sehr einflußreichen intriguanten Persönlichkeit, mit der Kaimakamie beauftragt worden, nachdem ein vorher dazu ausersehener Bojar aus einer älteren Familie des Landes inzwischen verstorben war.

Der Fürst Ghika hatte den Nationalpalast des jeweilig regierenden Fürsten bezogen und war dadurch in die Lage versetzt, sein Privatpalais an den Staat für die Aufnahme des preußischen Delegirten abtreten zu können. Auch für das Unterkommen der übrigen Commissäre war in ähnlicher glänzender Weise gesorgt und dem Lande damit ein Aufwand aufgebürdet worden, bei welchem die Grenzen des Zulässigen wesentlich überschritten waren, und welchem wohl die Absicht zu Grunde lag, die Delegirten der Mächte möglichst günstig für das Land und dessen Kaimakam zu stimmen.

Es verursachte dies aber immerhin einige Verlegenheit. Zwar entließ ich sofort alle angestellten Hausbeamten, den Ordonnanzofficier mit seinen Leuten, verzichtete auf die gestellten Equipagen und verbat mir vom Tage meines Einzuges in den Palast jede Aufwendung für mich aus Landescassen, ordnete auch sofort eine Aufnahme eines Inventars der kostbaren Einrichtung an, um seiner Zeit die Rückgabe desselben controliren lassen zu können; aber der Betrag der Einrichtungskosten blieb immerhin dem Lande zur Last. In ähnlicher Weise wie ich verfuhren meine Collegen.

Diese waren bei meiner Ankunft fast sämmtlich bereits in Bukarest eingetroffen; nachdem auch der noch fehlende russische Delegirte angekommen war, konnten die Commissionsarbeiten beginnen. Das Präsidium ging jeden Monat

von einem Commissar auf den anderen der Reihe nach über mit der Maßgabe, daß aus Höflichkeit das erstmalige Präsidium dem türkischen Bevollmächtigten übertragen wurde.

Die Wahlen der Deputirten zu den Divans nach Maßgabe der in Constantinopel vereinbarten Bestimmungen des Berufungsfirmans vollzogen sich in der Walachei ohne wesentlichen Zwischenfall. Aus der Moldau dagegen gelangten Klagen an die Commission, daß der Kaimakam Vogorides und dessen Regierung die Wahlen durch Fälschungen aller Art zu beeinflussen und ihnen eine Richtung gegen jede Abänderung der bisherigen Hospodarwirthschaft, namentlich gegen den „Prince étranger“ und die Union der beiden Fürstenthümer zu geben suchten. Dies veranlaßte die Absendung einiger Mitglieder der europäischen Commission, zu denen auch ich gehörte, in den ersten Tagen des Monats Mai nach Jassy, wo ich vor zehn Jahren als Generalconsul fungirt hatte.

Es war deutlich wahrzunehmen, daß seit jener Zeit beide Fürstenthümer sich wesentlich verändert und zwar sowohl äußerlich als innerlich europäisirt hatten. Die früher allgemeine, den türkischen Costümen sich annähernde Bojarentracht war bis auf einige seltene Repräsentanten der alten Zeit verschwunden und hatte fast durchweg der europäischen Mode Platz gemacht; in allen Classen der Bevölkerung war ein fester Wille und moralischer Drang sichtbar, die von der göttlichen Vorsehung so reich bedachten und durch ihre bisherige politische Verfassung und Regierung von jedem civilisatorischen Aufschwung abgeschnittenen, den schwersten Mißbräuchen und Bedrückungen ausgesetzten Länder zu einem würdigen Mitgliede der europäischen Staatenfamilie und ihre Bevölkerungen zu einem menschenwürdigen Dasein emporzuarbeiten. Insbesondere hatte sich dieser Drang der gebildeten Jugend bemächtigt, welche deshalb gerade in ihren besseren Bestandtheilen zur Landesverweisung verurtheilt war. Einer der ersten Acte der Commission, insbesondere von mir mit veranlaßt und beantragt, war die Rückberufung derselben, namentlich der Gebrüder Bratiano, welche demnächst und bis heute eine so patriotische und hervorragende Rolle im Lande gespielt und als leitende Minister zur endlichen Erfüllung der Wünsche des Landes beigetragen haben. Nur Diejenigen im Lande standen dieser Richtung entgegen, welche von der bisherigen Mißwirthschaft persönlich Vortheil gezogen hatten; sie fanden Anlehnung an die Pforte, an Oesterreich, welches damals gegen jede politische Veränderung in den Donauländern war, und bis zu einem gewissen Grade selbst an England, welches den Einfluß der Pforte auf dieselben nicht geschmälert wissen wollte und glaubte, oder wenigstens sich den Anschein gab zu glauben, daß die Herbeiführung eines besseren Zustandes und eine Abschaffung der Mißbräuche vermittelst der dem Lande zu gebenden Repräsentativverfassung und Controle, übrigens aber unter Fortsetzung des Hospodarats zu ermöglichen sein werde.

Dem Kaimakam in der Moldau Vogorides war, wie von mir im Verein mit dem französischen, russischen und sardinischen Delegirten durch unzweifelhafte Documente constatirt werden konnte, sogar von der Pforte und dem österreichischen Internuntius die Aufforderung zugegangen, mit aller Energie in der Sache selbst, aber mit Geräuschlosigkeit und Mäßigung in der Form es dahin zu bringen, daß die Wahlen für den Divan in der Moldau auf solche Personen

fielen, von denen sicher sei, daß sie keine Wünsche nach einem fremden Fürsten und nach der Union der Fürstenthümer kund geben würden, so daß sich mindestens eine Majorität für die Unterdrückung dieser Wünsche ergebe; wenn der Candidat diese Sicherheit darbiete, so sei dann seine sonstige Respectabilität ein untergeordneter Gesichtspunct. Dieser Aufforderung hatte der Kaimakam bereitwilligst entsprochen; es war ein Erfolg jedoch nur durch brutale Gewaltacte zu bewirken gewesen, und es entstand nun für die Commission die Frage, ob die Wahlen in der Moldau als gültig oder ungültig zu erachten seien.

Für die erstere Alternative hatten sich unbedingt die Türkei und Oesterreich, und, wenn auch mit weniger Wärme, England durch ihre Commissäre aussprechen lassen; für die letztere Frankreich, Preußen, Rußland und Sardinien.

Einige Zeit drohte hierüber ein Conflict der Mächte, der leicht zu erneueten Feindseligkeiten hätte führen können; schließlich stimmten indeß die erstgedachten drei Mächte doch der Annullirung der moldauischen Wahlen zu. Dazu bewog sie besonders die Entdeckung, daß der Kaimakam Vogorides, als er wahrzunehmen glaubte, daß er auf der anderen Seite bessere Chancen finden könne, zur Rechtfertigung seines Verfahrens die compromittirende Correspondenz mit der Pforte und dem österreichischen Internuntius selbst in die Hände der für die Ungültigkeit der Wahlen eingetretenen Commissionsmitglieder gespielt hatte.

Die Neuwahlen vollzogen sich hierauf auch in der Moldau ohne Beeinflussung und hatten dasselbe Resultat, wie in der Wallachei.

In letzterer konnte der Divan bereits am 29. September (1857) eröffnet werden; die Eröffnungsfeier war ein sowohl durch die Sache selbst, als durch die Landestrachten der deputirten Bauern interessanter Act, welchem die Commissäre auf der für sie bestimmten Tribüne beiwohnten. An der demnächst auch bald erfolgenden Eröffnung des Divans in der Moldau habe ich, da mir zu jener Zeit das Präsidium in der europäischen Commission zugefallen war, nicht Theil genommen; es wurden dahin diejenigen Mitglieder deputirt, welche der ersten Abordnung nach Jassy nicht angehört hatten. Die Verhandlungen beider Körperschaften, sowohl in ihren Berathungen, als in ihren vielfachen Beziehungen zur europäischen Commission, nahmen anfänglich einen sehr schleppenden Gang.

Die Entwickelung der politischen Verhältnisse jener Länder hat den Wünschen König Friedrich Wilhelm's IV. entsprochen. Se. Majestät äußerten (ich habe mir die Worte verzeichnet) einstmals: „In der gegenwärtigen Verfassung der Fürstenthümer ist absolut kein Raum zu wirklichen Verbesserungen der Länder, zur friedlichen Eroberung einer Zukunft für dieselben. Der Hebel, welcher allein diese zerklüftete Welt aus dem Abgrund hebt, kann nur außerhalb: in einer Dynastie liegen, die mit der wirklichen Civilisation groß geworden ist. Dann allein ist eine Hoffnung keine Thorheit; ohne eine europäische, am besten wegen der schwächeren Consequenzen eine teutsche, alte Dynastie ist es aber Thorheit. Die Frage stellt sich also ganz einfach: Wollen die Mächte, welche über das Schicksal dieser beiden, herrlichster Entwickelung fähigen Länder entscheiden, wirklich etwas für dieselben thun, wofür diese einst den Mächten Dank sagen können? Dann ist das angegebene Verfahren das einzige Mittel zum Zwecke. Wollen die Mächte sich mit einer eitlen Replatrage begnügen, dulden die sogenannten Interessen der

fünf Reiche nichts als ein gewissenloses Arrangement quelconque pour ménager la chèvre et le choux, so wird es Mir nicht erfreulich sein, bei so elendem Machwerk auch Preußens Namen genannt zu sehen. Da außer einer solchen Wahl Alles Unheil und Verderben ist, so rede man Mir nicht von der Pforten-Suzerainität, die, da sie einmal feststeht, gehalten werden mag, wie die des Kaisers über die großen Reichsfürsten des Mittelalters. Also: ein Sachse, ein Hesse, ein Badner, meinetwegen auch ein Lippe, ein Lichtenstein, dessen Kinder dann in der orientalischen Kirche zu erziehen sind."

Das Gefühl gerade dieser Nothwendigkeit faßte im moldau-wallachischen Volke immer stärkere Wurzeln. Beide Divans stellten das Verlangen nach einem fremden erblichen Fürsten an die Spitze ihrer Wünsche als die erste und vorzüglichste Bedingung ihrer Prosperität, an welche sie noch drei Hauptpunkte anschlossen: die gemeinsame Garantie der Mächte für die Rechte und Verfassung der Länder, die Union beider Fürstenthümer unter Einer Regierung und ein constitutionelles Regime.

Bei den damaligen Verhandlungen machte die Prüfung der Frage, welche politische Verfassung für die Länder selbst die zweckmäßigste sei, gerade den dort meist interessirten Mächten, der Türkei, Oesterreich, England und bis zu einem gewissen Grade auch Rußland wenig Sorge; sie gingen ausschließlich von denjenigen Auffassungen aus, welche ihnen ihr eigenes politisches Interesse, wie sie es damals verstanden, an die Hand gab, und dieses wurde keineswegs in der Unabhängigkeit des Landes, und noch weniger in den Vorbedingungen einer guten Regierung daselbst gefunden. Was speciell Rußland betrifft, so schien seine Politik im Anfang der Verhandlungen hauptsächlich dahin zu gehen, durch dargelegte Sympathie für die Bestrebungen des Landes auf dem moralischen Gebiete zurückzuerobern, was es auf dem politischen durch die hinfällig gewordene Eigenschaft der „Cour protectrice" verloren hatte; später ließ sich indeß, als es sich um die definitive politische Gestaltung der Fürstenthümer handelte, ein allmäliges Abgehen von diesem Standpunkt bemerken. So ist es gekommen, daß, wenn auch die Thatsache gänzlicher Verwahrlosung in allen Zweigen der Verwaltung der Länder grell hervortrat, doch über die Mittel, jener Verwahrlosung abzuhelfen, kein Einverständniß erzielt wurde.

Die Commissäre der Pforte, Oesterreichs, Englands und mit ihnen mehr und mehr derjenige Rußlands vertraten in dem Generalbericht, vermittelst dessen die Verhandlungen und das Ergebniß der Enquête an den Pariser Congreß gegen Ende des Monats April (1858) eingereicht wurden, die Ansicht, daß auch innerhalb des Rahmens der bisherigen politischen Verfassung der Länder sich ein relativer Zustand von Prosperität für dieselben und damit von Befriedigung und Ruhe in denselben erreichen lassen werde, während die entgegengesetzte Anschauung von dem französischen, dem sardinischen Commissär und meinen Instructionen gemäß besonders von mir in dem gedachten Berichte zur Geltung gebracht wurde. Mit diesem Ergebniß löste sich die europäische Commission auf.

Ich kehrte nach Berlin und zu meiner Familie nach Potsdam zurück, erhielt aber schon am 28. Mai den Auftrag, mich zu den nun in Paris beginnenden Verhandlungen dorthin zu begeben, um dem königlichen Gesandten

Grafen von Hatzfeldt, welcher mit den Gesandten der übrigen Mächte zu einer Conferenz über die Organisation der Donaufürstenthümer zusammenzutreten hatte, meine „genaue Kenntniß der Zustände und Bedürfnisse jener Länder sowie der darauf bezüglichen früheren Verhandlungen über dieselben zur Disposition zu stellen." Diese Verhandlungen in Paris währten bis zum Ende August. Da indessen sämmtliche Mächte entschlossen waren, es aus Anlaß der Donaufürstenthümerfrage zu keinem neuen Kriege kommen zu lassen, so führte die Conferenz vorläufig zu keinem anderen Ergebniß, als dem vom Könige Friedrich Wilhelm IV. vorhergesehenen arrangement quelconque pour ménager la chèvre et le choux. Mit Mühe wurden einige Concessionen an die Wünsche der Fürstenthümer erlangt, so hinsichtlich der lebenslänglichen Dauer der Hospodarate, einer gewissen Gemeinschaftlichkeit der Justizgesetze und Einrichtung eines gemeinschaftlichen obersten Gerichtshofes für beide Länder.

So vorherrschend war die Absicht, Alles zu vermeiden, was irgend die Mächte in Discussionen und Schwierigkeiten zu verwickeln geeignet sein konnte, daß der dem Congreß in Paris vorsitzende französische Minister Graf Walewski auf allgemeine Zustimmung rechnen durfte, als er den Vorschlag machte, den Bericht der Commission über den Zustand des Landes, in welchem sich die verschiedenen Ansichten manifestirten, nicht zur Vorlesung zu bringen oder etwa zur Grundlage der Verhandlung zu machen.

Dennoch war die Arbeit der Commission durchaus keine unfruchtbare. Sie hatte die in den beiden, durch Geschichte, Race, Sprache, Religion, gemeinschaftliche Schicksale und Leiden zur Einheit bestimmten Fürstenthümer vorhandenen Schäden zur Evidenz gebracht, und jeder Bewegung der Länder in diesem Sinne zur eigenen Gestaltung ihres Schicksals den moralischen Charakter aufgedrückt; die Entwickelung der Sache hat denn auch herausgestellt, daß die gemeinschaftliche Garantie der Mächte, welche nach dem Pariser Frieden an die Stelle des Russischen Protectorats getreten war, eine recht unbewegliche politische Combination gewesen ist, und daß, unter dem Schutze des offenkundigen Zwiespalts der Meinungen in den Cabinetten, zu faits accomplis in den Ländern geschritten werden konnte, zu deren thatsächlicher Abwendung ein allseitig nicht ohne Krieg zu erlangendes Einverständniß jederzeit nöthig gewesen wäre, schon deshalb, weil über die Frage, wem die Execution zu übertragen sei, niemals eine Einigung hätte erzielt werden können.

Nach meiner Rückkehr aus Paris wurde ich zum Minister-Residenten bei den Großherzoglichen Höfen von Mecklenburg und den freien Hansestädten Lübeck, Bremen und Hamburg mit dem Wohnsitz am letzteren Orte ernannt.

Kaum jedoch war ich in Hamburg eingetroffen, um daselbst eine Wohnung zu miethen, und hatte meine Creditive erst an den dasigen Senat abgegeben, als ich den Auftrag erhielt, auf's Neue nach Paris zu reisen, woselbst über die Zulässigkeit der inzwischen eingetretenen Doppelwahl des Bojaren Cusa zum Fürsten in der Moldau und Wallachei verhandelt werden sollte.

Die Verhandlungen über die Donaufürstenthümerfrage hatten die Thätigkeit des Gesandten in Paris, Grafen Hatzfeldt, eines äußerst gewissenhaften Diplomaten, in hohem Maße in Anspruch genommen und mochten auf seine an sich

nicht starke Gesundheit schädigend eingewirkt haben. Er war im Januar (1859) nach Berlin und gemeinschaftlich mit mir zum Diner zu dem Prinz-Regenten beschieden worden. Schon hier ward sein leidender Zustand bemerkt. Unmittelbar darauf fiel er in ein hitziges Fieber und kaum daß seine Gemahlin, die jetzige Herzogin von Sagan, aus Paris herbeieilen konnte, verstarb er; ich nahm an diesem Todesfalle besonders lebhaften Antheil, da Graf Hatzfeldt mir in Paris stets mit liebenswürdigster Freundlichkeit begegnet war. An seine Stelle war der Graf Albert Pourtales zum preußischen Gesandten in Paris ernannt worden, welcher mit den Vorgängen in der jetzt erneut dort auf die Tagesordnung gelangten Frage unbekannt war, und dem ich deshalb für diese Verhandlungen beigegeben werden sollte. Bekanntlich endeten die letzteren in dem Conferenzbeschluß vom 6. September 1859 mit der Anerkennung des fait accompli der Doppelwahl für die Fürstenthümer für dieses Mal unter der (wohl bewußt falschen, aber beschwichtigenden) Supposition, daß damit der Charakter der gesonderten Verwaltung derselben aufrecht erhalten und kein Präjudiz für die Zukunft gebildet werden könne und solle. Die Fürstenthümer mochten wohl aus diesem ersten Vorgange entnehmen, daß nun auch für spätere eigene Actionen derselben die verschiedenen Interessen der Mächte es zu keiner von einer Execution begleiteten Einsprache kommen lassen und daß die Länder daher so ziemlich ganz freie Hand in der Gestaltung ihrer politischen Verfassung haben würden.

Damit endete, bis auf einige in einer späteren Phase von mir erforderte Darlegungen der Verhältnisse meine Wirksamkeit in dieser Frage, welche in unserem Jahrhundert, wie in den vergangenen, so oft den Frieden der Welt bedroht hat.

Wenn einst die Geschichte der Fürstenthümer, oder wie wir jetzt zu sagen haben des Königreiches Rumänien ihren Darsteller nach den archivalischen Quellen der Mächte finden wird, kann dieselbe nicht unerwähnt lassen, daß an dem günstigen Geschick des heute vollberechtigt in die europäische Staatenfamilie aufgenommenen, in seinen Bodenreichthümern durch zahlreiche Eisenstraßen dem allgemeinen und freien Verkehr erschlossenen jungen Königreichs die Sympathieen und die erfolgreiche Unterstützung einen wesentlichen und lebhaften Antheil haben, mit welchen die Könige von Preußen Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelm I. dem Lande zur Seite gestanden haben; Sympathieen, zu deren Weckung und Stärkung meine pflichtmäßige Ueberzeugung vielleicht beigetragen hat.

Während meiner zweimaligen Anwesenheit in Paris wurde ich, wie sich aus meiner Stellung ergab, dem Kaiser Napoleon und der Kaiserin vorgestellt, auch zu den Festen des kaiserlichen Hofes geladen. Die letzten Momente dieser Anwesenheit trafen in eine Zeit, wo sich der Conflict zwischen Frankreich und Oesterreich bereits zu entwickeln begann, welcher demnächst die Aufmerksamkeit der Mächte nach Italien ablenkte, und damit den Donaufürstenthümern zu ihrer inneren selbständigeren Constituirung größere Freiheit und Gelegenheit bot.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Die Zeichensprache der Indianer.

Von

Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

Schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sind die Reisenden in Nordamerika auf eine eigenthümliche Zeichensprache, welche unter den Indianern sehr gebräuchlich ist, eingehend aufmerksam gewesen. Die Deutlichkeit, Mannigfaltigkeit und häufige Anwendung der Zeichen fiel auf, ihre praktische Wichtigkeit gab ihnen ein erhöhtes Interesse, und so besitzen wir eine Reihe Sammlungen derselben, zu deren frühesten und zugleich bedeutendsten die eines deutschen Reisenden, die Sammlung des geistreichen Prinzen Max von Neuwied gehört, dessen große Reisewerke eine so hervorragende Stellung in unserer Reiseliteratur einnehmen. Einen ganz neuen Aufschwung aber bekam das Studium dieser „Geberden und der aus ihnen gebildeten Sprache" durch Edw. Tylor's berühmtes Werk „Researches into the early history of mankind" (deutsch von H. Müller), dessen erste Capitel ausschließlich der Zeichensprache, ihrer Entstehung, Verbreitung, Anwendung und Bedeutung gewidmet sind. Tylor's Untersuchungen haben an sich hohen Werth, sie verdienen aber gerade jetzt wieder erhöhte Beachtung, da sie den Anlaß zu einer neuen, ganz umfassenden ethnologisch-psychologischen Bearbeitung zunächst der indianischen Geberdensprache gegeben haben, welche von dem ethnologischen Büreau der Smithsonian Institution[1]) ausgegangen ist. Gesammelt und bearbeitet werden die Zeichen von einer ganzen Reihe einzelner Forscher in den verschiedensten Gegenden der Vereinigten Staaten. Die ganze Untersuchung begründete und leitet Obrist-Lieutenant Garrick Mallery, der durch andere bedeutend anregende Arbeiten auf dem ethnologischen Gebiete rühmlich bekannt ist und in Washington selber, wo Indianergesandtschaften aller Stämme nicht selten eintreffen, beste Gelegenheit findet, die Zeichensprache derselben unmittelbar zu studiren. Er hat schon mehrere umfassende Werke, welche aber alle noch als vorläufige bezeichnet sind, über letztere veröffentlicht: zunächst seine „Introduction to the study of Sign language among the North American Indians as illustrating the gesture speech of mankind", 1880, dann seine neueste größere Arbeit: „Sign language among North American Indians compared with that among other peoples and deaf-mutes", 1881, durch

[1]) Washington Government Printing Office 1881, p. 269—552.

welche auch seine „Collection of gesture-signs and signals of the North American Indians“ (1880), die nur für die Mitarbeiter Mallery's veröffentlicht war, wenigstens theilweise allgemein zugänglich ist. Von kleinen Abhandlungen sei nur die interessante „Address before the American Association for the Advancement of Science at Cincinnati“, Ohio, August 1881 genannt, in welcher Mallery seine Ansichten über die gesture speech of man in geistvoller Darstellung kurz und bündig zusammenfaßt.

I.

Die Zeichensprache der Indianer hat nicht nur praktisches Interesse für die Regierung der Ver. Staaten oder wissenschaftlichen Werth für den Ethnologen: sie ist von allgemeiner Wichtigkeit für die Untersuchungen über Wesen und Entstehung der Wortsprache, sowie sie endlich bedeutende psychologische und psychophysische Fragen anregt und lösen hilft.

Zunächst, was ist sie eigentlich, diese Zeichensprache? Ein ausgebildetes System von Geberden, d. h. von Finger-, Hand- und Armbewegungen, nicht selten unterstützt von dem Ausdruck des Gesichtes und Mitwirkung auch des übrigen Körpers, durch welches System sich z. B. die Indianer Nord-Amerika's lautlos aber vollständig unterhalten können. Die Ansicht, welche namentlich ältere Forscher ausgesprochen haben, die man aber z. B. auch bei Tylor und hinsichtlich der Tasmanier noch bei Josef Milligan findet, als sei die Geberdensprache nöthig, um die Lautsprache der betreffenden uncultivirten Völker erst diesen selbst verständlich zu machen oder deren Wortvorrath zu ergänzen, widerlegt Mallery für die nordamerikanischen Indianer vollständig, sie ist überhaupt eine durchaus irrige, wie sich aus dem Wort- und Formenreichthum aller in Frage kommenden Sprachen, z. B. auch des Tasmanischen, aus den lebhaften, geberdelosen, mündlichen Unterhaltungen derartiger Völker unter sich, aber auch aus dem Umstande ergibt, daß die Culturvölker ebenfalls ihre Rede vielfach mit Zeichen begleiten, doch wahrlich nicht, um ihre Sprache erst verständlich zu machen. Auch das ist ein Irrthum Tylor's, als sei die Zeichensprache sämmtlicher Indianer dieselbe: schon Prinz Max sagt uns ausdrücklich, daß die Geberden der Arikari, Mandan und anderer Stämme von den Dakota, Assiniboin u. s. w. nicht verstanden würden, und diese Beobachtung bestätigt Mallery durchaus. „Die Existenz einer allgemeinen und fertigen Zeichensprache,“ sagt er, „ist einer der vielen weitverbreiteten Irrthümer hinsichtlich der Indianer; in zahlreichen Fällen herrscht völlige Verschiedenheit der Geberden zwischen den einzelnen Indianerstämmen.“ Interessant ist es, wenn er kurz darauf fortfährt: „Die Geschicklichkeit der einzelnen Stämme und die Mannigfaltigkeit der Zeichen sind proportional der zufälligen Geschicklichkeit der wenigen Individuen, welche als Wächter und Lehrer der Geberdensprache fungiren, so daß die Stämme zu verschiedenen Zeiten hinsichtlich ihrer Leistungen variiren und daher die Präcision der Zeichen selbst sowie die Allgemeinheit ihrer Anwendung fluctuirt. Alle Zeichen, auch die, welche für angeboren gelten, sind irgend einmal von irgend einem Individuum erfunden, vielleicht gleichzeitig und unabhängig von mehreren Individuen, auch später wohl vergessen und von Neuem erfunden worden. Ihre

Herrschaft und Dauer ist durch ihre Brauchbarkeit bestimmt . . . Ein gemeinschaftliches System also fehlt; generische Einheit der ganzen Ausdrucksweise aber ist nicht zu verkennen."

Beachtenswerth und durchaus charakteristisch ist es, daß da, wo Völker mit nah verwandten Mundarten leben oder beständiger, lebhafter Verkehr ist oder sich eine Lingua franca (wie in manchen Gegenden des Westens) entwickelt hat, die Zeichensprache von keiner großen Bedeutung, auch wohl ganz ungebräuchlich ist; ja beim Eintreten eines solchen den Verkehr vermittelnden Jargons stirbt die bis dahin übliche Geberdensprache ab. Mallery gibt für diese merkwürdige Erscheinung, die er zuerst betont, Beispiele. So hatten die großen Familien der Irokesen, der Algonkin und Muskoki, als sie zuerst mit den Weißen in Berührung kamen, allem Anschein nach keine bedeutende Uebung in den Geberden besessen; sie waren zu zahlreich, die einzelnen Stämme waren in fortwährendem Verkehr unter einander und verständigten sich sprachlich leicht. Eine zweite sehr wichtige Thatsache ist es, daß die indianische Zeichensprache den natürlichen Zeichen der Taubstummen durchaus homogen, ja, wie Tylor an vielen Beispielen zeigt, oft genug ganz gleich ist. Mallery bestätigt dies: Indianer, welche in die östlichen Staaten kamen, haben sich meist ganz bequem mit Taubstummen unterhalten; als 1873 Indianer verschiedener Abstammung das Taubstummeninstitut Pennsylvaniens besuchten, da verstanden sie die Zeichen der Taubstummen leichter, als die Taubstummen die Geberden der Indianer, welche sich ihrerseits dagegen durch größeren pantomimischen Effect auszeichneten. Die Indianer treffen daher gern mit Taubstummen zusammen, sowie, nach Mallery's treffendem Vergleich, Leute einer Muttersprache sich mit Freuden in der Fremde zusammenfinden. Ganz Aehnliches berichtet Tylor von einem Hawaier, von einem Chinesen und von Lappländern. Uebrigens lernen sich auch stammfremde Indianer, deren Zeichensystem verschieden ist, dennoch leicht durch rasch erfundene neue Zeichen verstehen.

Der Reichthum dieser Geberden ist ein sehr großer, ja er ist aus ähnlichen Gründen wie die Sprache selbst, bei stetiger Bildung neuer, Combinirung der älteren Zeichen u. s. w. beinahe ebenso unerschöpflich wie das geistige Auffassungsvermögen des betreffenden Volkes. Die Geberden werden übrigens ganz fest und herkömmlich; von solchen sammelte Prinz Max etwa 100, Mallery gibt aber in seinem zweiten Werke ein alphabetisch geordnetes, sehr reichhaltiges Wörterbuch derselben, indem er behufs weiterer Forschung das bisher gesammelte Material zusammenstellt. Da finden wir nun Begriffe, welche bei sehr vielen Stämmen, andere, welche nur bei wenigen Völkern ausgedrückt werden; umgekehrt finden wir manche Zeichen, welche überall wiederkehren, wohingegen andere einen kleinen Verbreitungskreis haben und bei anderen Stämmen durch andere Geberden vertreten sind. Möglich, ja durchaus wahrscheinlich, daß durch weitere Forschung und Sammlung die Reihe der Geberden selbst eine noch größere wird, daß sich auch die bis jetzt bekannten Verbreitungskreise einzelner Begriffe und ihrer Zeichen hier und da noch ausdehnen: im Allgemeinen aber wird sich das eben geschilderte Verhältniß als das durchaus normale, überall geltende herausstellen. Buchstaben gleichsam dieser Sprache sind die verschiedenen Stellungen der Hände,

von welchen Mallery in seinem ersten Werke fünfundzwanzig der wichtigsten abbildet, den Worten und Sätzen entsprechen die einzelnen zusammengehörigen Bewegungsgruppen; auch von diesen gibt Mallery einige graphische Darstellungen, indem er die Bewegungen durch punktirte Linien oder doppelte Zeichnung (z. B. eines und desselben Fingers) angibt.

Als Proben dieser Geberden wollen wir einige Beispiele aus der Sammlung des Prinzen Max und zwar mit den Nummern, welche sie bei ihm haben, folgen lassen. 1) Gut: man bewegt die rechte Hand in horizontaler Stellung von der Brust an vorwärts. 2) Schlecht: man schließt die Hand und öffnet sie, indem man sie unterwärts bewegt. 3) Sehen: man zeigt mit ausgestrecktem Zeigefinger von dem Auge vorwärts. 4) Kommen: man richtet den Zeigefinger auf, entfernt die Hand und bringt sie stoßweise allmälig näher. 17) Der Herr des Lebens: man bläst in die flache Hand, zeigt mit dem ausgestreckten Zeigefinger in die Höhe, indem man die geschlossene Faust hin und her dreht, kehrt sie dann nach unten und fährt damit nach der Erde hinab. 18) Medicin (im indianischen Sinn Zauberei): man rührt mit der rechten Hand in der linken und bläst dann in dieselbe. 19) Flinte: man schließt die Finger gegen den Daumen, fährt mit der Hand in die Höhe und schnellt die Finger auseinander. 25) Was heißt das? was willst du sagen? man streckt die geöffnete senkrecht gestellte Hand dergestalt aus, daß die innere Fläche vorwärts kommt und bewegt sie mehrmals von einer Seite zur andern hin und her. 33) Eine Lüge: mit dem zweiten und dritten Finger der rechten Hand fährt man zur linken Seite vor dem Munde vorbei. 34) Ich weiß es: man breitet Daumen und Zeigefinger der rechten Hand aus, kehrt sie gegen die Brust und wendet sie dann vor- und auswärts so um, daß das Innere der Hand nach oben kommt. 35) Ich weiß es nicht: man macht zuerst das vorhergehende Zeichen und bewegt dann dieselbe rechte Hand aufgerichtet und ganz geöffnet, d. h. die Finger ausgebreitet nach der rechten Seite hin. 36) Viel: man bewegt die beiden geöffneten Hände gegen einander und etwas aufwärts. 37) Wenig: man bringt die beiden beinahe geschlossenen Hände ein paarmal stoßweis übereinander, die rechte oben. 43) Biber: Man schlägt den Rücken der flachen rechten Hand ein paarmal gegen das Innere der Linken. 44) Bisonstier: Man setzt an jede Seite des Kopfs die geballte Faust, die Finger nach vorn. 48) Bergschaf: man fährt in der Richtung der Hörner an der Seite des Kopfes mit beiden Händen rückwärts und vorwärts im Halbcirkel. 59) Wald: man breitet alle zehn Finger ein wenig und dabei aufgerichtet von einander, bringt die Hände vor das Gesicht zusammen. 60) Berg: man richtet den Arm vom Ellenbogen an mit geballter Faust still haltend aufwärts, den Rücken der Hand nach vorn gerichtet. 61) Prärie: man legt die Hände flach auf ihren Rücken und fährt damit ganz horizontal in gleicher Richtung auseinander. 77) Hof: man fährt mit dem aufrechten Zeigefinger der rechten Hand aufwärts, wendet ihn im Bogen, und fährt dann etwas gerade unterwärts nach der Erde. 78) Ein Weißer: man stellt den geöffneten Zeigefinger und Daumen der rechten Hand gegen das Gesicht und fährt dann rechts vor der Stirn vorbei, um den Hut anzuzeigen. Man kann auch die Faust dazu nehmen. 79) Neger: man zeigt

erst den Weißen und reibt dann die Haare an der rechten Seite des Kopfes mit der flachen Hand. 80) Dumm: man hebt die Hand vor den Kopf, den Rücken auswärts und bewegt sie kreisförmig ein paarmal herum. 100) Todt: man hält die linke Hand flach an das Gesicht, den Rücken auswärts und passirt dann mit der ebenso gehaltenen rechten unter der ersteren hindurch, indem man sie ein wenig schlägt oder berührt.

Diese Zeichen, wie sie Prinz Max beschreibt, sind noch heute meist ganz ebenso im Gebrauch, nach den Berichten der Forscher, welche für das Smithson-Institut arbeiten. Seit fünfzig Jahren also sind sie unverändert geblieben, und da, wo die heutigen Beobachter Abweichungen finden, beziehen sich diese meist nur auf Nebenumstände, welche keine wesentliche Bedeutung haben.

Um nun zu sehen, wie ein Begriff sich ausbreitet in theils gleichen, theils verschiedenen Geberden, wollen wir das erste Wort des Prinzen, das Wort „gut" in Mallery's Zeichen-Vocabular betrachten. Der Leser wird leicht die einzelnen Gesten ausführen können. 1) Hand horizontal, ihr Rücken nach oben, der Arm beschreibt eine horizontale Curve nach außen (Felsengebirge), 2) das vom Prinzen Max beschriebene Zeichen findet sich ebenso bei den Mandan und den Hidatsa-Indianern. 3) die flache Hand mit der Innenfläche nach unten wird in Brusthöhe ausgestreckt; der Ellbogen ist leise gekrümmt; der rechte Arm ist gekrümmt und die rechte Hand, Fläche nach unten, bewegt sich sanft auf dem linken Arm bis über die Fingerspitzen hin (Otoindianer, Dakota). 4) die Hand wird vom Mund wegbewegt, Daumen und Zeigefinger gespreizt, die übrigen Finger geschlossen (bedeutet auch: ich weiß). 5) die Rechte, Handteller nach unten, wird in einem Bogen von 90° vom Herzen weg horizontal nach rechts geführt (d. h. „das Herz ist leicht und milde" Dakota) u. s. w.

Diese Beispiele lehren, daß *ein* Stamm für einen Begriff eine ganze Reihe von Zeichen haben kann. Die Geberden für *gut*, *wohlgefällig*, *fröhlich*, *ja*, *ich weiß*, gehen ineinander über. Auch wir sagen „gut" für „ich weiß" als abbrechende Antwort; auch wir sagen: „es schmeckt gut".

Besonders interessant sind noch die Geberden, um die Verwandtschaftsgrade auszudrücken. Bruder und Schwester: man steckt die Spitzen des rechten Zeige- und Mittelfingers zwischen die Lippen (d. h. „mit mir an einer Brust genährt") und macht vor oder nachher noch das Zeichen für Mann oder Weib; oder man stellt die beiden Zeigefinger nebeneinander aufrecht vor die Brust; oder man ballt die Rechte, indem man Zeige- und Mittelfinger mit einander ausstreckt. Mutter: man berührt die Brust und steckt den Zeigefinger in den Mund u. s. w. Diese Zeichen setzen sich zusammen, um Neues darzustellen. Tochter-Sohn z. B.: man bezeichnet erst Tochter, dann Kind und Mann, d. h. also das männliche Kind der Tochter.

Auch Geberden zur Bezeichnung einzelner Stämme hat man und zwar sind dieselben vom Namen derselben gebildet — die Absaroka-(Krähen-)Indianer werden durch den Gestus für Fliegen bezeichnet — oder man entlehnt die Zeichen von ihrer Tracht, von ihrer eigenthümlichen Tatuirung u. s. w.

Ebenso werden auch persönliche Eigennamen wiedergegeben, was nicht schwer ist, da die Indianernamen meist eine sehr klare Bedeutung haben, gefleckter

Schweif, wildes Pferd u. s. w. Den Präsidenten der Vereinigten Staaten bezeichnet man durch die Geberde für: Weißer, Häuptling, Vater; Washington: durch die Zeichen für Vater, gehen, Dampfwagen (das Geräusch der Locomotive wird dabei mit dem Munde nachgeahmt), Haus, groß, Rath.

Mittels dieser Zeichen, welche ebensowohl die abstracten wie die allerconcretesten Begriffe wiedergeben, werden lange Unterhaltungen, Reden, Erzählungen ausgeführt; einige Beispiele werden interessant sein. Das eine, aus Mallery's erstem Werke, ist der Abschied Kin Tschi-ess', des Medicinmannes der Witschita, vom Missionar Holt. Ich gebe nur die ersten Sätze. Kin Tschi-ess sagt: 1) wir sind Freunde, 2) wir sind Brüder, 3) unsere Herzen sind verkettet, 4) du sagtest mir vom großen Vater, 5) ich liebe ihn, 6) ich liebe dich, 7) du gehst, 8) ich bleibe. Er bezeichnete dies nach Holt's Beschreibung so: 1) Kin Tschi-ess legte eine Hand auf meine, die andere auf seine Brust, dann schlug er beide wie applaudirend zusammen. 2) Er legte die eine Hand wieder auf mich, die andere auf sich und steckte dann Zeige- und Mittelfinger der Rechten zwischen die Lippen. 3) Er legte die Rechte auf mein, die Linke auf sein Herz, dann hakte er die ersten Finger beider Hände zusammen. 4) Er legte seine Rechte leicht auf mich, dann berührte er mit den Knöcheln derselben seine Lippen und schleuderte hierauf mehrere Male die Hand etwa einen Fuß weit vom Munde weg (dieser Gestus bedeutet „sprechen"); dann bewegte er mit der rechten Hand mehrfach sein rechtes Ohr, hierauf hob er seine Rechte mit ausgestrecktem Zeigefinger (dies ist ein Zeichen für Mann, vergl. auch Pr. Max 77) in die Höhe. 5) Er deutete auf sich, legte beide Hände auf die Brust, als ob er Jemanden umarmte und deutete dann wieder aufwärts. 6) Er legte die Rechte auf mich und schlug dann wieder, wie eben, beide Hände über seiner Brust zusammen. 7) Er legte seine Rechte auf meine Schulter, warf sie dann über seine rechte Schulter zurück, als ob er etwas hinter sich würfe; sobald seine Hand über seine Schulter war, streckte er den Zeigefinger hinter sich aus. 8) Indem er auf sich deutete, schloß er die Rechte, als ob sie einen Stock faßte, und that, als ob er mehrmals mit demselben auf die Erde stieße.

Diese Rede ist also ganz abstract; die folgende, welche wir zuerst in Mallery's zweitem Werke finden, ist anderer Art. Der Witschita-Häuptling Tsodiako hielt diese Rede im Juni 1880 in Washington als Antwort auf die Frage, ob in seines Volkes Antheil im Indianer-Territorium sich Holz fände. Sie lautet: (dort ist) 3) viel 1, 2) Holz in 5) meiner 4) Heimath, (von welchen ich einiges) 6) niederhieb, 7) glättete, 8) spaltete, auf den 9) Wagen 10) lud (und) 11) weg führte. Folgendes sind die zu ihr gehörigen Geberden: 1) Die Rechte, Rücken nach außen, Finger halb geschlossen und aufgerichtet, wird bis vor das Gesicht emporgehoben — Baum; dies zwei- bis dreimal wiederholt — Bäume. 2) Die Hand wird in gleicher Stellung und Höhe an verschiedenen Stellen vor das Gesicht gehalten — stehen an verschiedenen Plätzen. 3) Beide Hände, mit ausgebreiteten und leicht gekrümmten Fingern, werden, die Handteller einander gegenüber, vor die Hüfte gehalten, etwa zwei Fuß von einander; dann bewegt man sie zu einander hin, bis die Gelenke sich kreuzen und hebt sie allmälig empor, als ob man ein Bund Gras zusammenraffe und aufhebe —

viel. 4) Der Zeigefinger deutet, etwas höher als der Horizont, nach Südwesten — Gegend, Land. 5) Die Faust, Knöchel nach außen, wird in gleicher Richtung rasch zur Erde hin bewegt — mein. 6) Beide Hände werden ausgestreckt, die Knöchel beiderseits nach außen etwas links vor den Körper gehalten, dann wiederholt nach dieser Seite hin schneidende, schlagende Bewegungen gemacht — niederhauen. 7) Die Linke, alle Finger spitz zusammengehalten, wird vorwärts gestreckt, mit der flachen Rechten macht man schneidende Bewegungen von den Fingerspitzen und auf das Handgelenk der Linken — die Enden abhauen, glätten. 8) Dann macht man die hauende Bewegung auf die wie vorhin gehaltene linke Hand, parallel der Längenaxe des Handtellers — spalten. 9) Beide Hände vor den Körper, etwa vier Zoll von einander entfernt, Teller nach unten, die Finger geschlossen und rundlich nach unten gebogen, werden so vorwärts bewegt, daß der Rücken in steter Wiederholung nach vorn kommt und die Hände die Bewegung der Räder nachahmen — Wagen. 10) Die Linke wird, Rücken nach oben flach und wagrecht vor den Körper gehalten, dann wird die flache Rechte mehrere Male mit der Fläche auf den Rücken der Linken niedergelegt — aufladen. 11) Die Rechte, Teller nach unten, halb geschlossen, wie einen dicken Stock umfassend, wird gerade nach vorn gestoßen, so lang der Arm ist — nehmen.

In der Beschreibung dieser Geberden erscheinen die Reden hölzern und langsam; vergegenwärtigt man sich aber die Raschheit, das Ineinandergreifen der Gesten, macht man sie selber nach — zu ihrer geschickten und zusammenhängenden Ausführung gehört allerdings einige Uebung — so geht der Eindruck des Hölzernen in den einer raschen, lebendigen Action über, die nicht langsamer ist, als die Wortrede.

Betrachten wir aber genau, was uns die Geberden ergeben, so gestaltet sich die zweite Rede folgendermaßen. Frage: Hast du Holz in deinem Lande? Antwort: Baum, Baum — hier, da — Landschaft, mein — niederhauen — glätten — spalten — Wagen — laden — nehmen. Und auch dies ist noch zu bestimmt oder gar unrichtig: denn die Infinitive sind durch die Zeichen für die Thätigkeit nicht gegeben, vielmehr diese letztere selbst; Subject, Zeit und überhaupt alle Beziehungen der vorgeführten Begriffe werden erst von dem, der die Rede geistig aufnimmt, aus den jedesmaligen Nebenumständen hinzu gedacht. Aehnliches gilt auch von der ersten, oben mitgetheilten Rede, die aber gerade wegen ihrer Abstractheit dem Auffassenden weniger zu thun übrig läßt. Ihr Inhalt gestaltet sich so: Du, ich, gut — Bruder — Herz dein, mein, verkettet — du reden, ich hören, Herr oben (Gott) — ich lieben Herr oben — ich du lieben — du fort — ich stehen.

Kurz mag hier erwähnt werden, daß man auch eine Menge Signale hat, um in die Ferne Mittheilungen zu machen — über Frieden, Alarm, Gefahr, ihre Richtung, Größe u. s. w. Ja auch militärische Commandos werden durch Zeichen — nach verschiedenen Systemen — gegeben. Rich. Jon. Dodge, Oberst-Lieutenant der Vereinigten Staaten-Armee, theilt (bei Mallery) mit, daß auch Sonnenstrahlen, durch einen kleinen Handspiegel zurückgeworfen, dazu benutzt werden. „Ich stand einst," erzählt er, „auf einem Hügel im Thal des südlichen

Platte, während unter mir etwa 100 Reiter ihre Uebungen unter Leitung eines Sioux-Häuptlings machten, welcher auf einem Hügel mir gegenüber etwa 100 Yards von seiner Truppe entfernt hielt. Länger als eine halbe Stunde dauerte sein Commandiren; die Mannigfaltigkeit und Sicherheit der Bewegungen waren unübertrefflich gut. Was ich sehen konnte, war gelegentlich eine Armbewegung des Commandirenden. Dieser selbst erzählte mir später, daß er ein Stückchen Spiegel benutze."

Außer Signalen mit Rauch, Feuer oder Staub ist namentlich das System der Feuerpfeile ausgebildet, deren Zahl und Richtung sehr genau verstanden werden.

II.

Aber nicht bloß die Indianer der Vereinigten Staaten, auch andere Völker haben sowohl Signale wie Zeichensprache, nur daß wir von den Geberden der letzteren so gut wie gar keine beschreibenden Aufzeichnungen, geschweige Sammlungen haben. Sehr lebhaft sind die Geberden der Eskimo: „Dies kalte Volk," sagt Cranz, „macht viele Geberden: weil diese die erste Sprache des Menschen sind und weil diese Sprache um so viel mehr in der Mittheilung der Begriffe herrscht, je weniger sie durch eine nothdürftige Sprache ersetzt wird." Er schildert die Gesten bei der Erzählung einer Seehundsjagd, wo der linke Arm den Seehund, der rechte die Jagd vorstellt. Eine kleine Sammlung von Zeichen der Australier von Victoria hat kürzlich W. Brought Smith veröffentlicht; das mimische Talent sämmtlicher Eingeborenen des Continents ist berühmt. Die Tasmanier waren ebenfalls äußerst reich an Geberden; oft ließen sie Worte aus und ersetzten sie durch Zeichen mit der Hand. Bonwick fand ihre Stellungen, ihr Blinzeln, Nicken, Emporziehen der Brauen, ihre raschen Arm- und Fingerbewegungen beim Sprechen ganz ebenso wie bei den Lazzaroni. Die Bewohner Tahitis begleiteten alle ihre Reden mit sehr significanten Gesten, wie sie auch vortreffliche dramatische Pantomimen hatten; die Bewohner ihrer nördlichen Nachbarinseln, des Markesasarchipels, besaßen nach Coulter eine völlig ausgebildete Geberdensprache. Die Buschmänner haben, wie Lichtenstein berichtet, „eine sehr zusammengesetzte Art, sich durch Geberden und Zeichen verständlich zu machen, welche letzteren so vielfältig sind, daß sie sich in meilenweiten Entfernungen, vorzüglich bei Nacht durch Feuer, auf den Gipfeln der Berge angelegt, von der Zahl ihrer Verfolger oder von der Stärke einer zu raubenden Heerde und dem Vertheidigungszustand der sie bewachenden Hirten zu benachrichtigen wissen". Als Ausdruck der Verwunderung „gebrauchten sie ganz eigene Geberden, indem sie bei dem geringen Grade mit zugespitztem Munde einen langen hohen Ton pfiffen und sich dabei mit den Vorderfingern der rechten Hand schnell auf die Lippen klopften, bei dem höheren Grade aber den rechten Arm über den Kopf schlugen und die Hand in den Nacken legten, mit gleichzeitigem Zurückziehen des Kopfes und Aufwärtsbiegen des Gesichts". Auch die Neger des Sudan haben großes mimisches Talent und höchst belebten Gesichtsausdruck. Auffallend und wohl zu beachten ist es, daß die Japaner nicht nur keine Zeichensprache, sondern überhaupt sehr wenig Gesticulation besitzen und daher die lebhaften Gesten der

Fremden mit Erstaunen sahen. „Ja“ bezeichnen indeß auch sie durch Nicken, „nein“ durch Schütteln des Kopfes; Handbewegungen aber machen sie nicht oder nur in sehr beschränktem Maße.

Darf hier beiläufig auch ein Blick auf das gleichfalls stumme Sprechen „durch die Blume“ fallen? Eine sehr ausgebildete Blumensprache besaßen die Tahitier; auch von Ternate wird das Gleiche berichtet; übersandte Blumen hatten sehr bestimmte, wohlbekannte Bedeutung, ganz ähnlich wie in Indien und im Orient. Von den Negern des Sudan erzählt Th. Waitz nach Mrs. Tucker von entsprechenden, oft angewendeten symbolischen Sendungen.

Auch wir begleiten unsere Gespräche durch eine Reihe von Geberden, um unseren Worten, bald mit, bald ohne Absicht, noch besonderen Nachdruck und Ausdruck zu geben; wir haben Gesten, welche unsere Gedanken ganz ohne Worte sehr deutlich ausdrücken, und den fragenden, zürnenden, höhnischen, trauernden u. s. w. Ausdruck des Gesichts kennt und erkennt ein Jeder. Ganz wie die Indianer winken wir Jemanden herbei oder weg, wir klopfen oder streichen die Brust, um Wohlgeschmack, dann überhaupt etwas Angenehmes, Gutes zu bezeichnen; Händeklatschen bedeutet Lob, der erhobene Zeigefinger, bei leise geschüttelter Hand, warnt und droht; herabhängend geballte Fäuste zeigen verhaltene Wuth, gehobene Fäuste wilde Drohung an; wir haben bittende Geberden, wir falten, ringen, geben die Hände, wir verbeugen uns, zucken die Achseln, wir drücken durch den vom Daumen losgeschnellten Mittelfinger der gehobenen Hand den Begriff „nicht so viel“, d. h. wenig aus u. s. w. — Zeichen, die auch ohne Worte nicht mißzuverstehen sind. An die rohen Geberden der Ungebildeten, der Kinder sei nur kurz erinnert, wie an das Zungenherausstrecken oder an die „lange Nase“, die an die Nase zum Verhöhnen eines Anderen mit dem Daumen angesetzte gespreizte Hand. Manche dieser Geberden sind nach anderer Seite hin interessant, wie z. B. das Ausspeien als Zeichen der Verachtung oder das Ausstrecken der Zunge, beides auf uraltem mythologischen Grunde beruhend. Man denke nur an den alten Typus des Gorgonenhauptes, wobei freilich unentschieden bleiben mag, ob die Geste oder die mythologische Darstellung das ursprüngliche ist. Unsere dramatischen Dichter geben in ihren Bühnenvorschriften einen ganzen Codex significanter Bewegungen, namentlich ist Schiller bewundernswerth durch die Tiefe, die Leidenschaftlichkeit und Mannigfaltigkeit derselben. Durch die Mimik wird die Zeichensprache zur Kunst erhoben; und mit sehr interessanter und berechtigter Kritik bespricht Mallery die Sara Bernhardt, sowie die Schauspieler der Comédie française, welche zu Washington gastirten. Welche poetisch-künstlerische Kraft in richtig durchdachten Geberden der Schauspieler liegt, hat Wilh. Henke in früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift vortrefflich auseinandergesetzt. Wie schön verwendet Goethe die Geberdensprache auch in der epischen Poesie, in der Schilderung Mignons, Ottiliens und ihrer „unwiderstehlichen“ Geberde, mit der sie etwas abzulehnen sucht! Wie lebendig bei anderen Culturvölkern diese Geberden sind, in Indien, in Italien, ist bekannt genug; Mallery erwähnt eine Rede, welche König Ferdinand I. von Neapel bei großer Volksaufregung nur in Zeichen, weil er nicht zu Worte kommen konnte, aber mit dem besten Erfolg hielt.

Aber auch die Culturvölker haben unter bestimmten Verhältnissen die Zeichen-

sprache zu festen Systemen ausgearbeitet, welche wir in allen ihren Einzelnheiten sorgfältig beschrieben finden. So kamen schon vor langen Jahrhunderten die Cisterzienser ihrem Gelübde des Schweigens durch eine reich entwickelte Geberdensprache zu Hilfe, über die wir vom 12. Jahrhundert an Aufzeichnungen besitzen. Wie ausgedehnt das System der Cisterzienser war, beweist der Umstand, daß sie verschiedene Zeichen für Lachs, Lamprete, Karpfen, Barbe, Brasse, für Krapfen, Pfannkuchen, für Kresse und Beifuß hatten. Viele ihrer Zeichen sind denen der Indianer durchaus ähnlich, ja gleich. Die Zeichen der Freimaurer erwähne ich nur im Vorbeigehen; weit interessanter sind die Kennzeichen und Geberden der einzelnen Zünfte, sowie die Gaunerzeichen, über welche Avé-Lallemant in seinem bekannten Buche berichtet. Es liegt nahe zu vermuthen, daß, wenn die Geberdensprache wirklich etwas durchaus dem Menschen Natürliches ist, sie bei den Gaunern zu einem wirklichen System ausgebildet wurde. „Ein Gauner," sagt Avé-Lallemant, „versteht am andern jede Bewegung des Auges, Mundes, jede Stellung der Füße, jede Regung eines Fingers, jeden Griff an Hals, Mund, Haar, jedes Räuspern, Husten, Niesen, wie scheinbar unwillkürlich und wie natürlich alles zum Vorschein gebracht wird .... Unter den Zinken (d. h. Verständigungszeichen) sind besonders die Jadzinken (Fahmzinken oder Grifflingszinken) zu merken. Es sind die Zeichen, welche mit der Hand oder eigentlich mit den Fingern gemacht werden. Diesen Jadzinken liegt das einhändige Alphabet der Taubstummen zu Grunde. Die Zeichen mit beiden Händen werden von den Gaunern nicht leicht benutzt, da sie nicht heimlich genug gegeben werden können. Wohl aber sind sie den Gaunern bekannt und werden von Simulanten oft sehr täuschend nachgeahmt." Ob diese Zeichen wirklich dem Alphabet der Taubstummen angehören? Ob sie nicht ein eigenartiges System, wie das der Cisterzienser sind, nur natürlicher, einfacher? Ich habe nichts darüber erfahren können; von den beiden Erkennungszeichen der Gauner unter einander, welche Lallemant anführt, stimmt nur das eine zu diesem Alphabet, das andere nicht.

Neben jenem künstlichen Zeichenalphabet, welches uns hier nicht weiter zu beschäftigen braucht, haben die Taubstummen nun noch ein ganzes System anderer, natürlicher, äußerst significanter Zeichen, auf welche Tylor und Mallery sehr ausführlich eingehen. Denn diese Zeichen sind es, welche den indianischen so nahe stehen, welche die Indianer so gut verstehen. Auch denen der Cisterzienser sind sie oft sehr ähnlich, bisweilen ganz mit denselben identisch. Schmalz, der so eifrig sich mit den Taubstummen beschäftigte, und Kruse, selbst ein Taubstummer, nennen die Geberden die Muttersprache der Taubstummen. „Bevor die Worte," sagt letzterer, „oder vielmehr die Artikulation die Form des Denkens bei den taubstummen Kindern sein können, denken und sprechen sie fast einzig in ihrer eigenen Art, in der natürlichen Geberdensprache." Zu einer natürlichen wird die Sprache deshalb, weil sie — darüber sind alle Kenner der Taubstummen einig und Kruse spricht es direct aus — den unmittelbaren Eindruck der Dinge wiedergibt, die hervorstechendsten Merkmale derselben beschreibend, d. h. in diesem Falle zeichnend darstellt, also durchaus nicht zu irgend einem reflectirten künstlichen Mittel ihre Zuflucht nimmt. Erst später lernen die Taubstummen die Geberden zusammen zu ziehen, zu compliciren und andererseits

Zeichen auch für Abstracta zu bilden, welche in dieser, wie in der Wortsprache, durchaus auf sinnlicher Grundlage beruhen. Die gleichen Grundzüge zeigt auch die Syntax (wenn man so sagen darf) ihrer Geberdensprache, wie sie Schmalz und Kruse schon angegeben und später Scott und Tylor ausführlicher besprochen haben. Die Zeichen folgen nach ihrer Bedeutung und Wichtigkeit für den Sprechenden; sie folgen also keineswegs immer gleich, sondern nach ihrer jedesmaligen Betonung, die ja in den verschiedenen Fällen, nach Gegensatz, Bedürfniß u. s. w. verschieden sein kann.

Auch unsere Kinderspiele zeigen die Bedeutung der Geberden: ich denke nicht sowohl an das in manchen Gegenden sehr gewöhnliche Spiel, ein Handwerk nachzuahmen, was die Gegenpartei dann aus den stummen Gesten errathen muß; sondern daran, wie Kinder oft Stunden lang vor sich hin spielen können, indem sie Gesehenes, was sie interessirt hat, mit ihren Geberden nachahmen: Eisenbahn, Wagen und Pferde, öffentliche Aufzüge, das Militär. Das Kind spielt also (man würde sagen arbeitet, wenn die Thätigkeit nicht freiwillig wäre) mit Leib und Seele: das Gedächtniß wiederholt unwillkürlich die erhaltenen interessanten Eindrücke; der Leib begleitet sie, fast eben so unwillkürlich, mit Bewegungen und Geberden und auch diese Geberden des Spieles geben, wie die der Taubstummen oder der Indianer, jedesmal die hervorragendsten Züge wieder — die Züge, welche, aus was für Gründen immer, auf das Kind den größten Eindruck gemacht haben.

III.

Die Sprache vermittelst Geberden, die Fähigkeit, Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken durch Geberden wiederzugeben, ist also über die ganze Welt verbreitet; zu einem wirklich ausgearbeiteten, absichtlich benutzten System ist sie nicht überall entwickelt; nicht überall sind aus den Geberden Zeichen geworden — der Unterschied, den wir jetzt zwischen beiden Worten machen, ist ja begrifflich klar. Ein vollständiges System kennen wir bisher nur bei den Taubstummen, den Cisterziensern und den Indianern. Wie wir nun vorhin schon in den Elementen der Geberdensprache unbestreitbare Analogien mit den Lauten und Worten der gesprochenen Rede erkannten, so lassen sich auch verschiedene Mundarten der Zeichensprache unterscheiden; so schon in Amerika die nach den Stämmen abweichenden Geberdensysteme, so die verschiedenen Systeme, welche wir sonst finden. Als verschiedene „Sprachen" können wir dieselben nicht auffassen, weil sie einander generisch viel zu gleich sind und der Natur der Sache nach sein müssen. In Amerika hat sich zwischen diesen verschiedenen Systemen, nach Mallery's Schilderung und Ausdruck, eine Art von Lingua franca der Geberdensprache durch eine Reihe allgemein adoptirter Zeichen des verschiedensten Ursprungs gebildet. Und wie bei einigen amerikanischen Völkern die Weiber eine von den Männern abweichende Sprache haben, so wird auch behauptet, und Mallery empfiehlt mit Recht diesen sehr merkwürdigen Punkt der genauesten Untersuchung, daß die Zeichen der Männer von denen der Weiber verschieden, aber beide für beide Geschlechter verständlich seien. Möglich wäre diese Erscheinung und nicht unerklärlich; man muß abwarten, ob sie sich bestätigt. Eine sehr interessante

Thatsache ist folgende, die Mallery wohl mit Recht für ein Ueberlebsel aus alt-indianischer Zeit hält: die jetzt civilisirten Muskoki halten, wenn sie von ihren Kindern oder Weibern sprechen, bei der unwillkürlichen Geste der Größenangabe die Hand mit der Fläche nach oben; geben sie aber die Größe von leblosen Objecten (einschließlich Thiere) an, so wird der Handteller nach unten, der Rücken nach oben gehalten. Wir finden also hier den Unterschied, den so viele Sprachen zwischen belebt und unbelebt machen, in der Zeichensprache genau wiedergegeben.

Interessant ist das Verhältniß der Geberdensprache zur Schrift. Es gibt ein wunderliches, dickes Buch von J. Barrois (1850) „Dactylologie et Langage primitif", welches sämmtliche Buchstabenzeichen direct auf die Handgeberden zurückführen will. Daran ist natürlich nicht zu denken. Doch neigt sich auch Mallery dahin, einen Einfluß der Geberden auf Erfindung und Form der Buchstaben anzuerkennen, wie er denn den Ausspruch, den Leibnitz gethan haben soll, die chinesische Schrift scheine von einem Taubstummen erfunden, billigt. Der Prinz von Neuwied nennt diese Behauptung sehr mit Recht unverständlich und weist sie als unrichtig ab.

Bedeutungsvoll ist freilich der Umstand, daß, wie die natürlichen Zeichen ursprünglich nur darstellen und malen, so auch die ältesten Alphabete sich aus Bilderschrift entwickelt haben. Bildliche Darstellung ist bei vielen Völkern, z. B. auch bei den Indianern, noch immer die einzige Art von Aufzeichnungen, die man als Surrogat für unsere Schrift aufzufassen hat. Diese „Bilderschrift" läßt Mallery nun ganz und gar aus den „vergänglichen Luftmalereien" der Zeichen entstehen, ja letztere selbst nennt er nicht nur eine Bildersprache, sondern eine wirkliche Schrift, welche freilich nicht Buchstaben oder Laute, sondern die einzelnen Vorstellungen und Empfindungen als Ganzes wiedergibt. Daß beide Darstellungen einander nahe stehen, ist nicht zu leugnen; daß die Bilder aus den Zeichen entstanden seien, ist Hypothese, die keineswegs ganz überzeugend ist, denn der psychologische Vorgang bei beiden ist nicht identisch: dazu kommt, daß Bilder sehr viel sinnlicher sind, als bloße Luftzeichnungen; man könnte die Hypothese auch umkehren und aus den ersten rohen Malereien die beschreibenden Geberden ableiten. Etwas Anderes ist es, und hier muß man Mallery vollkommen beistimmen, wenn er aus den zu Zeichen gewordenen Geberden manche Aufklärungen für die indianischen Malereien erwartet, wie er antike Vasengemälde u. dergl. aus den Geberden der Süditalier zu deuten versucht.

Manche Analogien der Geberdensprache und der gesprochenen Rede haben wir schon angedeutet und andere lassen sich noch hinzufügen. So kann das Zeichen wie das Wort aus ursprünglich rein sinnlicher Bedeutung bei längerem Gebrauch in einen übertragenen, abstracten Sinn übergehen; und noch wichtiger ist es, daß wir auch in der Zeichensprache einen ganz ähnlichen Unterschied machen müssen, wie in der Lautsprache zwischen Empfindungsworten (Interjectionen, Schallnachahmungen) und solchen Worten, welche Vorstellungen oder Begriffe wiedergeben. Den Empfindungsworten entsprechen die ganz unbewußten unbeabsichtigten Mienen und Geberden, welche aus Reflexbewegungen einzelner Muskelgruppen oder Gliedmaßen resultiren; den Begriffsworten sind die künstlichen, beabsichtigten Geberden zu vergleichen, wobei aber sofort sich ein ungeheurer und

äußerst wichtiger Unterschied herausstellt, welcher zugleich auch für den unendlich höheren Werth der Lautsprache endgültig entscheidet. Die Zeichen geben immer durchaus materiell den Eindruck selbst wieder, welcher sie hervorruft; so die Reflexbewegungen (Mienen, Geberden) des Ekels, der Furcht, auch der Zärtlichkeit, des Zornes u. s. w., welche unmittelbar die Empfindung darstellen, auf der sie beruhen; so aber auch die künstlichen Zeichen, welche das sinnliche Bild des Gegenstandes unmittelbar wiedergeben — man vergleiche aus den Beispielen des Prinzen von Neuwied z. B. das Zeichen für Gott (17): man faßt den großen Geist als Hauch, Wind, Athem (spiritus) und so wird auch er hier rein materiell dargestellt — wozu beiläufig bemerkt sein mag, daß uns die Zeichensprache in einzelnen Fällen auch sonst einzelne Vorstellungen des Volksgeistes sinnlich erkennen hilft. Auch Lüge (33) bezeichnet als Doppelzüngigkeit (durch die zwei Finger), die nicht gerade ausgeht, ist dadurch völlig materiell wiedergegeben. Die oben angeführten „Reden in Zeichen" beweisen für alle ihre Theile dasselbe. Unsere Worte dagegen sind alle zwar nicht willkürliche, aber völlig abstracte, symbolische und von den Eindrücken selbst durchaus heterogene Gebilde, die also keineswegs den Eindruck der Vorstellung, welche sie bezeichnen, unmittelbar wiedergeben. Sehr ausführlich habe ich hierüber in meinen „anthropologischen Beiträgen" gehandelt und möchte hier auf die dortige weitere Begründung verweisen.

Ein zweiter, nicht minder wichtiger Unterschied zwischen Wort und Zeichen ist der, daß das Wort zugleich die Beziehungen der Begriffe zu einander darstellt, sei es durch Flexion oder Beziehungsworte, während die Zeichensprache, wie wir schon sahen, alle und jegliche Beziehungen der rein materiell dargestellten Vorstellungen nur hinzudenkt und niemals bezeichnet. Da nun die Lautbildungen ohnehin viel mannigfaltiger sind als die Gesten, so wird die Geberdensprache so vieldeutig, daß sie schon dadurch sich als tief unter der Wortsprache stehend charakterisirt. Mallery gibt ein ergötzliches Beispiel. Der spanische Gesandte am Hofe Jakob's I. war ein sehr gelehrter, auf die Zeichensprache versessener Mann. Der König wollte ihn hänseln, ließ deshalb einen Metzger (der zufällig ein Auge verloren hatte) als Professor verkleiden und schickte den Gesandten zu ihm, da jener in der Zeichensprache sehr bewandert sei. Der Gesandte kam höchst befriedigt zurück: „ich hob einen Finger auf," erzählte er, „um zu sagen, es ist nur ein Gott; der Professor hob zwei Finger auf, denn Gott herrscht über zwei Welten, die materielle und geistige Welt. Dann hob ich drei Finger auf, um zu sagen, in Gott sind drei Personen. Jener schloß die Hand, denn die drei Personen sind eins." Nun wurde der verkleidete Metzger befragt, welcher zornig berichtete: „der Kerl hielt mir einen Finger entgegen, um zu sagen, ich habe nur ein Auge. Ich hob zwei Finger auf, das heißt: mit meinem einen Auge sehe ich so viel, wie Du mit zweien. Er hob drei Finger, so viel als: wir zusammen haben nur drei Augen, worauf ich die Faust ballte und die hätte er gefühlt, wenn er nicht gegangen wäre."

Mallery ist der Ansicht (wie auch viele der älteren Gelehrten), daß die Geberdensprache der Lautsprache vorausgegangen sei; daß die Menschheit, ehe sie die letztere hatte, sich durch die erstere verständigte. Tylor nennt diese Ansicht eine

Theorie, die zwar nicht zu verachten, aber durch keinerlei beobachtete Thatsachen gestützt, geschweige bewiesen sei. Tylor hat recht; ja, wenn wir auf das Wesen beider Sprachen psychologisch eingehen, so werden wir finden, daß diese Theorie eine durchaus irrige ist. Zunächst lassen sich äußere Gründe dagegen anführen. Es gibt kein Volk, welches etwa nur Zeichensprache, und keine Wortrede besäße; wohl aber haben viele Völker die Zeichensprache gar nicht entwickelt, wie die Engländer, die Japaner. Wenn Mallery seine Ansicht damit stützen will, daß wir beim Kinde schon significante Bewegungen vor aller Sprache sehen, so stehen diese Bewegungen und Mienen ganz auf gleicher Stufe mit den Lautungen des Kindes, es sind Empfindungsbewegungen völlig unwillkürlicher Art, dem Weinen und Lächeln des Kindes gleich stehend. Gesten und Geberden derart sind freilich, wie alle Reflexbewegungen, viel älter als die Sprache, wir finden sie zum Theil schon bei den Thieren entwickelt und das ist ganz natürlich, da sie unmittelbare Folge des Nerven- und Gehirnlebens sind, wenn freilich auch sie vielfach durch allmälige Gewöhnung und Anpassung sich gebildet haben. Irgend welche absichtlich malende Geberden aber finden wir weder bei den Thieren noch bei den Säuglingen, sie gehören nur dem Menschen und zwar dem entwickelten Menschen an. Die nachahmenden Gesten der Affen sind, so weit sie vorhanden, reflectorische Bewegungen. Schon aus der Analogie der Zeichen mit der Bilderschrift ergibt sich, daß die malenden, darstellenden Geberden, daß die Zeichensprache, die völlig absichtlich, später oft rein conventionell ist, viel jünger sein muß, als die Wortsprache; was natürlich nicht verhindert, daß nicht eine Reihe von Geberden für uns dennoch uralt sein kann.

Die moderne Wissenschaft ist zu dem Resultat gelangt, daß Leib und Seele des Menschen keineswegs im dualistischen Gegensatz stehen; daß es ferner keinen psychischen Vorgang ohne ein ihm parallel zur Seite gehendes physisches Geschehen gibt. So sind alle natürlichen Gesten nur Bewegungen, welche durch bestimmte Vorgänge im Gehirn ausgelöst wurden. Man muß sich daher hüten, Manches bildlich zu deuten, was rein unwillkürlich ist. Das Ballen der Fäuste ist gewiß nicht als Abbildung eines Schlaginstrumentes aufzufassen, sondern unmittelbarer Reflex der Wuth, welche bei Verstärkung des Affectes auch die Arme emporhebt. Ebenso zuckt der nervös Ueberreizte krampfhaft mit den Fingern. Von hier aus erklären sich nun eine Reihe der wichtigsten Erscheinungen. Zunächst, daß nach ihrem verschiedenen Charakter (d. h. also nach ihrem verschiedenen psycho-physischen Wesen) die Völker sich auch verschieden hinsichtlich der Geberden verhalten müssen. Der physisch leicht erregbare Südländer wird lebhaftere, reichere Reflexbewegungen zeigen, als der minder reizbare Nordländer; schon die lebhafte Vorstellung irgend eines sachlichen Gegenstandes wird ihn rasch zu einer unwillkürlich den Gegenstand malenden Bewegung treiben. Es ist kein Zeichen einer höheren Cultur, weniger Geberden anzuwenden; aber es ist begreiflich, daß die Cultur, welche den Menschen immer mehr und mehr von der unmittelbaren Naturabhängigkeit befreit, auch die unwillkürlichen Reflexbewegungen zu beschränken, zu mäßigen vermag. Kann sie doch der Wille hindern — freilich nie ohne bedeutenden Kraftverbrauch, wodurch der Affect, der die Geberden hervorbringt, selber ge-

schwächt wird. Auf ähnlichen Gründen beruht es, daß die Jugend reicher an Geberden ist, als die frühe Kindheit und das Alter.

Da nun im Gehirn der Taubstummen durch die Einwirkungen des Gehörnervs keine Bewegungen der Sprachwerkzeuge ausgelöst, keine Lauteindrücke und also auch keine Lautbilder gegeben werden können, so bleibt hier die reflectorische Thätigkeit des Centralorgans auf die Bewegungen der Muskeln des Gesichtes und der Gliedmaßen beschränkt. Der Gesichts- und Tastsinn lösen diese Bewegungen aus: und ihm entsprechen die Geberden, welche theils malerisch, beschreibend, theils nur die Darstellung eines sinnlichen Zustandes sind, wie z. B. das Klopfen oder Streichen der Magengegend zum Ausdruck von „gut".

Demnach ergibt sich, daß auch die Taubstummengeberden keineswegs der Zeichensprache der Indianer gleich stehen. Die Elemente beider sind gleich; und bei der ganz gleichen psycho-physischen Art sämmtlicher Menschenrassen treten diese Elemente überall ähnlich auf. Daher das leichte Verständniß der Taubstummen und Indianer untereinander. Allein der Taubstumme benutzt die Gesten mit Naturnothwendigkeit, der Indianer aus freier Wahl, um ein sociales Bedürfniß zu befriedigen, nicht, um sein Inneres überhaupt erst zur Aeußerung zu bringen. Er hat nur einen Zug der allgemeinen Naturanlage, ein ganz specielles und individuelles Kunstproduct herausgearbeitet. Seine Zeichensprache steht durchaus gleich der Geberdensprache der Cisterzienser, der Gauner und sie zeigt sich uns als ein specielles Product des einen Volksstammes, welches den Ethnologen, den Historiker, keineswegs aber in seiner Specialität etwa den Anthropologen zu beschäftigen hat. Wäre das letztere der Fall, wäre die Zeichensprache in der Art, wie sie die Amerikaner besitzen, wirklich eine allgemein menschliche Erscheinung, so müßte sie überall eintreten, wo verschiedene sprachfremde Classen mit einander verkehren. Das ist nicht der Fall. Selbst die Australier, sonst so geschickt in Geberden, haben mit den eingeführten polynesischen Arbeitern, denen die Zeichen doch ebenfalls geläufig sind, lieber in der lingua franca, dem Jargon eines beiderseitig geradebrechten Englisch verkehrt, als in der Zeichensprache; und von Mallery selbst lernen wir, daß da, wo sich ein lingua franca bildet, die Zeichensprache abstirbt.

Aus zwei annectirten Ländern.

Erzählungen eines deutschen Officiers.

17.

Bald nach diesen Erlebnissen kehrten unsere Truppen in ihre hannoverschen Garnisonen zurück. Die Bundesexecution ging damit zu Ende, daß Preußen und Oesterreich die Verwaltung Schleswig-Holstein's und Lauenburg's, ohne auf die anderen deutschen Regierungen Rücksicht zu nehmen, sich aneigneten. Aus der Festung Rendsburg wurde die hannoverisch-sächsische Besatzung von den Preußen fast gewaltsam vertrieben. Mit einem bitteren Gefühl gegen letztere verließen unsere Truppen das ihnen anvertraut gewesene Land, worin sie ihren alten guten Ruf bewährt, die Zuneigung und Achtung der Einwohner auf's Neue sich erworben hatten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Bitterkeit sich im Königreich Hannover verbreitete und der Abneigung der Hannoveraner gegen Preußen neue Nahrung gab. Die schlimmen Erfahrungen, welche die älteren Generationen im Anfange des Jahrhunderts mit der preußischen Politik gemacht hatten, wiederholten sich jetzt in anderer Weise für die Lebenden. Die friedliche Anerkennung einer preußischen Oberleitung der deutschen Angelegenheiten Seitens Hannovers war durch den Verlauf dieser Bundesexecution äußerst erschwert.

Mich hatte schon die letzte Begegnung mit Adele und Alfred's Eröffnung in eine gereizte Stimmung versetzt; um so herber fühlte ich in mir den Neid auf den Waffenruhm der Preußen und meine Liebe zur kleinen Heimath kämpfte mit dem Wunsche, einer großen Armee anzugehören. Aurelius sprach nicht tröstlich: „das unnöthig rasche Vorgehen der preußischen Truppen bei der Besetzung Rendsburgs ist schmerzlich. Wir werden Preußens Macht immer härter fühlen, wenn wir uns seinen für Deutschland nothwendigen Forderungen widersetzen. In Rendsburg waren wir im Recht, in unserem übertriebenen Particularismus sind wir es nicht. In das Schicksal, klein zu sein, müssen wir uns finden."

Alfred, der mit dem Bataillon nach Hannover gekommen war und seinen Dienst nach wie vor mit der größten Pünktlichkeit verrichtete, war dagegen weniger als je geneigt, von Preußen Gutes zu erwarten. Er wies auf die Wendung hin, welche nach den für die deutschen Waffen gleichfalls siegreichen Ereignissen von 1848 in Schleswig eingetreten war und konnte sich der Besorg-

niß nicht entschlagen, daß die Herzogthümer wieder im Stiche gelassen würden, obschon Dänemark gründlicher als damals besiegt war.

Ich hatte die schwache Hoffnung gehegt, daß Alfred seine Absicht, aus unserem Dienste zu scheiden, aufgeben würde, wenn er erst wieder in Hannover und den ihm lieb gewordenen Verhältnissen wäre. Es zeigte sich jedoch bald, daß er seinen Plan mit großer Bestimmtheit ruhig weiter verfolgte. Aurelius billigte letzteren. „Unser Freund," sagte er mir, „bedarf einer nach außen gerichteten Thätigkeit. So offen er in den meisten Dingen ist, es geht in seiner Seele doch immer vieles vor, was nicht heraustreten will und ihn aufreiben würde, wenn nicht sein reger Geist in einer erfrischenden Beschäftigung ein Gegengewicht erhielte. Und Hamburg ist der rechte Ort für ihn. Er ist seiner Heimath nahe, die er so liebt, und er lebt in einem Freistaat, für welchen er Vorliebe hat. Die Anhänglichkeit, welche uns an Hannover bindet, besteht zum Theil in unserer Liebe zu dem Königthum, so getrübt dieselbe augenblicklich auch ist. Und diese Liebe hat Alfred nie empfunden. Den dänischen König in seinen Kinderjahren konnte er nicht lieben und der, welchem er dient, seine Anhänglichkeit unmöglich gewinnen."

Wichard berührte die Aussicht, daß er den treusten, immer klug rathenden Freund entbehren solle, schmerzlich. Er sah aber Alles, was dieser that, mit dem Vertrauen an, daß es gut sei und tröstete sich und mich damit, daß wir ihn leicht erreichen könnten und oft, in Hamburg oder auf dem Gute, sehen würden.

Mein Vater und der Baron sprachen sich nicht mißbilligend, der Capitän billigend über Alfred's Plan aus. Meine Mutter schrieb ihm liebevoll theilnehmend: „Clotildens Gruß wird Wichard Ihnen bestellen. Von der Baronin und Adele soll ich Ihnen viel Freundliches sagen und Glück auf Ihren neuen Weg wünschen. Als Ihr Entschluß hier besprochen wurde, vertheidigte Adele denselben an der Seite des Capitäns am tapfersten gegen die Bedenken, welche die Anderen aussprachen."

Als unseres Freundes Absicht in weiteren Kreisen bekannt wurde, äußerte sich das Bedauern, ihn zu verlieren, allgemein und oft in rührender Weise.

Er erbat den Abschied und verließ Hannover.

Ich fühlte mich sehr vereinsamt. Zum ersten Male fiel mir das Trübe des Winteranfangs auf. Mehr als sonst sehnte ich mich nach meinen Eltern und Clotilde. Und nicht, wie früher, konnte ich, in meiner Wohnung allein, fröhlich sein. Nicht glänzte mir wie ehemals die äußere und die innere Welt. Jene vermochte ich nicht mehr mit leichtem Sinn zu betrachten und zu Adele wurden meine Gedanken wider meinen Willen durch vieles geführt, durch die Menschen, welche sie hier kannten, vor allem durch Wichard, der wenig Gesellschaft suchte, außer der meinigen. Nur mit mir konnte er von Clotilde sprechen und jedesmal, wenn er es that, fühlte ich, daß mir ein solches Liebesglück nicht beschieden sei.

An meinen Vettern Jobst und Günther hatte ich keine Freude. Auch ihre Regimentskameraden hatten an ihnen mehr, als an anderen jungen Officieren zu erziehen. Im praktischen Dienst sollten sie sehr tüchtig sein. Uebrigens waren

sie unlenksam und meinen Versuchen, sie zu einer nützlichen Beschäftigung in ihren Mußestunden zu bewegen, durchaus unzugänglich. Sie waren in ihrer robusten Körperbeschaffenheit rastlos, fast immer unterwegs. Sie lasen nur seichte, wenn auch nicht schlechte Romane; Jobst mit einer gewissen Begierde die vaterländischen von Blumenhagen.

Für mich kam hinzu, daß die beiden Brüder, die, so lange sie zu Hause auf einander angewiesen waren, sich gut vertrugen, jetzt in beständigem Hader lebten. Zuerst hatte Jobst's Behauptung, daß die Garde-du-corps ein vornehmeres Regiment, als das Garde-Regiment sei, Streit zwischen ihnen erzeugt; dann der Wunsch, den beide hegten, Kammerherr oder Flügeladjutant zu werden, sie zu Nebenbuhlern gemacht. Jeder fürchtete, der andere werde ihm hierbei im Wege sein und glaubte, besondere Mittel anwenden zu müssen, um das Ziel sicherer und früher zu erreichen. Günther schloß sich dem bei Hofe vertrauten Timon an und war bald dessen fügsamer Diener. Jobst suchte die Gunst der Schauspielerin Mira zu gewinnen und war viel um sie. Sein Verhältniß zu dieser älteren Frau ohne anziehendes Aeußere war gewiß kein unsittliches im gewöhnlichen Sinne des Worts; aber es führte ihn in gefährliche Verbindungen mit der Schauspielerwelt.

Die Königin hatte sich in diesem Jahre zu einer weiteren Reise, welche sie nicht liebte, entschlossen und in den letzten Sommermonaten die Schweiz besucht, wohin dann auch Tante Balbina mit Marie gereist war. Nach ihrer Rückkehr versammelte Tante Balbina wieder diejenigen Personen um sich, mit denen sie zuletzt auf einem guten Fuß gestanden hatte, die Melanie und deren Anhänger. Günther kam gewöhnlich mit Timon, der jetzt Marie den Hof machte. Herr Müller, welcher Wien ungeadelt verlassen hatte, war intimer Hausfreund. Wichard ging nicht mehr zu Tante Balbina und ich machte ihr meine Besuche zu einer Zeit, wo ich der Melanie nicht begegnete.

Bei diesen wenig erquicklichen Umständen war die Freundlichkeit, welche die liebevolle und geistreiche Frau Elisabeth mir und Wichard erwies, eine Wohlthat für uns. In ihrem Hause sahen wir nur angenehme, nach dem Guten strebende Menschen. Ich glaube, ihr Kreis war derjenige in Hannover, welcher alle Menschen und Begebenheiten am Mildesten beurtheilte und am Liebsten zum Besten leitete. Man suchte nach dem Schönen und erquickte sich an dem Erfreulichen, was wir noch besaßen. Man bekämpfte jede Unbill, trachtete aber, alle Schärfen zu vermeiden. So machte man auch darin eine Ausnahme, daß die bei dem König und in den Regierungskreisen obwaltende feindselige Stimmung gegen Preußen kein beliebter Gegenstand des Gesprächs war. Man wollte nicht mit in das allgemeine Horn stoßen, um den Mißklang nicht zu verschärfen.

Bei Tante Balbina war dies anders. Da mußte ich die Klagen gegen Preußen immer hören. Sie selbst wurde einmal so heftig, daß sie sich zu dem Ausruf hinreißen ließ: „Prinzeß Friederike kann nimmermehr einen preußischen Prinzen heirathen!“ An diesen Heirathsgeschäften nahm sie, gewiß unaufgefordert und — wenigstens gegen mich — sonst auch verschwiegen, den lebhaftesten Antheil.

Die Melanie, Melet und Timon hielten Tante Balbina im österreichischen

Interesse fest. Obgleich Oesterreich und Preußen in Schleswig-Holstein gemeinschaftlich handelten, war die Eifersucht des Kaiserstaates auf Preußen so wenig beseitigt, wie die Unmöglichkeit, daß letzteres sich in den deutschen Angelegenheiten Oesterreich unterwerfe. Am 30. October 1864 war der Wiener Frieden geschlossen worden, in welchem der König von Dänemark seine Rechte an Schleswig-Holstein und Lauenburg an die beiden deutschen Großmächte abtrat, welche hierdurch gemeinschaftliche Herren jener Länder wurden. Dies war ein Zustand, der unmöglich von langer Dauer sein konnte. Die Erbfolgefrage in Schleswig-Holstein war, statt durch den Friedensschluß ihrer Erledigung näher gerückt zu sein, verworrener geworden. Denn es hatte nun auch der König von Preußen und der Großherzog von Oldenburg Erbansprüche auf Schleswig-Holstein geltend gemacht. Ja, nach Hannover waren Schmeichler gekommen, welche dem König Georg vorredeten, er habe ebenfalls nahe Rechte an diesen Ländern.

Meine Besuche bei Tante Balbina hatten für mich nicht allein die unerfreulichen allgemeinen Eindrücke, sondern auch eine persönliche Unannehmlichkeit zur Folge. Da ich bemerkt hatte, daß meine Cousine Marie Timon's Huldigungen ernst nahm, glaubte ich, sie warnen zu sollen und wies, als wir einmal allein waren, darauf hin, daß Timon nur eine sehr Vornehme heirathen werde. Das nahm sie übel und beging dazu noch die Thorheit, dies Gespräch ihrem Bruder Günther mitzutheilen, der nun anderen Tages zu mir kam, um mich zur Rede zu stellen. Er fing damit an, daß Cordula beinah Hofdame geworden wäre und Marie dies zu werden wünsche, wozu Timon ihr helfen könne. Als Hofdame aber wäre sie so vornehm, daß Timon sie heirathen würde. Ich war nun in die Nothwendigkeit versetzt, dem jungen Vetter meine Meinung in sehr derber Weise zu sagen, was er trotz seiner Zanksucht erschrocken und sich entschuldigend hinnahm; aber er und Marie zürnten noch lange mit mir und erst allmälig gelangte letztere wieder zu dem richtigen Benehmen gegen mich und auch gegen Timon.

Inzwischen hatte Wichard's Vater hinsichtlich derjenigen Aenderung, welche er in dem Familienstatut bewirkt zu sehen wünschte, eine vorläufige Anfrage an seinen österreichischen Bruder gerichtet und die befriedigendste Antwort erhalten. Christian und Friedrich hatten über Wichard's Verlobung aufrichtige Freude geäußert und billigten Alles, was ihr Vater in obiger Beziehung thue. Es fehlte nur noch die Zustimmung des dänischen Onkels und seiner Söhne. Die der letzteren war zu erwarten, wenn ihr Vater sich derselben nicht widersetzte. Dieser aber beharrte bis jetzt in seiner unfriedlichen Haltung, weshalb der Baron es noch nicht für gerathen hielt, sich an ihn zu wenden. Auf dem Gute hatte man dem Capitän und Frau Charlotte, Pastors und, auf Clotildens besonderen Wunsch, auch Zephirius Wichard's Verlobung vertraulich angezeigt und erwartete nun den glücklichen Bräutigam zum Weihnachtsfeste. Je mehr wir uns diesem näherten, um so ausgelassener fröhlich wurde Wichard, während ich mich zum ersten Male vor dem schönen Feste, vor Adelens Nähe scheute. Deshalb fühlte ich mich wirklich erleichtert, als ein dienstlicher Zwischenfall meinen Urlaub verhinderte. Alfred wollte ebenfalls zu Hause bleiben, um sogar die Festtage zu benutzen, damit er die für seinen jetzigen Beruf nöthigen Kenntnisse so schnell als möglich erwürbe.

Als Wichard, glückselig durch Clotildens Liebe, zurückkam, waren ihm alle anderen Beziehungen gleichgültiger geworden. Ich hatte Mühe, ihn zu bewegen, daß er wenigstens die nächsten Freunde nicht vernachlässigte. In der Hofgesellschaft, wo er noch immer begehrt war, machte er keine Besuche. Ich mußte auf manche deshalb an mich gerichtete Fragen ausweichende Antworten geben. Ihn selbst hatte man einige Male durch Einladungen, welche ihn mit der Melanie zusammengeführt haben würden, in Verlegenheit gesetzt, und als wir auf den Teichen des Georgsgartens Schlittschuh liefen, wurde ihm nahe gelegt, in dem sehr begrenzten, vertraulichen Cirkel zu erscheinen, in welchem die Königin dies Vergnügen auf die bequemste Weise genoß. Man benutzte hierzu den Graben, welcher den großen Herrenhäuser Garten umgibt und der gegen die Theilnahme und den Einblick des Publicums abgeschlossen wurde. Da auch dort die Melanie nie fehlte, so ging Wichard mit einer scherzenden Wendung über diese Aufforderung hinweg und wir liefen nicht mehr im Georgsgarten, sondern auf entfernteren Eisflächen Schlittschuh. Auch Timon, welchen Wichard auf das Kälteste behandelte, versuchte noch einmal, das frühere Verhältniß zu ihm wieder zu gewinnen, erfuhr hierbei jedoch eine so schnöde Abweisung, daß ich fürchtete, es werde zu einem Duell kommen. Dieser Art, persönliche Angelegenheiten zu behandeln, war Timon aber abgeneigt und er belästigte Wichard nicht mehr. Solche Zudringlichkeiten verleideten meinem Freunde das Leben in der Residenz und er sehnte sich nach seinem Regiment zurück.

Den Hof sah man in dieser Saison selten. Mit den anderen Höfen schien der persönliche Verkehr ganz aufgehört zu haben. So wenig unsere Allerhöchsten Herrschaften zu ihnen, kamen ihre Fürsten zu uns. Der nahe verwandten preußischen Königsfamilie entfremdete man sich mehr und mehr.

Es wurde einsam in Herrenhausen. Und in dem Kreise, welcher die Majestäten umgab, kämpften verschiedene Strömungen mit einander. Da war die österreichisch-katholische Partei; dann eine Verbindung besserer Naturen, welche den Zusammensturz verhüten wollten; endlich die Nebenregierung derjenigen subalternen Menschen, die nicht an die Oberfläche kamen, aber nur zu merklich handelten.

Auch die Schauspieler und Schauspielerinnen gewannen mehr Bedeutung. Die auserlesensten von ihnen nahmen sogar an anderen königlichen Lustbarkeiten, als den kleinen Abendgesellschaften Theil. Mira hatte eine Schauspielerin Pauline in ihre Freundschaft geschlossen und an den Hof gebracht, eine junge, schöne Person, welcher die Leute nachsagten, daß sie Timon's Geliebte sei.

Auch diese Mode machte Tante Balbina mit. Wie ich hörte, sah man an ihrem Theetische jetzt die Schauspielerinnen Mira und Pauline mit meinem Vetter Jobst öfter.

Eines Abends fand ich in meiner Wohnung ein Billet von ihr, worin sie mich bat, anderen Morgens um elf Uhr zu ihr zu kommen. Sie mußte mir etwas Wichtiges sagen wollen. Sie empfing mich noch in Morgentoilette, Marie war ausgeschickt.

„Ich wollte einmal über Euch jungen Männer mit Dir sprechen,“ fing sie an. „Daß ich nicht mehr das Vergnügen habe, Dich in meinen Gesellschaften

zu sehen, ist mir erklärlich. Dein Intimus, der Gelehrte, hat Dich angesteckt. Wie hieß er doch?"

„Du weißt recht gut, wie er heißt, Tante," antwortete ich. „Alfred ist allerdings mein intimer Freund. Womit hat er mich angesteckt?"

„Auch Du steckst immer in den Büchern. Aber Wichard nicht und über den wollte ich mit Dir sprechen. Man sieht ihn nirgends. Er ist wohl verliebt?"

„In Dich, Tante."

„Scherze nicht. Ich meine' es ernsthaft. Er kann ja seine Liaisons haben. Das geht mich nichts an."

„Er hat keine."

„Aber es ist nicht schicklich, sich so zurückzuziehen. Und es schadet ihm. Man sagt, er sei böse auf den König."

„Das zu sagen, ist sehr thöricht und unrecht, Tante."

„Man sagt, er sei ganz augustenburgisch."

„Das ist er gar nicht," fiel ich ihr lachend in's Wort.

„Oder er habe es übel genommen, daß Seine Majestät, unser Allerhöchster Herr, über diesen Punkt nicht so denkt, wie sein Vater."

„Auch das zu sagen, ist thöricht."

„Du findest Alles thöricht, es ist aber so. Was sein Vater denkt, das geht uns Nichts an, denn er ist Holsteiner; aber Dein Freund muß denken, wie Seine Majestät es will. Das ist seine Pflicht."

„Er erfüllt seine Pflicht."

„Besucht aber die Gesellschaften nicht."

„Das ist auch nicht seine Pflicht."

„Pflicht der Höflichkeit —"

Der Diener trat ein und meldete die Melanie. Tante Balbina wollte überrascht scheinen, war es aber nicht. Die Melanie hatte diese Entrevue angeordnet. Erst wollte ich weggehen; dann fiel mir ein, daß ich doch sehen müsse, wie das freche Weib sich benehmen werde. Ich blieb.

Die Melanie that, nachdem sie Tante Balbina begrüßt hatte, als kenne sie mich nicht, dann, als erkenne sie mich wieder und hierauf sagte sie mit der größten Herzlichkeit: „Ach, ich habe Sie lange nicht gesehen." Nun wandte sie sich an Tante Balbina: „Die Königin wünscht Sie heute um drei Uhr zu sprechen. Ich glaube, es ist wegen der Krippe."

Dann fragte sie mich: „Wie geht es Ihrem Freunde? Auch ihn habe ich lange nicht gesehen. Ist er jetzt wohl?"

„Er ist immer vollkommen wohl gewesen."

„Das freut mich. Als ich ihn das letzte Mal sah, es war in meinem Hause, war er sehr aufgeregt. Es war freilich eine traurige Zeit."

„Welche?" fragte Tante Balbina.

„Ach! die schreckliche Katastrophe der entwandten Schatullgelder. Ich hatte gerade die erste Kenntniß davon erhalten, als Ihr Freund wegen eines Festarrangements zu mir kam. Ich war ganz erschüttert."

Ihren damaligen Versuch gegen Wichard wollte sie also als eine Erschütterung

ihrerseits, als ein etwaiges Mißverständniß des aufgeregten Wichard's betrachtet wissen. Der zweite, noch verbrecherischere Versuch sollte gar nicht existiren. Da war sie verschleiert gewesen.

Ich stand jetzt auf. „Deine Zeit ist wohl um?" sagte Tante Balbina. Ich machte beiden Damen eine Verbeugung und ging weg.

Ich erzählte Wichard den ganzen Hergang wörtlich. Ueber Tante Balbina's Unterhaltung mit mir lachte er. Das Komödienspiel der Melanie empörte ihn.

Nach einiger Zeit hatte diese anscheinend ein anderes Mittel, wieder mit ihm anzuknüpfen, ergriffen. Sein General, ein sehr liberaler und wohlwollender Herr, hatte ihm eines Tages gesagt: „Morgen ist das letzte große Hofvergnügen, da kommen Sie endlich einmal. Sie sind in diesem Winter noch gar nicht dagewesen."

Nun mußte Wichard hingehen.

Es war ein sogenannter „Mamsellenball". Da wir beide nicht tanzten und ich neugierig war, was sich mit Wichard etwa zutragen möchte, blieb ich immer in solcher Nähe von ihm, daß seine Begegnungen mir nicht entgehen konnten. Da sah ich, daß Ihre Majestät, als sie, von mehreren Kammerherren und Damen begleitet, einen Rundgang durch den Tanzsaal machte, Wichard zu sich rufen ließ und sich lange mit ihm unterhielt. Es war ein angenehmer Anblick: Der schöne junge Mann mit seiner eleganten Haltung und seinem vornehmen Wesen, wie er mit anmuthiger Unterthänigkeit die Fragen ausführlich und ersichtlich zum Gefallen Ihrer Majestät beantwortete. Ich bewegte mich näher hinan, verbarg mich hinter einem Pfeiler und beobachtete, wie der Melanie trunkene Augen auf Wichard gerichtet waren. Die Umstehenden achteten, wie das bei solchen Gelegenheiten geschieht, auf die Königin und den, mit welchem sie sprach. Jetzt war die Unterhaltung zu Ende und die Königin wendete sich nach einem gnädigen Gruß um.

Nun trat die Melanie auf Wichard zu, offenbar um ihn anzureden. Da sah ich einen Blick von ihm, dessen ich ihn kaum für fähig gehalten hätte. Gerade aufgerichtet stand er da, sie zu erwarten, und sah sie mit so tiefer Verachtung an, daß sie, die dreisteste Frau, die ich kennen gelernt habe, unter ihrer Schminke erröthete, die Augen niederschlug und, mehr wankend, als gehend, der Königin folgte.

Da ich gehört hatte, daß mein Vetter Jobst der Schauspielerin Pauline, welche er auch in den Abendgesellschaften Tante Balbina's traf, den Hof machte, so lenkte ich der letzteren Aufmerksamkeit auf das Mißliche dieser Zusammenkünfte. Sie wollte hiervon Nichts wissen; vielleicht fürchtete sie, es mit Pauline und dadurch mit Timon und der Mira zu verderben. Sie behauptete, die junge Schauspielerin sei eine sehr ehrenwerthe Person und Jobst gehe ganz unbefangen mit ihr um. „Wenn Du mir endlich einmal Deine Gesellschaft am Abend schenken willst, so komm' heute. Da kannst Du Beide beobachten. Und heute wird es interessant bei mir. Timon bringt einen Claviervirtuosen mit, Du wirst schöne Musik hören."

Obgleich ich Timon's Gesellschaft mied, nahm ich diese Einladung an.

Herr Müller war schon da, als ich kam. Dann kam mit der Mira

Fräulein Pauline und zugleich Jobst; etwas später Timon mit einem Herrn, den er als einen soeben aus Amerika angekommenen Pianisten einführte und einer Dame, die von letzterem als seine Frau vorgestellt wurde.

Während der Pianist spielte, — sein Spiel war recht schön, aber nicht hervorragend — konnte ich die zuhörenden Personen beobachten. Tante Balbina und die Mira erwiesen sich stille Höflichkeiten, Herr Müller langweilte sich, Timon machte der Dame, die mit dem Pianisten gekommen war, den Hof und Jobst war ganz von Pauline eingenommen. Diese betrug sich auf die sittigste Weise und dennoch mußte ich nach einigen Blicken, welche sie und Timon wechselten, an ihr Einverständniß glauben, welches aus früherer Intimität in eine vertragsmäßige Duldsamkeit übergegangen war. Meines Vetters Vertraulichkeiten wies sie mit jungfräulicher Scheu zurück und dann sah sie ihn wieder so zärtlich an, daß er sich einbilden konnte, sie trage für ihn die reinste Liebe im Herzen.

Ich freute mich, als der für mich peinliche Abend zu Ende war. Meine Wahrnehmungen hatten mich um Jobst besorgt gemacht, so daß ich genauere Erkundigungen nach seinen Verhältnissen einzog. Da erfuhr ich, daß er bedeutend verschuldet war. Ich stellte ihn zur Rede, er nahm jedoch meinen Rath nicht an. Hierauf schrieb ich seinem Vater und wandte mich in dessem Auftrage an den Commandeur, welcher die Versetzung meines Vetters in eine andere Garnison beantragte; daß er dies gethan, aber leider Jobst eröffnete. Nun bekamen natürlich Pauline, Mira und Timon Kunde davon und wahrscheinlich haben letztere bewirkt, daß jenes Gesuch abgelehnt wurde. Jobst blieb in Hannover und andere Urheber der bedauernswerthen Entscheidung waren nicht zu finden.

Während diese verdrießliche Angelegenheit mich beschäftigte, erzählte Tante Balbina mir eines Tages, wie hübsch der gestrige Abend in Herrenhausen gewesen war. Jener Claviervirtuose, welchen ich bei ihr kennen lernte, hatte vor den Allerhöchsten Herrschaften gespielt und dabei sehr Interessantes sich zugetragen. Seine Majestät war den eigenthümlichen Weisen, welche der Pianist vortrug, mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit gefolgt. Dieselben hatten den König sogar in eine, von Allen bemerkte, Unruhe versetzt. Er hatte sich in seinem Sitz hin und her bewegt und nach Beendigung des Spiels lebhaft gefragt: „Was spielten Sie da?"

„Volkslieder aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Euere Majestät," antwortete jener.

„Haben Sie die Lieder in Amerika selbst gehört?"

„Ja wohl, Euere Majestät."

„Sind die Lieder dort verbreitet?"

„Sehr! dies" — er spielte etwas auf dem Flügel — „singen in New-York die Jungen auf der Straße. Dies" — er schlug ein anderes an — „ist in Boston an der Tagesordnung; dieses singt man in Cincinnati."

„Oho!" rief der König. „Ich habe sie ja componirt."

Diese überraschende Erklärung hatte den Künstler fast aus der Fassung gebracht. „Es ist das größte Compliment für einen Componisten, wenn seine Melodien Volkslieder werden," hatte er ausgerufen.

Nun war die Freude in der Gesellschaft groß gewesen. Der Pianist hatte die einzelnen Lieder wiederholen müssen und Se. Majestät bei jedem in der huldvollsten Weise erzählt, wann und wo er dasselbe componirt habe.

„Es ist sehr auffallend," sagte ich, „daß hier die Lieder ganz unbekannt sind."

„Der Prophet gilt Nichts in seinem Lande," erwiderte Tante Balbina.

Zum Geburtstage des Königs wurde ein großes Fest in Herrenhausen vorbereitet. Es sollte eine Theatervorstellung, bei günstigem Wetter unter freiem Himmel in dem Heckentheater des großen Gartens, aufgeführt werden; aber nicht von Herren und Damen der Gesellschaft, sondern von den königlichen Schauspielern. Wallenstein's Lager wurde gewählt. Dabei sollte das Trompetercorps der Garde-du-corps im Costüm jener Zeit zu Pferde auf der Bühne erscheinen. Zu den Proben, welche die Königin mit ihrer nächsten Umgebung anzusehen pflegte, wurde auch mein Vetter Jobst zugezogen. Die Trompeter seines Regiments, welche einer Aufsicht bedurften, mußten den Vorwand geben; in Wirklichkeit verdankte er es Mira. Günther, der nicht so glücklich war, entbrannte in Eifersucht und Zorn gegen den Bruder, welcher dem Kammerherrn jetzt erheblich näher gerückt zu sein schien.

Die Flaggen auf den Häusern, Glockengeläut und Kanonendonner verkündigten den 27. Mai 1865. Auch diesmal brachte der Geburtstag des Königs eine Generalordre, welche Beförderungen im Officiercorps enthielt und nach der Parade auf dem Waterlooplatze von dem zu Pferde neben Se. Majestät haltenden General-Adjutanten vorgelesen wurde. Ich hörte am Schluß Wichard's Namen, ohne den Satz deutlich zu verstehen, sah aber gleich eine Ueberraschung bei den Nächststehenden. Wichard war seiner Stellung als Adjutant enthoben und zu seinem Regiment zurückversetzt worden.

Obgleich ich wußte, daß ihm diese Veränderung an und für sich angenehm sein würde, verdroß mich die Nachricht auf das Heftigste. Als der König weg geritten war und die Officiere über die neuen Beförderungen, welche für Einige unverdientes Glück, für Andere Härten enthielten, sprachen, war auch von Wichard's unerwarteter Versetzung die Rede. Er war ein sehr tüchtiger Adjutant geworden, sein General hatte ihn immer gelobt und war gleichfalls vollständig überrascht. Auch hier lag ein Act unberechtigter Einmischung vor; Wichard und ich wußten, von wem er kam. Die Theilnahme, welche ihm jetzt von allen Seiten bezeugt wurde, ließ seine Beliebtheit erkennen und erfreute ihn, so daß er selbst ganz zufrieden war. Sein General dagegen war sehr mißvergnügt; diese Versetzung, um welche man ihn nicht gefragt, von der man ihm nicht einmal eine Andeutung gegeben hatte, enthielt auch für ihn eine Rücksichtslosigkeit.

Die, in so kleinen Zügen sich äußernde Mißregierung schmerzte mich tiefer, als Wichard. Seine Gemüthsart war zu fröhlich, er war mit unserem Lande nicht so verbunden wie ich und der Zustand seines Herzens zu glücklich. Wir fuhren zusammen nach Herrenhausen. Er wollte der Gesellschaft zeigen, daß der Schlag ihn nicht getroffen habe.

Es war ein lieblicher Sommerabend, der große Garten vom Schlosse bis zu dem Heckentheater tageshell erleuchtet, die entfernteren Wege und Plätze lagen in matterem Licht, alle Fontänen und Cascaden sprangen; bunte Lampions,

um sie herum angebracht, warfen ihren Schein auf die steigenden und fallenden Wasser.

Das Heckentheater war mit Fahnen und Wimpeln, mit Pflanzen und Blumen, mit Teppichen und glänzenden Candelabern reich verziert. Ein Vorhang in Grün und Gold, auf welchem das hannoversche Wappen prangte, schloß die Bühne von dem Zuschauerraum ab. In diesem glänzten die Uniformen der Herren, die prächtigen Toiletten der Damen.

Die Königlichen Herrschaften, von Musik empfangen, nahmen Platz. Die Bühne öffnete sich. Das Stück, in der natürlichen Landschaft der hohen Bäume und grünen Büsche von den besten Kräften des königlichen Theaters dargestellt, die Kürassiertrompeter, „Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!" blasend, das Alles machte einen äußerst lebendigen Eindruck.

Nach der Beendigung des Schauspiels folgte die Gesellschaft dem königlichen Hofe nach den Blumengärten und unteren Räumen des Schlosses. Zu dem Geburtstage des Königs kamen in jedem Jahre viele Personen von auswärts, um im eigenen Namen oder in dem ihrer Auftraggeber zu gratuliren. Sie wurden zu den Festen dieser Tage eingeladen. Die Gesellschaft war mithin zahlreicher und, da man alte Bekannte wiedersah oder neue Bekanntschaften machte, auch lebhafter als sonst. Man bewegte sich ziemlich zwanglos, war von der eigenen Unterhaltung in Anspruch genommen und achtete weniger auf die Anderen.

Die Nachricht von Wichard's Versetzung verbreitete sich in seiner ausgedehnten Bekanntschaft; allerseits erwies man sich freundlich gegen ihn, wodurch er in noch fröhlichere Stimmung kam. So trat er, durch seine liebenswürdige Heiterkeit verschönt, unter den vielen Menschen mehr hervor, als sonst geschehen sein würde. Es gewährte mir eine Genugthuung, als ich sah, daß die Melanie ihn unlustig betrachtete.

Frau Elisabeth, welche bei diesem Feste nicht fehlen wollte, war immer von Freunden umgeben und mehrere Fremde ließen sich ihr vorstellen. Aber die Aufmerksamkeit, welche sie, die fast nie aus ihrem stillen Leben heraustrat, erregte und einem jeden erweisen wollte, griff sie an. Als das Souper beginnen sollte, wünschte sie sich zurückzuziehen. Da ich gerade zu ihr gekommen war, bat sie mich, ihren Diener und Wagen an das Portal zu bestellen.

Ich hatte dies gethan und war auf dem Rückwege zu ihr. Die Gesellschaft begab sich in die Säle, wo das Souper servirt war. Ich begegnete Wichard, der Felicia führte. Er rief mich an: „Frau von Leinau wünscht die große Fontäne in der Beleuchtung zu sehen, geh' mit uns." Ich antwortete, daß ich nachkommen wollte, sobald ich Frau Elisabeth an den Wagen gebracht hätte. „Wir erwarten Dich," sagte Wichard. Dann kam er mir noch ein paar Schritte nach und sagte leise: „Du wolltest ja das Blumenparadies sehen, in dem ich der verschleierten Melanie begegnete. Wenn wir daran sein werden, gebe ich Dir ein Zeichen."

Als ich nun weiter ging, sah ich die Melanie, welche sich eben von einer größeren Begleitung losgemacht zu haben schien und allein stand. Ich that, als bemerke ich sie nicht und gelangte zu Frau Elisabeth. Diese wünschte den Bekannten gute Nacht; es verging einige Zeit, bis sie sich entfernen konnte. Dann

führte ich sie nach ihrem Wagen und eilte hierauf Wichard und Frau von Leinau nach. Sie waren in einer der breiten Alleen weiter gegangen, zuletzt aber stehen geblieben, damit ich sie erreiche. Nun schritten wir nebeneinander fort, schweigend den Nachtigallen zuhörend, die in den Büschen neben uns sangen.

Da faßte Wichard mich an und wies seitwärts. Ich bemerkte in der hohen Hecke einen schmalen Ausschnitt. Das war die versteckte Pforte. Die Neugierde trieb mich, ich ergriff die Thür, die nicht verschlossen war. Ich trat ein, vielleicht ohne daß Frau von Leinau es bemerkte. Im Inneren des Quarrés umgab mich Blumenduft. Es war hell genug, daß ich gegenüber in der Ecke den Ruheplatz erkennen konnte. Stehenbleibend vergegenwärtigte ich mir die Scene, in der Wichard unfreiwillig mitgespielt hatte.

Da hörte ich draußen der Melanie Stimme, nicht laut, aber höchst erregt. Von Leidenschaft und Eifersucht fortgerissen, stieß sie die heftigen Worte heraus: „Ei, die sittsame Frau! In dieser Begleitung allein! Im Hellen so empfindlich auf ihren Ruf, hier seitwärts hört das auf."

Erschrocken und um die Freunde besorgt, trat ich leise vor. Um die Hecke, die mich verbarg, sah ich, daß Felicia sich von Wichard losmachen wollte, um zu entfliehen; er hielt sie aber fest. Mit seiner anderen Hand hatte er den Arm der Melanie ergriffen. Sie wollte sich ihm entwinden, vergeblich; er drückte sie fast zu Boden. Mit zornfunkelnden Augen sah er sie an, während er sprach: „Sie, Schamlose, wagen es, mir noch einmal zu begegnen? Sie sind nicht werth, die Luft zu athmen, welche diese edle Frau umgibt und vor mir vergrößert die Leidenschaft Ihre Schande."

Bei den letzten Worten ließ er sie mit einer kalten Bewegung, als werfe er sie von sich, los und führte Felicia davon.

Die Melanie stand einen Augenblick zitternd da. Dann bewegte sie sich gegen mich. Ich zog mich leise in die Ecke zurück. Sie trat ein und stürzte nach dem Ruhesitze hin. Hinter ihr schlich ich aus der Pforte. Draußen sah ich Wichard und Felicia dem Schlosse zueilen. Ich selbst ging nach der entgegengesetzten Richtung in den Seitenweg, auf welchem die Melanie gekommen sein mußte; denn wie in solchen Lagen nicht selten mit dem Ernsten das Komische sich verbindet, dachte ich in diesem aufregenden Momente an die Rathschläge und Warnungen, welche Alfred auf jenem Costümballe als niederländischer Greis ausgesprochen hatte und es fiel mir ein, daß ich hier, wo Keiner mich sehen und nur die Melanie mich hören würde, seine Rolle fortspielen könne. Ich schlich noch um die folgende Ecke des Quarrés und befand mich hinter ihrem Ruhesitze, nur die undurchsichtige Hecke zwischen mir und ihr. Alles außer den Nachtigallen und rauschenden Fontänen war still, meine Worte mußte sie vernehmen. Ich stellte mich nahe an die grüne Wand und mit einer Stimme, welche ich der damaligen Alfred's nachzuahmen suchte, sprach ich feierlich: „Melanie!"

Ich hörte ein Geräusch. Die Gerufene schien aufzustehen.

„Der Greis spricht, der Dich seit jenem Abend kennt, wo die Treffkönigin am Arme des Kartenkönigs ging. Du irrst, wenn Du Deine Handlungen verborgen wähnst; denn immer wirst Du beobachtet. Auch auf dem Platze, wo Du jetzt bist, wolltest Du einst verschleiert sündigen."

Ein leiser Schrei drang zu mir; dann rauschten ihre Kleider. Durch die Seitengänge entfernte ich mich.

Die Musik aus dem Schlosse klang mir entgegen. Der größte Theil der Gesellschaft war drinnen; aber auch draußen waren Viele, welche lustwandelnd die milde Nacht genossen. Ich suchte Wichard und Leinau's, sah sie zusammen fortgehen und kam ihnen auf einem Umwege entgegen. Sie hatten mich gesehen. Dann mischte ich mich unbefangen in die Gesellschaft.

Als die Majestäten sich zurückgezogen hatten, trat Tante Balbina mit Marie zu mir: „Ein schönes Fest! Nicht wahr, Ernst?“

„Prächtig.“

„Ich wollte der Melanie noch gute Nacht sagen, kann sie aber nicht finden.“

„Ich habe sie beim Souper nicht gesehen.“

Am andern Morgen früh kam Wichard zu mir: „Frau von Leinau bat ihren Mann, daß sie gleich nach Hause führen. Sie nahmen mich mit. Unterwegs erzählten wir ihm Alles. Er fühlt sich von der Melanie so beleidigt, daß er sie zur Rechenschaft ziehen will.“

Ich antwortete: „Geh' zu ihm und bitte in meinem Namen, dies nicht zu übereilen. Versäumt wird hierdurch Nichts. Ich habe Alles gesehen und gehört und bin Zeuge. Felicia ist vollständig gerächt. Will er trotzdem nicht warten, so bitte ihn, mich wenigstens erst zu hören und benachrichtige mich. Am besten ist aber, es wird von der Sache gar nicht gesprochen.“

Nach einer Stunde brachte Wichard die angenehme Nachricht, daß der gekränkte Ehemann vorläufig beruhigt war.

Am Nachmittage ging ich zu Tante Balbina und erkundigte mich nach ihrem Befinden. Sie sei wohl, sagte sie, die Melanie aber krank. In der folgenden Zeit erfuhr ich auf demselben Wege, daß letztere ganz still leben müsse und nicht viel später, daß sie abgereist war, um sich zu erholen.

Der König hatte den Pianisten, welcher Sr. Majestät Compositionen als amerikanische Volkslieder gespielt hatte, zum Concertmeister gemacht und dieser sollte ein Musikfest leiten, zu welchem eine Probe in dem schönen neuen Wagenhause des königlichen Marstalls stattfand. Um die Akustik des Raumes zu prüfen, war derselbe statt des Publicums mit dahin commandirten Soldaten gefüllt. Der Hof erschien zu der Probe, bei welcher sich herausstellte, daß der neue Concertmeister seiner Aufgabe keineswegs gewachsen war; er konnte nicht einmal die Partitur lesen. Nun richtete der König eingehendere Fragen an ihn, worauf der Concertmeister behauptete, selbst Symphonien componirt zu haben. Hierauf befahl der König, daß in dem ersten Theaterconcert der nächsten Saison eine dieser Symphonien aufgeführt werde.

18.

Die Verhandlungen, welche nach dem Wiener Frieden zwischen Oesterreich und Preußen über die Elbherzogthümer geführt wurden, ließen die Unmöglichkeit einer Einigung der beiden Großmächte in den wichtigsten deutschen Angelegenheiten von Neuem erkennen. Oesterreich wollte Preußen [illegible] achtvergrößerung im Norden nur dann gestatten, wenn [illegible] selbst durch [illegible] g preußischer

Landestheile vergrößert würde, was der König Wilhelm ein für alle Mal verweigerte. Und doch mußte die unerträgliche gemeinschaftliche Verwaltung jener Länder aufhören. So kam im August 1865 der Gasteiner Vertrag zu Stande, in welchem Preußen das Herzogthum Lauenburg gegen eine an Oesterreich zu zahlende Geldsumme für sich allein erwarb, während Schleswig-Holstein gemeinsamer Besitz blieb, aber getrennt, Schleswig von Preußen, Holstein von Oesterreich besetzt und verwaltet werden sollte. Nur zu den Garnisonen von Rendsburg und Kiel bestimmte man Truppen beider Mächte. Dieser Vertrag war lediglich ein Auskunftsmittel, die Entscheidung weiter zu vertagen.

Im Königreich Hannover waren indessen neue Zwistigkeiten entstanden. Das Ministerium, welches die Erbschaft des Grafen Borries angetreten und sich bemüht hatte, den Unfrieden zu beseitigen, hatte die Gnade des Königs bereits verloren und war in Gefahr zu scheitern. Augenblicklich wartete ein, die Landtagswahlen betreffendes Gesetz, welches mit der Genehmigung des Königs den Ständen vorgelegt und von ihnen gebilligt worden war, auf die königliche Vollziehung. Letztere mußte erfolgen oder der Minister des Innern abtreten. Als hiervon eines Abends bei Frau Elisabeth die Rede war, sagte Aurelius, daß der ehemalige Polizeidirector Wermuth, welcher jetzt Landdrost in Hildesheim war, den König nachträglich vor dem Gesetze wegen darin enthaltener liberaler Concessionen gewarnt habe, daß aber die vier neuen Minister im jetzigen Ministerium sich bei der Uebernahme der Regierung gegen einander verpflichtet hätten, zusammen ihre Entlassung zu nehmen, wenn einer von ihnen zur Niederlegung seines Amtes genöthigt würde. Allgemeiner bekannt war, daß Wermuth's Entfernung von der Residenz seinen unheilvollen Rathschlägen bei dem Könige kein Ende gemacht hatte. Das Publicum glaubte, daß die dunklen Rathgeber Georg's V. den Minister des Innern und den der Finanzen, welche von ihren Umtrieben am meisten betroffen wurden und sich denselben widersetzten, stürzen wollten.

Im September fand eine Truppenconcentrirung zu Manövern statt, die bei Hildesheim beginnen, sich nach Hameln und dann zurück nach Hannover ziehen sollten. Die Stadt Hildesheim war im Jahre 1848 revolutionär und bis in die neueste Zeit oppositionell gewesen. Der Chef der Provinz, der Landdrost Wermuth, wollte die Gelegenheit der Manöver benutzen, um dem König zu zeigen, daß er die Eingesessenen seines Bereichs zu treuen Unterthanen bekehrt habe. Der königliche Hof residirte während der längsten Zeit dieser Truppenübungen in dem fertigen Theile der Marienburg, von wo die Allerhöchsten Herrschaften mehrere Male nach Hildesheim kamen und in der Dienstwohnung des Landdrosten abstiegen. Es hätte keiner Bemühung des letzteren bedurft, um die Bewohner der Stadt und des wohlhabenden Landes umher zur Darbringung schicklicher Huldigungen bei der Anwesenheit des Landesherrn zu bewegen. Auch hier sicherte die Anhänglichkeit an das königliche Haus den Majestäten überall einen freudigen Empfang. Nun aber hatten die Anstrengungen Wermuth's bewirkt, daß diese Aeußerlichkeiten einen byzantinischen Anstrich erhielten und sich wie ein Jubel des Volkes ausnahmen, welcher den König wohl bethören konnte. Die Reden waren überschwänglich und die Festlichkeiten in Hildesheim auf das Größte angelegt. So ein Fackelzug, welcher, den Domplatz füllend, vor dem

Hause des Landdrosten Aufstellung nahm; so besonders die Illumination am Geburtstage des Kronprinzen, bei welcher die Gebäude und Straßen, die der alten Stadt den Namen des norddeutschen Nürnbergs verschafft haben, von Künstlerhand mit Licht und Farben geschmückt, ungemein schön aussahen.

Daß alle diese Veranstaltungen den Landdrosten in der Meinung des Königs noch höher stellten, war begreiflich. In jener Zeit war Wermuth der mächtigste Mann im Lande. Von seiner Behausung strahlte die königliche Gnade aus, seinen Vorschlägen folgend, verlieh Se. Majestät nach diesen Festtagen Titel und Orden.

Die katholische Geistlichkeit der Bischofsstadt benahm sich bei der Anwesenheit des Königs eher zurückhaltend als zuvorkommend. Die geistlichen Herren des Domcapitels hatten die Anordnungen, welche für die Truppenconcentrirung und die Feste getroffen werden mußten, ihrerseits unterstützt und genügten demnächst allen Forderungen, welche die Etiquette an sie stellte; aber sie gaben nicht die begeisterte Theilnahme zu erkennen, die man von ihnen erwartet hatte und hieran vermochten weder die Besuche, welche sie von den Flügeladjutanten erhielten, noch die Aufmerksamkeiten, welche die Majestäten ihnen erwiesen, etwas zu ändern. Wahrscheinlich wollten sie ihre Mißbilligung ausdrücken, daß an dem Sturze des Ministeriums gearbeitet wurde, dem Windthorst angehörte.

An einigen Manövern nahmen braunschweigsche Truppen Theil. Es war bemerkenswerth, daß ihre Officiere auf unsere Gemeinschaft weniger als früher Werth legten. Nach der Formation des 10. Bundes-Armeecorps gehörten sie in den taktischen Verband der hannoverschen Truppen. Sie hatten, wie es schien, die Hoffnung aufgegeben, daß diese Formation militärisch ersprießlich sich entwickeln könne. Ihre Sympathien gehörten der preußischen Armee.

Am Schluß der diesjährigen Manöver gab der König ein großes Militärdiner im Residenzschlosse zu Hannover und trank hierbei auf das Wohl seiner Armee, in welcher, wie er sagte, alle Waffen unübertrefflich, alle Chargen mit ausgezeichneten Männern besetzt seien. Durch eine solche Armee, so schloß er, sei Er, sein Haus und sein Königreich sicher.

Wenige Wochen nach den Hildesheimer Festen trat der Ministerwechsel ein. Dort war das Schicksal des bisherigen Ministeriums entschieden, das heißt der vier Minister, welche nach dem Abgang des Grafen Borries ernannt waren; denn die Minister des Auswärtigen und des Krieges blieben in dem neuen, dem letzten hannoverschen Ministerium. Den Minister Windthorst hätte, so sagten kundige Leute, der König gern behalten und er wäre auch gern Minister geblieben; aus Solidarität mit seinen Collegen mußte er deren Schicksal theilen. Neue Minister wurden: für das Innere Bacmeister, der als kenntnißreich und sehr klug bekannt war; für die Justiz Leonhardt, ein namhafter Jurist; für die Finanzen Dieterichs und für den Cultus von Hodenberg. Von Dieterichs wußte man Nichts, als daß er ein Neffe des Landdrosten Wermuth und früher Postrath gewesen und von Hodenberg, daß er ein ganz junger Diplomat und sehr kirchlich gesinnt war. Diese Ministerernennungen machten den ungünstigsten Eindruck im Lande. Die Namen Bacmeister und Leonhardt vermochten nicht, das Mißtrauen gegen das neue Ministerium zu beseitigen. Im Publicum erzählte

man sich sogar, Wermuth stehe im preußischen Solde und müsse die Mißregierung in Hannover so arg wie möglich machen. Tante Balbina fand keinen Unterschied zwischen den neuen und den abgetretenen Ministern; es waren abermals drei bürgerliche und nur ein adeliger.

Die Gesellschaft rüstete sich wieder zu den Freuden des Winters. Im Hoftheater begannen die Concerte und das erste sollte eine Symphonie bringen, welche der für die amerikanischen Volkslieder zum Concertmeister gemachte Pianist componirt hatte. Der Hof war erschienen, der Saal gefüllt, die Symphonie begann, ein sonderbares Tongewirr. Die Anwesenden begriffen erst nicht; sie wurden gespannter, die folgenden Sätze erhöhten die Verwunderung und das Mißfallen. Man hörte ein Machwerk der unkundigsten Hand. Die Unzufriedenheit im Saale fand einen starken, nur durch die Gegenwart der Majestäten gemäßigten Ausdruck. Als das Publicum das Theater verließ, hatte manche Dame Thränen in den Augen und die Männer waren außer sich vor Scham und Entrüstung. Der blinde König konnte nicht vollständig begreifen, was in dieser Stunde um ihn her vorging; denn er sah die Gesichter nicht. In der Nacht verließ der Concertmeister Hannover heimlich für immer.

Dieser Vorfall war nur eine von den Verdrießlichkeiten, welche Georg V. von Schmeichlern bereitet wurden. Nicht lange mehr sollten die großen Ereignisse ausbleiben, die ihm den Thron kosteten, weil er, der Rathgeber bedürftig, die schlechten lieber als die guten hörte.

Frau Elisabeth vermied, von Hofgeschichten zu sprechen, wenn sie ihr nicht Gelegenheit gaben, die Königin zu loben. Ein Anderer brachte in ihrer Gesellschaft das Gespräch auf des Pianisten Auftreten und Verschwinden und äußerte, daß die Königin unvorsichtig gehandelt habe, indem sie gestattete, daß er bei ihr spielte.

„Die arme Königin!“ sprach hierauf Frau Elisabeth. „Ist es nicht begreiflich, daß sie jede Gelegenheit benutzt, den König zu zerstreuen? Ihre nächste Umgebung hatte den Mann empfohlen und wenn der König nicht selbst den Betrug mit den sogenannten amerikanischen Volksliedern erkannte, was konnte die Königin thun?“

„Sie sollte ihre Umgebung kennen und ihr nicht vertrauen,“ meinte Jener.

„Kaum eine Frau kann sagen, wie selbständig sie in der Lage geblieben wäre, in der sich die Königin seit Beginn ihrer Ehe befunden hat,“ entgegnete Frau Elisabeth. „Männer können dies noch weniger, denn sie wissen nicht, wie sehr eine gute Frau von dem Gedanken beseelt wird, den Lebensgefährten zu beglücken. Der Freund, welchem die unerfahrene Kronprinzessin, die junge Königin ihr Vertrauen schenkte, der sie leiten sollte und allein leiten wollte, war ihr blinder Mann. Ist es nicht natürlich, daß sie, von Mitleiden mit ihrem Gemahl erfüllt, Alles vermied, was dessen mißtrauisches Gemüth auch gegen sie und die heranwachsenden Kinder richten konnte; daß sie ihren eigenen Willen aufgab, damit der König in ihrer Nähe sich wohl fühle?“

„Wenn aber des Königs Willen auch da keinen Widerstand findet, wo er in's Unglück führt?“

„Dann wird die Königin in ihrem Gott ergebenen Herzen die Kraft finden, das Unglück würdig zu tragen,“ antwortete Frau Elisabeth.

Das Verhältniß meines Vetters Jobst zu der Schauspielerin Pauline bedrohte die Familie mit Kummer und Aergerniß. Er war ganz von ihren Banden umstrickt und sie legte es darauf an, daß er sie heirathe. Sein Commandeur wollte nicht noch einmal den Versuch machen, ihn aus Hannover zu entfernen. Er sagte mir: „Ich habe Ihren Vetter gewarnt und warnen lassen, mehr kann ich augenblicklich nicht thun. Will er die Person heirathen, so muß er abgehen. Es wäre schade, denn es steckt ein guter Cavallerist in ihm."

Als meine Vorstellungen bei Jobst nutzlos blieben, rieth ich Onkel Georg, ihm zu schreiben, daß er die väterliche Einwilligung zu einer Ehe mit der Schauspielerin nicht erhalten würde und, wenn noch weitere Schritte nöthig wären, nach Hannover zu kommen, um eine Audienz bei Sr. Majestät zu erbitten.

Onkel Georg wollte sich nicht gern mit einer Anklage seines eigenen Blutes an den König wenden. Da Jobst aber geantwortet hatte, daß er als fünfundzwanzigjähriger Mann wisse, was er zu thun habe, daß Fräulein Pauline eine ausgezeichnete Dame sei, die er liebe und heirathen werde, so kam sein Vater nach Hannover, wo er die erbetene Audienz sogleich erhielt. Ihren Verlauf erzählte er mir, durch die königliche Huld in eine gehobene Stimmung versetzt. Der König hatte ihm ruhig, nur einige Male „Oho!" rufend zugehört und dann gesagt: „Das habe ich gar nicht gewußt, das hat man mir nicht gemeldet. Man hat mir berichtet, Ihr Sohn habe Schulden, sei aber ein tüchtiger Officier. Schulden machen, wenn man sie bezahlen kann, ist ja nicht so schlimm. Ihr Sohn ist ein großer, stattlicher Mann und paßt in meine Garde-du-corps. Deshalb lehnte ich seine Versetzung ab. Jetzt aber werde ich sie sogleich befehlen. Ich will keine unpassenden Verbindungen meiner Officiere."

Es war, wie ich vermuthet hatte. So wurden höchst wahrscheinlich auch andere Fälle dem König, der ein empfindliches Gefühl für die Ehre seiner Officiere hatte, unrichtig dargestellt und der Tadel der Entscheidung fiel dann ungerechter Weise auf den Monarchen.

Der König habe darauf, so erzählte Onkel Georg weiter, mit einem merkwürdigen Gedächtniß von verschiedenen Personen und Verhältnissen gesprochen, an die er gewiß lange nicht gedacht hatte. „Aber er sieht blaß aus. Er nimmt sich die Politik zu nahe. Er sprach von seinen treuen Hannoveranern, die sich auf ihn ebenso verlassen könnten, wie er auf sie baue. Nun, die Preußen werden es erfahren, was es heißt, sich an alten Souveränetätsrechten zu vergreifen! Sie werden ihr Wagniß aufgeben. Das habe ich dem König gesagt und es schien ihn zu erfreuen."

Da Onkel Georg nun auch zur königlichen Tafel befohlen und von der ganzen königlichen Familie in liebenswürdiger Weise ausgezeichnet war, so verließ er die Residenz leichteren Herzens, obgleich er seinen Sohn Jobst nicht gesehen hatte. Dieser wurde zu den Dragonern versetzt, die Schauspielerin Pauline nicht wieder zu Hofe befohlen. Nun lud auch Tante Balbina sie nicht mehr ein. Mira aber erschien nach wie vor in Herrenhausen und an dem Theetische Tante Balbina's.

Leider gelang es nicht immer, unangenehmen Vorfällen in den Officiercorps eine so richtige Wendung zu geben, wie dem eben erzählten meines Vetters

Jobst. Eine Handlung, welche auf Timon ein sehr übles Licht warf, durfte nicht mit Schweigen übergangen werden. Es war die Pflicht des Oberstlieutenants von Leinau, auf eine förmliche Untersuchung zu dringen. Die Sache wurde in die Länge gezogen und, als der höhere Vorgesetzte, ein General, auf dessen Selbständigkeit und Klugheit die Armee großes Vertrauen setzte, die vorschriftsmäßige Erledigung forderte, durch eine nichtssagende Erklärung beigelegt. Dieser General und der Oberstlieutenant von Leinau baten deshalb um ihren Abschied, den sie zum großen Bedauern der Armee erhielten. Wichard kam, als er dies erfahren hatte, in großer Erregung nach Hannover und wollte auch seinen Abschied nehmen. Wir hatten Mühe, ihn von diesem unbegründeten Schritt zurückzuhalten. Leinau's wurden viele Zeichen der Freundschaft und ehrendsten Anerkennung zu Theil. Sie verließen die Garnison schnell und reisten nach Italien.

Während Viele, durch solche Vorfälle bekümmert, die Zukunft in trübem Lichte sahen, veranstaltete im December die Provinz Ostfriesland große Feste zur Feier ihrer funfzigjährigen Vereinigung mit der Krone Hannover. Der König reiste dazu nach Aurich und beantwortete die Huldigungen, welche ihm dargebracht wurden, damit, daß er das Welfenreich pries, welches bestehen werde „bis an's Ende aller Dinge". Als schon der Boden unter seinem Throne von Tag zu Tag unsicherer wurde, glaubte er noch, ein mächtiger Herrscher zu sein. Bei diesem ostfriesischen Jubiläum stiftete er einen neuen Orden, den Ernst-August-Orden. Das Jahr, welches das letzte seiner Regierung sein sollte, ging für ihn in schönen Träumen zu Ende.

Mir brachte der Schluß des Jahres zu den Verdrießlichkeiten, die ich erzählt habe, noch die Schmerzen, welche mir das Wiedersehen Adelens bereitete; denn ich konnte es nicht verweigern, mit Wichard das Weihnachtsfest bei unseren Eltern zu verleben. Alfred hatte sich vor einigen Wochen im Auftrage seines Geschäftshauses zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt nach London begeben.

Als wir am Tage vor dem Weihnachtsfeste auf dem Gute ankamen, fanden wir einen uns fremden Gast, Guido, einen Oesterreicher. Er war ein Dreißiger, nicht häßlich, hatte etwas Gutmüthiges und einen Zug von Trauer in seinem Gesicht. Wie ich alsbald von meiner Mutter hörte, war er bei der österreichischen Verwaltung in Holstein beschäftigt, Wittwer mit einem Kinde, sehr reich und sehr vornehm. Auf die Empfehlung des österreichischen Bruders des Barons, welche er bald nach seiner Ankunft in Holstein überbracht hatte, war er auf dem Gute freundlich aufgenommen und zum Weihnachtsfest eingeladen.

Zum ersten Male seit langer Zeit waren im Schlosse alle Kinder des Hauses wieder vereinigt. Christian war preußischer Gardeofficier, von seinem Dienst begeistert, von preußischen Anschauungen bereits sehr erfüllt. Friedrich sah mehr wie ein Gelehrter oder Geistlicher aus, war schweigsam und beschäftigte sich mit der Jurisprudenz, welche er zum Beruf gewählt, und mit archäologischen und ästhetischen Studien, die er in Rom mit Eifer begonnen hatte. Er war von der katholischen Religion eingenommen, sehr österreichisch gesinnt und wartete mit der Absicht, in den Staatsdienst seines Vaterlandes zu treten, auf die endliche Entscheidung von Schleswig-Holsteins Schicksal.

So waren wir Alle versammelt, bis auf Alfred, der nicht wieder nach dem Gute gekommen, aber brieflich mit meinen Eltern, dem Baron und dem Capitän in ununterbrochener Verbindung geblieben war. Die Herren vom Gute hatten ihn einige Male in Hamburg gesehen und Gelegenheit gehabt zu hören, daß er die hohe Achtung seiner Chefs und seiner Mitarbeiter besaß. Trotz der ihm ungewohnten Lebensweise hatte er sich äußerst kräftig erhalten. Durch zweckmäßige Ausnutzung der Zeit machte er es möglich, daß er ritt, Schlittschuh lief oder ruderte und schwamm. In den drei letztgenannten Fertigkeiten war er den jungen Männern Hamburgs überlegen.

Wann endlich der Zeitpunkt von Wichard's Hochzeit gekommen sein werde, lag noch im Schooße der Zukunft. Der Baron wollte zu Gunsten seiner Brüder in einem alten Proceß nachgiebig sein, wenn sie in die Aenderung des Familienstatuts willigten. Augenblicklich war sein dänischer Bruder krank, so daß an Verhandlungen mit diesem nicht zu denken war. Doch wurde Wichard's Verlobung, wenn auch nicht öffentlich erklärt, nicht mehr als ein Geheimniß behandelt.

Die beiden Brautleute, glücklich in ihrer Liebe, lebten mehr unter sich als mit uns. Unter den Andern aber waren verschiedene Neigungen und Ansichten, die sich zuweilen lebhaft äußerten.

Der Baron, welcher aus dem Briefwechsel, den er sowohl nach Wien, wie nach Berlin unterhielt, wußte, daß die österreichische Regierung die Absicht festhalte, durch zähes Ausharren und geschickte Einwirkung auf die anderen Mächte Preußen zur Nachgiebigkeit in den deutschen Angelegenheiten zu zwingen, war mehr und mehr auf den politischen Standpunkt des Capitäns gekommen: daß nur Preußen befriedigende Zustände in den Herzogthümern, wie in Deutschland überhaupt herbeiführen könne. In dieser Ansicht bestärkte ihn das mit ihrem eigentlichen Wesen in Widerspruch stehende Verfahren der österreichischen Regierung, die Ansprüche des Herzogs Friedrich durch demokratische Umtriebe unterstützen zu lassen.

Daß dem letzteren die Erbfolge in Schleswig-Holstein rechtlich zustehe, war die Ueberzeugung, welche mein Vater aus dem Studium der verwickelten Frage gewonnen hatte. Deshalb waren ihm die Bedenken, die man gegen einen neuen kleinen Staat erhob, wenn auch an sich begründet, zunächst doch nebensächlich. Als Feind demokratischer Agitationen beklagte er, daß in ihnen der Herzog einen Bundesgenossen gefunden hatte und es verletzte ihn, daß die österreichische Regierung, welche früher von den Augustenburgischen Ansprüchen Nichts hatte wissen wollen, dem Herzog jetzt das Land aus keinem anderen Grunde verschaffen wollte, als um es Preußen zu entziehen; jedoch konnte auch dies Vaters Rechtsanschauung nicht beeinflussen.

Meine Mutter verleugnete ihre Kehdingsche Geburt nicht; sie hatte immer gehört, daß von Preußen nichts Gutes zu erwarten sei und blieb hierbei, ohne indeß, wie wohl in früheren Jahren, lebhaften Widerspruch gegen die andere Meinung zu erheben. Die Baronin stand auf der Seite des Königs von Preußen, des Onkels ihres mecklenburgischen Großherzogs. Uebereinstimmend waren beide Damen — wie mir schien, mit einem Vorurtheil — gegen Guido eingenommen,

seitdem sie bemerkt hatten, daß er sich um Adelens Neigung bewarb. „Guido ist ja Katholik," sagte meine Mutter. Das war er, aber kein starrer Ultramontaner, vielmehr freidenkend hinsichtlich der Confessionen. Mich peinigte der Gedanke, daß dieser neue Nebenbuhler Adele gewinnen könnte.

Guido war auf Universitäten gebildet, strebsam, hatte sich im öffentlichen Leben schon umgesehen, war einige Jahre Officier, dann bei verschiedenen Behörden in Wien, sowie bei einigen Gesandtschaften beschäftigt gewesen und auf seinen Wunsch nach Holstein geschickt, um die politischen Zustände Norddeutschlands kennen zu lernen. Er gehörte zu den großen Grundbesitzern des Kaiserstaats und hatte die Aussicht, in letzterem die höchsten Stufen zu erreichen. Er beurtheilte die Dinge etwas rasch und für sein Oesterreich war er blind.

Wir kamen bald auf die österreichische Armee, deren jetzigen Zustand er für einen vollkommenen hielt. Sie habe die Erfahrungen des unglücklichen Jahres 1859 benutzt, das Bedächtige abgestreift und den raschen, stürmischen Angriff sich zu eigen gemacht, welcher damals der französischen Taktik die Ueberlegenheit gab.

„Das hat Ihnen im vorigen Jahre gegen die Dänen viel Blut gekostet," bemerkte der Capitän.

„Wir machen's dafür auf die Art schneller ab," entgegnete Guido.

„Hätten die Dänen unser Zündnadelgewehr gehabt, so würde Ihr Darauflosgehen nicht gelungen sein", meinte Christian.

„Wir kennen Ihr Gewehr aus unserer Kriegskameradschaft. Das Gewehr macht's nicht," antwortete Guido.

Da jetzt Friedrich die Unvorsichtigkeit beging, die österreichischen Truppen ohne Sachkenntniß zu rühmen und über die preußischen zu stellen, so gerieth er mit Christian in ein hitziges Wortgefecht.

Meine kluge Mutter mochte vorausgesehen haben, daß die Politik die Harmonie unter den jungen Männern stören könnte, wenn nicht Christian, welcher die preußische Großmacht vertrat, durch die stärkere Macht der Liebe gebunden würde. Sie hatte Eichborns eingeladen, die am zweiten Festtage ankamen. Nun wurde Christian durch Bertha's Anwesenheit unserer Unterhaltung fast ganz entzogen.

An einem der folgenden Tage versammelten wir uns nach dem Diner in dem Abendzimmer der Baronin. Die Thüren nach dem großen Saal, in welchem die Weihnachtsbescherung stattgefunden hatte, waren geöffnet, die Kronleuchter darinnen brannten. Die hübsche Art, wie die Baronin den Weihnachtssaal auszurüsten pflegte, war in der Umgegend berühmt. Sie verstand und liebte es, ihre Bescherung mit Tannenbäumen und Tannenzweigen in wechselnder Form zu schmücken. Diesmal ragte zwischen den beiden Kronleuchtern ein hoher, mit dem niedlichsten Zierath bedeckter Tannenbaum bis zu der gewölbten Decke und an den Wänden waren durch kleine Lichterbäume und bunte Guirlanden Lauben hergestellt, für jeden der Beschenkten eine.

Die älteren Herren waren in das Rauchzimmer des Barons gegangen, die älteren Damen setzten sich mit Guido und Friedrich um den Kamin und hörten des Ersteren Erzählungen aus Oesterreich zu. Als Guido hierdurch gefesselt

war, verließ Adele sie und ging in den Saal. Ich folgte ihr. Wichard und Clotilde saßen in einer, Christian und Bertha in einer anderen der entfernteren Lauben. Adele ließ sich an dem großen Weihnachtstische für Pastors Kinderschar nieder. Ich blieb vor ihr stehen.

„Weshalb ist Alfred niemals wieder zu uns gekommen?“ fragte sie.

„Wie ich höre, hat er sich mit seinen Geschäften entschuldigt.“

„Das ist ein Vorwand. Wie glücklich Clotilde ist! Wäre doch unser Familienstatut aus der Welt! Ich halte diese Beschränkung der freien Herzenswahl für ein Unrecht. Sie doch auch?“

„Solche Statuten sind nicht ohne Grund entstanden.“

„Ich würde mich nie danach richten! Wenn der Mann, den ich liebe, mich liebt, so heirathe ich ihn. Ihnen kann ich das wohl sagen, Ernst. Sie wissen, daß ich Sie und Wichard für Eins halte.“

„Wenn aber der, welchen Sie lieben, Sie nicht liebt, Adele?“

Sie stand heftig auf und kehrte erbittert zu der Gesellschaft an den Kamin zurück. Da saß sie, still vor sich niederblickend. Guido erzählte weiter, ich weiß nicht, ob sie ihm zuhörte; aber als er schwieg, bat sie ihre Mutter, die Lichter an den Tannenbäumen wieder anzünden zu lassen und ging, als dies geschehen war, nun mit ihm und Friedrich in den Saal. Sie war in auffallender Weise freundlicher gegen Guido, als ich dies bis jetzt gesehen hatte, freundlicher gegen Friedrich, welcher die Bewerbung des Oesterreichers um die Schwester zu unterstützen schien. Ich konnte die Kerzen auf den Tannenzweigen nicht fröhlich ansehen; mein Herz brannte und schmerzte. Und auch Adele war nicht froh bei den Weihnachtslichtern an Guido's Seite.

Jetzt kamen die Herren aus dem Rauchzimmer zu uns. Der Baron hatte eine Zeitung in der Hand und wandte sich an Guido: „Im nächsten Monat soll in Altona eine große Volksversammlung zu Gunsten des Herzogs Friedrich stattfinden. Dazu wollen Demokraten aus den entferntesten Theilen Deutschlands kommen. Es ist schon von Steuerverweigerung die Rede. Wird die Regierung das dulden?“

„Wenn die Leute nichts weiter thun, wie reden, glaube ich, lassen wir sie reden,“ antwortete Guido.

„Würden Sie das in Oesterreich auch dulden?“

Er schüttelte den Kopf.

„Dann sollte Oesterreich auch in diesem von ihm verwalteten Lande Umtriebe, welche Gift in das gesunde Volk tragen, verhindern,“ sprach jetzt mein Vater.

„Dies Land ist im Ausnahmestande,“ entgegnete Guido, „und soll erst einen Herrn bekommen. Da dürfen wir die Volksstimme nicht ersticken.“

„Freilich verwalten Sie Holstein,“ sprach mein Vater weiter; „aber Preußen ist Mitbesitzer. Preußen wird gegen Ihr Verfahren Widerspruch erheben und dann wird die Spannung noch größer.“

„Thut nichts. Schließlich gibt Preußen nach,“ antwortete Guido.

„Woraus schließen Sie das?“ fragte jetzt der Capitän.

„Gäbe es nicht nach, dann hätte es einen Krieg mit Oesterreich, welches

sich gerade jetzt in der sichersten Position befindet, während Preußen keinen Verbündeten hat. Alle deutschen Staaten sind gegen Preußen, welches sich obendrein im bittersten Streit mit seinen Volksvertretern herumschlägt."

„Und das reicht zu Ihrer Sicherheit hin?" fragte der Capitän weiter.

„Nun! der König von Preußen will unter keinen Umständen ein Stück seines Landes abtreten. Das ist sehr ritterlich, aber nicht politisch: denn Napoleon III. rechnet hiermit. Wir dagegen haben Venetien, an dem uns Nichts liegt. Geben wir es dem Kaiser der Franzosen, damit er sein Wort: Italien frei bis zur Adria! einlösen kann, so haben wir die Hilfe Frankreichs. Preußen wäre zermalmt, wenn es nicht ein zweites Olmütz vorzöge."

Dem Capitän schwollen die Adern an der Stirn und auch ich wurde heiß vor Zorn, daß die Oesterreicher daran denken konnten, die Hilfe Frankreichs gegen Deutschland zu erkaufen. Ich mußte mich zwingen, still zu schweigen. Die älteren Herren brachen das Gespräch aus Besorgniß, es möchte allzu lebhaft werden, ab.

Die gründlich verschiedene Auffassung zwischen uns und Guido, der sich übrigens liebenswürdig zeigte, trat noch mehrere Male, innerlich störend, hervor. Wir bedauerten deshalb nicht, daß er uns vor Neujahr verließ. Der Abschied geschah in den verbindlichsten Formen. Guido bat, wiederkommen zu dürfen. Adele hatte sich nach jenem Abend in dem Weihnachtssaal, wo sie sich von ihrer Heftigkeit leiten ließ, zurückhaltender benommen, ohne ihm jedoch diejenige Kälte fühlen zu lassen, mit welcher sie der Werbung des Grafen Eberhard begegnet war. Und Guido war offenbar von ihrem Geist ebenso, wie von ihrer großen, in voller Jugendfrische prangenden, stolzen Schönheit entzückt. Ich zitterte bei dem Gedanken, daß die Hand, welche von Alfred zurückgewiesen wurde, ihm beschieden wäre, daß Adele, in der Hoffnung, das einfache Loos des geliebten Mannes zu theilen, getäuscht, nach dem Glanze des großen Namens und Besitzes griffe; denn ich war überzeugt, daß dies leidenschaftliche, weiche Herz in solcher Ehe brechen müsse.

Eichborns, welche das Neujahrsfest unter ihren Gutseingesessenen begehen wollten, verließen uns auch. Christian und Bertha wurde die Trennung schwer.

So waren wir denn am Sylvesterabend und Neujahrstage unter uns. Nur Wichard und Clotilde sahen ohne eine Sorge in die Zukunft. Glücklich, erwarteten sie das größte Glück vom neuen Jahre, welches, wie sie hofften, ihre Verbindung bringen werde. Adele und ich suchten durch äußere Heiterkeit zu verbergen, was in uns vorging. Christian schwieg in den Gedanken an Bertha und Friedrich schwieg wie gewöhnlich; so geriethen die Beiden wenigstens nicht in Streit. Mein Vater, der Baron und der Capitän sahen der kommenden Zeit um des Gemeinwohls willen mit Sorge entgegen. Der Frauen liebevoller Bemühung gelang es nicht vollständig, die Stirn der Männer zu glätten. Wir Alle waren aber dankbar für das Gute, welches die so eng verbundenen Familien in ihrem Zusammenleben und Wirken genossen und wohl jeder von uns trat mit der stillen Bitte, daß dieses schöne Glück ungetrübt bleiben möge, in das neue Jahr 1866.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)



Die Pest in Bergamo.

Von

J. P. Jacobsen.

Mit einem Nachwort von Georg Brandes.

Alt-Bergamo lag oben auf dem Rücken eines niedrigen Berges, von Mauern und Thoren eingeschlossen, und das neue Bergamo lag unten am Fuße des Berges, allen Winden zugänglich.

Einst brach die Pest aus dort unten in der neuen Stadt und griff furchtbar um sich; viele Menschen starben und die anderen flüchteten in die Ebene hinaus, nach allen vier Weltgegenden. Und die Bürger von Alt-Bergamo zündeten die verlassene Stadt an, um die Luft zu reinigen; aber das half Nichts, auch dort oben starben jetzt die Leute, zuerst nur Einer jeden Tag, dann fünf, dann zehn und dann zwanzig und als es auf's Höchste gestiegen war, noch Viele mehr. Und flüchten konnten sie nicht, wie die aus der neuen Stadt geflüchtet waren. Wohl hatten Einige dies versucht, aber sie mußten nun ein Leben führen wie gehetztes Wild, in Gräben und Durchlässen, unter Hecken und in den grünenden Feldern verborgen; denn die Bauern, denen hie und da durch die ersten Flüchtlinge die Pest auf den Hof gebracht worden war, steinigten jedes fremde Wesen, das sie antrafen, fort von ihrem Grund und Boden, oder schlugen sie wie tolle Hunde ohne Gnade und Barmherzigkeit nieder, in gerechter Nothwehr wie sie meinten. Sie mußten bleiben wo sie waren, die Leute von Alt-Bergamo, und Tag für Tag ward das Wetter wärmer und Tag für Tag ward die grauenhafte Seuche gieriger nach Opfern. Das Entsetzen stieg bis zum Wahnsinn, und was an Ordnung und rechtem Regiment dagewesen, es war, als ob die Erde es verschlungen und das Aergste dafür wiedergegeben habe.

Zu Anfang noch, als die Pest ausbrach, hatten die Leute sich in Eintracht und Einmüthigkeit zusammengethan, hatten darüber gewacht, daß die Leichen gut und ordentlich begraben würden, und jeden Tag dafür gesorgt, daß man große Scheiterhaufen auf den Märkten und Plätzen anzündete, damit der gesunde Rauch durch die Straßen ziehen könne. Wachholderbeeren und Essig wurden unter die Armen vertheilt, und vor allen Dingen hatten die Leute die Kirchen

besucht, früh und spät, einzeln und in Aufzügen, jeden Tag waren sie vor Gottes Angesicht erschienen mit ihren Gebeten, und jeden Abend, wenn die Sonne hinter den Bergen unterging, hatten alle Kirchenglocken aus ihren hundert schwingenden Schlünden zum Himmel gerufen. Und Fasten wurden angeordnet und die Reliquien waren jeden Tag vor den Altären ausgestellt. Eines Tages endlich, als sie keinen Rath mehr wußten, hatten sie von dem Altan des Rathhauses, unter dem Klange der Posaunen und Tuben, die heilige Jungfrau zum Podesta oder Bürgermeister der Stadt, für jetzt und für ewige Zeiten ausgerufen.

Aber das half auch Nichts; Nichts half. Und als die Leute dessen inne wurden, und sich nach und nach der Glaube bei ihnen festsetzte, daß der Himmel nicht helfen wolle oder nicht helfen könne, da legten sie nicht nur die Hände in den Schoß und sagten, es müsse doch Alles kommen, wie es kommen solle, sondern es war, als ob die Sünde aus einer verborgenen und schleichenden Seuche nun eine bösartige und offenbare, rasende Pest geworden sei, die Hand in Hand mit der körperlichen Krankheit darauf ausging, die Seele zu tödten, gleichwie diese bestrebt war, den Leib zu zerstören. So unglaublich waren ihre Handlungen, so ungeheuer ihre Verstocktheit. Die Luft war von Spott und Gottlosigkeit, vom Stöhnen der Schlemmer und dem Geheul der Säufer erfüllt und die wildeste Nacht war nicht schwärzer, als ihre Tage es waren. „Heute wollen wir schwelgen, denn morgen sollen wir sterben!“ Es war, als ob sie dies in Musik gesetzt hätten, um es auf den verschiedensten Instrumenten in einem unendlichen Höllenconcert zu spielen. Ja, wären nicht alle Sünden schon vorher erfunden gewesen, so wäre es hier geschehen; denn es gab keinen Weg, den sie in ihrer Verkehrtheit nicht einschlugen. Selbst so seltene Sünden wie die Nekromantie, Zauberei und Anrufung des Teufels waren ihnen wohlbekannt; denn es gab Viele, die vermeinten bei den Mächten der Hölle den Schutz zu erlangen, den der Himmel nicht hatte geben wollen. Alle Lust, einander beizustehen, alles Mitleid war aus den Gemüthern verschwunden, Jeder dachte nur an sich. Der Kranke ward für einen Allen gemeinsamen Feind angesehen und geschah es einem Unglücklichen, daß er im ersten Fieberschwindel der Pest auf der Straße umfiel, so öffnete sich ihm keine Thür, sondern mit Lanzenstichen und Steinwürfen zwang man ihn, sich aus dem Wege der Gesunden fortzuschleppen.

Und Tag für Tag nahm die Pest zu, die Sommersonne brannte auf die Stadt nieder, nicht ein Regentropfen fiel herab, es rührte sich kein Wind, und von den Leichen, die in den Häusern umher lagen und verwesten und von den Leichen, die zu leicht mit Erde bedeckt waren, erhob sich ein erstickender Dunst, der sich mit der stillstehenden Luft der Straßen vermischte, und Raben und Krähen in Schwärmen und Wolken anlockte, so daß es auf Mauern und Dächern ganz schwarz von ihnen aussah. Und rund umher auf der Ringmauer der Stadt saßen einzelne seltsame, große ausländische Vögel, weither gekommen, mit raublustigen Schnäbeln und mit erwartungsvoll gekrümmten Klauen, und sahen mit ihren ruhigen gierigen Augen über die unglückliche Stadt hin, als warteten sie nur darauf, bis sie ein Leichenhaufe geworden.

Es war gerade elf Wochen nach dem Ausbruch der Pest, als Thurmwächter und andere Leute, die sich auf hochgelegenen Stellen befanden, einen seltsamen

Zug erblickten, der sich von der Ebene her, durch die Straßen der unteren Stadt, zwischen den rauchgeschwärzten Steinmauern und den schwarzen Aschenhaufen der hölzernen Schuppen hin schlängelte. Eine Menge Menschen, wohl an die sechshundert oder mehr, Männer und Weiber, Alte und Junge, und sie hatten große schwarze Kreuze zwischen sich und breite Banner über sich, roth wie Feuer und Blut. Sie singen während sie gehen und seltsam verzweiflungsvoll klagende Töne werden durch die stille schwüle Luft emporgetragen. Braun, grau, schwarz ist ihre Tracht, aber Alle haben ein rothes Zeichen auf der Brust. Ein Kreuz ist es, wie sie näher kommen. Denn sie kommen immer näher. Sie drängen sich den steilen, mit Mauern eingefaßten Weg hinan, der zur alten Stadt hinaufführt. Es ist ein Gewimmel von weißen Gesichtern, sie haben Geißeln in den Händen, ein Feuerregen ist auf ihren rothen Fahnen abgebildet. Und die schwarzen Kreuze schwanken von der einen Seite auf die andere im Gedränge.

Von dem zusammengepreßten Haufen stieg ein Dunst auf von Schweiß, Asche, Wegestaub und altem Kirchenweihrauch. Sie singen nicht mehr, sie reden nicht mehr, man hört nur den trippelnden, heerdenartigen Laut von all' den nackten Füßen. Antlitz an Antlitz taucht hinein in das Dunkel des Thurmthors und kommt wieder zum Vorschein auf der anderen Seite mit lichtmüden Mienen und halbgeschlossenen Augen. Dann beginnt der Gesang wieder, ein Miserere, und sie umklammern die Geißeln fester und schreiten stärker aus wie bei einem Kriegsgesang. Sie sehen aus, als kämen sie von einer ausgehungerten Stadt, hohl sind ihre Wangen, ihre Backenknochen stehen hervor, blutlos sind ihre Lippen und sie haben schwarze Ringe unter den Augen.

Die Leute von Bergamo haben sich zusammengerottet und blicken sie mit Verwunderung und mit Unruhe an. Rothe, verschwelgte Gesichter stehen diesen bleichen gegenüber; schlaffe, matte Blicke senken sich vor diesen scharfen, flammenden Augen; grinsende Spötter verstummen offenen Mundes bei diesen Hymnen. Und es ist Blut an allen diesen Geißeln, von ihrem eigenen Blute! Den Leuten ward ganz wunderlich zu Muthe bei diesen Fremden.

Aber nicht lange dauerte es, bis man den Eindruck von sich abgeschüttelt. Einige hatten einen halbverrückten Schuster aus Brescia unter den Kreuzträgern erkannt und im Augenblick ward ihnen dadurch die ganze Schar lächerlich. Indessen war es doch etwas Neues, eine Zerstreuung von dem Alltäglichen, und als die Fremden nach der Domkirche zogen, folgte man ihnen, wie man einer Bande von Gauklern oder einem zahmen Bären gefolgt wäre. Doch während man nun so ging und vorwärts gestoßen ward, wurde man erbittert; man fühlte sich so nüchtern der Feierlichkeit dieser Menschen gegenüber, und man verstand sehr wohl, daß diese Schuster und Schneider hergekommen seien, um die Leute zu belehren, für sie zu beten und die Worte zu sagen, die sie nicht hören wollten. Nun waren da zwei magere grauköpfige Philosophen, welche die Gottlosigkeit in System gebracht hatten; die hetzten die Menge auf und reizten sie mit der vollen Bosheit ihres Herzens, so daß mit jedem Schritt, den man sich der Kirche näherte, die Haltung der Menge drohender, die Ausbrüche ihres Zorns wilder wurden, und es fehlte nicht viel, daß man gewaltsam Hand an die fremden Geißelbrüder gelegt hätte. Aber da öffnete, nicht hundert Schritte von der Kirche ein Wirthshaus seine

Thüren und ein ganzer Schwarm von Zechgenossen stürzte heraus, Einer auf dem Rücken des Anderen, und die setzten sich an die Spitze der Procession, und führten sie singend und plärrend an mit den närrischsten Andachtsgeberden; nur einer von ihnen schlug Rad die grasbewachsenen Stufen der Kirchentreppe ganz hinauf.

Darüber lachte man, und Alle kamen ungefährdet in's Heiligthum. Es war ein wunderliches Gefühl, wieder hier drinnen zu sein, durch diesen großen kühlen Raum hinzuschreiten, in dieser vom alten Dunst von Wachslichtdochten ranzigen Luft, über diese eingesunkenen Fliesen, die der Fuß so gut kannte und über diese Grabsteine, an deren abgeschliffenen Ornamenten und blanken Inschriften der Gedanke so oft ermüdet war. Und während nun das Auge halb neugierig halb gezwungen sich zur Ruhe in dem milden Halblicht unter den Wölbungen locken ließ, oder über den gedämpften Glanz von bestaubtem Golde und verräucherten Farben hinglitt, oder in die seltsamen Schatten der Altarwinkel sich vertiefte, überkam sie eine Art Sehnsucht, die sich nicht niederhalten ließ.

Die aber aus dem Wirthshause trieben ihr Unwesen oben am Hochaltar und ein großer breitschulteriger Schlachter unter ihnen, ein junger Mann, hatte seine weiße Schürze abgelöst und sie sich um den Hals gebunden, so daß sie wie ein Mantel über seinen Rücken herabhing, und so hielt er Messe dort oben mit den wildesten, wahnwitzigsten Worten voller Hohn und Spott; und ein ältlicher kleiner Dickwanst, flink und behende trotz seiner Körperfülle, mit einem Gesicht wie ein geschälter Kürbiß, war der Küster, und antwortete mit all' den gemeinsten Liedern, die damals im Schwange waren und er kniete und knixte und wendete den Rücken gegen den Altar und läutete mit der Glocke, wie mit einer Narrenschelle und ließ das Weihrauchfaß wie ein Rad herumschwirren.

Und die ganze Kirche lachte und jauchzte und spottete der Fremden und rief ihnen zu, sie möchten recht Acht geben, damit sie lernen könnten, wie werth man ihre Religion hier in Alt-Bergamo hielte. Man jubelte auch über die tollen Streiche nicht so sehr, weil man Gott selbst etwas anhaben wollte, sondern weil man sich darüber freute, welch' ein Stachel im Herzen dieser Heiligen jede der Verspottungen sein müsse.

Die Heiligen hielten sich mitten im Schiff zusammen und sie stöhnten vor Qual; Haß und Rachedurst kochten in ihrem Herzen und sie baten mit Augen und Händen zu Gott, er möge sich doch rächen für all' den Hohn, der ihm hier in seinem Hause angethan würde; sie wollten mit Freuden zu Grunde gehen zusammen mit diesen Frevlern, wolle er nur seine Macht zeigen, mit Wollust würden sie sich unter seiner Ferse zertreten lassen, wenn er nur triumphiren wollte, so daß Entsetzen und Verzweiflung und Reue, die zu spät kämen, aus diesen gottlosen Mäulern herausgeschrien würden.

Und sie stimmten ein Miserere an, das in jedem Ton wie ein Ruf klang nach dem Feuerregen, der auf Sodom herabfiel, nach der Macht Simsons, als er die Säulen des Philisterhauses erfaßte. Sie beteten mit Gesang und mit Worten, sie entblößten die Schultern und beteten mit ihren Geißeln. Kniend lagen sie Reihe an Reihe, bis zum Gürtel entblößt, und schwangen das stachelige

Knotentau gegen ihren blutrünstigen Rücken. Wildrasend hieben sie zu, daß das Blut unter den schwirrenden Geißeln hervorquoll. Jeder Schlag war ein Gott dargebrachtes Opfer. Daß sie doch noch stärker zuschlagen, daß sie sich in tausend blutige Stücke hier vor seinen Augen zerreißen könnten! Dieser Leib, mit dem sie gegen seine Gebote gesündigt hatten, der sollte gestraft, gepeinigt, zu Nichte gemacht werden, auf daß er sehen könne, wie sie ihn haßten, auf daß er sehen könne, wie sehr sie Hunde seien, um ihm zu gefallen, geringer als Hunde unter seinem Willen, das niedrigste Gewürm, das den Staub unter seinen Fußsohlen fräße. Und Schlag auf Schlag, bis die Arme ermattet herabfielen oder der Krampf sie zusammenkrümmte. Und die, welche es mit ansahen, fühlten plötzlich ihr Herz klopfen, das Blut in ihre Wangen aufsteigen, und das Athmen ward ihnen schwer. Es war ihnen, als ob es sich unter ihrer Kopfhaut kalt anstrammte und ihre Knie schlotterten. Denn dies ergriff sie; es war ein kleiner Wahnsuchtspunkt in ihrem Gehirn, dem diese Tollheit verständlich war. Sich so als Sklaven der gewaltigen harten Gottheit zu fühlen, sich selbst zu ihren Füßen hinzustoßen, ihr anzugehören, nicht in stiller Frömmigkeit, nicht in der Unthätigkeit sanfter Gebete, sondern ihr anzugehören in Raserei, in einem Rausch der Selbsterniedrigung, in Blut und Geheul und feuchtblinkenden Geißelriemen, dafür hatten sie ein Verständniß; selbst der Schlachter verstummte, und die zahnlosen Philosophen beugten ihr graues Haupt vor den Augen, die auf sie gerichtet waren.

Es ward ganz stille drinnen in der Kirche, nur ein sachtes Wogen ging durch den Haufen.

Da erhob sich einer unter den Fremden, ein junger Mönch, über sie und redete. Er war bleich wie ein Grabtuch, seine schwarzen Augen glühten wie Kohlen, die daran sind, zu erlöschen, und die dunkeln, schmerzverhärteten Züge um seinen Mund waren wie mit einem Messer in Holz geschnitten und nicht wie Falten in eines Menschen Antlitz. Er streckte die dünnen, abgezehrten Hände zum Gebet gen Himmel und die schwarzen Kuttenärmel glitten über seine weißen, mageren Arme herab.

Dann redete er. Er sprach von der Hölle, daß sie unendlich sei, wie der Himmel unendlich ist; von der einsamen Welt voll Pein, die jeder der Verdammten zu durchleiden und mit seinem Geschrei zu erfüllen hat, von den Seen von Schwefel, den Feldern von Skorpionen, den Flammen, die sich um ihn legten, wie ein Mantel sich umlegt, und von stillen, gehärteten Flammen, die sich in ihn hineinbohrten, wie das Blatt einer Lanze, das in einer Wunde rund gedreht wird.

Es war ganz still, athemlos lauschten sie seinen Worten; denn er sprach, als habe er es mit seinen eigenen Augen gesehen, und sie fragten sich selbst, ist dies nicht einer von den Verdammten, der zu uns herauf gesandt worden vom Schlund der Hölle, um Zeugniß vor uns abzulegen?

So predigte er lange vom Gesetze und der Strenge des Gesetzes, daß jeder Titel in demselben erfüllt, und daß jede Uebertretung, deren sie sich schuldig gemacht, ihnen bis auf Loth und Unze angerechnet werden sollte. „Aber Christus ist für unsere Sünden gestorben, sagt Ihr, wir stehen nicht mehr unter dem

Gesetz. Ich aber sage Euch, daß die Hölle nicht um Einen von Euch betrogen werden soll. Ihr baut auf das Kreuz von Golgatha; kommt, kommt, kommt, es zu sehen! Ich will Euch bis an seinen Fuß führen. Es war an einem Freitage, wie Ihr wißt, als sie ihn durch eins ihrer Thore hinausstießen und das schwerste Ende eines Kreuzes auf seine Schultern legten und ihn es tragen ließen bis auf einen öden und nackten Lehmhügel vor der Stadt, und sie gingen mit in hellen Haufen und rührten den Staub auf mit der Menge ihrer Füße, so daß er in einer rothen Wolke über dem Platze hing. Und sie rissen ihm die Kleider ab und entblößten seinen Leib, wie die Herren des Gesetzes einen Missethäter vor Aller Augen entblößen lassen, auf daß alle das Fleisch sehen können, das der Peinigung überantwortet werden soll, und sie warfen ihn nieder auf sein Kreuz und streckten ihn darauf aus und schlugen einen Nagel von Eisen durch jede seiner widerstrebenden Hände und einen Nagel durch seine über's Kreuz gelegten Füße, mit Keulen schlugen sie die Nägel bis an den Kopf ein. Und sie erhoben das Kreuz in einem Loch in der Erde, aber es wollte nicht fest und gerade stehen, und sie rüttelten es hin und her und trieben Keile und Pflöcke rund um dasselbe ein, und dabei schlugen sie ihre Hüte herunter, damit das Blut aus seinen Händen ihnen nicht in die Augen tröffe. Und er dort oben sah vor sich nieder auf die Soldaten, die um sein ungenähtes Kleid spielten, und auf den ganzen lärmenden Haufen, für den er litt, auf daß er errettet werden könne, und es war nicht ein mitleidiges Auge in dem ganzen Haufen. Und die dort unten sahen wieder hinauf zu ihm, der schwach und leidend da hing und sie sahen das Brett über seinem Haupte an, auf dem geschrieben stand: „Der Juden König", und sie spotteten seiner und riefen hinauf zu ihm: „Du, der du den Tempel niederreißest und in drei Tagen wieder aufbaust, errette dich jetzt selbst; bist du Gottes Sohn, so steig von diesem Kreuze nieder." Da ergrimmte Gottes hochgeborner Sohn in seinem Gemüthe und sah, daß sie der Rettung nicht werth seien, die Haufen, welche die Erde erfüllen, und er riß seine Füße heraus über den Kopf des Nagels, und er ballte seine Hände um die Nägel der Hände und zog sie aus, daß sich die Arme des Kreuzes wie ein Bogen spannten, und er sprang auf die Erde nieder und riß sein Kleid an sich, daß die Würfel über Golgatha's Hang hinabrasselten, und er schlang ihn um sich mit dem Zorn eines Königs und fuhr auf gen Himmel. Und das Kreuz blieb leer stehen und das große Versöhnungswerk ward nie vollbracht. Es ist kein Mittler zwischen Gott und uns; es ist kein Jesus für uns am Kreuze gestorben, es ist kein Jesus für uns am Kreuze gestorben, *es ist kein Jesus für uns am Kreuze gestorben.*"

Er schwieg.

Bei den letzten Worten hatte er sich über die Menge hingebeugt und mit Lippen und Händen seinen Ausspruch gleichsam über ihre Häupter geschleudert, und es war ein Stöhnen der Angst durch die Kirche gegangen und in den Ecken erhob sich ein Schluchzen.

Da drängte sich der Schlachter vor mit drohend erhobenen Händen, bleich wie ein Todter und rief: „Mönch, Mönch, wirst Du ihn wieder an's Kreuz nageln, wirst Du?" Und hinter ihm ertönte es heiser zischend: „Ja, ja, kreuzige,

kreuzige ihn!" Und von Aller Munde erscholl es wieder drohend, flehend in einem Sturm von Rufen zu den Wölbungen empor: „Kreuzige, kreuzige ihn!"

Und klar und hell rief eine einzelne bebende Stimme: „Kreuzige ihn!"

Aber der Mönch sah auf dies Geflatter von emporgestreckten Händen nieder, auf diese verzerrten Gesichter mit der dunkeln Oeffnung des rufenden Mundes, aus dem die Reihen der Zähne wie die Zähne gereizter Raubthiere weiß hervorleuchteten, und er breitete die Arme in der Ekstase eines Augenblicks zum Himmel aus und lachte. Dann stieg er nieder und sein Volk erhob die Feuerregenbanner und die leeren schwarzen Kreuze und drängte sich aus der Kirche, und wieder zogen sie singend über den Markt hin und wieder hinaus durch den Schlund des Thurmthors.

Und die von Alt-Bergamo starrten ihnen nach, als sie den Berg hinunterzogen. Der steile, von Mauern eingefaßte Weg war dämmerig von dem Licht der Sonne, die dort unten über der Ebene niedersank, und sie waren vor all' dem Licht nur noch halb zu sehen; aber auf der rothen Ringmauer zeichneten sich schwarz und scharf die Schatten ihrer großen Kreuze ab, welche im Gedränge von der einen Seite auf die andere schwankten.

Ferner erklang der Gesang; roth schimmerte wohl noch ein Banner zwischen den schwarzen Brandstätten der neuen Stadt; dann verloren sie sich in der lichten Ebene.

Nachwort.

J. P. Jacobsen ist unter den jüngeren Schriftstellern der dänisch-norwegischen Literatur der hervorragendste Prosaist. Seine Werke sind sprachliche Denkmäler ersten Ranges. Was von jedem guten Schriftsteller gilt, daß er sich ungern der Redensarten und Wendungen bedient, die durch den Gebrauch schon abgeschliffen sind, das gilt von Jacobsen in einem Grad wie von Niemand sonst. Selbst wenn er ausnahmsweise seine Worte und Wortfügungen aus dem allgemeinen Lager nimmt, versteht er es, durch eine kleine versinnlichende Aenderung, eine malerische Verbindung, eine melodische Gruppirung oder einfach durch ein bekanntes Adjectiv, das man nie in dieser Gesellschaft getroffen hat, die Ausdrucksweise zu erneuern. Sein Stil ist aber nur deshalb so neu, weil er in seinem ganzen Gefühlsleben durchaus originell ist. All' seine Worte und Sätze sind mit Stimmung getränkt und durchdrungen; es schwebt über seinem Stil ein so warmer Stimmungsnebel, ein solcher Duft und Dampf der Stimmung, daß man in der Atmosphäre seiner Bücher wie in einem großen Treibhaus athmet, und wenn man sie aus der Hand legt, sich zu Muthe fühlt, als trete man aus der exotischen Wärme des krystallenen Gebäudes in die rauhe Winterluft der Wirklichkeit hinaus.

Jacobsen wurde am 7. April 1847 in Thisted in Jütland als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren, studirte an der Universität zu Kopenhagen

Botanik, schrieb in den Jahren 1871—72 die ersten Artikel, die im skandinavischen Norden über Darwin und die Grundgedanken desselben veröffentlicht wurden, übersetzte in den folgenden Jahren die beiden Werke Darwin's „Ueber die Entstehung der Arten" und „Die Abstammung des Menschen", und gewann 1873 die goldne Medaille der Universität für einen Aufsatz, der unter dem Titel „Aperçu systématique et critique sur les desmidiacées du Danemark" (Journal de Botanique 1874 Copenhague) gedruckt wurde. Sein erster Roman „Frau Marie Gruppe", 1876, macht in der Geschichte der dänischen Prosa Epoche; er gibt ein meisterhaft ausgeführtes Bild dänischer Zustände im 17. Jahrhundert; mit Rücksicht auf den Stoff könnte man das Buch mit Flaubert's „Madame Bovary" vergleichen. Sein zweiter Roman „Niels Lyhne", 1880, der keinen geringeren Erfolg hatte, ist modern und behandelt das geistige Leben in Kopenhagen vor ungefähr zwanzig Jahren. 1882 gab Jacobsen eine kleine Sammlung sehr feiner Novellen heraus, von welchen die „Rundschau" bereits in einem früheren Hefte (April 1883) „Frau Fönß" als Probe gebracht hat, und denen „Die Pest in Bergamo" gleichfalls entnommen worden ist.

Georg Brandes.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April 1883.

Seit Beschluß der zu London abgehaltenen Donauconferenzen ist die Zahl der Gegenstände von internationalem Interesse auf einen außerordentlich engen Kreis beschränkt geblieben. Das Maß der auf den großstaatlichen Regierungen lastenden inneren Sorgen und Schwierigkeiten hat sich allgemach so vergrößert, daß ohne zwingende Gründe Niemand so leicht mehr über die Sphäre seiner nächsten Interessen hinausgreift. Auch die in den letzten Tagen vielbesprochene und als Tripelalliance bezeichnete Verständigung zwischen den Regierungen von Rom, Wien und Berlin bewegt sich streng innerhalb des Rahmens der nächsten Interessen dieser Länder, die sich zu keinem anderen Zweck als demjenigen der Erhaltung des status quo verbündet haben. Das schwere Gewicht des länger als drei Lustren andauernden Rüstungs- und Bewaffnungszustandes trägt man weiter und will man weiter tragen, weil sich nachgerade herausgestellt hat, daß die mit der Aufbringung der bezüglichen Kosten verbundenen Schwierigkeiten eine Art Versicherung für die Erhaltung des Friedens bilden, dessen Störung für die Mehrzahl der Betheiligten mit einem hellen Ruin verbunden wäre. Ueber die Erhaltung des bestehenden Zustandes scheint man auch im Uebrigen nirgend herausgehen zu wollen, wo Wollen und Können in dem richtigen Verhältniß stehen. Zur Befriedigung des allenthalben empfundenen Bedürfnisses nach einem Uebereinkommen betreffend gegenseitige Unterstützung bei den gegen die revolutionären Ruhestörer zu ergreifenden Maßregeln, wird — trotz der unaufhörlich in den verschiedensten Theilen Englands und seiner Hauptstadt wiederkehrenden fenischen Sprengungsversuchen und trotz des neuerdings in Kopenhagen abgehaltenen Socialistencongresses — von keiner Seite Miene gemacht, weil das quieta non movere zur gemeinsamen Losung geworden ist. Nach der Zukunft Aegyptens zu fragen, hat man sich entwöhnt, seit England zu verstehen gegeben, daß es die Beantwortung vorläufig auf sich genommen und daß der an dieser Angelegenheit meist interessirte Staat nicht in der Lage ist, seinen Wünschen und Forderungen irgend welchen Nachdruck zu verleihen. Lord Dufferin's neuester Bericht über die Lage am unteren Lauf des Nil hat die Nothwendigkeit, der ägyptischen Unfähigkeit zu Selbsthilfe und Selbstregierung mittelst einer Verlängerung der britischen Occupation zu Hilfe zu kommen, in so drastischer Weise illustrirt, daß eigentlich nur noch darüber gestritten werden kann, ob es bei der thatsächlichen Verwandlung dieses Vicekönigthums in einen englischen Vasallenstaat sein Bewenden behalten wird. — So hat die Thätigkeit dessen, was früher das „europäische Concert" hieß, sich auf die Erledigung laufender Geschäfte beschränkt. An und für sich von untergeordneter Wichtigkeit, bieten die hierher gehörigen Vorgänge der zeitgeschichtlichen Beobachtung wegen der symptomatischen Bedeutung, die sich an ihnen nachweisen läßt, dennoch ein gewisses Interesse.

In den ersten Tagen des laufenden Monats ist die bereits seit einiger Zeit erwartete Neubesetzung des Postens eines Libanon-Gouverneurs erfolgt.

Auf Grund eines im Juni 1861 unterzeichneten Abkommens (dessen Unterzeichnung Napoleon III. zur Bedingung für die Zurückziehung seiner in Veranlassung der Maronitenverfolgung nach Syrien entsendeten Truppen machte) ist die Pforte verpflichtet, die gewöhnlich von fünf zu fünf Jahren stattfindende Neubesetzung des Libanon-Paschaliks durch die Großmächte bestätigen zu lassen, von denen in der Regel jede ihren besonderen Candidaten für dieses Amt hat. Zwischen Franzosen und Russen herrschte dieses Mal eine gewisse Uebereinstimmung darüber, daß der bisherige Gouverneur Rustem Pascha als Parteigänger Englands nicht wiedergewählt werden dürfe; im Uebrigen wünschte Frankreich einen Maroniten (Nasri Bey), Rußland einen Bekenner der griechisch-orthodoxen Kirche gewählt zu sehen, während Oesterreich und die diesem zur Seite stehenden Cabinette von Berlin und Rom mit der Erwählung des von der Pforte vorgeschlagenen fünfundzwanzigjährigen katholischen Arnauten Prenk Bir Doda einverstanden zu sein erklärten. Zum Mißvergnügen Rußlands und Englands (die mit ihrer Zustimmung aus diesem Grunde zögern) ging der letztere Candidat als Sieger aus der Bewerbung hervor, — Frankreich aber stimmte unter Verzicht auf die Erfüllung der eigenen Wünsche dieser Wahl zu, weil seine Begierde, den gefürchteten britischen Rivalen mindestens an diesem secundären Punkte zurückgedrängt zu sehen, jede andere Rücksicht überwog. — Daß Herr Challemel-Lacour sich mit so bescheidenen Erfolgen zufrieden geben muß, macht alle weiteren Ausführungen darüber entbehrlich, daß das bei dem Amtsantritt dieses Staatmannes emphatisch abgegebene Versprechen, der Republik ihr europäisches „Prestige“ wiederzugeben, von der Verwirklichung weiter denn je entfernt ist und daß eine Consolidirung der heutigen französischen Regierung auch da nicht mehr erwartet wird, wo man dieselbe wünscht. Selbst Italien, dessen liberale Politiker ihre französischen Traditionen nie verleugnen können und denen die Naivität unserer einheimischen Italianissimi vergeblich deutsche Sympathien anzudichten versucht — selbst Italien hat sich davon überzeugt, daß mit der heutigen französischen Republik sichere Rechnungen vollständig ausgeschlossen sind. Die Regierung König Humbert's hat sich dem System der beiden mitteleuropäischen Reiche angeschlossen, weil für die Dauer der gegenwärtigen Zerfahrenheit Frankreichs eine andere als diese Alliance nicht möglich erscheint und weil bis jetzt die Annahme, daß eine Zusammenfassung der Kräfte dieses Landes nur unter der Voraussetzung der Aufrichtung einer Gewaltherrschaft möglich sei, näher als jede andere liegt. Noch ist jede Gewaltherrschaft in Frankreich gleichbedeutend gewesen mit Versuchen zu gewaltsamer Expansion und zur Störung des Friedens: des Friedens sind die drei mitteleuropäischen Reiche aber gleich dringend bedürftig. Schon mit Rücksicht darauf stellt das Zusammengehen Mancini's mit den Cabinetten von Wien und Berlin nur das natürliche Product der durch die gegenwärtigen französischen Zustände geschaffenen europäischen Lage dar. Thatsächlich besteht dieses Verhältniß bereits seit Jahr und Tag und der Unterschied gegen früher beschränkt sich darauf, daß dasselbe zu einem formellen Ausdruck gebracht worden ist.

Daß alle Anstrengung der neuen Auflage des weiland „großen Ministeriums“ die Zersetzung des französischen Staats- und Regierungsorganismus nicht aufzuhalten vermögen, liegt trotz der kurzen seit Einsetzung des Ministeriums Ferry-Challemel-Waldeck-Tirard-Thibaudin vergangenen Zeitspanne bereits deutlich zu Tage. Um den Arbeitersturm zu beschwören, dessen auf den 18. März d. J. angesagten Ausbruch man glücklich vermieden hat, — mußte die französische Regierung zu einem Auskunftsmittel greifen, dessen Bedenklichkeit durch die schwierige Lage der Staatsfinanzen noch beträchtlich erhöht worden ist. Die Maurer und Zimmerleute der Hauptstadt sollen mit Bauten beschäftigt werden, deren Ermöglichung nach der bekannten und vielgescholtenen Hausmann'schen Methode des Niederreißens ganzer Stadttheile geschaffen werden soll, — den Tapezierern und Tischlern zu Liebe werden öffentliche Gebäude und Staatsschulen, auf deren Bedürfniß nach neuer Ausstattung man sich erst mühsam hat besinnen müssen, „zeitgemäß“ möblirt. Nach Wiederbeginn der parlamentarischen Arbeit werden bezügliche Gesetzentwürfe der Deputirtenkammer vorgelegt werden, inzwischen aber ist

der Lebensfähigkeit der mühsam zu Stande gebrachten Regierung bereits ein schwerer Stoß ertheilt worden. Die Minirerarbeit des Parteigetriebes hat es fertig gebracht, die Selbständigkeit der Kriegsverwaltung ebenso gründlich zu unterhöhlen, wie vorher diejenige der Ministerien des Unterrichts und der öffentlichen Arbeiten. So wenig glaubte General Thibaudin der parlamentarischen Unterstützung seiner Beschützer Clémenceau und Pelletan entbehren zu können, daß er aus Rücksicht auf diese radicalen Wortführer seine Anordnungen betreffend die Ausführung eines großen Reitermanövers an der Ostgrenze, wieder zurückgenommen, den General Gallifet dadurch zu seinem Todfeind und sich selbst — nach Meinung der meisten seiner Collegen — unmöglich gemacht hat. Als Thibaudin's Hauptgegner wird der ehrgeizige Minister des Innern, Herr Waldeck-Rousseau, bezeichnet, der den Vorwand, des mißliebigen Collegen ledig zu werden, mit beiden Händen aufgegriffen hat und dem mißlungenen ersten Versuch, Herrn Thibaudin über Bord zu werfen, in Bälde einen zweiten folgen lassen wird. — Nicht nur im gegnerischen Lager, auch unter den Freunden der republikanischen Sache hört man laut und vernehmlich sagen, daß, wenn die „parlamentarischen Rücksichten" in bisheriger Weise ihre Rolle weiterspielten, alle wirkliche Politik und alle Verwaltung unmöglich werden müsse: zugleich den Bedürfnissen des Landes und den Forderungen eigensüchtiger Parteien gerecht zu werden, stellt sich als vollendeter innerer Widerspruch, als contradictio in adjecto vor.

Solcher Sachlage gegenüber ist nicht zu verwundern, daß der französische Name auch da nicht mehr genannt wird, wo man noch vor Kurzem Häuser und Systeme auf denselben bauen zu können vermeinte. Höchst charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Meldung, nach welcher der Kaiser Alexander von Rußland den erst vor wenigen Wochen seines militärischen Commandos enthobenen Herzog Robert von Chartres zur Kaiserkrönung nach Moskau eingeladen hat. Nach der Sprache, welche die leitenden Moskauer und Petersburger Blätter (die beiden Hauptorgane des Liberalismus „Golos" und „Moskowski Telegraf" sind rasch hintereinander verboten worden) schon seit geraumer Zeit über Frankreich führen, ist das kaum mehr zu verwundern. Ohne Rücksicht darauf, daß gewisse Pariser Organe an den Mißgeschicken russischer Politik in Serbien und Bulgarien einen an Zärtlichkeit grenzenden Antheil zu nehmen begonnen haben, machen die Katkow und Suworin aus ihrer niedrigen Schätzung neufranzösischen Wesens kein Hehl mehr. Und doch liegen die Dinge so, daß es zu verwundern wäre, wenn die Russen schon jetzt nach Bundesgenossen ausschauten, die ihnen in den ehemaligen Vasallenstaaten der Pforte zu Hilfe kommen sollen. Russische Berichterstatter schildern die Lage der Regierung des Fürsten von Bulgarien und der der russischen Sache treu gebliebenen sog. conservativen Partei noch düsterer, als britische, deutsche und österreichische Beobachter gethan haben. Der letzte Sieg des Minister-Präsidenten General Sobolew und seines Landsmannes, des Kriegsministers Kaulbars, über ihre einheimischen Collegen ist im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Pyrrhus-Sieg gewesen. Sobolew hatte den Unterrichtsminister Stoilow zu Fall gebracht, indem er die von diesem bestätigte zeitweise Exilirung des Metropoliten Miletj von Sofia in willkürlichster Weise und unter den verletzendsten Formen rückgängig machte. Der russische General setzte seinen Willen bei dem Fürsten durch, die Folge davon ist aber gewesen, daß er mit dem mitbeleidigten Exarchen einen nicht eben ehrenvollen Frieden schließen und daß er erleben mußte, wie die Führer der Regierungspartei, einer nach dem andern auf die Seite Stoilow's, Grekow's und der übrigen aus dem Cabinette ausgeschiedenen Bulgaren traten. Des Generals eigne Freunde nehmen an, daß die im Uebrigen so gefügige, zu sieben Achteln aus Freunden des Gouvernements zusammengesetzte Volksvertretung den siegreich gebliebenen Machthabern die Mittel zur Erbauung des geplanten bulgarischen Eisenbahnnetzes versagen und dadurch Sobolew's Rücktritt erzwingen werde. In Moskau und Petersburg sieht man die Sache ebenso ernsthaft an, wie in Sofia. Das Zustandekommen eines von russischen Ingenieuren und mit Hilfe russischer Speculanten auszuführenden und sofort in Angriff zu nehmenden bulgarischen Eisenbahnprojects wird als russisches Capitalinteresse angesehen, weil man den in den Nachbarländern geplanten Bauten um jeden Preis zuvorzukommen wünscht. Zieht General

Sobolew in dieser Angelegenheit den Kürzeren, so hat er sein Spiel nach russischer Anschauung verloren, — in Bulgarien gilt dasselbe bereits für verloren. Fürst Alexander beabsichtigt (gemeinsam mit dem Könige von Griechenland) über Athen nach Moskau zu gehen, um an den Krönungsfestlichkeiten Theil zu nehmen; wenn er heimkehrt, wird das Loos über seine bisherigen Rathgeber und über das, was er sein „System" nannte, voraussichtlich schon geworfen sein. Für die in Konstantinopel herrschende Auffassung der Lage ist es höchst charakteristisch, daß die Pforte den Muth gefunden hat, dem Fürsten zu untersagen, daß er den Weg nach Athen durch Macedonien nehme. Aber auch in Moskau schwindet das Vertrauen in die Durchführbarkeit des während der beiden letzten Jahre in Sofia befolgten Systems. Wenn Herr Katkow versichert, die ihm aus Sofia zugegangenen Mittheilungen seien so düster gefärbt, daß er die Verantwortung für ihre Veröffentlichung nicht auf sich nehmen zu können glaube, so will das in der That etwas sagen!

Die Richtung, in welcher die Politik des Königreichs Serbiens sich bewegt, steht zu der Politik Bulgariens, wie allbekannt, in diametralem Gegensatz. Während das jüngste der europäischen Fürstenthümer durch seine bedingungslose Hingabe an Rußland in zur Zeit unabsehbare Schwierigkeiten gestürzt worden ist, hat die dem Wiener Cabinette verbündete serbische Regierung vornehmlich mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, welche ihr durch russische Ränke und Eifersüchteleien bereitet werden. Hinter dem ehemaligen Metropoliten Michael von Belgrad und den der neuen Kirchenordnung des Königreichs widerstrebenden höheren Klerikern des Landes stecken die Aksakow und Katkow — und deren Hintermänner, welche es systematisch auf die Unterminirung des Cabinets Piroschanez abgesehen haben und zu diesem Versuch die „schwarze" Geistlichkeit gegen die „weiße" (die Diöcesanpfarrer und Weltgeistlichen) unterstützen. Der Kampf um die neue Kirchenordnung trägt so offenkundig den Charakter eines Streits zwischen der russischen und antirussischen Partei in Serbien an sich, daß man in Belgrad keinen Anstand genommen hat, den aus Rußland entsendeten Agitator Despotowitsch für die Dauer der gegenwärtigen Krisis aus der Landeshauptstadt zu entfernen und wegen des Austrags der schwebenden Differenz mit dem serbischen Patriarchat in dem benachbarten Ungarn ein Abkommen zu schließen. Da die einheimischen Bischöfe auf ihrem Widerstande gegen die Regierung verharren und da keiner dieser Herren zur Weihe der nach dem neuen Modus erwählten Metropoliten und Bischöfe vermocht werden konnte, so ist die Präconisation des neuerwählten Metropoliten von Belgrad (eines in Ungarn geborenen und erzogenen ungarischen Serben) durch den Patriarchen in Carlowitz vollzogen worden, — eine Maßregel, deren bloße Ankündigung das größte Aufsehen und die peinlichste Bestürzung der Oppositionspartei hervorgerufen hat. Die Jahre lang von der Omladina angestrebte Unterwerfung der von Serben bewohnten Theile Ungarns unter den Einfluß der Belgrader politischen und kirchlichen Hierarchie hat sich auf solche Weise in das Gegentheil verwandelt und die Macht der Verhältnisse ein neues Band zwischen den Interessen König Milan's und des benachbarten Kaiserstaats geschlungen.

Diese äußeren Erfolge der österreichischen Politik stehen zu den inneren Schwierigkeiten der Lage Oesterreich-Ungarns nach wie vor im Gegensatz. Auf dem rechten Leitha-Ufer hat während der letzten Wochen die leidige Angelegenheit des Abg. v. Schönerer, auf dem linken der Kampf um das Mittelschulgesetz den Hauptantheil der öffentlichen Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Daß die gefährlichsten Feinde der österreichisch-deutschen Alliance nicht deren slavisch-föderalistische Gegner, sondern gewisse Parteigänger des Deutsch-Oesterreicherthums sind, hat sich bei Gelegenheit der in Wien begangenen Wagnerfeier abermals zur Evidenz herausgestellt. Nirgends ist man von dem Verständniß des Bündnisses vom October 1879 weiter entfernt, als in den Kreisen gewisser angeblicher Freunde desselben. Die Sache dieser Alliance mit derjenigen einer einzelnen Partei zu identificiren und zwar einer Partei, die die Erhaltung des österreichischen Staatsgefüges von der Erfüllung ihrer speciellen Wünsche abhängig machen zu wollen erklärt, heißt an diesem Bündniß ebenso Verrath

üben, wie an der Sache des Kaiserstaats. Nie ist der innere Widersinn des sog. großdeutschen Programms so deutlich zu Tage getreten, wie in dem Verhalten der heutigen Epigonen dieser übelberathensten aller politischen Parteien der neueren Zeit. Dieselbe Kurzsichtigkeit, welche vor zwanzig Jahren die Unterordnung des deutschen Nationalgedankens unter specifisch österreichischen Interessen verlangte, proclamirt heute, daß der österreichische Staatsgedanke dem Interesse der deutsch-österreichischen Partei und ihrer pangermanischen Velleitäten zum Opfer gebracht werden müsse. Wie man damals außer Stande war, über die Existenzbedingungen des deutschen Staats und über den Unterschied zwischen politischen und nationalen Bestrebungen in's Klare zu kommen, so zeigt man sich heute unfähig, den politischen Nothwendigkeiten gerecht zu werden, mit denen Oesterreich zu rechnen hat. Die österreichisch-deutsche Alliance, welche bestimmt ist, das Gefüge des Kaiserstaates zu befestigen, soll als Keil in dieselbe getrieben und dem Slawismus dadurch das Beispiel eines um die Staatsidee unbekümmerten nationalen Fanatismus gegeben werden! Geht es in dieser Richtung weiter, so wird nächstens jener Unterschied zwischen slawischen und deutschen Rassenbestrebungen in Oesterreich verwischt und die vielgerühmte Identität zwischen der deutsch-österreichischen und der österreichischen Sache in ihr Gegentheil verkehrt worden sein. Ob man, — wie die czechischen und slawischen Ultras thun, — das Losungswort: „Ein slawisches Oesterreich oder gar keines“ auf die Fahnen schreibt, oder ob man nach dem Beispiel der Schönerer und Genossen die Alternative „ein deutsches Oesterreich oder gar keines“ verkündigt, erscheint vom Standpunkt des österreichischen Interesses und der politischen Nothwendigkeit, welche die Erhaltung der habsburgischen Monarchie fordert, gleichgültig. Auf diese Nothwendigkeit und nicht auf das Interesse der einen oder der anderen Rasse ist die Alliance der beiden mitteleuropäischen Reiche gegründet und darum jede Kriegsankündigung gegen den bestehenden österreichischen Staat zugleich eine Kriegsankündigung gegen das österreichisch-deutsche Bündniß! — Zu erklären sind die peinlichen Wiener Vorgänge vom vorigen Monat nur aus der außerordentlichen Erregung, in welcher die deutschen Bewohner Oesterreich-Ungarns sich zur Zeit befinden und an welcher der von magyarischer Seite angestellte Versuch zur Vergewaltigung der siebenbürger Sachsen seinen reichlichen Schuldantheil hat. Dem Anschein nach ist der tapfere Widerstand, welchen die Männer des alten Königsbodens dem in Pest ausgearbeiteten Entwurf eines ungarischen Mittelschulgesetzes geleistet haben, übrigens nicht ganz wirkungslos geblieben. Gegenüber dem magyarischen Fanatismus, der bei Gelegenheit der über diese Angelegenheit geführten Reichstagsverhandlungen zu Tage trat, nimmt es sich wie ein Erfolg aus, daß der Madaraß'sche Antrag auf successive Einführung der magyarischen Sprache in sämmtliche Mittelschulen des Landes von dem Minister Tisza für unannehmbar erklärt worden ist und daß der zweiten Lesung des Gesetzes eine nochmalige eingehende Prüfung der gegen dasselbe erhobenen Bedenken vorhergeht. Als ferneres Zeichen der Ernüchterung wird es angesehen werden dürfen, daß die Nothwendigkeit, die deutsche Sprache als obligatorischen Unterrichtsgegenstand in den sämmtlichen Gymnasien Ungarns beizubehalten, mit bewältigender Mehrheit (die Opposition beschränkte sich auf die Stimmen von zwölf magyarischen Unversöhnlichen) anerkannt worden ist. Die Generation, deren Vertreter heute auf den Bänken der ungarischen Reichstagsversammlung sitzen, ist noch unter der Herrschaft des alten, nur unwillig ertragenen schwarzgelben Régimes aufgewachsen: kann selbst dieses unter der Herrschaft streng nationaler Tendenzen aufgewachsene Geschlecht sich der Einsicht nicht verschließen, daß der Besitz einer Culturſprache für ein wesentlich von Uebersetzungen lebendes Volksthum nicht zu entbehren ist, so läßt sich mindestens hoffen, daß die Unauskömmlichkeit dessen, was magyarische Civilisation heißt, von der folgenden, im Vollbesitz der „nationalen“ Freiheit emporgekommenen Generation in zunehmendem Maße werde empfunden werden! — Zur Zeit wird die Situation allerdings ausschließlich durch die Vorkämpfe des exclusiv Magyarenthums bestimmt. Die altconservative Partei, welche Jahre lang die Hauptvertreterin eines engeren Zusammenhangs zwischen den beiden Reichshälften und der dieselben beherrschenden Rassen gewesen, hat im

Laufe des letzten Monats den schwersten Verlust erlitten, der ihr überhaupt zugefügt werden konnte. Georg Majlath, von 1860 bis 1861 Tavernikus (Großschatzmeister) von Ungarn und Präses der kgl. Statthalterei in Ofen, von 1865 bis 1866 ungarischer Hofkanzler, seitdem Iudex curiae und Präsident der Magnatentafel (der Sohn eines 1862 verstorbenen, mit denselben Aemtern bekleidet gewesenen ausgezeichneten Vaters) ist das Opfer eines Raubmordes geworden, der auf die Pest-Ofener Sitten- und Sicherheitszustände ein neues bedenkliches Licht geworfen hat. „Quid leges sine moribus?“ hat es seit langer Zeit geheißen und wird es voraussichtlich noch lange heißen!

Die deutsche Chronik der letzten vier Wochen hat zwei Ministerwechsel und den Wiederbeginn der durch die Festzeit unterbrochen gewesenen Verhandlungen unserer beiden gesetzgebenden Körper zu verzeichnen. In die Tage des politischen tempus clausum fiel der Zusammentritt einer zu München abgehaltenen größeren Versammlung, deren Thätigkeit schon wegen ihres Zusammenhangs mit den nächsten Aufgaben des Reichstages von einem gewissen Interesse ist. Während die von der Reichsregierung angestellten Versuche, die Gewerbe-Ordnung im Sinne einer Befestigung des seßhaften und des corporativen Elements umzugestalten, immer wieder auf Bedenken stoßen, welche die Erreichung der bescheidenen nächsten Ziele hinausschieben, haben die in ihrer Landeshauptstadt versammelten Delegirten der bayrischen Handwerk-Vereinigungen ein gewerbliches Programm aufgestellt, welches nicht nur die bis zum Ueberdruß bekannte Forderung der Errichtung von Zwangsinnungen, sondern förmliche Abgrenzung zwischen Groß- und Kleingewerbe, Unterordnung des ersteren unter das letztere, vollständige Beseitigung des Hausirhandels, — kurz einen systematischen Bruch mit der Gewerbefreiheit fordert, „die vielleicht für den deutschen Norden, aber nicht für Süddeutschland tauge.“ Und das ist möglich gewesen obgleich bis zur Stunde noch Niemand anzugeben vermocht hat, was unter Zwangsinnungen eigentlich zu verstehen und wie dieselben einzurichten sind, — obgleich die Ackermann'schen Anträge auf Erweiterung der den Innungsmeistern zustehenden Rechte eben erst vom Reichstage abgelehnt worden sind und obgleich alle Welt weiß, daß die nächsten Nachbarn der Münchener Resolutionisten, die Gewerbsleute Würtembergs und Badens in ihrer Mehrheit Anhänger der Gewerbefreiheit, Gegner aller Innungsbestrebungen und Vorkämpfer für die freien Gewerbevereine sind! Getheilt werden die Anschauungen der bayerischen Propheten für die Zwangsinnung überhaupt nur von der Partei des (in Norddeutschland ziemlich weit verzweigten) Handwerkerbundes, einer Vereinigung, deren ehrliche Gutgläubigkeit nur durch ihre praktische Unfähigkeit übertroffen wird. Während Alles darauf ankommt, die Lebensfähigkeit des Innungswesens durch umsichtige und energische Benutzung der durch das Gesetz vom Juni 1881 gebotenen Handhaben zu beweisen und die facultativen Innungen in den Vollbesitz der Rechte zu bringen, welche ihnen als Lohn für die „Bewährung auf dem Gebiete des Lehrlingswesens“ in Aussicht gestellt wurden, — beschränkt die politische Weisheit dieser übelberathenen Vertreter des Kleingewerbes sich auf die Beibringung immer neuer Belege für die eigne Entmuthigung und Rathlosigkeit. Denn darauf kommt es hinaus, wenn man (wie in München geschehen) die Erklärung abgibt, die Gewerbegesetznovelle vom Jahre 1881 lediglich als Mittel zur Organisation einer Partei der systematischen Opposition gegen den gesammten vorhandenen gewerblichen Zustand benutzen zu können.

Zum Schluß sei eines kirchenpolitischen Vorganges Erwähnung gethan, der für die Zeitsignatur höchst charakteristisch erscheint. Nicht der eigenthümlichen Beurtheilung, welche des Reichskanzlers an den Cardinal-Staatssecretär Jacobini gerichtete Antwortnote in den Spalten des „Moniteur de Rome“ gefunden hat (die symptomatische Bedeutung, welche derartigen Kundgebungen beigelegt zu werden pflegt, hat sich nur allzuhäufig als trügerisch gezeigt); auch nicht der Mermillot'schen Angelegenheit, über welche der eidgenössische Bundesrath noch nicht schlüssig geworden ist — sondern der dieser Tage von der „N. Ev. K. Z.“ signalisirten Aufkündigung des mit der britischen Krone abgeschlossenen Vertrages vom J. 1845, der das evangelische, preußisch-englische

Bisthum in Jerusalem zu einer dauernden Institution und zum Stützpunkt für deutsch-evangelische moralische Eroberungen im Orient machen sollte! Wie weitgehend waren die Hoffnungen, welche König Friedrich Wilhelm III. und sein damaliger Hauptberather Josias von Bunsen an diese mühsam zu Stande gebrachte Institution knüpften — und wie gänzlich bedeutungslos ist dieselbe vom ersten bis zum letzten Tage ihres Bestehens gewesen! Kaum daß man in Preußen von der Wiederaufhebung Notiz nimmt. Mit der romantischen Periode, welche dergleichen Schöpfungen möglich machte, ist es längst ebenso zu Ende, wie mit dem Glauben an die Möglichkeit moralischer Eroberungen, denen das gehörige materielle Substrat fehlt. Weder hat Deutschland nöthig, die britische Unterstützung durch Zugeständnisse von der Art derjenigen zu erkaufen, welche damals dem anglicanischen Episkopalsystem gemacht worden, noch bedarf unsere Stellung im Oriente der Krücke einer kirchlichen Veranstaltung, die man vergeblich für eine kirchen*politische* auszugeben versucht hatte.

Auf die Todtenliste des Jahres 1881 ist während der letzten Wochen abermals ein seiner Zeit vielgenannter Name, derjenige *Louis Veuillot's* gesetzt worden. Der vieljährige Leiter des „Univers“ und Hauptvorkämpfer der Partei der kirchlichen Ultras gehörte zu den charakteristischesten Figuren nicht nur des modernen Frankreich, sondern des modernen katholischen Europa. Fünfundvierzig Jahre lang hat dieser als grundsatzloser journalistischer Handwerker emporgekommene, gelegentlich einer Römerfahrt vom Jahre 1837 zum eifrigen Katholiken gewordene Schriftsteller nicht sowohl mit der kirchenfeindlichen, an den alten gallicanischen Ueberlieferungen festhaltenden Partei seines Landes Krieg geführt. Veuillot's leidenschaftlichste Angriffe waren gegen Männer gerichtet, die der Mehrzahl ihrer Landsleute für Ultramontane galten, gegen den Erzbischof Dupanloup und den Grafen Montalembert; die ersten über den leidenschaftlichen Anhänger der Unfehlbarkeitslehre verhängten Strafen waren kirchliche, — Censuren der Erzbischöfe von Paris und Orleans, welche ihre Gläubigen vor der Lectüre des „Univers“ warnten; das Verbot dieses einflußreichen Blattes ging von einem kirchenfreundlichen Minister Napoleon's III. aus, dem Veuillot manchen publicistischen Dienst erwiesen hatte! So ausschließlich war von dem Verfasser der „Odeurs de Paris“ das päpstliche Interesse verfochten worden, daß derselbe niemals ein näheres Verhältniß zu den Legitimisten gesucht, sondern zuerst die Republik von 1848 freudig begrüßt, dann das Kaiserreich unterstützt und dieses erst aufgegeben hatte, als Napoleon sich in der bekannten Schrift: „Le pape et le congrès“ von der Sache des dominium temporale lossagte. — Der wilde, bildungsfeindliche Pamphletist, der die rohen, grund- und rücksichtslosen Gewohnheiten seiner literarischen Landsknechtszeit in den Dienst der kirchlichen Sache mit hinübergenommen hatte, war der erklärte Günstling Pius' IX., von diesem zur Zeit des Concils nach Rom berufen, daselbst mit der „Beaufsichtigung“ der „unzuverlässigen“ Bischöfe betraut und bis zum Tode des ersten unfehlbarsten Papstes dessen erster Vertrauensmann in dem katholischen Frankreich. — Nicht ohne Grund hat einer der Biographen Veuillot's behauptet, dieser Repräsentant des modernen Fanatismus der Reflexion habe der katholischen Sache in Frankreich mehr Schaden zugefügt, als irgend ein anderer Franzose seiner Zeit.

Literarische Rundschau.

Gedichte von Paul Hamilton Hayne.

Poems of Paul Hamilton Hayne. Complete Edition. Boston, D. Lothrop and Company. 1882.

Ein schöner Band von 286 Seiten mit einer Anzahl vorzüglicher Holzschnitte. Der Dichter war uns unbekannt. Eine kurze biographische Skizze aus der Feder der uns ebenso fremden Margaret J. Preston theilt mit, daß die erste Sammlung der Gedichte des damals 25jährigen Poeten bereits 1855 erschienen ist. Hayne, dem in seiner Jugend ein bedeutendes Vermögen die Existenz erleichterte, lebte bis zum großen Kriege nur den Wissenschaften. Er stellte sich, als das Vaterland seine Dienste forderte, zur Verfügung und fand nach Beendigung des Krieges Charleston (in Süd-Carolina), seine Vaterstadt, durch ein Bombardement zerstört, sein Haus, mit seiner Bibliothek darin, abgebrannt und sein Vermögen verloren. Er mußte völlig von Neuem beginnen und es gelang ihm, sich abermals ein unabhängiges Dasein zu zimmern.

Der Kreis, den diese Gedichte berühren, ist weit und des Dichters Geist überall zu Hause, wohin er vordringt. Hayne hat die eigenthümliche Gabe des echten Talentes, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Es sind uns im Durchblättern des Buches, denn durchlesen wird Niemand einen Band Gedichte, eine Menge Verse aufgestoßen, von denen wir gern eine Uebersetzung gegeben hätten. Bei den nachfolgenden haben wir nicht zu widerstehen vermocht.

Ein Charakter.

Laßt mich erzählen. Dieser Mann kam zu mir,
— Mein Loos war damals, wie ein Negersklave
Den langen Tag für Nichts mich abzumühn —
Er kam, ich hatt' ihn nicht darum gebeten,
Er kam, und süß wie voller Maienathem
Sprach er mich an: Was? hier soll solch ein Genius
Abstumpfen seine Schärfe? Solche Klinge
Als Küchenmesser dienen? Solch ein Geist
Der Dummheit eines Menschen, der Nichts ahnt
Von diesem Reichthum, nur ein Teppich sein,
Als Herr sich drauf zu fühlen? Nein, bei Allem,
Was edel heißt und gut, das darf nicht sein!

Und bei der Hand mich nehmend, sanft, als wären's
Die Finger meiner Mutter, führt er mich
Vom harten Tisch hinweg, fort aus der Luft,
Die sich nicht athmen ließ, fort aus der Stadt —:

Wo unter schatt'gen Bäumen still sein Haus stand,
Da mußt' ich wohnen. Hier mit zarter Güte
Sorgt' er für mich. Hier hob sich der geknickte,
Verdorrte Sinn empor und sog Gesundheit
In vollen Zügen ein. Nicht Wünsche glaubt' ich
Hier noch zu hegen, hätte nicht die Kunst,
Mit der er sie erahnend schon erfüllte,
Mir selbst sie erst verrathen. Sprach er zu mir,
So sagt' er „Bruder". Aus versteckten Tiefen,
Wohin sie scheu geflüchtet, lockt er schmeichelnd,
Was an Gedanken Herz und Hirn bevölkert,
An's Licht zurück. Ihr Tage! Wenn wir Beide
Der Dichter Werke lasen! Wenn zuletzt,
Die ernsten Bücher aus der Hand gelegt,
Er zu erzählen anfing! Welch' ein Witz,
Welch' Leben; welch' Gelächter, das der Nachtwind
Weit mit sich führte — unerschöpflich war er.
Mit tausend Knoten knüpft er meines Herzens
Gespinnst an seines — lieben mußt' ich ihn,
Weit in der Ferne lag, was sonst an Freunden
Mich einst umgab, begraben, staubzerfallen,
Nur er lebendig, er mit Lebenswärme
Mich ganz umhüllend und mein Leben hätt' er
Für seines fordern dürfen — — da, ein Tag! —

Denkt euch, von einer Felsenspitze säh't ihr
Weit über's lichte Meer. Von ferne käme
Ein Schiff, und plötzlich neigt' es sich und sänke
Lautlos vor deinen Augen in die Tiefe!
Nichts anders ringsumher: dasselbe Meer,
Dieselbe Sonne: nur von diesen Segeln
Nicht mehr getragen! — Ja, so war's — da stand ich.
Und Stille um mich her, die mich verhöhnte.

Warum? Was war geschehn? —: der Traum war aus,
Und das nur blieb: nie würd' ich wieder träumen.

Und doch! Ein volles Glas! Ein Hoch dem Manne,
Der als barmherz'ger, edler Samariter
Mich aufnahm und, von ew'ger Freundschaft mir
Ein köstlich Vierteljahr zu Christtag schenkend,
Treu blieb — sich selbst! —

H. G.

Neuere musikalische Literatur.

1. **Goethe's** musikalisches Leben. Von **Ferdinand Hiller**. Köln, Du Mont-Schauberg. 1883.
2. **Mozart**. Ein Künstlerleben. Von **Ludwig Meinardus**. Berlin und Leipzig, J. Guttentag. 1883.
3. Gesammelte Schriften von **Franz Liszt**. Bd. III (1. u. 2. Abthlg.), IV, V. Herausgegeben von L. Ramann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1881. 1882.
4. **Richard Wagner's** Leben und Wirken. Von **Karl Fr. Glasenapp**. 2 Bde. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882.

Goethe's Verhältniß zur Musik ist mehrfach untersucht worden. Eine der trefflichsten Arbeiten hierüber lieferte seiner Zeit Herr von Bock, der liefländische Journalist. Der Gegenstand ist so anziehend, daß jede neue Darstellung desselben dankbare Leser finden wird. Nicht Troja, nicht Olympia sind so interessant wie Alles, was sich auf unseren größten Dichter bezieht. Zu Goethe's Zeiten war die Musik noch nicht die kosmische Kunst, die sie heute ist; man brauchte nicht Stellung zu ihr zu nehmen. Beethoven, obwohl fünf Jahre vor Goethe gestorben, war noch nicht durchgedrungen. Offenbar war Goethe nicht, was man im eingeschränkten Sinne des Wortes musikalisch nennt; aber es beunruhigte seinen universellen Geist, ein einziges Kunstgebiet nicht zu durchdringen, während er mit allen anderen auf dem vertrautesten Fuße stand. Die **Hiller'sche** Arbeit ist eine der besten aus der Feder des rastlos thätigen Mannes, und wird dadurch besonders werthvoll, daß das Verhältniß Goethe's zur Musik hier von einem Musiker beurtheilt wird. Sehr gelungen erscheint das Porträt Zelter's, desjenigen Mannes, der neben Reichardt und Kayser den größten Antheil an Goethe's musikalischen Interessen nahm. Was Hiller als Ursachen der sonst schwer verständlichen Vertrautheit beider Männer anführt, ist durchaus richtig. Goethe fand in Zelter nicht nur den sachverständigen, sondern auch den mit derbem Mutterwitz ausgestatteten Musiker, der seinen Gedanken, und daran fehlte es ihm nicht, schriftstellerischen Ausdruck zu geben verstand. Goethe schlug in Zelter gewissermaßen wie in einem musikalischen Lexikon nach, und Zelter fühlte sich geschmeichelt, diesem Manne gegenüber die Rolle des Orakels zu spielen. Hätte der Dichter sich nicht über die productive Kraft seines Freundes so sehr getäuscht, so könnte man den Briefwechsel beider Männer noch heute mit unverkümmertem Antheil lesen. Für Goethe's Verehrung des Mozart'schen Genies bringt Hiller einige Belege, namentlich das Urtheil über den Don Juan. Dagegen schweigt er ganz über Beethoven; nicht einmal der persönlichen Berührung beider Männer gedenkt er. In Goethe's Schriften findet sich, soviel ich weiß, nichts über den größten Musiker unseres Jahrhunderts, auch in den Gesprächen mit Eckermann nicht. Irre ich mich aber nicht, so ist in einem seiner Briefwechsel von Beethoven die Rede. Ein ironisches und verstimmendes Factum bleibt es, daß die beiden größten Künstler ihrer, wenn nicht aller Zeit, den Weg zu einander nicht finden konnten; daß Goethe sich an Zelter anschloß, nicht an den großen, einsamen Denker in Wien, vor dessen Werken wir noch jetzt wie vor unfaßbaren Wundern stehen. Man denke sich, daß Beethoven's Plan, Musik zu Goethe's Faust zu schreiben, zur Ausführung gelangt wäre; daß beide Männer sich bei diesem Anlaß in innige Verbindung gesetzt hätten, welches Kunstwerk wäre aus diesem Contact hervorgegangen! — Die kleine Broschüre, welche nur 86 Seiten umfaßt, ist sehr anmuthig geschrieben und macht den Eindruck, als stamme sie aus Hiller's bester Zeit. —

Meinardus hat das Bedürfniß gefühlt, seine Mozart-Biographie zu motiviren. Ehe man weiß, was der Mann will, ist man in der That erschreckt, sich das Leben des populärsten aller Musiker von Neuem erzählen zu lassen. Es ist, als sollte uns noch einmal verkündet werden, wie der Frühling über die Erde kommt; denn in

Mozart steckte etwas vom Frühling. Und doch hat der Verfasser Recht gehabt; ein Buch über Mozart, wie das seine, fehlte. Er hat nicht eine kunsthistorische Arbeit wie Otto Jahn, nicht eine kritische Studie wie Oulibicheff, er hat das Leben des Künstlers als Drama, er hat dem deutschen Volke erzählen wollen, wie Mozart lebte und arbeitete. Dazu bedurfte er einer kleinen dramatischen Ader; denn das Leben eines großen Künstlers anschaulich darstellen heißt, es aus sich heraus wiedergestalten, ihm ein zweites Leben andichten. Dem Biographen kam hier ein in der Geschichte der Kunst beispielloser Stoff zu statten. Nie vielleicht, alle Gattungen von Künstlern eingeschlossen, ist das Problem des Genies mit so kecker Hand von der Natur gelöst worden. Ein zwölf- bis vierzehnjähriger Knabe setzt die ganze gebildete deutsche, italienische und französische Welt durch sein Spiel und seine musikalische Improvisation außer Athem. Er schreibt das unter Clausur des Vatikan stehende Miserere von Allegri, eine zweichörige, aus vielen Sätzen bestehende Partitur, aus dem Gedächtniß nieder; er componirt mit zwölf Jahren eine Oper, welche die zeitgenössischen Musiker, soweit sie ehrlich sind, zur Bewunderung hinreißt; er schreibt in der Hast und Zerstreuung des Reiselebens in wenigen Tagen Werke, zu denen ergraute Musiker der Wochen und Monate bedurft hätten. In einem Alter, wo Andere gerade fertig sind mit der Aussprache der Consonanten und Vocale, hört und behält er Stimmungsdifferenzen von einem Achtelton tagelang im Gedächtniß; kaum mit den letzten Noten der „Zauberflöte“ fertig, concipirt er, angeweht von den Schauern des Todes, mit sterbender Hand sein „Requiem“. Hier ist das Wunder in seiner ganzen, jeden Verstand verspottenden Handgreiflichkeit. Liest man von Neuem, wie scheinbar spielend und doch von Himmelsmacht getrieben sich dieses Leben von noch nicht sechsunddreißig Jahren abrollt, ein Leben, das mit dem „Figaro“, „Don Juan“, der „G-moll-Sinfonie“, „der Zauberflöte“ und dem „Requiem“ schließt, so ist man wie betäubt. Man verliert allen Maßstab für das Gewöhnliche; man meint, nur dieses Außerordentliche noch wäre natürlich. Alles geht scheinbar mit rechten Dingen zu; dabei ist Alles außer der Reihe, unerklärlich bis in die nächste Nähe, wo die Nähe doch sonst enträthselt und entgöttert. — Das Meinardus'sche Buch ist ein Kunstroman, der sich streng an das Historische hält und nie in's Fabuliren geräth. Es ist mit großer Wärme, aber etwas altfränkisch geschrieben. Der Verfasser kennt nicht die Kopfstimme, er schreibt immer aus voller Brust. Was Anmuth des Stils betrifft, ist ihm Hiller sehr überlegen. Jede Arbeit aber hat ihre Mängel; die Vorzüge der vorliegenden sind so überwiegend, daß sie alle Aussicht hat, im besten Sinne des Wortes populär zu werden.

Was Liszt bewogen hat, seine gesammelten Schriften nicht selbst herauszugeben, sondern sich dazu einer Frauenhand zu bedienen, ist nicht recht klar. Abgesehen von allen Nachtheilen einer Mediation, macht es sich nicht gut. Lag ihm so wenig daran, ob seine oder eine fremde Hand die Revision besorgte, warum diese Aufsätze dann überhaupt republiciren? Doch das ist ein „détail“, wie die Franzosen sagen. Liszt war ganz berechtigt, uns seine schriftstellerische Thätigkeit in geordneter Reihe vorzuführen. Zu dem allgemeinen Interesse, das diese Stoffe noch für die meisten unter uns haben, kommt das Interesse am Schriftsteller selbst. Unter seinen Augen haben sich fünfzig bis sechzig Jahre der Musikgeschichte abgespielt; mit den größten Erscheinungen seiner Zeit hat er persönliche Fühlung gehabt. Liszt hat den metaphysischen Hang, die Geheimnisse künstlerischen Gestaltens zu ergründen. Er hat den Fernblick für das Zukünftige, wie er den Rückblick für das Vergangene hat. Unvergeßlich bleibt es, was er für die Popularität Schuberts gethan, und mit welchem johanneischen Eifer er für Wagner eingetreten ist. Wäre sein Leben sonst nichts als Irren gewesen, diese beiden außerordentlichen Thaten würden sein Gedächtniß in das Herz jedes Kunstfreundes für ewig eingraben. Bedeutende Menschen, wenn sie auf eine große Wirkung zurücksehen können, pflegen milde zu sein. Sie kennen das Geflecht der Schickungen zu genau, um nicht zu wissen, wieviel Sterne constelliren müssen, einen großen Künstler hervorzubringen. Diese Milde ist an Liszt so wohlthuend. Er verurtheilt selten oder nie,

weil er den einzelnen Künstler im Rahmen seiner Zeit betrachtet. Er hat geschichtlichen Blick, und bleibt gerecht bei aller Lebhaftigkeit seiner Zu- oder Abneigungen.

Die vorliegenden Bände enthalten Essays über Opern, Opernfragen, Componisten und Darsteller, die früher als Broschüren gedruckten bekannten Abhandlungen über „Tannhäuser“ und „Lohengrin“, zwei weitere über den „Fliegenden Holländer“ und das „Rheingold“, sodann im IV. Bande Aufsätze über Berlioz, Rob. und Clara Schumann, Rob. Franz, Sobolewski's „Vinvela“ und John Field, endlich im V. Kritik über allerlei, darunter Raffs „Dornröschen“, das Marx'sche Buch „Die Musik des XIX. Jahrhunderts“, Oulibicheff und Séroff, und eine Antikritik über das „Dirigiren“. In allen wesentlichen Punkten denkt Liszt wohl noch heute wie vor etwa dreißig Jahren, als er die Aufsätze schrieb, in unwesentlichen wohl kaum. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er von Rossinis „Othello“ noch so viel, von Aubers Musik so wenig hält, wie damals. Der rothe Faden, der sich durch all' sein musikalisch-philosophisches Denken zieht, ist die Verquickung der Musik mit der poetischen Idee, mit anderen Worten: die Programmmusik. Was sich an Gründen für diese Kunstgattung finden ließ, hat er mit erstaunlichem Spürsinn zusammengetragen. Daß er für die Kehrseite der Sache unzugänglich blieb, lag, für die spätere Zeit wenigstens, nicht zum geringsten in der Verpflichtung, die er in seinen „sinfonischen Dichtungen“ für diese Verbindung eingegangen war. Diese Frage, bis zur Ermüdung abgesprochen und fast unter den Händen zerbröckelnd, soll hier nur gestreift werden, und zwar mit einer kleinen Geschichte. Vor einigen Jahren brachte mir Joachim Raff seine eben erschienene Alpensinfonie. Er gab mir dazu einige Erläuterungen, und bezeichnete, wie ich mich genau erinnere, zwei Stellen mit den Worten: „hier habe ich mir den Abgrund gedacht, und hier das Bergan.“ Ich bat ihn, mir die Orte zu markiren, weil es mir sonst passiren könnte, an einer falschen Stelle in den Abgrund zu fallen.

Sehr unterhaltend ist der Aufsatz über Oulibicheff's unglückliches Buch „Beethoven, ses critiques et ses glossateurs“ und Séroff's Abfertigung desselben. Ueber das Werk von A. B. Marx schreibt Liszt etwas emphatisch; er hat sogar für den Componisten des „Moses“ ein liebenswürdiges Wort. Die Zeit ist noch nicht gekommen, um über Marx ganz unbefangen zu sprechen. In dem Manne steckten viel große und ideale Gedanken; leider waren sie aber versetzt mit einer starken Neigung zur Schönrednerei. Er war ein auffallend unpraktischer Kopf, dessen Ideen sich leicht in ästhetischem Optimismus zu Nichts auflösten. Aber er war ein anregender Schriftsteller, der nicht ohne große Wirkung auf seine Zeit geblieben ist. Es ist deshalb falsch, ihn bei jeder Gelegenheit als Quelle der Weisheit zu citiren; und es ist ebenso falsch, ihn wie Arrey von Dommer nur als literarisch-musikalischen Schönredner hinzustellen. Seine Bücher sind durch ihr Pathos jetzt schwer lesbar; sie machen mitunter den Eindruck, als wären sie aus einem Luftballon herunterdictirt. Aether aber war darin.

In den Aufsätzen über Schumann, Franz, Field und Sobolewski finde ich die weit ausgeholten Einleitungen etwas ermüdend. Es ist nicht nöthig, daß die Elemente, welche den elektrischen Funken erzeugen, sich erst in ihrer ganzen chemischen Breite vorstellen. Unter den mannigfachen poetischen Einfällen dieser Schriften verdient folgender ein frisches Lorbeerblatt. Liszt sagt von den vier einleitenden Accorden der Ouverture zum „Sommernachtstraum“, sie glichen leise sinkenden und sich wieder hebenden Augenlidern.

Das Glasenapp'sche Buch ist im vorigen Jahre, also vor Wagner's Tod erschienen. Ueber die Unsitte, das Leben der Lebendigen zu erzählen, wurde schon bei Gelegenheit der Ramann'schen Lisztbiographie gesprochen. Ihr folgt mit einer Art von Dioskuren-Gesetz jetzt die Wagner's. Das Wort Biographie ist hier nur im Sinne von Apologie zu verstehen, denn nicht um das tiefere Erkennen eines großen Künstlers in seiner Totalität, also auch in seinen Fehlern und Irrthümern handelt es sich hier, sondern um das festliche Bedürfniß, jede, auch die schlimmste und bedenklichste Seite des Menschen und Künstlers in bengalischem Lichte zu zeigen. Der Verfasser scheint ein berühmtes Wort nicht gekannt zu haben; Voltaire sagt einmal: „c'est le privi-

lége du vrai génie, et surtout du génie qui ouvre une carrière, de faire impunément de grandes fautes."

Herr Glasenapp hat sein Buch eine „Festgabe zum Bayreuther Bühnenweihfestspiel Parsifal" genannt. Für wen hat er sich diese Festgabe eigentlich gedacht? Für Wagner? Dann hätte er besser gethan, sein Buch als Manuscript für den Meister drucken zu lassen. Oder für das deutsche Volk? Welchen Begriff muß der Verfasser vom deutschen Volke haben, wenn er glauben kann, eine solche Satire auf einen seiner größten Männer würde auch nur in der Faschingszeit, geschweige denn jetzt gelesen werden, wo die Trauer über den Verlust eines unersetzlichen Künstlers die Herzen aller Parteien mit Wehmuth erfüllt.

Daß der Verfasser kein Musiker, liest man auf der zweiten, daß er kein Biograph ist, auf der ersten Seite. Kein Tusch, kein Lorbeerkranz, kein Ständchen, kein Fackelzug, die dem Meister jemals gebracht sind, keine Rede, die er bei einem Festessen gehalten, bleibt dem Leser erspart. Von einer Unterscheidung zwischen den größten und kleinsten, den unsterblichsten und sterblichsten Leistungen des Mannes kaum irgendwo die Rede. „Lohengrin", oder die Broschüre über das „Judenthum", die „Meistersinger", oder der Aufsatz über „Religion und Kunst", Alles wird mit demselben dicken Firniß behandelt, wobei man nur nicht begreift, wie dem Verfasser nicht vor seiner eigenen Methode grauen mußte.

Was Herr Glasenapp über Wagner's zweite Ehe sagt, will ich aus Respect vor der tiefen Trauer einer gebrochenen Frau hier nicht citiren. Der Leser mag es selbst im II. Bande S. 283 nachsehen. Wer hierüber nicht lacht, verdient ein ernsthafter Leser des Buches zu sein. Louis Ehlert.

ϱ. **Der Trompeter von Säkkingen.** Ein Sang vom Oberrhein von Joseph Victor von Scheffel. Einhundertste Auflage. Stuttgart, A. Bonz & Comp. 1882.

„Habent sua fata libelli". Mit diesem Worte des Terentianus Maurus leitet Scheffel den Wegsegen ein, welchen er der hundertsten Auflage seines berühmten Liedes mit auf die Reise gibt. Wer von der älteren Generation derer, die vor dreißig Jahren jung gewesen sind, erinnert sich nicht noch des Tages, als anspruchslos und bescheiden unter ihnen ein Bändchen erschien, welches auf seinem Pappdeckel die mittelalterliche Figur eines Trompeters und den Titel: „Der Trompeter von Säkkingen" zeigte? Wenig mochte der siebenundzwanzigjährige Poet, als er „auf Don Pagano's Dache wie ein Kater auf und ab" ging, das glänzende Schicksal dieses, seinen Eltern gewidmeten Erstlingssangs voraussehen. Es währte fünf Jahre bis zur zweiten Auflage des „schlichten Musikantengangs", dem „jegliches Furore", wie der Dichter wehmüthig sagt, „erspart blieb". Schüchtern gesteht er, daß „Säkkingen auch, die würdige Waldstadtschöne" zuerst nicht sonderlich entzückt war von dem Gedicht, das sie doch bald berühmt machen sollte. Vier Jahre später, als die dritte Auflage kam, spricht der Kater Hiddigeigei schon aus einem Tone; und wieder nach zwei Jahren, mit der vierten Auflage, werden auch die guten Säkkinger gemüthlicher und fröhlich bei einem Besuche des Dichters „wird männiglich zum Becherlupf beschieden". Als aber im Jahre 1876 der fünfzigste Geburtstag des Dichters in ganz Deutschland gefeiert ward und zugleich des „Trompeters" fünfzigste Auflage erschien, da sollte er noch ganz andere Dinge sehn: da stand vor Bally's Schlößlein sein Trompeter „in Erz gegossen von Meisterhand", und in mächtigen Lettern auf einer Felswand las er: „Säkkingen die Stadt ihrem Dichter." Seitdem nach abermals sechs Jahren haben wir die „hundertste Auflage"; und wenn es erlaubt ist, die Gesetze der Statistik auch auf die „unökonomisch nur in der Mitt' beschriebenen" Bücher anzuwenden, so werden wir ihm noch vor Ablauf dieses Decenniums zu der 200. Auflage gratuliren. Freuen wir uns unterdessen, einen solchen Dichter und ein solches Gedicht zu haben. Der Ton Scheffel's ist Mode geworden und groß ist die Zahl Derer, welche mit mehr oder weniger Erfolg ihm nachgeahmt haben. Aber ihn erreicht hat Keiner. In unverwüstlicher Originalität und Frische lebt sein Lied und wird länger leben als die Mode und seine Nachahmer. Q. b. f. f. s.

μ. **Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache** von Dr. Friedrich Kluge, Privatdocenten an der Universität Straßburg. 1. und 2. Lieferung. Straßburg, Karl J. Trübner. 1882.

Die Franzosen besitzen seit längerer Zeit ein etymologisches Wörterbuch ihrer Sprache, das rasch mehrere Auflagen erlebte und in Frankreich wie außerhalb Frankreichs schon sehr verbreitet ist, das Dictionnaire étymologique de la langue française von Auguste Brachet. Das vorliegende Werk will für unsere Muttersprache etwas Aehnliches leisten. Aber so ähnlich die Titel sind, so ähnlich die Absichten sein mögen, die Aufgabe in sich ist der Natur der Sache nach sehr verschieden. Der Franzose hat nur nachzuweisen, daß und wie ein bestimmtes französisches Wort aus einem bestimmten lateinischen oder germanischen oder celtischen hervorgegangen ist; und er wird diesen Nachweis vielleicht durch die altfranzösische und provenzalische Form unterstützen: damit aber hat er seine Schuldigkeit gethan. Der Deutsche dagegen muß, wofern es sich nicht um Lehnwörter handelt, nicht nur die älteren deutschen, die hoch- und niederdeutschen Formen, sondern die ganze Reihe der außerdeutschen germanischen Sprachen und darüber hinaus auch die sämmtlichen indogermanischen Idiome herbeiziehen; und abgesehen von der größeren Schwierigkeit der Forschung, die wir nicht weiter ausmalen wollen, ergibt sich daraus eine sehr viel größere Schwierigkeit der Darstellung. Der deutsche Etymolog darf nicht so breit behaglich in jedem einzelnen Falle die betreffenden Lautgesetze erörtern, wie es Herr Brachet thut; er wird diese Gesetze des Lautwandels allerdings in einer Einleitung darstellen und so seinen Lesern die Mittel an die Hand geben müssen, um die Richtigkeit seiner Etymologie zu prüfen; aber die Artikel seines Wörterbuchs werden sich auf Angabe der Verwandtschaft, auf die daraus resultirende Grundbedeutung und auf die weitere Entfaltung dieser Bedeutung beschränken müssen. Wir können dem Verfasser des gegenwärtigen etymologischen Wörterbuchs das Zeugniß geben, daß er sich aller Schwierigkeiten wohl bewußt war und bis jetzt das Möglichste zu ihrer Bewältigung geleistet hat. Er ist vorsichtig und streng in seiner gelehrten Arbeit; er ist klar und übersichtlich in der Darstellung. Er fördert die Wissenschaft und er fördert die allgemeine sprachliche Bildung. Die Frage nach dem Ursprunge der Wörter und nach dem, was sie einst und zuerst bedeuteten, wird sehr häufig auch in Laienkreisen aufgeworfen; hier hat man endlich ein zuverlässiges Hilfsmittel, um diese Neugier zu befriedigen. Vor allem aber werden diejenigen es dankbar aufnehmen, welche als Lehrer des Deutschen ein nicht bloß laienhaftes, sondern mehr oder weniger wissenschaftliches Verhältniß zu unserer herrlichen Muttersprache haben. — Will man sich überzeugen, welchen glücklichen etymologischen Blick der Verfasser besitzt und wie er keineswegs nur aus den vorhandenen Etymologieen tactvoll auswählt, sondern sie durch eigene vermehrt, so schlage man den Artikel „gehen" auf, wo man eine überraschend sinnreiche und grammatisch sehr fruchtbare Erklärung des bisher in mancher Hinsicht räthselhaften Wortes finden wird. — Die zweite Lieferung geht bis „hehlen". Auf 7—8 Lieferungen ist das Werk veranschlagt.

βϱ. **Die deutsche Satzlehre.** Eine Untersuchung ihrer Grundlagen von Franz Kern, Professor und Director des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin. Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung R. Stricker. 1883.

Wie in seinen andern Schriften fesselt und belehrt der Verfasser auch in dieser durch einen sehr glücklichen Verein philosophischen und philologischen Wissens. Sie wendet sich zwar zunächst nur an die Lehrer, welche sich mit deutscher Satzlehre zu beschäftigen haben, ist aber angelegentlich allen zu empfehlen, welche irgendwie

sprachliches Studium betreiben. Der Verfasser, dem wir durchweg beistimmen, will unsere grammatischen Begriffe klären und vereinfachen. Demgemäß handelt er in den sechs Kapiteln des Buches vom Satz, Subject, Prädicat, Artikel, von der Copula und von den ehrwürdigen aber dem Untergang geweihten Namen der verkürzten, nackten, bekleideten und zusammengezogenen Sätze. Wir glauben und wünschen, daß die Schrift gründlich wirken wird.

o. β. **Goethe's Faust**, ein Fragment. In der ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben von Wilhelm Ludwig Holland. Zweite Auflage. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1882.

Wilhelm Scherer hat vor Kurzem (Novemberheft 1882, S. 321 ff.) unsere Leser von Neuem auf die Forschung zur Entstehungsgeschichte des Goethe'schen Faust hingeführt und die zahlreichen Fragen anklingen lassen, welche auf diesem Gebiete der Lösung noch harren. Es ist ein dankenswerthes Hilfsmittel zur Veranschaulichung des Werdeprocesses des großen Werkes, welches uns Professor Holland jetzt darbietet: ein mit philologischer Treue ausgeführter Abdruck der ersten Faust-Ausgabe, jenes Fragments, das zuerst im Jahre 1790 bei Georg Joachim Göschen in Leipzig erschien und den Ausgangspunkt all' unserer Untersuchungen gebildet hat. Der Abdruck folgt mit absoluter Exaktheit der heute äußerst selten gewordenen ersten Ausgabe und stellt so dem Leser auf das Genaueste vor Augen, was der Deutsche von 1790, als die erste Offenbarung jenes Weltgedichtes, zur zögernden Kenntniß nahm. Vom Monolog „Habe nun ach! Philosophie!" bis zu Gretchen's Wort „Nachbarin! Euer Fläschchen!" erstreckt sich die Scenenfolge, mit einigen (von uns aus gesprochen) Auslassungen, unter denen die berühmte „große Lücke", von dem ersten Besuch Wagner's bis zu dem Vers „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist", die wichtigste ist. Alles das war freilich dem Forscher bereits bekannt; aber auch er gewinnt ein lebendigeres Bild von dem inneren Organismus des Fragments, in dem er jetzt seine wirkliche, ächteste Gestalt sich vor Augen hält.

χλ. **L'insegnamento pubblico ai tempi nostri** per N. Fornelli. Roma, Forzani e C. 1881.

Während Deutschland längst im Besitze eines musterhaften, vom Staate geschaffenen und erhaltenen Schulwesens ist, ringt Italien noch danach, seine Schule von dem Einflusse des Clerus und der Parteiinteressen zu befreien und zu einer den modernen Verhältnissen entsprechenden Höhe zu erheben. Das Buch Fornelli's wendet sich weniger an die Pädagogen und Fachmänner Italiens, als an die weiteren Kreise aller Gebildeten. Der Verf. verlangt für das Schulwesen in Italien die Mitwirkung des Staates, wenn er auch andrerseits der Schule die freie Entwickelung und Selbständigkeit nicht nehmen will. Er beweist seine These, indem er ein Bild der Entwickelung des Unterrichtes in den Ländern Europa's und in Nord-Amerika entrollt, und durch eine systematische Betrachtung, die philosophische, politische und sociale Erörterungen in sich schließt. Wichtig sind besonders die Vorschläge, die der Verf. über die Heranbildung eines Lehrerstandes und dessen Stellung im Staate macht, die Erwägungen, ob und in welchem Maße der Volkslehrer sich in die Politik einmischen dürfe, und welche Probezeit er durchzumachen habe, ehe er seine verantwortliche Stellung einnehme. (Kap. XX). Die Schrift ist ein interessantes Zeugniß für das Ringen des italienischen Volkes, den Aufgaben der Neuzeit gerecht zu werden.

αλ. **Der praktische Unterricht**, eine Forderung der Zeit an die Schule, sein erziehlicher, volkswirthschaftlicher und socialer Werth, von Emil von Schenckendorff (Görlitz). Breslau, Ferdinand Hirt. 1880.

Herr von Schenckendorff, seit vorigem Herbste Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, steht in den Vorderreihen der Streiter für Erziehungs- und Schul-Reform, specieller den dazu mit dienenden Handfertigkeits-Unterricht für Knaben. Dem Lieblingsgange des deutschen Genius gemäß, ist er von den Höhen der Theorie zu fruchtbringender Praxis herabgestiegen. In der oben verzeichneten Schrift bahnte er sich den Weg zu dieser vor allem durch die Geschichte der modernen Pädagogik. Die Schatten von Amos Comenius, Basedow, Rousseau, Pestalozzi, Fr. Fröbel u. s. f. wurden — wie noch systematischer in einer nachfolgenden Schrift des Lehrers R. Rißmann zu Görlitz — heraufbeschworen, um bei den neuen Versuchen planmäßigen Bildens der Hand gleichsam Pathenstelle zu vertreten. Nachher hat Herr v. Schenckendorff dann in seinem Wohnort einen Verein begründet, der eine Nebenschule dieser Art trägt, hat dafür das Protectorat der Kronprinzessin Victoria gewonnen, ein deutsches Centralcomité für Handfertigkeits-Unterricht und Hausfleiß in's Leben rufen helfen, und durch zahlreiche Vorträge als deutscher Haupt-Apostel für diese gute Neuerung in Ost und West gewirkt. Wer sich an seinen edlen Bestrebungen betheiligen oder doch die Idee von einem enthusiastischen Vertreter derselben kennen lernen will, dem ist die obige Schrift zu empfehlen. Weitere Ausführungen aus derselben fleißigen Feder erscheinen von Zeit zu Zeit in der Bremer Wochenschrift „Nordwest" als dem erklärten Organ der Bewegung. Was der Görlitzer Schule ihre methodische Eigenthümlichkeit verleiht, ist der Werth, welchen sie auf Modelliren in Thon legt, während anderswo, z. B. in Osnabrück und neuerdings in Bremen, die Holzverarbeitung mit dem Hobel und dem Meißel im Vordergrund steht. Hier wie dort ist man übrigens längst darüber hinaus, die ursprünglichen dänischen und schwedischen Vorbilder einfach nur nachzumachen. Herr Claußon v. Kaas spielt in der Phantasie der literarischen und rhetorischen Gegner dieser Reform eine weit breitere Rolle als in ihrem wirklichen actuellen Betriebe; und Herr von Schenckendorff gehört zu denen, die das selbständige deutsche Verfahren praktisch wie theoretisch begründet haben.

λ. **Ornithologische Briefe.** Blätter der Erinnerung an seine Freunde, gesammelt von E. F. v. Homeyer. Berlin, Theobald Grieben.

Eine überaus ansprechende und zugleich belehrende Lectüre bieten die von E. F. v. Homeyer gesammelten Briefe seiner Freunde. Gerade da-

durch, daß sie neben wissenschaftlichem Material in reicher Fülle auch naturgemäß eingestreute Bemerkungen über private Vorgänge enthalten, bringen sie die Personen ihrer Schreiber, welche alle in der Wissenschaft, die sie vertreten, eine hervorragende Rolle spielten; zum Theil noch spielen, denn es sind auch Briefe noch lebender Forscher unter den veröffentlichten, dem Leser näher und es ist möglich, sich aus dem Gebotenen ein Bild von den internen Vorgängen der Wissenschaft zu machen, von dem Arbeiten ohne Unterlaß, dem Streben in den verschiedensten Richtungen, jedoch mit einheitlichem Grundprinzip, von dem Hin und Her der Ansichten und von dem persönlichen Verhältnisse ihrer Träger zu dem Berufe, dem sie sich gewidmet, und zur Außenwelt. Die Mehrzahl der Briefe stammt aus dem 4—6. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, doch ist auch die allerneueste Zeit daran betheiligt. Von hervorragender Bedeutung sind die Briefe der bekannten Ornithologen Naumann, Thienemann, Landbeck und vor allen Ch. L. Brehm's; sehr zahlreich vertreten ist auch der Prinz Max von Wied, bekannt durch das Prachtwerk über seine Reisen in Süd-Amerika. Jedem Naturfreunde werden diese Briefe hochwillkommen sein.

λ. **Der Hypnotismus.** Ausgewählte Schriften von J. Braid. Deutsch herausgegeben von W. Preyer, Professor der Physiologie an der Universität Jena. Berlin, Gebr. Paetel. 1882.

Das weit über die ärztlichen Kreise hinausgehende Interesse, welches die hypnotischen Erscheinungen durch die neueren Untersuchungen gelegentlich des Hansen-Scandals gewonnen haben und das wegen der werthvollen psychologischen Aufschlüsse, wie auch durch das häufige, wenn auch rudimentäre Vorkommen derartiger Vorgänge im täglichen Leben ein ebenso berechtigtes, wie die mißbräuchliche Hervorrufung hypnotischer Zustände zu verurtheilen ist, hat gewissermaßen eine Dankesschuld abzutragen an den ersten wissenschaftlichen Untersucher dieser verwickelten Verhältnisse, den englischen Arzt James Braid. Die zahlreichen grundlegenden Untersuchungen desselben sind in Deutschland so wenig bekannt, trotz ihrer Bedeutung, daß es als ein sehr dankenswerthes Unternehmen des um denselben Gegenstand hoch verdienten Herausgebers anzusehen ist, die Uebersetzung einer Auslese aus den Aufsätzen Braid's veranlaßt zu haben. So sehr die Reserve anzuerkennen ist, welche der Herausgeber sich betreffs einiger Zusätze am Schluß des interessanten Bandes auferlegt hat, so ist doch die Nothwendigkeit einiger berichtigender Erläuterungen so durchaus vorhanden, daß wohl manchem Leser etwas mehr aufklärende Kritik erwünscht wäre. Für diese sei vor Allem auf Preyer's: „Die Entdeckung des Hypnotismus" (Berlin, Gebr. Paetel 1881) hingewiesen. Es wird die Lectüre des letztgenannten Schriftchens, wie der vorliegenden Uebersetzungen Vielen Genuß und Belehrung bieten.

νδ. **Im Lande der Mitternachts-Sonne.** Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Nach Paul B. Du Chaillu, frei übersetzt von A. Helms. Mit 48 Tonbildern und 200 Holzschnitten im Text. Leipzig, Verlag von Ferdinand Hirt und Sohn, 1882.

Der Verlag von Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig scheint es sich neuerdings zu seiner speciellen Aufgabe gemacht zu haben, dem deutschen Publikum in Wort und Bild den Norden vorzuführen. Dem im gleichen Verlage erschienenen, an dieser Stelle wiederholt gewürdigten Prachtwerke „Nordland-Fahrten" ist jetzt in kleinerem Format zwar, aber in gleich vorzüglicher Ausstattung Paul B. Du Chaillu's „Im Lande der Mitternachts-Sonne" gefolgt. Der berühmte Reisende hat während einer längeren Reihe von Jahren Norwegen wie Schweden, Lappland wie Nord-Finnland die Kreuz und die Quer, im Sommer und Winter, durchstreift. Genau mit der Sprache des Landes vertraut, wußte er sich auch auf das eingehendste und intimste mit den Sitten und Gebräuchen der Bevölkerung vertraut zu machen und erhalten wir in seinen Schilderungen derselben fesselnde Culturbilder aus Gegenwart und Vergangenheit. Von der Begeisterung des Verfassers für die großartige nordische Natur ist viel in seine Beschreibungen übergegangen; tief ergriffen von dem gewaltigen Eindruck der landschaftlichen Scenerien gibt er dieselben mit der Feder auch tief ergreifend und oft die Leser mit fortreißend wieder. Eine große Anzahl trefflicher Illustrationen in Tondruck und Holzschnitt begleitet den Text, den A. Helms mit sichtlicher Liebe übersetzt hat. Denen, welche die nordischen Wunder aus eigener Anschauung kennen, wird das schöne Werk eine werthvolle Erinnerung, den Uebrigen aber eine zur Fahrt gen Norden anregende Lectüre sein.

σχ. **Christian Weise's Bauern-Komödie** von Tobias und der Schwalbe. Aufgeführt im Jahre 1682. Mit einer Einleitung herausgegeben von Rudolph Genée. Berlin, A. Hofmann & Co. 1882. (Bibliothek deutscher Curiosa. V. Band.)

Sehr willkommener Neudruck eines Stückes, welches das Motiv der Handwerker-Komödie in Shakespeare's Sommernachtstraum behandelt, eines Seitenstückes also zum „Peter Squenz" des Gryphius. Aber der Herausgeber hätte nichts weglassen sollen. Wer diese Dinge überhaupt liest, der mag sie gern unverkürzt lesen. Es soll uns sehr freuen, wenn die „Bibliothek deutscher Curiosa", die längere Zeit tief eingeschlafen war, unter einem neuen Verleger zu frischem Leben erwacht und wenn sie auch ferner das ältere deutsche Drama in ihr Bereich zieht. Die Ausstattung läßt in Druck und Einband an Zierlichkeit nichts zu wünschen.

o. β. **Deutscher Kinder-Kalender auf das Jahr 1883.** Eine Festgabe für Knaben und Mädchen jeden Alters. Siebentes Tausend. Expedition des „Deutschen Kinder-Kalenders" (A. B. Auerbach).

Eine sehr gefällige Publication, der reicher Beifall nicht fehlen wird. In Wort und Bild ist wohl auf dem deutschen Büchermarkt in jener Gattung, welche der Kinder-Kalender vertritt, selten so Vortreffliches geleistet; bekannte Autoren,

Julius Stettenheim, Wildenbruch, Rosegger, Ferdinand von Saar und viele andere haben den Text geliefert, geschickte Zeichner zu der Vorlage der Erzählenden witzige Randglossen gefügt. Unter den mehr als zwanzig Geschichten, Märchen, Gedichten, welche das Buch enthält, heben wir als besonders gelungen die lustige Erzählung vom „Badeengel" hervor, welche im Stile Andersen's Ernst v. Wolzogen vorträgt, die „Berliner Bilder," die der hier sehr harmlose Sittenschilderer Max Kretzer malt, die Geschichte aus dem Englischen „Herr und Frau Maus" und Stettenheim's denkwürdige Besserungs-Traumskizze „Wie du mir, so ich dir." Der didaktische Grundzug verleugnet sich in keiner Erzählung; selten zeigt er sich so liebenswürdig, wie in der letztgenannten, selten aber auch zum Glück so affectirt wie in Gerhard v. Amyntor's „Salomosbitte". Den Dichtungen reihen sich noch ein frischer vierhändiger Marsch von Moritz Moszkowski, zahlreiche Räthsel aller Art und andere kleine Beigaben an, so daß, wie an Gediegenheit des Inhalts, so auch an bunter Mannigfaltigkeit in dem „Deutschen Kinder-Kalender" Hervorragendes geboten ist.

ε. **Musikalisches Conversationslexikon.** Begründet von Mendel, vollendet von Dr. A. Reißmann. Ergänzungsband. Berlin, Rob. Oppenheim. 1883.

Der stattliche Supplementband, welcher bis Ende 1882 fortgeführt ist, umfaßt 587 Seiten. Von größeren Abhandlungen sind zwei über portugiesische und skandinavische Musik und die Nachträge zu dem Artikel „Literatur" bemerkenswerth. Neuen Erfindungen, namentlich auf dem Gebiete des Instrumentenbaues, sind anschauliche Illustrationen mitgegeben. Es liegt in der Natur jedes Lexikons, welches nicht wie die Philologie ein abgegrenztes Gebiet umschreibt, mit jedem neuen Jahr eine Fülle von neuen Daten und Namen nothwendig zu machen. Auffallend groß in diesem Nachtrag ist die Todtenliste. Die Besitzer des umfangreichen, 11 Bände umfassenden Werkes, werden gut thun, den Ergänzungsband anzuschaffen, wenn sie mit der Zeit Schritt halten wollen.

ε. **Musikalisches Künstler-Album.** Augsburg, B. Schmid (A. Manz).

Vierzehn Originalcompositionen von Kammerlander, Kleffel, Franz Lachner, Prestele, Rheinberger und Müllner, von zum Theil also sehr bekannten, zum Theil sehr unbekannten Componisten, liegen mit Illustrationen von Freytag, Traub und Zehme in stattlicher Mappe vor. Musiker pflegen für solche Zwecke gewöhnlich abgelagerte Waare zu liefern, was hier nicht der Fall ist, wenn man auch nicht sagen kann, daß mehr als mittelgute Lieder geboten werden. Rheinberger und Müllner haben unendlich Besseres geschrieben. Das Ganze macht jedoch den Eindruck des Löblichen und Gefälligen und wird in jenen schweren Stunden, wo Freundschaft und Neigung nach einem sichtbaren Zeichen suchen, seinen Zweck umsomehr erfüllen, als der größte Theil der Zeichnungen stimmungsvoll und gut ausgeführt ist.

π. γ. **Die beiden Marien. — Memento vivere. — Prinzessin Sonnenscheinchen.** Drei Novellen von Otto von Leixner. Berlin, Verlag von Otto Janke.

Otto von Leixner ist ein ungemein vielseitiger und vielbegabter Schriftsteller, der nicht nur auf literarhistorischem, ästhetischem und kulturgeschichtlichem Gebiete, sondern auch auf novellistischem mit Glück thätig ist. Einem vor mehreren Jahren bereits veröffentlichten Bande mit Erzählungen ist jetzt ein zweiter gefolgt, der aus drei an Raum wie an Inhalt gleich verschiedenen Beiträgen besteht. Der erste und zugleich längste derselben, die Erzählung „Die beiden Marien", nimmt unser Interesse hauptsächlich in Anspruch. Der Stoff ist ein durchaus moderner: eine durch eine Zeitungs-Annonce vermittelte Heirath, deren Folge ist, daß zwischen den Ehegatten mancherlei Differenzen entstehen und die Kluft immer größer wird, — obgleich sich die Neuvermählten lieben, ohne es sich selbst einzugestehen —, bis schließlich eine Trennung eintritt; schwere Schicksalsschläge führen aber zu einer Wiedervereinigung und zu einem harmonischen Abschluß. Leixner hat es verstanden, die beiden im Vordergrund stehenden Figuren psychologisch sehr fein auszuarbeiten und den Knoten der spannenden Handlung ebenso geschickt zu knüpfen wie zu lösen. Die zweite Novelle hat einen weit romantischeren Hintergrund, und die dritte bildet ein sinnig erfundenes, poetisch erzähltes Märchen. Dem hübschen, inhaltreichen Buche wird es an Freunden nicht fehlen.

ξ. **Leben und Werke der Troubadours.** Ein Beitrag zur nähern Kenntniß des Mittelalters von Friedrich Diez. Zweite, vermehrte Auflage von Karl Bartsch. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1882.

Die Original-Ausgabe dieses Werkes des Altmeisters der Romanistik ist so selten geworden, daß sie antiquarisch mit 12 Mark bezahlt wird. Ist auch seitdem manches Neue dazu gekommen, so bildete das Buch doch eines der wichtigsten Hilfsmittel zum Studium der Troubadours. So kann man Prof. Karl Bartsch um so mehr zum Dank verpflichtet sein, daß er es nun wieder weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Mit Pietät hat der Herausgeber den Text von Diez unberührt gelassen, bis auf die Auslassung einzelner Originalproben und auf die Zusätze zu dem zweiten Buch von Diez' „Die Poesie der Troubadours", welches ebenfalls demnächst neu aufgelegt werden soll. Die Zusätze, welche durch die neuere Forschung nothwendig geworden, sind durch eckige Klammern kenntlich gemacht; das Verzeichniß der Troubadours ist vervollständigt und berichtigt. Dankenswerth ist auch die Seitenpaginirung nach der Originalausgabe. — Den Männern vom Fach braucht das Werk nicht empfohlen zu werden, dafür dem gebildeten Publicum um so mehr. Und dieses weisen wir auf das Buch hin — es wird ihnen sicherlich lebendige Theilnahme für das Leben und Wirken der französischen „Minnesänger" einflößen. Druck und Ausstattung sind vortrefflich — ein Fortschritt gegenüber der Original-Ausgabe, deren Papier spinnenwebenartig ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. April zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. — Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. VIII. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. 1883.

Ariost's Rasender Roland, übersetzt von Otto Gildemeister. Dritter und vierter Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1882.

Baedeker. — West- und Mittelrussland. Handbuch für Reisende herausg. von K. Baedeker. Mit 7 Karten und 13 Plänen. Leipzig. Verlag von Karl Baedeker. 1883.

Bartholomae. — Handbuch der altiranischen Dialekte. (Kurzgefasste vergleichende Grammatik, Lesestücke und Glossar.) Von Chr. Bartholomae. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

Baumgarten. — Eine deutsche Reveille zum Lutherfest am 10. November 1883 von Prof. Dr. Baumgarten. Ludwigslust, Carl Hinstorff. 1883.

Becker. — Der deutsche Stil von Dr. Karl Ferdinand Becker. Neu bearbeitet von Dr. Otto Lyon. Dritte Auflage. 1/2. Lfg. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1883.

Bibliothèque Gillon. — Essai de poésie populaire par Ch. Potvin & Felix Frenay. Verviers, Bureau de Bibliothèque Gillon.

Booch-Arkossy. — Ausführliches Lehr- und Lesebuch der russischen Sprache, bearbeitet von F. Booch-Arkossy und S. Borisowitsch-Mandelkern. 1. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

Brahm. — Gottfried Keller. Ein literarischer Essay von Otto Brahm. Berlin, A. B. Auerbach. 1883.

Bret Harte's Neueste Novellen. 1882—1883, übersetzt von Bettina Wirth. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

Bucher. — Real-Lexikon der Kunstgewerbe. Von Bruno Bucher. 1. Lfg. Wien, G. P. Faesy. 1883.

Burk. — Martin Luther. Von Dr. Carl Burk, Ober-Consistorialrath. Stuttgart, Karl Krabbe. 1883.

Contes modernes pour enfants. Prose de Guil. Chantraine; Poésie de Ch. Potvin. Illustr. Bruxelles, P. Weissenbruch, Imprimeur du roi. 1883.

Dahn. — Der Kurier nach Paris. Lustspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek. (Collection Spemann.) Bd. 35. Der Leuchtthurm am Michigan. Von B. Möllhausen. Bd. 36. Demokritos. Von K. J. Weber. Bd. 37. Frauenherzen. Von Max Ring. Bd. 38. Umwege zum Glück. Von Ludw. Ziemssen. Bd. 39. Lüneburger Geschichten. Von A. v. d. Elbe. Bd. 40. Deutschlands Lehrjahre. Von J. E. Wessely. I. Bd. 41. Maigela. Von F. Schultes. Stuttgart, W. Spemann. 1883.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heft 9. Karl von Burgund. Ein Trauerspiel (nach Aeschylus) von J. J. Bodmer. Heft 10. Versuch einiger Gedichte von F. v. Hagedorn. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1883.

Die Stellung des Staates zur Prostitution und ihrem Gefolge. Von einem praktischen Juristen. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandl. 1883.

Doornkaat Koolmann. — Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat Koolmann. Siebzehntes Heft. Norden, H. Braams. 1882.

Dressel. — Der belebte und der unbelebte Stoff nach den neuesten Forschungs-Ergebnissen. Von L. Dressel, S. J. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1883.

Durmayer. — Reste altgermanischen Heidenthums in unseren Tagen. Von Johann Durmayer. Nürnberg, Friedr. Korn'sche Buchhandl. 1883.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Dr. A. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. Wittstein und Prof. Dr. v. Zech. Erste Abtheil. 31/32. Lfg. Zweite Abtheil. 10/13. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1883.

Engel. — Geschichte der englischen Literatur. Mit einem Anhange: Die amerikanische Literatur. Von Eduard Engel. Lfg. 1. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1883.

Engelmann. — Eine Maskerade in St. Lorenzo. Scherzhaftes Singspiel in einem Aufzuge von Max Engelmann. Musik von H. Eichborn. Breslau, Hugo Langmann. 1883.

— —, Eros und Psyche. Dramatische Dichtung von Max Engelmann. (Derselbe Verlag.)

Englische Sprach- und Literaturdenkmale des 16., 17. und 18. Jahrh. herausgegeben von Karl Vollmöller 1. Gorboduc or Ferrex and Porrex. A. tragedy by Thomas Norton and Thomas Sackville. A. D. 1561. Edited by L. Toulmin Smith. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1883.

Erk. — Deutsche Liedertafel. Auswahl ernsterer und heiterer Gesänge für Männerstimmen. Herausg. von Ludwig Erk. I/II. Berlin, Fr. Chr. Th. Enslin. 1883.

Feddersen. — Lutherlieder. 1483—1883. Eine Jubiläumsgabe von F. A. Feddersen. Garding, H. Lühr & Dircks. 1883.

Fick. — Rede zur Feier des 297. Stiftungstages der Kgl. Julius-Maximilians-Universität am 2. Januar 1879 gehalten von Professor Dr. Adolf Fick, d. Z. Rector. Würzburg, Thein'sche Druckerei.

Franzos. — Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich. Herausgegeben von Karl Emil Franzos. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Wien, Manz. 1883.

Franzos. — Mein Franz. Novelle in Versen von Karl Emil Franzos. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

Fulda. — Die Aufrichtigen. Lustspiel in einem Aufzuge, in Versen, von Ludwig Fulda. Heidelberg, Georg Weiß. 1883.

Geßner. — Das kleine Buch vom großen Kaiser Wilhelm I. Von R. Geßner. Berlin, M. Schildberger. 1883.

Goethe-Jahrbuch, herausgegeben von Ludwig Geiger. IV. Bd. Frankfurt a./M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1883.

Greif. — Gedichte von Martin Greif. Dritte durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1883.

Heiden. — Gedichte von E. Heiden. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

Hellwald. — Naturgeschichte des Menschen. Von Friedrich von Hellwald. Lfg. 24. Stuttgart, W. Spemann. 1882.

Hellwald. — Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart von Fr. v. Hellwald. 3. neu bearbeitete Auflage. 23. Lfg. Augsburg, Lampart & Comp. 1883.

Henne am Rhyn. — Gottfried Kinkel. Ein Lebensbild von Otto Henne am Rhyn. Mit einem Portrait Kinkel's in Kupferstich. Zürich, Cäsar Schmidt. 1883.

Historische Meisterwerke der Griechen und Römer in neuen deutschen Uebertragungen. 6/8. Heft. Tacitus. Annalen. Leipzig, E. Kempe.

Humbert. — Deutschlands Urtheil über Molière. Von E. Humbert. Oppeln, Eugen Frank's Buchhandlung (Georg Maske). 1883.

Jahrbuch der Königlich preussischen Kunstsammlungen. Dritter Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1882.

Joël. — Blicke in die Religionsgeschichte zu Anfang des zweiten christlichen Jahrhunderts (mit Berücksichtigung der angrenzenden Zeiten). II. Der Conflict des Heidenthums mit dem Christenthum in seinen Folgen für das Judenthum. Von Dr. M. Joël. Breslau, S. Schottländer. 1883.

Jókai. — Ein Spieler, der gewinnt. Roman von Maurus Jókai. 2 Bde. Budapest, Gebr. Révai. 1883.

Kirchbach. — Kinder des Reiches. Romancyklus von Wolfgang Kirchbach. 2 Bde. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1883.

Kolb. — Schutz der nationalen Arbeit. Von George Kolb. Bayreuth, Carl Gießel. 1883.

Kosakaute. — Lieder des Leides. Zerstreute Blätter von R. L. W. Kosakaute. Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung. 1883.

Krause. — Hinaus zum Spiel! Eine reichhaltige Sammlung von Bewegungsspielen im Freien für die Jugend. Von Wilhelm Krause, Städt. Rector in Berlin. Berlin, Plahn'sche Buchhandl. 1883.

Krüß. — Das elektrische Licht im Dienste der Schifffahrt von Dr. H. Krüß. Hamburg, Joh. Wedde.

Kurzer Leitfaden der russischen Sprache nebst Gesprächsammlung und Vocabular. Leipzig, Karl Baedeker. 1883.

Laube. — Die kleine Prinzessin. — Blond muß sie sein. Novellen von Heinrich Laube. Breslau, S. Schottländer. 1883.

Liebmann. — Ueber philosophische Tradition. Eine akademische Antrittsrede gehalten in der Aula der Universität Jena am 9. December 1882. Von Otto Liebmann. Straßburg, K. J. Trübner. 1883.

Lindenberg. — Aus der Zeit — für die Zeit. Bunte Skizzen aus dem Leben bekannter und unbekannter Tagesgrößen. Von Paul Lindenberg. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1883.

Lynden. — Ein Moll-Akkord. Eine Waldgeschichte von Else von Lynden. Schwerin i. M., A. Schmiedekampf's Buchhandl. 1883.

Meyer-Seubert. — Die Atomgewichte der Elemente aus den Originalzahlen neu berechnet von Dr. Lothar Meyer und Dr. Karl Seubert. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

Milchhoefer. — Die Anfänge der Kunst in Griechenland. Studien von Dr. A. Milchhoefer, Privatdocent der Archäologie an der Universität zu Göttingen. Mit zahlr. Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1883.

Neumanns Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs. Mit Ravensteins Spezialatlas von Deutschland, mit vielen Städteplänen, statistischen Karten und mehreren Hundert Abbildungen deutscher Staaten- und Städtewappen. Lieferung 29/33. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1883.

Niemeyer. — Die Sonntagsruhe vom Standpunkte der Gesundheitslehre gemeinverständlich abgehandelt von Dr. Paul Niemeyer. Gekrönte Preisschrift. Zweite durchges. Auflage. Leipzig, Denicke's Verlag. 1883.

Normann. — Perlen der Weltliteratur. Aesthetisch-kritische Erläuterung klassischer Dichterwerke aller Nationen. Von H. Normann. Lfg. 1. Stuttgart, Levy & Müller. 1883.

Norrenberg. — Allgemeine Literaturgeschichte von Dr. Peter Norrenberg. III. Bd. Lfg. 1—2. Münster, Adolf Russel's Verlag. 1882.

Ölzelt-Newin. — Die Unlösbarkeit der ethischen Probleme. Von Anton Ölzelt-Newin. Wien, Wilh. Braumüller. 1883.

Palmgren. — Sur l'importance du travail manuel dans l'éducation. Par K. E. Palmgren. Stockholm, Imprimerie centrale. 1883.

Palmgren. — École pratique de travail pour l'enfance et la jeunesse à Stockholm. Par K. E. Palmgren. Stockholm, Imprimerie centrale. 1883.

Petöfi. — Buch des Lebens. Gedichte von A. Petöfi. Mit Beiträgen namhafter Uebersetzer. Herausgegeben von Ludwig Aigner. Budapest, Ludwig Aigner.

Philosophische Vorträge herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Heft 3. Die Entwickelung des religiösen Bewusstseins der Menschheit nach E. v. Hartmann. Von Prof. Dr. A. Lasson. Halle, C. E. M. Pfeffer. 1883.

Racinet. — Geschichte des Costums in 500 Tafeln in Gold-, Silber- und Farbendruck. Mit erläuterndem Text. Deutsche Ausgabe, bearbeitet von Adolf Rosenberg. Lfg. 8/10. Berlin, E. Wasmuth. 1883.

Recuerdo de Gratitud que la Junta de Socorros de Murcia. Murcia, Imprenta de „El Diario". 1883.

Reinitz. — Das Eisenbahnwesen Oesterreich-Ungarns und dessen neuestes Rechtsgebiet. Von Dr. Max Reinitz. Wien, Manz'sche Hofbuchhandlung. 1881.

Roeber. — Kaiser Friedrich der Zweite. Tragödie von Friedrich Roeber. Iserlohn, J. Bädeker.

Rückert. — Friedrich Rückert's gesammelte poetische Werke. Lfg. 14/40. Neue billige Ausgabe. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag.

Sammlung musikalischer Vorträge. Nr. 49. Die Söhne Sebastian Bach's. Von C. H. Bitter. Nr. 53/54. Richard Wagner. Von Richard Pohl. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1883.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Heft 80/82. Verlag des Vereins in Prag.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVII. Serie. Heft 407. Die gesunde Wohnung. Von Dr. M. Alsberg. Heft 408. Die Nationalökonomie als Wissenschaft und ihre Stellung zu den übrigen Disciplinen. Von Dr. jur. Fr. Kleinwächter. Heft 409/410. Die Farbenwelt. Von Dr. Max Schasler. I. Abthl. Heft 411. Schriftsprache und Volksmundart. Von Prof. H. Osthoff. Berlin, Carl Habel. 1883.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. IX. Jahrg. 1. Heft: Die naturwissenschaftl. Schöpfungsgeschichte im Vergleich mit der biblischen. Von R. Stutz. 2. Heft: Die Wohnungsverhältnisse in den größeren Städten. Von P. Chr. Hansen. 3. Heft: Ueber den Unsterblichkeitsglauben. Von Dr. C. Schaarschmidt. 4/5. Heft: Das Verbrecherthum. Von Karl Fulda. 6. Heft: Die Religion der alten Aegypter. Von Lic. theol. L. Krummel. Heidelberg, Carl Winter. 1883.

Schack. — Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich von Schack. In sechs Bänden. Lfg. 6/14. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1883.

Schlagintweit. — Neue Pfade vom Missouri-Strom zum Stillen Meere. Ein Wegweiser durch Kansas, Colorado, Neu-Mexico und Arizona nach Californien. Von Robert von Schlagintweit. Mit 20 Illustr. und 2 Karten. Köln, E. H. Mayer. 1883.

Schrammen. — Alldeutschland. Bilder aus der Götter- und Helden-Sage, aus der Geschichte und Kulturentwicklung des deutschen Volkes. Von Johannes Schrammen. 5/11. Lfg. Köln, Ed. Heinr. Mayer. 1882.

Schwabacher. — Drei Gespenster. Eine Zeitfrage von Dr. Simern Leon von Schwabacher, Stadtrabbiner in Odessa. Stuttgart, Levy & Müller. 1883.

Schweizer-Dütsch. 15., 17., 18. Heft. Gesammelt und herausgegeben von Prof. O. Sutermeister. Zürich, Orell Füßli & Co. 1883.

Söltl. — Gustav Adolf. Von J. M. von Söltl. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung. 1883.

Spiethoff. — Die Großmacht Presse und das deutsche Schriftsteller-Elend. Von Gustav Spiethoff. Düsseldorf, Felix Bagel. 1883.

Spyri. — Geschichten für Kinder wie auch für Solche, welche Kinder lieb haben. Von Johanna Spyri. 1. Bd. Heimatlos. 2. Bd. Aus nah und fern. 3. Bd. Heidi. I. 4. Bd. Aus unserem Lande. 5. Bd. Heidi. II. 6. Bd. Onkel Titus. 7. Bd. Kurze Geschichten. 8. Bd. Gritli. Gotha, Fr. Andr. Perthes. 1883.

Société historique et Cercle Saint-Simon. Bulletin 1./2. Paris, Au Cercle Saint-Simon. 1883.

Strindberg. — Svenska, Oden och Äfventyr. Berättelser fran alla tidetwarf af August Strindberg. Bd. I. (Medeltiden.) Stockholm, Looström & Komp's Förlag.

The treble angel and two maidens. — Tragedy and comedy by Ovidius Naso, Junior of the outer temple, Esquire. London, E. W. Allen. 1882.

Verhandlungen des Deutschen Gesellig-Wissenschaftlichen Vereins von New-York. VI. New-York, Verlag des Vereins. 1882.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band IX. 9/10. Band X 1/2. Berlin, Dietrich Reimer. 1883.

Volkswirthschaftliche Zeitfragen. — Heft 30. Branntwein und Kaffee-Schenken. Von A. Lammers. Heft 31. Die Buchdruckerkunst und der Kulturfortschritt der Menschheit. Von Dr. Karl von Scherzer. Berlin, Leonh. Simion. 1882.

Vorträge herausgegeben vom Deutschen gesellschaftlichen Vereine von New-York, Nr. 7. — Der Geist unserer Gesetze. Von Charles Wehle. New-York, Steiger & Comp. 1882.

Wachsmuth. — Diphtheritis. Erfahrungen aus der Praxis über Wesen, Entstehung und Behandlung. Von Dr. G. F. Wachsmuth in Berlin. 2. Aufl. Leipzig, Woldemar Urban.

Wershoven. — Smollet et Lesage par F. J. Wershoven. Berlin, L. Weidmann. 1883.

Wiedemann. — Die ältesten Beziehungen zwischen Aegypten und Griechenland von Alfred Wiedemann. Leipzig, J. A. Barth. 1883.

Wissenschaftliche Vorträge, die auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft sich bewegen. Von Professor Samuel Kámory. I. Heft. Pressburg, Gustav Heckenast's Nachf. 1882.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. XVII. Bd. 6 Heft. XVIII. Bd. 1. Heft. Berlin, Dietrich Reimer. 1883.

Zeit- und Streit-Fragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer u. Prof. Dr. Paul Schmidt herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jhrg. XI., Heft 175. Das neue Italien. Von Franz von Löher. Heft 176. Die Pflichten des Besitzes. Von Prof. Dr. J. Platter. Heft 177. Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes. Von J. Portig. Heft 178. Das Heer der Seligmacher oder die Heilsarmee in England. Von Dr. R. Schramm. Berlin, C. Habel. 1883.

Zeitschrift, historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge dreizehnter Band. Zweites Heft. 1883. München, R. Oldenbourg. 1883.

Zettel. — Edelweiß. Für Frauensinn und Frauenherz. Eine Auswahl aus der neuesten deutschen Lyrik. Von Dr. Karl Zettel. Stuttgart, C. Greiner'sche Verlagsbuchhandlung. 1883.

Ziehen. — Gaston von Ronac. Schauspiel in fünf Aufzügen von Ed. Ziehen. Leipzig, O. Mutze. 1883.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.

Jacob Szela.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

I.

Die Einen nennen den Jacob Szela einen Volksführer, die Andern einen Volks*ver*führer; die Ersten sehen in ihm ein „Muster schönster Loyalität", die Zweiten einen Räuber und Mordbrenner. Jene verehren ihn als einen Gesetzkundigen und Weisen, während ihn Diese für einen Winkelschreiber und Rabulisten erklären. Kaum ist jemals über eine geschichtliche Persönlichkeit so verschieden geurtheilt worden, wie über den galizischen Bauer Jacob Szela, Grundwirth zu Smarzowa, im Tarnower Kreise. Nicht einmal das Alter, in welchem er sich Anno 1846 — dem für Galizien so wichtigen und unglücklichen Jahre — befand, ist festgestellt.

— Er war damals sechzig Jahre alt und im Vollbesitze seiner Kraft, sagen seine Ankläger. — Er war ein siebenzigjähriger gebrochener Greis, sagen seine Bewunderer. Nur in einem Punkte stimmen alle überein, alle bestätigen, daß große Macht in den Händen dieses Mannes lag, dem Tausende seiner Standesgenossen unbedingtes Vertrauen schenkten und blind gehorchten.

Gleich nach seiner Erwählung zum Gemeinde-Deputirten hatte er einen Proceß gegen die Gutsherrschaft beim Kreisamt anhängig gemacht. Er bewies, daß die Gutsherrschaft sich im Verlaufe von sechsundfünfzig Jahren von der Gemeinde Smarzowa wöchentlich um achtzig, in Summa einmalhundert zwei und dreißig tausend, neunhundert und sechzig Robottage mehr hatte leisten lassen als jene zu leisten schuldig gewesen war, und verlangte Schadenersatz. Das Kreisamt nahm die Klage an, suchte aber Szela's Forderung herabzumindern. Der wollte jedoch kein Jota von seinem Recht ablassen, respective von dem Recht Derjenigen, die er zu vertreten hatte; wollte auch auf keinen, noch so gut gemeinten Vorschlag zu einem Ausgleich eingehen, und legte eine solche Halsstarrigkeit an den Tag, daß der Kreishauptmann, Ritter von Breinl, sich endlich entschloß, den Vorstellungen der Gutsherren von Smarzowa nachzugeben, und in die Entsetzung Szela's als Gemeinde-Deputirten und Bevollmächtigten zu willigen.

Gegen den Ausspruch recurrirte Szela sogleich beim Gubernium, wurde dort jedoch abgewiesen und vermahnt, sich an die kreisamtliche Entscheidung zu halten.

Szela überlegte eine Weile und wandte sich dann mit einer klaren Darlegung des Sachverhalts an die Hofkanzlei nach Wien. Binnen Kurzem erfloß von dort die Cassirung der Entscheidungen des Kreisamts sowohl wie des Guberniums. Die beiden Stellen erhielten den Befehl, Szela, gegen den als Gemeinde-Vertreter nichts einzuwenden sei, auch sonst Ungünstiges nicht vorliege, ehe wie vor als Deputirten seiner Ortschaft anzuerkennen. Dieser Beschluß erweckte in der Landbevölkerung eine grenzenlose Begeisterung und Dankbarkeit gegen die kaiserliche Regierung, und steigerte Szela's Ansehen auf das Höchste.

Der Proceß nahm seinen Fortgang und war nahe daran, zu Gunsten der Kläger entschieden zu werden, als die Revolution ausbrach, die einzige, in welcher das Volk den Ausschlag gab, indem es gegen seine vorgeblichen Befreier Partei ergriff. Kein Wunder, daß Szela bei dem merkwürdigen Ereigniß eine große Rolle spielte — spielen mußte; die Consequenzen seiner langjährigen Wirksamkeit traten zwingend an ihn heran, und den schlichten Bauer hat es wohl selbst befremdet als er, eines Morgens erwachend, die Sense in seiner Hand in ein Richtschwert verwandelt sah.

Ob er es zum Heile oder Unheile geführt, ob er das rings auflodernde Feuer anzufachen oder zu dämpfen gesucht hat, darüber steht den Vorurtheilsvollen kein endgültiges Urtheil zu. Maßgebender für eine Charakterstudie des Bauernhäuptlings dürften die Berichte eines kürzlich in Zabno verstorbenen Mannes sein, der den Szela persönlich gekannt, ihm aber fern gestanden hat und „sine ira et studio“ von ihm zu sprechen pflegte.

Der Mann war der alte Sikorski, ehemaliger Kastellan im Schlosse des Grafen O., eines Grenznachbars der Herren von Bogusz, Eigenthümer von Smarzowa. Sikorski hatte in seiner Jugend beim Militär gedient, seines Fahneneids nicht vergessen und kümmerte sich um Politik nicht im Geringsten. Er folgte darin dem Beispiel seines Herrn, der auch viele Jahre Soldat gewesen war und diese Zeit als die fröhlichste seines Lebens bezeichnete. Die glücklichste für den Grafen, die seiner Ehe, hatte nur wenige Jahre gedauert. Nach dem Tode seiner Gattin, die ihm drei schöne und kräftige Söhne hinterlassen, gab er sich anfangs einer unmäßigen Trauer hin, suchte aber dann Zerstreuungen, kutschirte in der Nachbarschaft herum, hielt sich monatelang in Lemberg auf, verbrauchte mehr Geld als er einnahm, drückte seine Pächter, und wurde seinen Bauern ein harter Herr. So schlecht es denen jedoch erging, von ihren Großeltern konnten sie hören, daß die jetzige Zeit Gold war im Vergleich zur früheren, welche die Metapher von dem an den Pflug gespannten Bauer zur buchstäblichen Wahrheit gemacht hatte, und in welcher es den Edelmann keinen Kreuzer kostete, wenn er einen von *seinen* Unterthanen — und nur fünfzehn polnische Gulden, wenn er den seines Nachbars erschlug.

Der Graf fühlte für Szela immer eine gewisse Vorliebe, hielt ihn an, wenn er ihm begegnete, sprach und scherzte mit ihm, demüthigte ihn übrigens mitunter auch recht grausam. Er haßte Szela's Gutsherren von Herzen wegen ihrer Oesterreich feindlichen Gesinnung, er hätte ihnen alles Schlimme gegönnt, aber daß ihnen Schlimmes durch einen ihrer eigenen Bauern zugefügt wurde, das war ihm doch nicht recht. Die Entschließung des Kreisamts in Bezug auf Szela

hatte er als eine Ungerechtigkeit getadelt, die Entschließung der Hofkanzlei entrüstete ihn als eine Unklugheit. — „Das übersteigt die erlaubten Grenzen,“ sagte er; „das ist zu arg. Das heißt jede unmittelbare Autorität dem Landvolk gegenüber untergraben.“

Von dem Tage an grollte der Graf dem Szela, und wurde gar eifrig in seiner Mißstimmung bestärkt durch einen jungen Mann, dem er viel rascher als sonst in seiner Art lag, sein Vertrauen geschenkt hatte, durch den Mandatar Jaslo.

Der Mandatar war überhaupt eine wichtige Persönlichkeit in der Umgebung des Grafen, ein bildhübscher Bursch von äußerst einnehmendem Wesen. Mittelgroß, mager wie ein Windhund, geschmeidig wie eine Katze und klug wie eine Schlange. Der Graf stand unter seinem Einfluß, die jungen Grafen waren von ihm bezaubert. Joseph, der erstgeborene, betete ihn förmlich an und wich nicht von seiner Seite.

Im Herbste 1845 kam eines Tages Szela zu dem Kastellan Sikorski und bat, ihn beim Grafen zu melden. Eine solche Freiheit hatte Szela sich nie herausgenommen, und Sikorski sagte erstaunt zu ihm: „Ich Dich melden? Was fällt Dir ein? Nicht einmal wenn der Herr Graf gut aufgelegt wäre, thäte ich's; wie denn heute, da er sich in seiner übelsten Laune befindet, weil der Verwalter ihm nicht so viel Geld gebracht hat als er auf die morgige Reise mitnehmen wollte.“

Szela entgegnete, wenn der Herr Graf morgen schon wieder verreise, liege desto mehr daran, daß er ihn heute noch sprechen könne. — Und er wußte dem Kastellan die Sache so dringend zu machen, ihm die Verantwortung, die er auf sich lade, wenn er ihm keine Audienz verschaffe, als eine so schwere vorzustellen, daß Sikorski sich zum Grafen begab und ihm die gehorsamste Bitte des Szela vortrug. Der Graf sprang vom Schreibtisch auf, an dem er vor unordentlich durcheinander geworfenen Rechenbüchern und Schriften gesessen hatte und rief: „Herein mit ihm!“

Der Kastellan stutzte; ihm wurde heiß. Diesen rauhen Klang in der Stimme seines Herrn kannte er, und wußte im Voraus, was Szela zu erwarten hatte. Er ging nach seinem Zimmer zurück und rieth dem dort Harrenden: „Glaub' mir, lauf' noch jetzt davon. Ich will sagen, daß Du im letzten Augenblick den Muth verloren hast, vor den Herrn zu treten. Das wird ihm in den Kram passen und ihn besänftigen.“

„Kann nicht sein,“ murmelte Szela, „geh Du voran, Pan Kastellan, ich folge.“

So begaben sie sich auf den Weg.

„Was willst Du?“ schrie der Graf dem Szela entgegen. Als der jedoch sich tief verneigte und voll Respect an der Thür stehen blieb, da war's als ob sein Anblick den Grafen umstimme. Und in der That besaß der alte Grundwirth, obgleich er ungewöhnlich klein und schmächtig war, ein gar ehrwürdiges Aussehen. Zufällig hatte er sich gerade unter das Bild des Theuerdank gestellt, das an der Wand hing und jedem Menschen mußte die Aehnlichkeit zwischen den beiden Köpfen auffallen, dem des großen Kaisers im sammtenen, pelzverbrämten Jagdkleide, und dem des armen Bauern im weißen Leinwandkittel.

„Was willst Du?“ wiederholte der Graf.

„Ich möchte unterthänigst bitten unter vier Augen mit Dir sprechen zu dürfen, hochgeborener Herr.“

„Unter vier Augen? . . . Du bist keck . . . Ich habe keine Geheimnisse mit Dir. Sprich vor dem Kastellan oder pack' Dich.“

„Du hast zu befehlen, gnädigster Herr,“ antwortete Szela ohne eine Miene zu verziehen — er hatte wohl keinen andern Empfang erwartet. „Ich bin gekommen, um Dich zu warnen; Du befindest Dich in einer großen Gefahr.“

„So? . . .“ Der Graf zwirbelte an seinem Schnurrbart und trat näher auf Szela zu: „Mich warnen kommst Du, und vor wem?“

„Vor einem Deiner Diener, der Dich bestiehlt.“

„Bestiehlt?“

„Ja, hochgeborener Herr Graf. Er stiehlt Dir das Liebste, das Du hast — Deine Kinder.“

„Was soll das heißen? Welchen Unsinn schwatzest Du?“

„Laß Dich herab, mich anzuhören,“ flehte Szela. „Du hast einen Mann im Hause, der zu den Polen hält und ein Feind des Kaisers ist.“

„Wohl auch Dein Feind?“ fragte der Graf höhnisch, und Szela, ohne die Ironie dieser Worte zu verstehen, gab mit ruhiger Stimme zur Antwort: „Freilich, Herr. Der Feind des Kaisers ist auch mein Feind.“

„— Aha! . . . Wie heißt der Mann, von dem Du redest?“

„Jaslo, Pan Jaslo, der Mandatar.“

Jetzt brach das Gewitter los: „Hund, niederträchtiger, verleumderischer Hund! Meinen besten Diener wagt die Bestie zu begeifern, weil sie weiß, daß er ihr nicht gewogen ist? . . . Weil er wie jeder Vernünftige sagt: Unrecht gethan hat die Hofkanzlei, indem sie auf den Recurs des frechen Gesellen anders geantwortet hat als mit einer Anweisung auf fünfzig Stockstreiche?“

„Es ist mir zu Ohren gekommen, gnädiger Herr, daß Pan Jaslo so ungebührliche Reden führt.“

„. . . Und deshalb also? . . . Dem soll ich den Mund stopfen, meinst Du? Ein Mensch, der bei der Hofkanzlei Gehör gefunden hat, wird auch bei einer Herrschaft Gehör finden. . . . Aber da hast Du Dich verrechnet. . . . Die Herrschaft holt nach, was die Hofkanzlei versäumte . . .“

Dem Grafen quollen die Augen aus dem Gesicht, seine Lippen waren weiß; er ballte die Hand um einen Reitstock, den er vom Wandgestell gerissen hatte, und ein Hagel von Schlägen fiel auf den Kopf und die Schultern des Bauers. Dieser stand unbeweglich, zuckte nicht einmal; nur eine grenzenlose, verzweiflungsvolle Traurigkeit sprach sich in seinem faltigen Antlitz aus.

Plötzlich war's als ob den Grafen Scham ergriffe über das Büttelknechtsamt, das er ausübte. Statt ihn zu besänftigen jedoch, reizte ihn der Gedanke nur zu größerer Wuth gegen den, der ihn dahin gebracht hatte, sich so zu entwürdigen.

Szela that nicht das Geringste, um seinen Grimm zu mildern. „Ich brauche mir im Grunde Deine Schläge nicht gefallen zu lassen, gnädiger Herr,“ sagte

er, als der Graf seinem Stock Ruhe gönnte. Dessen ungeachtet bitte ich Dich: schlag zu! aber nimm Dir meine Warnung zu Herzen."

Natürlich tobte darauf der Graf noch ärger als früher. Kein Schimpfwort, das er dem Szela nicht zugeschrieen hätte. Zum Schlusse schwor er einen so thörichten Eid, wie ihn nur der rasendste Zorn aussprechen kann: Lieber wolle er untergehen, lieber seine Kinder vor seinen Augen sterben sehen, als seine oder ihre Rettung einem elenden Kerl von Bauern danken zu müssen. „Hinaus! Hinaus mit Dir, Du lügnerischer Schurke! und wenn Du Dich je wieder blicken lassen solltest, dann hüte Dich vor den Hofhunden."

Das war der Reisesegen, den Szela mitbekam. Der Kastellan nahm den Alten mit auf seine Stube, und brachte ihm Wasser, um sein blutrünstiges Gesicht zu waschen. Ihn jammerte des schwer Mißhandelten, er konnte sich aber doch nicht enthalten, ihm zu sagen: „Recht ist Dir geschehen. Warum hast Du durchaus zu ihm gehen müssen!"

Szela rieb sich die zerbläuten Schultern mit dem Rücken der Hand: „Armer Herr Graf — für so verblendet hätte ich ihn nicht gehalten. Armer Herr! Ganz bethört hat ihn der polnische Schwätzer.... Bete zu Gott, Herr Kastellan, daß er das große Unglück abwende, welches dieser Mensch über den armen Herrn Grafen und sein ganzes Haus bringen kann."

Am Nachmittag ließ der Graf den Mandatar rufen und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Verstört und bleich war Jaslo in das Zimmer seines Herrn getreten, wohlgemuth und friedlich kam er wieder heraus. Das leibhaftige gute Gewissen könnte nicht in liebenswürdigerer Gestalt einhergehen. Der Kastellan begegnete ihm im Gange, und ärgerte sich später darüber, daß er dem jungen Mann für seinen Gruß gar so freundlich gedankt hatte. Aber das war es ja, daß er Einen immer wieder gewann. Jeder, der ihn sah, konnte nichts Schlechtes von ihm denken. Vielleicht, weil er selbst in dem Glauben handelte, recht zu thun, indem er alle, die einer anderen Partei angehörten als er, zu bethören und zu verführen oder zu — verrathen suchte.

Nach der Abreise des Grafen begann er übrigens sein Spiel ziemlich offen zu treiben. Er schien sich das Vorgehen des Herrn Longchamps, Gütercommissärs beim Fürsten Sanguszko, zum Muster zu nehmen, der, sobald der Fürst seine Residenz verlassen hatte, um sich zum Winteraufenthalt nach Paris zu begeben, Schloß Gumnisk zu einem Vereinigungspunkte für Anhänger, Agenten und Emissäre der Propaganda aus allen Ecken und Enden Westgaliziens machte. Mit diesen Leuten verkehrten Jaslo und Graf Joseph beständig; und auch die jüngeren Grafen, deren Hofmeister der Beredsamkeit Jaslo's lange widerstanden hatte, jetzt aber anfing schwankend zu werden, sangen: „Jeszcze Polska", und freuten sich in ihrer kindischen Weise auf den baldigen Ausbruch der Revolution.

Seltsam war die Stimmung im Dorfe. Am Sonntag Sexagesimä fanden sich bedruckte fliegende Blätter auf den Bänken in der Kirche vor und wurden von den meisten Andächtigen — aus gutem Grunde ungelesen — in's Gebetbuch gelegt. Die Wenigen jedoch, die sich mit deren Inhalt vertraut zu machen im Stande waren, erfuhren daraus, der Bischof in Jerusalem habe, während er das heilige Meßopfer darbrachte, eine Stimme vom Himmel vernommen, die ein Gebet

gesprochen, das er hiermit der Christenheit in Polen zu ihrem Nutzen und Frommen mittheile. Jeder, der es nachgebetet, sei verpflichtet, es sieben Male abzuschreiben und an Andere zu vertheilen. Er werde dann als ein Gefeiter durch die drohenden Gefahren wandeln. Bald müsse das Blut stromweise fließen; nachdem aber stehe eine gesegnete Zeit in Aussicht, in welcher die Früchte der Erde in unerhörter Fülle gedeihen und die Ländereien blühen würden gleich einem Paradiese.

Ströme Blutes! — Oft schon hatten die Bauern gehört, Ströme Blutes werden fließen; jetzt hieß es — sie müssen fließen; durch den Mund des Heiligen werde es verkündet. Wenn aber Blut strömen soll, muß es vergossen werden, und wer soll es vergießen und durch wen soll es geschehen? ... Durch wen, wenn nicht durch Diejenigen, deren Sache es ist, auf den Feldern, die es düngen wird, zu säen und zu ernten? ... So schlossen die Meisten; nur einige ängstliche Seelen waren der Meinung: „Weit gefehlt! Die polnisch gesinnten Herren werden uns umbringen, uns Austriaci!“ Ein dumpfer Druck lag auf allen Gemüthern, den nur da und dort das Aufblitzen eines wilden Entschlusses eine Verheißung der Rache für mehr als sechshundertjährige Bedrückung unterbrach. Auf dem Kreisamte herrschte rege Thätigkeit; täglich wurden neue Verschwörungen entdeckt und neue Verhaftungen vorgenommen. Jeder Freund des Friedens fing schon an zu hoffen, es werde den Ruhestörern das Handwerk bald gelegt sein, als grausige Gerüchte aus der Nachbarschaft in das Dorf drangen. Die Edelleute, erzählte man sich, wollen ihre Bauern zum Kampf gegen die Regierung aufstacheln und werden von den Bauern erschlagen, und ihre Häuser, ihre Kastelle werden ausgeplündert und in Brand gesteckt.

In der Nacht des 18. Februar ging Sikorski, von namenloser Bangigkeit gepeinigt, von Zimmer zu Zimmer. An dem der kleinen Grafen lauschte er; da war Alles still, sie schliefen. Im großen Saal, mit den sechs hohen Fenstern, traf er den Grafen Joseph, der aufmerksam in die Ferne hinaus spähte. Der Mond war noch nicht aufgegangen, die Nacht aber schnee- und sternenhell. An zwei Punkten des bleigrauen Horizonts wallten von feurigen Funken durchsprühte weißliche Rauchsäulen empor. „Um Christi Willen!“ seufzte Sikorski — „zwei Dörfer brennen!“

„Das dritte noch nicht, und das ist schlimm,“ sprach Joseph, „viel schlimmer als Du denkst, alter Sikorski.“

Der Kastellan entsetzte sich über diese Worte und fragte den jungen Herrn, wie er, der doch ein gutes Herz habe, solche Reden zu führen im Stande sei? Joseph lächelte und erwiderte mit einer altklugen und kalten Miene, die ihm ein ganz verändertes Aussehen gab: „Was willst Du? Einen Pfannkuchen bereitet man nicht, ohne Eier zu zerbrechen.“

Es wurde Mitternacht. Joseph blickte unverwandt nach einem dunklen Fleck am Horizonte aus, den endlich das sanfte Licht des Mondes, aber nicht das eines Schadenfeuers erhellte.

Am nächsten Morgen, in aller Gottesfrühe, sandte Pan Jaslo den Sikorski mit Briefen auf die Post, nach dem Städtchen, das im Schlitten mit guten Pferden in einer Stunde zu erreichen war. Dort wurde dem Kastellan eine große Anzahl Neuigkeiten mitgetheilt, die ihm die Haare zu Berge trieben. Er

erfuhr, in welcher Gefahr sich die Edelleute überhaupt, insbesondere aber jene befanden, die sich der Revolution angeschlossen hatten. „Wenn Euer Graf in Lemberg ist," sagte der Posthalter, „kommt er gewiß heute oder morgen zurück. Es sind reitende Boten mit Allarmnachrichten nach Lemberg geschickt worden." Fast närrisch vor Angst stieg Sikorski wieder in den Schlitten und hieß den Kutscher nach Hause jagen so rasch die Pferde laufen konnten.

Als er in's Dorf kam, sah er schon die Bauern scharenweise auf dem Wege nach dem Schlosse begriffen. Jeder von ihnen trug eine Sense oder einen Dreschflegel auf der Schulter.

„Wohin?" fragte Sikorski.

„Wie Du siehst, in's Schloß. Der Herr Mandatar hat uns befohlen, die Sensen gerade zu nageln und uns auf der Wiese vor dem Hausthor aufzustellen."

„Gott verdamm' ihn, Gott verdamm' ihn," rief Sikorski, sprang aus dem Schlitten und rannte in's Amthaus, zum Mandatar. Der Vogel war schon ausgeflogen, und wahrlich in prächtigem Gefieder. Der alte Diener sah ihn, gekleidet wie zu einer Hochzeit, eben aus der Halle treten, als er selbst ganz athemlos dort anlangte. Noch prächtiger nahm Joseph sich aus in der reichen polnischen Tracht, den Säbel umgeschnallt, zwei Pistolen im Gürtel. Er stand zwischen seinen jüngeren Brüdern und auch diese Kinder, die sich freilich Jünglinge dünkten, waren gekleidet und bewaffnet wie die Erwachsenen. Einige Dominicalbeamte und ein halbes Dutzend Herren, die Sikorski bisher niemals zu Gesichte bekommen hatte, bildeten ihr Gefolge. Der Ortsgeistliche hielt sich neben ihnen.

Eine Menge Schlachzizen, kleine Edelleute, aus der Umgebung war angefahren und geritten gekommen und tänzelte um Jaslo herum. Wenn er feierlich dastand, wie ein Hochzeitsgast, so geberdeten sie sich, als ging's zu einem Balle.

„Da bin ich!" rief der Kastellan schon von Weitem, „hört meine Nachrichten!" Aber den Herren war keineswegs um seine Nachrichten zu thun. Sie winkten ihm zu schweigen und schoben ihn hinweg oder verhöhnten die Feigheit und Leichtgläubigkeit, der sie die Warnungen zuschrieben, die er dem und jenem zuflüsterte. Daß er sie vor den Bauern nicht laut ausschreien durfte, das versteht sich von selbst.

Und diese Bauern! Ihr Zuströmen wollte kein Ende nehmen. Ein Schwarm nach dem andern marschirte herein. Das Gedränge wurde immer ärger, der Raum immer beengter ... Links vom Schlosse begrenzte ihn das Gitter zwischen Garten und Straße, rechts eine steile Böschung. Wie auf Verabredung hatten sich die Leute um drei Männer, die alle anderen hoch überragten, in Treffen geschart. In der Mitte des Planes um den Urlauber Sabata, der in Lemberg, in der zweiten Compagnie des Grenadier-Bataillons als Flügelmann stand. Nächst der Böschung um den Geschworenen Iwan, den stärksten Branntweintrinker im Orte; einem harmlosen Riesen, wenn er sein Räuschlein hatte, einem zornwüthigen Krakeeler, wenn er nüchtern war. An der Seite des Gitters, um Wisniak, den trockenen Spaßmacher, der nie lachte, und den eine Prügelstrafe noch nie zum Jammer gebracht; einem sechs Schuh langen Kumpan mit einer hohen Schulter und mit einem Gesicht wie aus Eichenholz geschnitten.

Die Edelleute, es mochten ihrer dreißig bis vierzig sein, standen in der Halle, ließen sich durch die Dienerschaft Liqueur serviren und tranken auf das Wohl des wiedererwachten Polens. Jaslo und die Gräflein aber schritten ganz militärisch die Fronte der Bauern ab, und diese sahen so freundlich hinter ihnen her, daß Sikorski schon dachte: „Der Himmel sei gepriesen, sie lachen! Die ganze Geschichte läuft bei uns auf einen Scherz hinaus und endet mit einer tüchtigen Beschämung des Herrn Mandatars."

Nun stand dieser still und hielt den Leuten eine Ansprache. Er begrüßte sie als die Bürger eines neuen Reiches, in dem es keine Robot, kein Salz- und Tabaksmonopol geben werde, und forderte sie auf, unter der Führung der jungen Grafen nach Tarnow zu ziehen, um dort die österreichische Obrigkeit abzuthun und eine polnische einzusetzen. Seine Rede, welche die Schlachzizen zu dem stets erneuten Rufe „Vivat Polonia" begeisterte, war mit vielen schönen Worten von Freiheit und Vaterlandsliebe verziert, und er trug sie mit Feuer vor. Aber sie zündete doch nur bei denen, die ohnehin schon brannten; auf die Bauern machte sie keinen andern Eindruck als den der Ueberraschung. Und auch dieser geringe Erfolg wurde zu nichte und verwandelte sich in höhnische Heiterkeit, als Wisniak, über die Köpfe seiner Umgebung weg, dem Mandatar die flache Hand hinstreckte und ihn ernsthaft bat, ihm auf die eben eröffneten schönen und sicheren Aussichten — zwei Gulden zu leihen.

Zornig brauste Jaslo auf; doch der Priester legte ihm beschwichtigend die Hand auf den bereits zum Schlag ausholenden Arm und begann seine Gemeinde selbst anzureden.

Der sanfte und gütige Herr bebte vor Aufregung; seine sonst so fahlen Wangen färbten sich, ein Widerschein längst erloschener Jugend schimmerte auf ihnen, aus den röthlich umränderten Augen leuchtete schwärmerische Begeisterung. Er rief sein Volk in den Streit für die heilige Sache; er verhieß ihren siegreichen Vorkämpfern den Besitz eines irdischen und ihren Märtyrern den eines himmlischen Paradieses. Die übermächtige Empfindung raubte ihm zuletzt die Stimme; er konnte nur segnend die Hände erheben, indeß die Bauern sich bekreuzten, die Edelleute einander in die Arme fielen, dann die Säbel zogen und schwangen, und dem Grafen Joseph zuriefen, Befehl zum Aufbruch zu geben. Der junge Herr that es, ließ sich eine Fahne reichen, die einer der Schloßdiener bereit gehalten hatte und entfaltete sie ... Der Kastellan meinte, der Schlag müsse ihn treffen — es war die weiß-rothe Fahne, die Joseph emporhob, und der seine Brüder zujauchzten.

Ein schrecklicher und zugleich rührender Anblick diese drei irre geleiteten Kinder! Guter Gott, wer hätte nicht die Macht ihrer lieblichen Schönheit empfunden, wer nicht Erbarmen mit ihrer unschuldigen Schuld? ... Wer nicht?

Die dort! durchschauerte es den alten Diener mit tödtlichem Schreck, die gewiß nicht, die jetzt noch dastehen wie eine Heerde ängstlicher Schafe und sich jeden Augenblick in ein Rudel Wölfe verwandeln können ... Beginnt es nicht schon unter ihnen zu gähren? Was stecken sie die Köpfe zusammen und gesticuliren und scheinen einer den andern in einem gefaßten Entschluß befestigen zu wollen? Der Kastellan vernimmt deutlich in den halblauten Reden, die sie führen, den Namen Szela.

„Vorwärts!“ ruft nun Jaslo, der sich nicht mehr kennt vor Unwillen und Zorn, und die aus seinem Anhang rufen drein:

„Wenn Euch die jungen Herren führen, habt Ihr zu folgen!“

„Indessen Ihr hier zögert und Euch besinnt, ziehen die andern Bauern mit ihren Herren nach den Kreisstädten und lassen sich's dort wohlergehen.“

„Unser Herr ist nicht da,“ versetzte Iwan und blickte mit einer offenbar gespielten Stumpfsinnigkeit um sich.

Der Priester seufzte und wollte wieder das Wort ergreifen, doch wurde es ihm durch einen Schreiber abgeschnitten, der schon die ganze Zeit hindurch seine Beredsamkeit auf eigene Hand an den Bauern geübt hatte. Er trug einen schäbigen Pelz, die Konfederatka baumelte unsicher auf seinem spitzen Kopfe, und ein alter Hirschfänger hing an fettigem Riemen an seiner Seite. „Euer Herr ist gar kein Herr mehr!“ kreischte er in gebrochenem Polnisch, „Euer Herr ist kaiserlich — es gibt nur noch polnische Herren!“

„Sehen sie Alle so aus wie Du, die neuen Herren?“ entgegnete Wisniak laut und langsam, und setzte den Hut auf, den er bisher in der Hand gehalten hatte.

Ach — der Beifall, den diese Aeußerung und Geberde weckte, klang nicht harmlos mehr! In der trägen Masse des Volkes war ein unheimliches Leben und Regen erwacht. Haß, Hohn, eine finstere Entschlossenheit zum Widerstand kündete sich plötzlich und allgemein in der Haltung der armen Frohner aus.

Aber daß ihnen durch die Bauern Gefahr kommen könne, fiel den Edelleuten nicht ein. Sie drohten, sie schrien, sie schickten sich an, die vier- und fünffache Ueberzahl der Landleute zum Gehorsam zu zwingen. Mit der flachen Klinge schlugen sie drein, einige feuerten ihre Pistolen in die Luft.

„Nehmt Euch in acht!“ rief Iwan ihnen zu, und im selben Augenblick rann ihm das Blut über die Wangen. Ein Schlachzize hatte ihm sein eben leer getrunkenes Glas an die Stirn geworfen.

Der Iwan mußte heute nüchtern sein, denn dieser Scherz, der ihm im angeheiterten Zustand höchstens, wie man zu sagen pflegt, „einen Lacher gekostet“ hätte, versetzte ihn in Wuth. Mit Geheul brach er aus seiner Schar wie ein Raubthier aus dem Dickicht und schwang den Dreschflegel . . . Der geistliche Herr trat ihm entgegen mit erhobenem Crucifix, parirte den Schlag und — sank lautlos zu Boden, das erste Opfer des wilden Kampfes, der jetzt entbraunte.

Der Kastellan drängte sich durch das Getümmel zu Joseph heran: „Du bist betrogen! Ueberall unterliegen die Polen, nicht die Kaiserlichen . . . Rette Dich, rette Deine Brüder. Die Anderen überlaß ihrem verdienten Schicksal . . .“ Er hatte ihn am Kleide gefaßt: „Komm! Hinein in's Schloß!“

Joseph entriß sich ihm. „Die Polen unterliegen?“ stammelte er tonlos, und schrie dann laut auf: „Den Polen zu Hilfe! Jaslo! Jaslo!“

Der Mandatar hörte ihn nicht, er befand sich im Handgemenge mit dem rechten Flügel der Bauern; von seinen Getreuen, die ihm Beistand leisteten, wälzte sich schon einer — der Schreiber — von einem Sensenhieb getroffen, im Schnee. Joseph wollte auf seinen Freund zustürzen — die beiden Kleinen folgten ihm auf den Fersen wie ein paar Hündlein . . . Als sie an Sabata vorüber

kamen, stellte dieser sich ihnen in den Weg. Mit einem raschen Griffe entriß er dem jungen Grafen die Fahne: „Fort mit dem Fetzen! Ich bin kaiserlicher Soldat und will den Fetzen nicht sehen!"

„Wir sind auch kaiserlich!" tönte es ihm zurück, und ein lauter Jubel erscholl, als Sabata die Fahne mit Füßen trat, ihre Stange brach und die Stücke derselben in die Schloßfenster schleuderte . . .

Wüthend zog Joseph den Säbel und stürmte auf die Bauern ein, und — Sikorski hätte lachen müssen, wenn das Weinen ihn nicht erstickt hätte — die beiden Brüder ihm nach. Die Bauern wehrten ab mit den Stielen der Sensen, wichen etwas zurück . . . Es bildete sich eine Bucht in der gestauten Menschenmasse. Plötzlich schloß sie sich hinter den jungen Herren und sie waren den Augen Sikorski's entschwunden. „Ihr Leute' Ihr Leute!" rief er, „um Gotteswillen, Ihr Leute, geht auseinander, macht Platz!"

Er und einige Schloßdiener, die der ganzen schrecklichen Begebenheit bisher stumm und neugierig zugesehen hatten, warfen sich den Bauern entgegen. Sie prallten an wie an eine Mauer. Sie schrien: „Gebt uns die jungen Herren heraus!" schrien, was sie konnten, und hörten ihre eigenen Stimmen nicht in dem herrschenden Tumult. Die Panowies (Herren) schossen, die Bauern gebrauchten ihre Sensen und Dreschflegel mit furchtbarem Erfolg. Das Alles sah Sikorski noch . . . auf einmal wurde ihm grau vor den Augen und ihm war, als sei ein schwerer Stein auf seinen Kopf gefallen . . . Er wankte, sank aber nicht; ein starker Arm empfing ihn, hielt ihn, und als er sich mit Gewalt zusammenfaßte und emporblickte, sah er in das Angesicht Desjenigen, dessen Gegenwart er ebenso heiß ersehnt wie tödtlich gefürchtet hatte — in das seines Herrn. Ein wahres Todtenangesicht, und ein grausiges Wunder schien's, daß diese Lippen sich öffneten und sprachen: „Die Kinder . . ."

Er deutete mit ausgestreckter Hand auf die Wirbel, die da und dort im Gedränge entstanden, wie sie sich im Wasser an den Stellen bilden, an welchen ein schwerer Gegenstand untertaucht. Nie hat ein Mensch einen qualvolleren Kampf gekämpft als damals dieser Mann, dieser Vater.

Im Vordringen alles um sich niederwerfend, besann er sich, die zu reizen, die seine Kinder in ihrer Gewalt hatten . . . Und so erhob er eine unvergeßlich schreckliche, keuchende, gepreßte Stimme, deren Worten die wuthsprühenden Augen, die krampfhaft geschlossenen Fäuste, die Haltung des wie zum Sprung vorgebeugten Oberkörpers widersprachen: „Lieber Sabata! Mein alter Blonski! Und Du; Saska — ich bitte Euch, gebt mir meine Kinder heraus . . . Ich werde Euch ewig dankbar sein."

Die Angerufenen blickten einander stumm an und rührten sich nicht. Erst nach einer tödtlichen Pause begann einer von ihnen: „Deine Kinder sind Polen, wir sind keine Polen. Deine Kinder haben uns zum Hochverrath verleiten wollen, wir aber . . ."

Die Fortsetzung seiner Rede wurde durch ein ohrenzerreißendes Geschrei übertäubt. Der Kampf zwischen Jaslo und dessen Anhängern nahte seiner Entscheidung zu Gunsten der Sensenmänner, und der Anblick ihrer überwundenen, blutenden Gegner wirkte berauschend auf die Sieger: „Die Prophezeiung! Die

Prophezeiung! Das Blut, das in Strömen fließen muß, ist das Blut der Herren! ... Hurrah! schlagt die Herren todt!" brüllten sie mit cannibalischem Entzücken und gebrauchten ihre mörderische Waffe. Sikorski sah den Grafen die unbewehrten Hände gen Himmel erheben und dann vorstürzen in den sicheren Tod ...

Möge ein Mensch versuchen zu schildern wie dem Kastellan zu Muthe war, als jetzt der Ruf: „Szela kommt! Szela kommt!" wild jauchzend in die Lüfte stieg. Auf der Straße, vor dem offenen Gitterthor, hielt ein Zug von Bauernschlitten, beladen mit einer gräßlichen Fracht. Landleute aus der Nachbarschaft führten die Leichen der von ihnen ermordeten Gutsherren auf das Kreisamt nach Tarnow ... und dieser haarsträubende Anblick erweckte in der Menge ein Triumphgefühl, das den höchsten Grad erreichte, als Szela raschen Schrittes den Garten betrat. Finster schaute er drein, wies alle, die ihm huldigend nahen wollten, rauh hinweg und fragte: „Was thut Ihr?"

„Was Du gethan hast, Väterchen! Wir erschlagen die Panowies, die gegen den Kaiser sind."

Er richtete seine gebeugte Gestalt empor und griff sich an den Kopf: „Ist Euer Graf gegen den Kaiser?"

„Er nicht, nein, er nicht ..."

„Nun denn, Ihr Thoren! Ihr Gottvergessenen! ... Wie oft habe ich Euch schon gesagt: Von keinem haben wir etwas Gutes zu erwarten, außer vom Kaiser, und den Beamten und Herren, die ihm treu sind ..."

„Wir wissen es, Väterchen, wir wissen es."

„Weh' Euch, wenn Ihr es wißt und nicht darnach handelt ..."

Bestürzt schwiegen die Bauern, scharrten mit den Füßen, neigten sich demüthig. Nur der Urlauber Sabata faßte Herz genug, um, den Hut ehrerbietig in der Hand, zu sprechen: „Der Graf ist ein strenger Herr."

„Hol' Dich der Teufel — streng! ... Wenn noch so streng ..." Er unterbrach sich, machte eine kurze Pause und fuhr minder erregten Tones fort: „Wenn er Euch zweimal schlägt, so denkt: ein polnischer Herr hätte mich viermal geschlagen."

„Wir denken auch so, Väterchen."

„Um so besser! und dabei bleibt, und krümmt mir kein Haar auf dem Haupt Eures Herrn. Jeder österreichisch Gesinnte soll Euch heilig sein."

„Er ist es ja," meinte Sabata, in einiger Verlegenheit. „Aber seine Beamten, Väterchen, seine Kinder ..."

„Wo sind die Kinder?" fiel ihm Szela in's Wort, und wiederholte heftig, als die Antwort auf sich warten ließ: „Wo sind die Kinder Eures Herrn?"

— „Ja, wo sind sie? ... Wer hat sie zuletzt gesehen? — Der Iwan? Nein, der Wisniak, der balgte sich mit ihnen. Dort, rechts, wo der Bauernrichter steht ..." Der Bauernrichter will sie nicht gesehen haben. „Sie werden in den Schwarm gerathen sein, der mit den Panowies kämpfte," sagte er. „Und wenn ihnen etwas geschehen ist, Väterchen, je nun — Sind Lechi[1]), Väterchen, und verdienen Strafe."

[1]) Polen.

„Nicht durch Euch! Ihr Vater wird sie strafen, dem kommt es zu, nicht Euch!“ rief Szela in schmerzlichem Zorne. Alle verstummten und durch die lautlose Stille drang nun ein zitternder Hilferuf, ein Schluchzen und Weinen an sein Ohr. Er lauschte, erhob gebieterisch die Hand — die Menge theilte sich und gab Raum . . .

— Im Augenblick, in dem Szela an der Spitze der fremden Bauern erschienen war, hatte der Graf Abrechnung gehalten mit seinem Gott und ein stummes Gebet gesprochen: „Mach's gnädig, Allbarmherziger! Mach's den Kindern gnädig. Was es jetzt zu erdulden gibt, lasse mich es allein erdulden . . . Schenk den Kindern ein sanftes Ende . . .“

Ein sanftes Ende unter den Händen wilder Bestien, empörungstoller Sklaven? Welch' ein Gebet! Muß man nicht selber toll sein, um auf seine Erhörung zu hoffen? Verzweifelnd hatte sich der Unglückliche der blutberauschten und blutdürstigen Horde entgegen geworfen und dem Ersten, auf den er traf, die Sense entrissen, nicht um sein Leben theuer zu verkaufen, sondern um im Sterben noch seinen Kindern ein furchtbares Todtenopfer zu bringen. Er meinte, der Boden unter seinen Füßen schwände, sein Bewußtsein der Wirklichkeit verliere sich, als das Gedränge, in dem er sich eben erst befunden hatte, nachließ, die Leute auseinander stoben und er allein stand, zu seinen Füßen die Leichen Jaslo's und des Priesters und, in Schmerzen ringend, die Verwundeten beider Parteien. Auf dem breiten Wege aber, der sich im Gewühl gebildet hatte, kam Szela langsam herangeschritten. An jeder Hand führte er einen der Knaben. Der ältere hinkte kläglich, schmiegte sich an seinen Erretter und preßte das Gesicht in die Falten von dessen Gewand. Der jüngere blickte trotzig drein; er war sehr bemüht, seinen zerrissenen Mantel festzuhalten, um zu verbergen, daß ihm die Czemerka in Fetzen von der nackten Schulter hing. Joseph folgte entwaffnet, den Kopf tief auf die Brust gesenkt.

Zweifelnd, ungläubig, allmälig auflebend, wie verzückt starrte der Graf den Nahenden entgegen. Er wollte auf sie zueilen, aber seine Kniee brachen und nur mit bebender Stimme auszurufen vermochte er: „Du bringst sie mir? . . . Du, Szela!“

Er riß seine Kinder an sich, er bedeckte sie mit Küssen, er streckte versöhnend und vergebend seine Hand nach Joseph aus. Sein Erstgeborner jedoch hatte sich auf die Erde geworfen neben den todten Freund und war in seinem maßlosen Schmerze taub und blind für Alles, was um ihn vorging.

Als der Graf sich fassend die Augen erhob und die Karawane erblickte, die vor seinem Hause Halt gemacht hatte, schauderte er und sprach, unfähig seinen Abscheu zu bemeistern: „Szela! Entsetzlicher! . . . Dein Werk?“

„Ich habe es nicht gethan,“ lautete die Antwort.

Fester drückte der Graf die Köpfe seiner Kinder an seine Brust, um ihnen den schreckensvollen Anblick zu entziehen, von dem er selbst die Augen nicht zu verwenden vermochte und murmelte leise: „Und auch nicht verhindert!“

Szela zog die Achseln in die Höhe; eine harte und unerschütterliche Ruhe lag auf seinem gefurchten Antlitz: „Ich habe auch die Kinder meiner Herren gerettet,“ sagte er, wandte sich ab, und ging von einer Gruppe der Bauern zur

andern. Eindringlich und kurz ertheilte er ihnen seine Befehle. Dicht hinter ihm, wie sein Schatten ihn geleitend, schritt ein düsterer Gesell, bösartigen Aussehens; der Einzige, der sich unterfing, gegen eine Anordnung des Alten hie und da murrenden Einwand zu erheben. Es war dessen Sohn, Stanislaus Szela, der ausgediente Soldat.

Sein Vater drohte ihm mit dem Stocke und verwies ihn in die Nachhut des Zuges, der sich jetzt wieder in Marsch setzte, und den man noch lange sehen konnte, sich weiter bewegend zwischen den Pappeln der Kaiserstraße.

— Tags über gab es im Schlosse Arbeit genug mit dem Aufbahren der Todten und der Pflege der Verwundeten. Die Bauern campirten auf der Wiese und im Hofe. Am Abend ließ der Graf ihnen sagen, sie möchten nach Hause gehen. Aber sie antworteten, das dürften sie nicht; es sei Revolution, und Szela habe ihnen geboten, dazubleiben, um das Schloß und den Herrn vor den herumstreichenden Insurgenten und Räuberbanden zu beschützen.

Sein Befehl ist pünktlich ausgeführt worden. Die Bauern haben durch volle drei Wochen (ganz so wie die des benachbarten alten Grafen Wiesioloski), einen ruhigen und treuen Wachtpostendienst geleistet, während sich ringsum Greuelscenen ohne Gleichen abspielten. Erst nachdem die Ordnung im Lande völlig hergestellt war, haben sie sich wieder in ihre Hütten und an ihre Arbeit zurückbegeben.

Der Graf war von dem Benehmen seiner Unterthanen gewaltig gerührt, und machte ihnen viele großmüthige Versprechungen, die ihm sein von Dankbarkeit überquellendes Herz eingab. In besseren Tagen wurden auch einige davon erfüllt. —

II.

Die zweite Begegnung mit Szela, deren sich Sikorski bis an sein Ende lebhaft erinnerte, fand fünf Monate später statt.

Seit dem Beginn des März herrschte Ruhe im Tarnower Kreise. Einige Züge Cavallerie als Streifcommandos hatten die Ordnung ohne Anwendung von Gewalt hergestellt. Die Bauern, die unter den Befehlen Szela's gestanden, waren die ersten, welche die Waffen niederlegten und sich, auf die Aufforderung des Kreisamts hin, zur Leistung der Robot wieder bereit finden ließen. In der Nachbarschaft hatte es immer geheißen, daß er ganz gute Mannszucht gehalten, eine Insurgentenschar im offenen Kampfe angegriffen und geschlagen, Plünderungen verhütet, oder, wo ihm dies nicht möglich gewesen war, doch jederzeit die Auslieferung der geraubten, oft sehr werthvollen Güter, an das Kreisamt, erzwungen habe. So mancher gefangene Aufrührer verdankte ihm die Erhaltung seines Lebens. Er schützte ihn vor der Wuth der Bauern, indem er ihn den Eid künftiger Treue gegen den Kaiser leisten ließ, und ihn dann in seine Schar aufnahm.

So gab es denn großes Erstaunen, als bald nach dem Erlöschen der letzten Flammen der Empörung Gerüchte der schlimmsten Art über Szela auftauchten. Sie bezeichneten ihn als einen Mörderhäuptling, der sengend und brennend, raubend und plündernd von Edelhof zu Edelhof gezogen war. Sie schilderten bis in's Kleinste die bestialische Grausamkeit, mit welcher er dabei verfuhr und behaupteten endlich, er habe seine langgenährten Rachegelüste gegen die Edelleute

um so ungehemmter befriedigen können, als er im geheimen Einverständniß mit der Regierung gehandelt, und sogar — in ihrem Solde gestanden.

Der empörende und peinliche Eindruck, den diese Verleumdung hervorrief, war so groß, der Haß und die Feindseligkeit, die sie erweckte, äußerte sich so unumwunden, daß endlich zu ihrer Widerlegung geschritten und die strengste Untersuchung angeordnet werden mußte. Szela blieb auf freiem Fuße in Tarnow, verantwortete sich in seiner gewohnten schlagfertigen Weise, und benützte die freie Zeit zwischen den Verhören, um einen Brief an den Kaiser aufzusetzen, in welchem er um Verminderung der Unterthanenlasten bat.

Inzwischen hatte der Kreishauptmann Ritter von Breinl die von ihm angesuchte Versetzung nach Brünn erlangt und unter seinem Nachfolger im Amte, Czecz von Przemysl, kam der Proceß Szela's zum Abschluß. Das Ergebniß lautete, daß Szela zum Criminalverfahren nicht qualificirt, seine Entfernung aus dem Lande jedoch dringend zu befürworten sei. Worauf Jacob Szela der Grundwirth und ehemalige Gemeinde-Deputirte, den Befehl bekam, nach der Bukowina auszuwandern, wo er auf der Cameral-Herrschaft Glitt ein Bauerngut als Eigenthum und Wohnort angewiesen erhielt.

Am Tage, an welchem Szela seine Reise antreten sollte, dachte der Kastellan Sikorski: „Wäre doch neugierig ihn noch einmal zu sehen! . . . Wenn auch nur von Weitem, denn davon, sich bis zu ihm durchzudrängen, wird keine Rede sein. Hilf Gott, was werden die Leute treiben beim Abschied von ihrem Väterchen Szela. Von Glück kann man sagen, wenn es zu keinen Excessen kommt." Der Kastellan malte sich die Sache in seinem Kopfe aus und immer gefährlicher erschien sie ihm, je länger er darüber nachdachte, und je kürzer der Weg wurde, den er nach dem Ziel seiner Wanderung noch zurückzulegen hatte.

Zu seiner Ueberraschung fand er im Dorfe Alles still. Es sah dort aus wie an jedem Werktagsmorgen. Männer und Weiber waren zur Feldarbeit ausgezogen. Nur in der Wirthshausstube, in welche Sikorski beim Vorübergehen hineinblickte, lungerten einige Tagediebe. Der Jude führte seinen Klepper aus dem Stall, um ihn an die Budka zu spannen.

„Wen führst Du?" fragte Sikorski.

„Ich Niemanden. Der Bub führt den Szela nach Sanok."

„So, so, und bald?"

„Sehr bald." Sikorski beeilte seine Schritte und hatte in kurzer Zeit die Hütte Szela's erreicht. Sie war reinlicher und größer als alle übrigen; neben der Thür befand sich ein Bänklein und der Raum davor mußte heute noch sorgfältig gekehrt worden sein. Dort stand Szela, mit herabhängenden Armen und gekreuzten Händen und sah unverwandten Auges sein Haus an. „Oho, Pan Sikorski!" begrüßte er den Nahenden: „Das ist ja schön, daß Du mich noch heimsuchst."

„Ich habe Dir Lebewohl sagen wollen, Szela."

„Dank dafür, Pan Kastellan. Leb' auch Du recht wohl."

„Führe mich ein wenig in Dein Haus," sagte Sikorski, ohne von dieser Verabschiedung Notiz zu nehmen.

„Das Haus ist leer, meine Habseligkeiten habe ich durch den Sohn schon alle nach Glitt geschickt."

„So will ich auf diesem Bänklein ausruhen, wenn Du nichts dagegen hast; der Weg ist weit und meine Füße sind alt."

„Mach' Dir's bequem. Wohl Dir, wenn Du ruhen kannst."

Er konnte nicht ruhen, so erschöpft er schien. Mit offenbarer Mühsal schleppte er die schweren Wasserstiefel an seinen mageren Beinen, wandelte aber dennoch unstät herum.

„Es thut mir leid, daß ich nichts habe, womit ich Dir aufwarten könnte," begann Szela nach einer Weile. „Außer" — er zog ein Stück Brot aus seiner Tasche — „wenn Du meine Wegezehrung mit mir theilen willst."

Sikorski lehnte ab; er beabsichtigte sich bei der Heimkehr im Wirthshaus zu stärken. Der Appetit, den er bereits zu verspüren begonnen, war vergangen. Alles was er von dem alten Manne, der sich jetzt zum ewigen Abschied von der Heimath rüstete, gehört hatte, flog ihm durch den Sinn. Er würde gern zehn baare Gulden gegeben haben, um zu erfahren, was denn Wahres daran sei. Hatte Szela nur den kleinsten Theil von dem Unheil verübt, das man ihm zuschrieb, so sollte Einen füglich kein Mitleid mit ihm beschleichen. Und doch — was war das Mitleid, das Sikorski vor einigen Monaten mit ihm gehabt hatte, als er schwer gezüchtigt aus den Händen des Grafen gekommen war, im Vergleich zu demjenigen, das der gebrochene Greis ihm in diesem Augenblick einflößte!

„Szela," fragte er, „was denkst Du? Was ist denn so Merkwürdiges an Deiner Hausthür, daß Du sie immerfort ansiehst?"

Der Alte hatte den Hut vom Kopfe genommen, und strich mit der Hand seine langen Haare in den Nacken. „Je nun, die Mühe dauert mich, die ich im vorigen Frühjahr an sie gewendet habe. Siehst Du nicht, wie schön breit sie ist?" Das habe ich so eingerichtet, damit die Leute mit dem Sarg nicht anzustoßen brauchen, wenn sie mich einmal hinaustragen."

Er überließ sich wieder der aufmerksamen Betrachtung seines Hauses: „Einen Schornstein hat es auch," hub er dann von Neuem an. „Es hat ihnen im Dorf viel Verdruß gemacht, daß ich mir einen Schornstein gebaut habe. Der wird so lange bauen bis er unter der Erde liegt, haben sie mir mit Kreide auf die Thür geschrieben. Und der Geschworene Budnik hat gesagt: Bau Du Dir einen Schornstein, aber bilde Dir nur nicht ein, daß wir es Dir nachthun werden. Wir wollen unsere Häuser so lassen, wie sie sind. Ja freilich!" Er verzog den Mund zu einem schmerzlichen Lächeln und deutete auf die elenden Hütten längs der Dorfstraße: Das muß Alles so bleiben, wie es ist. Je nun! mir kann das gleich sein, dort unten in der Bukowina ... Es soll dort viel schöner sein als bei uns." Sein Gesicht verdüsterte sich, und er fügte halblaut und mit einem tiefen Seufzer hinzu: „Trotzdem wäre ich hier lieber geblieben. Aber — was ist zu thun? — Der Kaiser will's? — Gehab' Dich wohl, Pan Sikorski, da kommt schon meine Gelegenheit."

In der That fuhr die Budka bereits heran, von einem munter nebenher schreitenden Jüngelchen kutschirt. Zu gleicher Zeit ließ der Trab eines Pferdes

sich vernehmen, das kleine Gefährte wurde von einem Reiter eingeholt, überholt. Es war der Graf, der sich von seinem Thiere schwang, dem herbeieilenden Sikorski die Zügel reichte und auf Szela zuschritt: „Szela," sprach er, „Du hast meinen Kindern das Leben gerettet, und ich habe Dir noch nicht einmal gedankt."

Er streckte ihm die Hand entgegen, die der Alte küßte. . . .

Der Alte und — nicht mehr der Alte. Er, den seine Standhaftigkeit in Gegenwart des Grafen nie verlassen hatte, nicht unter dessen Stocke, nicht bei dessen Aufjauchzen, als er ihm die todtgeglaubten Kinder wiederbrachte — ihn versetzten die einfachen Worte, die der Graf jetzt zu ihm sprach, ganz außer sich. Seine Lippen zitterten, seine Augen schwammen in Thränen, er beugte sich, als ob er in die Kniee sinken wollte.

„Was fällt Dir ein? Was thust Du?" rief der Graf, sprang auf ihn zu und faßte ihn an beiden Schultern.

„Herr! Herr!" stammelte Szela und sah ihm mit leidenschaftlicher Ergebenheit in's Angesicht, „ich habe nicht geglaubt, daß mir vor meinem Ende noch ein Mensch sagen wird: Dank dir, Szela! und jetzt kommst Du und sagst es."

Ergriffen von dem Ausbruch einer Weichherzigkeit, die Niemand dem Bauernhäuptling zugetraut hätte, entgegnete der Graf: „Es hat auch keiner so viel Grund, Dir zu danken wie ich."

„Doch, gnädiger Herr! — Dir habe ich drei Kinder gerettet; es gibt einen Herrn, dem ich mehr als dreitausend gerettet habe, und der hat mich dafür vor Gericht stellen lassen und schickt mich jetzt in die Fremde."

„Weil er nicht anders kann. Die Ermordung Deiner Gutsherren fordert eine Sühne."

„Du weißt, daß ich sie nicht ermordet habe."

„Aber die Bauern haben es gethan, die unter Deinen Befehlen standen."

„Geruhe zu erwägen, daß ich kein General bin und daß die Bauern keine abgerichteten Soldaten sind."

Der Graf faßte ihn scharf in's Auge: „Sag' aufrichtig, Szela, wenn Du Deine Gutsherren wieder lebendig machen könntest, würdest Du es thun?"

„Nein, Herr, um des Kaisers willen nicht."

„Und um Deinetwillen noch weniger?"

Szela besann sich ziemlich lange, bevor er berichtigend versetzte: „Um meinetwillen ebenso wenig."

„Siehst Du!"

„Was soll ich sehen, gnädigster Graf? Die Herren haben uns Böses gethan, so lange wir denken. Der Kaiser hat uns nur Gutes gethan. Als die Herren gegen den Kaiser gegangen sind und die Bauern zwingen wollten, mit ihnen zu gehen, sind die Bauern rebellisch geworden und es ist viel Unglück geschehen."

„Es geht die Sage, Du hättest so Manches davon verhüten können, und hast es nicht verhütet."

Abermals erwiderte Szela erst nach reiflicher Ueberlegung: „Kann sein, kann auch nicht sein. Dergleichen ist nachträglich schwer zu bestimmen. Die Bauern

haben gewußt, daß Alles auf sie ankommt, sie haben ja gehört, was der Herr Kreishauptmann mir hat sagen lassen, als ich den Mathias Drewniak zu ihm geschickt habe um Militärassistenz: Unmöglich, Szela, bevor sie mir in Tarnow die Garnison verstärken. Hilf Dir selbst, halte Ordnung, und sieh zu, daß keine Gewaltthätigkeiten verübt werden. Das war viel auf einmal verlangt."

„Ist auch nicht geleistet worden."

„Wie hat es denn geleistet werden sollen, von solchen Leuten, die auf einmal merken: Jetzt sind wir die Herren? Gnädiger Graf, ich habe froh sein müssen, wenn sie mir die Edelleute geschont haben, die dem Kaiser treu waren."

„Auch das ist nicht durchweg geschehen."

„Ueberall habe ich die Augen nicht haben können. Ich habe oft meinen Sohn schicken müssen, und der hat anders gehaust ..." Er brach ab und schloß mit gelassener Zuversicht: „Der gerechte Gott wird es ihm auf's Kerbholz schreiben. Die Menschen schreiben es auf das meine."

„Natürlich. So viele Hunderte gehorchten Deinem Augenwink, wer wird Dir glauben, daß Du es nicht verstanden hast, Deinen Sohn zu Paren zu treiben?"

Schmerzlich beistimmend neigte Szela den Kopf. „Das wird Niemand glauben. Aber wahr ist es ... Und am Ende, Herr, mein Sohn hat es wenigstens seinen Gesellen recht gemacht, ich — habe es Keinem recht gemacht. Sieh Dich um ... Wie sind sie mir sonst von Weitem zugelaufen, wo sie mich erblicken konnten — und heute? ... Bursche, die man kaum mit zwei Pferden zur Arbeit schleppt, sind freiwillig hinausgegangen, damit sie mir nicht zu sagen brauchen: Glück auf den Weg!" Er hatte, während er sprach, nach dem seiner harrenden Gefährte hingesehen, fast schien's, mit einer gewissen Ungeduld; so daß der Graf fragte, ob er es denn nicht erwarten könne, fortzukommen?

Szela entschuldigte sich: „Verzeih. Auf die Fürsprache des Herrn Ritters von Breinl hat der Herr Kreishauptmann zugegeben, daß ich nicht wie ein Arrestant über die Grenze gebracht werde. Er hat mir das Vertrauen geschenkt, daß ich zur rechten Zeit von selbst gehen werde. Verzeih, gnädiger Herr, es ist jetzt die rechte Zeit."

Der Graf zog eine wohlgefüllte Brieftasche hervor, und wollte sie durchaus, mit Zürnen und Bitten, dem Szela aufdringen. Aber der meinte: „Thue Dir keinen Schaden. Du weißt mit dem Gelde Besseres anzufangen, als ich. Hebe es auf für Deine Kinder ... Aber gnädiger Herr," unterbrach er sich mit plötzlicher Lebhaftigkeit, „ich habe gehört, daß Du den Grafen Joseph als Gemeinen hast assentiren lassen."

„Ja wohl. Er braucht eine strenge Zucht."

„Wenn sie nur nützt."

„Eine strenge Zucht nützt immer."

„Weiß nicht." Er that einen tiefen Seufzer. „Mein Sohn war vierzehn Jahre Soldat."

Sie traten an die Budka heran, um welche sich allmälig eine kleine Versammlung gebildet hatte. Kinder, die den mageren Klepper streichelten oder neckten. Ein paar alte Weiblein, von denen eines eben im Begriffe war, ein

Laib Brot im Stroh des Wagens zu bergen. Dem Szela freundlich zunickend, sprach es: „Du sollst Dich in der Fremde erinnern, wie das Brot der Heimath schmeckt."

Drei alte Zechbrüder waren auch angerückt und hatten ein Branntweinfäßchen von der Größe einer Melone mitgebracht. Sie weinten bitterlich und wiederholten fortwährend: „Leb' wohl, Väterchen! Gott behüte Dich! Vergiß uns nicht!" und dabei ging das Fäßchen von Einem zum Andern und sie tranken abwechselnd aus dem Spundloch.

Szela war im Begriff in die Budka zu steigen, als aus einer der nächsten Hütten ein großer und breitschultriger Mensch in zerlumpten Kleidern hervorkam, auf den Alten zustürzte und ihn am Arme packte. Einige Kerle, die ebenso verkommen aussahen, wie er, waren ihm gefolgt, hielten sich aber, aus Angst vor dem Grafen und dem Kastellan, in scheuer Entfernung. Nur der Erste kannte keine Scheu, den machte die Wuth zum vernunftlosen Thier. Er schüttelte Szela's Arm und schrie: „Bis zum letzten Augenblick habe ich gewartet, um Dich zu fragen. — So willst Du also wirklich fort, ohne Deine Schulden bezahlt zu haben, Du Schurke?"

„Was wäre ich Dir schuldig, Drewniak?" sprach Szela, sich von ihm losmachend.

„Frage Du nur, was Du mir schuldig bist," rief der Andere und hielt dem Alten die geballte Faust dicht vor's Gesicht. „Nachdem Du mich herumgejagt hast, wie einen Hund in Schnee und Wetter, als Bote und Späher und auf dem Marsch, und dafür nichts gegeben . . ."

Seine Gefährten schrien drein: „Und die Branntweinfässer — wohin wir gekommen sind — versiegeln lassen . . ."

„Daß man sich nicht einmal hat warm trinken können —"

„Und uns die ehrliche Kriegsbeute abgenommen . . ."

Anklagen häuften sich auf Anklagen, Szela's Gegner wagten sich näher heran; den Weibern wurde angst, die Betrunkenen heulten.

„Die andern Bauern," zeterte Drewniak, „haben Geld und Gut erworben in der Revolution. Wir haben nichts gekriegt . . . Ich sage Dir, Herr," wandte er sich an den Grafen, „nichts von dem Eigenthum der Rebellen. Er hat den herrschaftlichen Wald bewacht, der Alte, als ob er selbst ein Schuft von einem Heger wäre. Keinem armen Teufel hat er auch nur ein Scheit Holz gegönnt. Deshalb, Herr, glauben wir und wissen wir — er hat uns alle zu Narren gehabt. Nimm ihn nicht in Schutz — uns alle zu Narren hat er gehabt und hat es im Geheimen mit den Polen gehalten . . ." Er konnte nicht weiter, er keuchte nur — und wollte sich auf Szela stürzen.

Der Graf stieß ihn so heftig zurück, daß er wankte, und befahl gebieterisch Ruhe, die denn auch, freilich nur scheinbar, eintrat. Szela lächelte mit schwermüthigem Triumphe und sein auf den Grafen gerichteter Blick fragte: „Was sagst Du nun?"

„Die Thoren! die gottvermaledeiten Thoren!" fuhr dieser auf, und eingeschüchtert stimmte Drewniak einen anderen Ton an. Er ließ den Blick mit großer Betrübniß längs seiner Hünengestalt hinabgleiten, streckte einen Fuß von

sich, dessen nackte Zehen aus dem geplatzten Stiefel hervorsahen und sagte: „Die Stiefel waren neu vor der Revolution. Wenn er mir wenigstens die Stiefel ersetzt hätte!"

Seine guten Freunde und die alten Weiblein erhoben ein schadenfrohes Gelächter; Szela jedoch näherte sich dem Grafen und sagte: „Du hast etwas für mich thun wollen, Herr. Sei so gnädig und bezahle ihm die Stiefel, die er in meinem Dienst vertreten hat."

Nachdem seiner Bitte willfahrt worden war, empfahl er sich beim Grafen, schüttelte Sikorki's Hand, und grüßte die Frauen und Kinder. Die Zechbrüder, die ihm ihr Abschiedsgeschenk, das beinahe leer getrunkene Branntweinfäßchen darbrachten, erhielten von ihm kaum einen Dank.

„Ihr aber hört!" rief er seinen Widersachern zu, und wie er sich fest zusammennahm und in die Brust warf, da war jede Spur von Gebrechlichkeit aus seiner Gestalt verschwunden, ehrwürdig, gebieterisch erschien er Jedem und man sah dem greisen kleinen Bauer wahrlich etwas von einem Feldherrn an. Die rohen Kerle, die sich murrend hatten davonschleichen wollen, blieben stehen und horchten der letzten Ermahnung ihres ehemaligen Führers. „Ihr werdet schon noch d'rauf kommen, wer es ehrlich mit Euch gemeint hat. Seht nur zu, wie den Andern ihr unrecht Gut gedeiht, und dankt dann Gott und mir für Eure leeren Taschen. Und somit lebt auch Ihr wohl, Ihr dummen Teufel."

Szela warf noch einen langen, traurigen Blick nach seinem Hause und stieg in die Budka. Das Leinwanddach derselben war ungewöhnlich niedrig, dennoch konnte er aufrecht darunter sitzen. Einmal im Wagen, erhob er die Augen nicht mehr, es kam auch kein Wort mehr über seine Lippen.

Der Graf geleitete ihn zu Pferde noch ein gutes Stück Weges; aber Szela, ganz versunken in seine Gedanken, blieb unempfindlich für diese Gunst.

Lange Zeit hörte man im Schlosse nichts von ihm, als daß er glücklich in Glitt angelangt war. Erst zwei Jahre später, nach der Aufhebung der Robot, schrieb Szela an den Grafen einen merkwürdigen Brief, den auch der Kastellan Sikorski gelesen hat.

Es hieß unter Anderem darin: „Auf mein letztes Schreiben hat mir der Kaiser nicht antworten lassen; aber er hat Alles so gethan, wie ich es ihm angerathen habe. Gott segne ihn!" —

Die Griechen als Meister der Colonisation.

Von
Ernst Curtius [1]).

Die Geschichte der classischen Völker ist eine Weltgeschichte im Kleinen, so inhaltreich und übersichtlich, daß wir auch für die Aufgaben unserer Zeit immer Neues lernen, je eifriger wir nachforschen, wie es den Alten gelungen ist, die von der Natur dargebotenen Vortheile zu verwerthen und die Gefahren zu vermeiden. Denn die natürlichen Gaben können alle zum Segen wie zum Unsegen werden.

Was bewundern wir mehr im Archipelagus als die gegenseitige Durchdringung von Meer und Land und schon an der Riviera rufen wir entzückt: Das ist ein griechisches Gestade. Themistokles beklagte, daß seine Vaterstadt nicht ganz im Meer auf vorspringender Halbinsel angelegt sei, und suchte diesen Nachtheil nach Möglichkeit wieder gut zu machen; aber schon in Platon's Gesetzen — welch ein Widerspruch! — wird der Satz aufgestellt, daß eine Stadt, welche in Ehrbarkeit und guter Sitte sich selbst treu bleiben wolle, mindestens zwei Meilen vom Strande entfernt sein müsse, und die philosophischen Staatslehrer waren einstimmig, die Meeresnähe als eine verhängnißvolle Mitgift, als die Ursache der Entartung des Volks und seines sittlichen Verfalls anzusehen. Die Einseitigkeit dieser moralisirenden Betrachtung hat schon Aristoteles gerügt, und wir sind Alle mit ihm der Ueberzeugung, daß, wo menschliches Leben sich voll und reich gestaltet, mit den Keimen, welche Blüthe und Frucht treiben, unvermeidlich auch die Ursachen des Vergehens sich entwickeln.

Der Geschichtsforscher aber hat das Recht und die Pflicht, vor Allem das Werden in's Auge zu fassen, die mit der Arbeit wachsende Energie des gesunden Volksgeistes in Erledigung großer Culturaufgaben, und ihr folgen wir nirgends mit höherer Bewunderung, als wenn wir sehen, wie die Hellenen mit zäher Ausdauer alle Schrecken des Meeres überwinden, seine wüsten Flächen in Straßen des täglichen Verkehrs umwandeln, alle Hafenplätze ringsum aufspüren und durch

[1]) Rede am 22. März 1883 in der Aula der kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten. Mit Zusätzen.

ihre Besiedelung die Nachbarvölker in den Kreis einer höheren Lebensordnung einführen, die Mängel ihrer Heimath ergänzen, ihre Hilfsquellen mehren, ihren Gesichtskreis stetig erweitern und während langer Friedenszeiten kühnen Unternehmungssinn in Uebung halten.

Die Durchführung dieser Arbeit ist die größte Leistung der Hellenen, vor welcher der Glanz ihrer glorreichsten Siegestage erbleichen muß. Denn bei ihnen war die Colonisation nicht etwas Gelegentliches, das hier und da unter besonderen Verhältnissen zu Stande kam, sondern ein wesentliches Stück ihres Lebens, Jahrhunderte lang in allen Formen durchgebildet, und darum ist es noch heute eine der anziehendsten Aufgaben, den Hellenen als den Vorbildern und Meistern der Colonisation durch die verschiedenen Stadien ihrer nationalen Arbeit zu folgen.

Das Ostbecken des Mittelmeeres ist eine natürliche Schule überseeischer Colonisation; denn nirgends ist das hüben und drüben so nahe bei einander und es bedarf keines Columbus, um von dem jenseitigen Festland auf einmal den Schleier hinwegzuziehen. Alle Gestadeländer sind seewärts offen und einladend, landeinwärts aber geschlossen und verriegelt, so daß die vorspringenden Halbinseln mit ihren Gegengestaden enger zusammenhängen, als mit den Continenten, deren Ausläufer sie sind.

Darum aber glaube man nicht, daß den Hellenen ihre Erfolge mühelos in den Schoß gefallen seien! Sie haben saure Lehrjahre durchgemacht und die Meeresnähe lange Zeit wie einen Fluch empfunden. Das mußte sie ihnen sein, so lange fremde Völker das Meer beherrschten, phönicische Kaperschiffe urplötzlich im Morgennebel auftauchten, die Eingeborenen mit buntem Tand an den Strand lockten, und die Söhne und Töchter des Landes in unerreichbare Ferne fortschleppten. Auch in größerer Zahl wurden sie fortgeführt, um fremder Colonialpolitik als Material zu dienen, bis sie allmälig ihren Feinden das Handwerk ablernten, eigene Schiffe zimmerten und sich scharenweise zusammenthaten, um in kecken Beutezügen die erlittene Unbill an den älteren Seevölkern zu rächen. Als „Kinder des Meeres" tauchen sie im vierzehnten Jahrhundert v. Chr. an den Nilmündungen auf und machen die Pharaonen in ihren Säulenpaläften erzittern; die Namen des tyrrhenischen und des ionischen Meeres sind noch heute Denkmäler von der Betheiligung griechischer Volksstämme an der ältesten Culturgeschichte europäischer Küstenländer [1]).

Das war keine Colonisation, sondern ein wüstes Hin- und Herziehen von Stämmen ohne Mutterland, von Abenteurern, welche früher auf dem Meere heimisch waren als im eigenen Lande, unstät wie die Welle, die an keinem Strande haftet. Erst allmälig bilden sich engere Kreise mit festerem Zusammenhange, Insel- und Küstenräume mit heiligen Mittelpunkten, wie es die Insel Delos war, und im elften Jahrhundert sehen wir aus allen Häfen der griechischen Halbinsel die dichten Züge von Insel zu Insel nach dem asiatischen Fest-

[1]) Ueber diese erste Ausbreitung von Stämmen des Archipelagus nach dem Nillande vgl. Sitzungsbericht der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften. 1882, Heft XLIII: Die Hellenen in der Diaspora, S. 945 ff.



lande hinüberziehen. Das sind keine Freibeuter mehr, keine in fremde Volksmassen sich verlierende Scharen von Abenteurern, sondern politisch entwickelte Stämme, welche auf uraltem Boden griechischer Nation eine neue Heimath suchten und sich die besten Lagen auswählten, um Städte zu gründen, die nun nicht mehr wie die mutterländischen sich ängstlich vom Strande fern hielten, sondern keck an die See vorgeschoben, auf Seefahrt und Seeherrschaft berechnet, auch nicht von einzelnen Stämmen ausgehend, sondern unter Betheiligung aller Hauptzweige der Nation, der Aeolier, Dorier, Jonier, Stadt an Stadt gereiht, ein neues Griechenland Angesichts des alten.

Welch ein Fortschritt im Vergleich mit jenen Beutezügen, in denen griechische Freischaren, wie die Wikinger der ägäischen See, zuerst in der Geschichte auftauchten! Aber auch diese Gründungen an der Küste Kleinasiens sind noch Ergebnisse großer Volksbewegungen, welche, vom nordischen Alpenlande ausgehend, die ganze Halbinsel durchwogten und erst in dem Doppelgriechenland diesseits und jenseits des Meeres zu Ruhe kommen. Es waren Colonien ohne Mutterstädte; sie gehörten noch dem griechischen Mittelalter an, wo in gährender Unruhe die Völkerschaften ihre festen Wohnplätze suchten.

Mit dem neunten Jahrhundert ist Hellas äußerlich fertig, der Schauplatz hellenischer Geschichte naturgemäß abgegrenzt. Diese Grenzen waren aber nicht im Stande, die Schranken zu bilden, innerhalb deren sich die anwachsende Volkskraft zurückhielt. Jetzt treten einzelne Städte hervor, welche ihren Beruf darin erkennen, die Schranken zu durchbrechen, den Ueberschuß an jungem Volk auswärts zu leiten und die durch eine große Rhederei die Auswanderungshäfen ihrer Umlande wurden. Das war der Anfang städtischer Colonisation, und dafür ist das achte Jahrhundert das epochemachende.

Milet war die erste Königin der Meere; dann Chalkis am stillen Fahrwasser von Euboia. Von Chalkis erhielt Korinth den Anstoß; denn in Hellas wurde ja Alles ein Gegenstand des Wettkampfes, und bald gab es keinen günstig gelegenen Ort, von wo nicht aus enger Bucht die Seestraßen in's Weite gebahnt wurden. Was man draußen suchte, waren sehr reale Gegenstände. Denn die Städte waren diesseits und jenseits so dicht an einander gereiht, daß sie bei rasch anwachsender Volksmenge außer Stande waren, sich auf eigenem Grund und Boden die nöthigen Hilfsquellen zu verschaffen. Man suchte und fand sie in den Gegenden, die von der Heimath am verschiedensten waren, in den breiten Stromthälern südrussischer Steppen wie im Delta des Nillandes. Hier fand sich unerschöpflicher Vorrath an Korn, an Fischen, an Holz, Metall und allem für den Schiffsbau nöthigen Material. Die Colonien wurden überseeische Vorstädte der Mutterstadt, für den täglichen Bedarf unentbehrlich; denn es ist eine alte Erfahrung, daß eine richtig geleitete Auswanderung das Mutterland nicht erschöpft, sondern die Bevölkerung steigert, indem der Abfluß der Menschen den Zurückbleibenden freieren Spielraum und günstigere Lebensverhältnisse schafft [1]).

Aber das Bedürfniß war nicht der einzige Antrieb, der Gottesdienst gab die Weihe. Als Apollodiener sind die Hellenen ihrer geistigen Ueberlegen-

[1]) Roscher, Colonien. 1856. S. 351.

heit sich bewußt geworden und damit auch der Verpflichtung den heilbringenden Dienst auszubreiten. Die Errichtung eines Apolloaltars war das Erste, wodurch der fremde Strand an Hellas geknüpft wurde. Jede Stadtgründung war eine Mission.

Darum galten in Delphi die Männer, welche das Wasser der Arethusa tranken, d. h. die Bürger von Chalkis, für die besten aller Hellenen, weil sie am kühnsten Propaganda machten am Strande von Thrakien wie am Aetnafuße und am campanischen Golfe.

Die Colonisationsarbeit, die das achte und siebente Jahrhundert ausfüllte, war eine Heldenzeit der Hellenen, eine ununterbrochene Reihe von Feldzügen, in denen sie die Gluth tropischer Sonne wie des Nordens Winterkälte ertragen und die wildesten Völker bändigen lernten. Es war die Zeit, wo sie aus der Enge ihrer Heimathskreise heraus Natur und Menschenwelt überblicken lernten. Die Dichter des achten Jahrhunderts priesen die stolzen Wogen des Borysthenes (Dniepr) und in den Hafenplätzen Joniens gediehen die ersten Keime vergleichender Länder- und Völkerkunde, der Naturforschung und Philosophie.

Es war aber die Ausbreitung des Volks, auch wenn sie sich bis an die Mündungen der Rhone und des Guadalquivir erstreckte, keine Lockerung der Volkseinheit und keine Auflösung der natürlichen Gemeinschaft, sondern die Hellenen wurden sich jetzt erst klar über ihren angeborenen Besitz; sie lernten sich fühlen als ein gottbegnadigtes Geschlecht, körperlich wie geistig zur Herrschaft berufen. Es war eine Verklärung und Vergeistigung ihres Heimathsgefühls, indem es nicht mehr an der Scholle klebte. Weit getrennte Städte fühlten sich als Kinder eines Hauses, weil sie vom Stadtherde der Mutterstadt ihr Feuer empfangen hatten, weil sie an denselben Tagen denselben Gottheiten opferten, dieselben Gesetze und bürgerlichen Ordnungen hatten, weil sie ihren Kindern die schönen Sagen von Iphigeneia und der irrenden Io erzählten, weil sie alle einen Homer hatten. In der Colonisation ist der Heldenmuth erwachsen, kraft dessen die Phokäer sich jenseits des Meeres eine neue Heimath suchten und Themistokles den Spartanern mit dem Abzug der Flotte nach Italien drohte, wo aus freien Athenern ein neues Athen erstehen würde.

Das ist das Gesammtresultat der Colonisation für die Geschichte des griechischen Volks. Sie wurde aber in einzelnen Staaten auf besondere Weise als ein Zweig politischer Kunst ausgebildet.

Zunächst in Korinth.

Die Korinther, am schmalen Gebirgsrand angesiedelt, waren von Anfang an mehr draußen als daheim zu Hause, und schon in den Zeiten, da die Geschlechter aller Orten das Stadtregiment führten, gab es hier, und nur hier, eine Aristokratie, deren Grundbesitz Werfte und Seeschiffe waren, die von fernen Küsten das Rohmaterial einführten und in einheimischen Fabriken verwertheten. Die eigene Unzulänglichkeit wurde die Quelle von Macht und Reichthum: denn das Stadtgebiet wurde auf die jenseitige terra firma, die üppige Acheloos-landschaft, ausgedehnt; außerhalb des Golfs ging es von Insel zu Insel weiter; feste Plätze wurden in zweckmäßigen Entfernungen angelegt, Land- und Seestraßen gebahnt, hemmende Landzungen durchstochen. Kriegsschiffe sicherten

den Handelsverkehr und so gestaltete sich von der kleinen Winkelstadt in der Tiefe des Golfs ein Reichsgebiet, das sich über drei Breitengrade nach Norden erstreckte und seine Handelsverbindungen bis an den Alpenfuß ausdehnte [1]).

Korinth war das antike Venedig. Durch alle Stadien seines Verfassungslebens war die Politik des Staates wesentlich Colonialpolitik. Während der Geschlechterherrschaft dienten die überseeischen Plätze, um die Elemente der Gährung zu entfernen; die Tyrannen errichteten Secundagenituren in den bestgelegenen Küstenorten und die Republik förderte dieselbe Seepolitik im Geiste kaufmännischer Speculation. Aus den bäuerlichen Umlanden sammelte sich das wanderlustige Volk, wenn eine neue Gründung angesagt wurde; die Pflanzbürger bildeten Handelsgesellschaften, welche zu bestimmten Zeiten Commissare ausschickten, die mit einem karawanenartigen Gefolge in das Binnenland zogen, um im Interesse der Gesellschaft korinthische Manufacturen gegen die Rohstoffe umzutauschen, welche von den Eingeborenen auf den Markt gebracht wurden. Wir werden unwillkürlich daran erinnert, wie in den Colonieen der neuen Welt der Colonialhandel in die Hand von Handelscompagnieen gelangte, wie der Verkehr in Land- und Seekarawanen betrieben wurde, und der Umsatz auf großen Messen erfolgte.

Auch die in der Heimath Zurückbleibenden konnten sich an den überseeischen Gründungen Korinths betheiligen, indem sie Geldbeiträge einzahlten. So wurde auch das kleine Capital herangezogen und die Colonisation ganz nach Art eines Actiengeschäfts behandelt; so konnte auch die ländliche Bevölkerung an den wichtigsten Unternehmungen des Staates mittelbaren Antheil nehmen. Das weite Handelsgebiet der Kaufmannsstadt wurde durch Münzeinheit zusammengehalten und kluge Schonung der Sonderinteressen mit festem Zusammenhang nach Möglichkeit vereinigt. Die Politik Korinths mußte ihrem Wesen nach eine Friedenspolitik sein. Aber das Meer läßt sich nicht sperren wie ein Gebirgscanton. Drangen fremde Mächte in den Insel- und Küstenbezirk der Seestadt ein, so mußte sie sich mit voller Energie zur Wehr setzen, der Löwin gleich, der man die Jungen raubt — und dieser Einbruch erfolgte von Athen.

Athen war kein Staat, dem die Seemacht etwas Unentbehrliches war, wie Korinth. Athen konnte als Landstadt bestehen, und was in Korinth sich von selbst machte, war in Athen ein neuer, schöpferischer Gedanke hervorragender Staatsmänner und das Ergebniß ganz besonderer Verhältnisse. Als aber Athen aus seinem engeren Kreise heraustrat und seemächtig wurde, waren nach zwei Jahrhunderten rastloser Colonisationsthätigkeit alle wohlbelegenen Küsten dicht besetzt. Es kam also darauf an, andere Ansprüche als die der Mutterstadt geltend zu machen, um weitzerstreute Küstenorte zu einem Ganzen zu vereinigen. Das war der nationale Gedanke, den die kleine Bürgergemeinde am Ilissos aufnahm, die heilige Verpflichtung der Abwehr gegen das Vordringen der Barbaren, die nur gelingen konnte, wenn die vereinzelt wehrlosen Städte den einzigen zur Führung berufenen Staat als Vorort anerkannten.

Nachdem die Gewaltpolitik des Themistokles aufgegeben war, kam durch

---

[1]) Vgl. Studien zur Geschichte von Korinth, Hermes, X, 415.

Aristeides und Kimon eine ganz neue Art von Colonialverband zu Stande. An Stelle der Blutsverwandtschaft trat ein geistiges Band, auf freiem Anschluß beruhend, eine aus den verschiedensten Stämmen zusammengesetzte Bundesgenossenschaft, um den Tempel des Apollon vereinigt; an Stelle einer auf Geldwirthschaft gegründeten Kaufmannspolitik eine nationale Aufgabe ersten Ranges, die Freiheit des griechischen Meeres, die Selbständigkeit der griechischen Staaten, die Erhaltung der väterlichen Gottesdienste, die Sicherheit hellenischer Cultur den ländergierigen Barbaren gegenüber. Es war das verklärte Bild eines Colonialreichs, in welchem dem anerkannt ersten Staate die mutterstädtischen Rechte als Ehrengabe freiwillig übertragen wurden.

Es liegt in der Natur der menschlichen Dinge, daß dieser ideale Zustand nicht lange ungetrübt dauern konnte. Die Verhältnisse waren so zart und so schwierig, daß sie nur von der Hand eines überlegenen Staatsmannes glücklich behandelt werden konnten. Nur ein Mann wie Perikles war im Stande, milde Schonung mit unerbittlicher Strenge richtig zu verbinden. Er verfolgte auch den großen Gedanken, die Wahl-Mutterstadt so mit Kunst und Wissenschaft auszustatten, daß sie gleichsam die Sonne wurde, um welche sich wie nach einem Naturgesetze die Insel- und Küstengemeinden ordneten. Er sorgte dafür, daß mehr und mehr Landgebiet, entweder solches, das nach Kriegsrecht eingezogen oder durch besondere Verträge erworben war, in Ackerloose getheilt, zur Ansiedelung attischer Colonisten benutzt wurde [1]). Dadurch wurde Athen nachträglich eine wirkliche Mittelstadt der Inseln. Diese Neubürger gingen aber nicht in die ältere Bevölkerung auf, sondern sie blieben Bürger von Athen. Die Hauptstadt wurde vor Uebervölkerung beschützt; Mitglieder der untersten Vermögensclassen wurden Grundbesitzer und ihre Ansiedelungen die festesten Stützpunkte attischer Seemacht; es waren überseeische Gaue von Attica.

Als Vorort zur See konnte Athen auch die westlichen Golfe und Meere nicht außer Acht lassen. Korinth, der einzige gefährliche Nebenbuhler, mußte in Schach gehalten werden. Seine abtrünnigen Colonieen wurden in Bundesgenossenschaft aufgenommen und am Ausgange des Golfs von Lepanto erwuchs in dem mit Messeniern bevölkerten Naupaktos Korinth nahe gegenüber ein attischer Waffenplatz.

In Großgriechenland hatte sich das Hellenenthum auf eigenthümliche Weise entwickelt. Weise Gesetzgeber hatten hier aus den bürgerlichen Satzungen verschiedener Staaten des Mutterlandes das Beste vereinigt, um solche Verfassungen herzustellen, in denen jede hellenische Bevölkerung ihre Befriedigung finden konnte. Das waren die ungemein wichtigen Fortschritte griechischer Cultur, wie sie nur in den Colonieen zu Stande kommen konnten. Hier knüpfte Perikles an. Alt-Sybaris wurde als Thurioi erneuert; eine Pflanzstadt Athens, aber eine gesammtgriechische Bürgerschaft; Arkader, Eleer, Böotier, Jonier wohnten hier nach den Gesetzen des Charondas zusammen, die erste nationale Stadt der Hellenen, gebaut von Hippodamos, der zuerst nach einem wohldurchdachten und künstlerischen

---

[1]) Den Ackerloosen der attischen Kleruchen entsprechen die „repartimientos“, die schon Columbus einführte. Roscher, Colonien S. 5.

Plane hellenische Großstädte anzulegen gelehrt hatte. In gleichem Sinne wurde Amphipolis am Strymon mit Griechen verschiedener Herkunft bevölkert. Es war der einzige Weg, um die Hellenen aus der verhängnißvollen, aufreibenden Spannung innerer Gegensätze zu befreien, sie über die Enge der Cantonalpolitik zu erheben und an ein brüderliches Zusammenleben in gemeinsamen Staatsordnungen zu gewöhnen.

Bei Athen war die Colonisation kein natürlicher Proceß wie in Korinth; ursprünglich ohne eigene Colonieen, hat es dann in Folge seiner staatlichen Entwickelung die Erbschaft der anderen Seemächte angetreten, alle Erfahrungen älterer Zeit sich zu eigen gemacht und so das hellenische Colonialwesen nach seiner socialen und politischen Seite zu der höchsten Vollendung geführt, in der sie für alle folgenden Zeiten maßgebend und vorbildlich war.

Naupaktos war schon eine strategische Colonie; es war wesentlich Waffenplatz und Angriffspunkt.

In diesem Sinne folgte Theben, als es in eine vorörtliche Stellung eintrat, indem der dem Perikles geistverwandte Epameinondas die versprengten Messenier in ihrer alten Heimath sammelte und den bäuerlichen Cantonen Südarkadiens einen städtischen Mittelpunkt gab. Durch Messene und Megalopolis wurde Sparta in eine Art von Belagerungszustand versetzt, wie einst Korinth durch Naupaktos; und durch ihre mit allem Aufwand von Kunst befestigten Pflanzstädte herrschten die Thebaner in der dorischen Halbinsel.

In Theben lernte Philippos, des Amyntas Sohn, die Ueberlegenheit hellenischer Politik und die auf ihr beruhende Siegeskraft kennen und für seine Dynastie verwerthen.

Mit der Gründung von Philippi im thrakischen Bergwerksdistrict trat Macedonien in die Bahn hellenischer Colonisation ein; es war der Erstling jener Reihe von Städten, deren Bau den folgenden Jahrhunderten ihr Gepräge gab. Denn die ganze weltgeschichtliche Entwickelung, die wir Hellenismus nennen, beruht ja wesentlich auf der bis an den Indus reichenden Kette neuer Städte. Sie waren die Pfosten, auf denen der macedonische Reichsbau ruhen sollte. Der Bau zerfiel, aber die Städte blieben, wo griechisch redende Bürgerschaften nach griechischen Gemeindeordnungen beisammen lebten. Es waren Colonieen ohne Mutterstädte; wenn aber eine Mutterstadt gesucht wurde, der man nach altem Herkommen huldigen und an die das gemeinsame Heimathsgefühl sich anschließen konnte, so war es Athen, wohin unwillkürlich sich Aller Blicke richteten, die Stadt, welcher Perikles die Weihe gegeben hatte, die ihr als reichster Segen gefolgt ist. Durch die Liebe zu Athen wollten jetzt Fürsten und Völker sich als hellenisch gebildet legitimiren, und wir können behaupten, daß keinerlei vorörtlichen Rechte allseitiger und dauerhafter anerkannt worden sind als die dieser geistigen Metropolis. Sie war der heilige Herd in dem großen Hause, das alle hellenisch Gebildeten wie eine Völkerfamilie umschloß.

So erkennen wir, rückwärts schauend, von der Zeit an, da Griechenland fremden Seevölkern als Material für ihre Colonisation diente, eine zusammenhängende Entwickelung, die für die Gesammtgeschichte der Mittelmeervölker maßgebend geworden ist; ja Alles, was für die Geschichte der Menschheit im Alter-

thum geleistet worden ist, steht mit den Colonieen der Griechen in unmittelbarem Zusammenhang. Sie haben die Erfindungen des Morgenlandes, vor Allem Schrift und Maß, zu einem Gemeingut der Völker gemacht. Sie haben, was sie überkommen und was sie neu geschaffen, als fruchtbaren Samen an allen Küsten ausgestreut und zwar in doppelter Weise. Zuerst in vereinzelten Niederlassungen abenteuernder Scharen, welche den Binnenvölkern auf die Dauer nicht widerstehen konnten. Diese Colonisten haben also den ausgestreuten Samen nicht in eigenem Gehege aufziehen können. So war es in Mittel- und Norditalien, wo sie, von der continentalen Volksmasse der Etrusker überwältigt, ihre Selbständigkeit frühzeitig einbüßten, und kaum können wir hie und da die Stätten nachweisen, wo sie gesessen haben. Verloren war aber die Aussaat nicht. Von den Etruskern gesammelt, wurde der Ertrag landeinwärts getragen. Das tarquinische Rom war voll von griechischer Kunst, und nach griechischem Staatsrecht wurde die Stadt der Quiriten Vorort von Latium. Aus den Felsgrüften Mittelitaliens, wo keine Griechenstadt vorhanden war, taucht in tausendfachen Bildern griechisches Leben an das Tageslicht hervor, und die Poesie hellenischer Seefahrtslegenden webt um die ganz entfremdeten Völker noch ein zartes Band uralter Blutsverwandtschaft, die in sporadischen Ansiedelungen wurzelt, und bis auf den Boden Karthagos verfolgen wir die unscheinbaren, aber wichtigen Spuren derselben.

Ungleich deutlicher tritt uns der überseeische Einfluß in der zweiten Form entgegen, dort, wo unter günstigeren Verhältnissen den Hellenen vergönnt war, die Keime des nationalen Lebens in selbständigen Gemeinwesen zur Entwickelung zu bringen, wo griechisches Stadtleben sich eigenartig und so üppig entfaltete, daß die Großgriechen mitleidig auf die Städte des Mutterlandes hinüberblickten. Ausnahmsweise haben diese Coloniestädte eine bewundernswürdige Dauerhaftigkeit bewährt, wie z. B. Chersonnesos in der Krimm, das sich bis tief in das Mittelalter hinein erhielt, wie die Mumie einer Griechenstadt. In der Regel war das Leben glänzend, aber kurz. Die innewohnende Lebenskraft bewährte sich aber darin, daß sie, wenn sie mit großen Reichsbildungen in Conflict kamen, auch in der Niederlage die Sieger blieben, wie die Purpurmuschel sterbend den Saft gibt, mit dem die Großen der Erde ihr Triumphkleid färbten. Als Tarent gefallen war, wandelte Rom sich um, schloß sich an griechische Münze, an griechische Gemeindeordnungen und Gottesdienste an. Im großgriechischen Coloniallande bereitete Rom sich vor, die Weltherrschaft zu übernehmen. Nachdem durch griechische Colonisation auch das Morgenland eine gleichartige Cultur erhalten hatte, konnte der römische Kaiser den ersten Weltcensus halten und die Sprache der Hellenen war in dem Grade Weltsprache geworden, daß in ihr allen Völkern der Erde das Evangelium verkündet werden und damit ein neuer Welttag anbrechen konnte.

So knüpfen sich an die Colonieen der Griechen alle weltgeschichtlichen Thatsachen an, welche das Alterthum erfüllen und über dasselbe hinaus tief in unser Leben hineinreichen. —

Wie von einer hohen Warte herab haben wir das Hin- und Herwogen der Stämme und Völker am Mittelmeere überschaut und einer solchen Betrachtung

werden Sie, wie ich hoffe, nicht widerstrebend heute gefolgt sein. Denn wie der Bürger an festlichen Tagen sein Handwerksgeräth ablegt, die enge Werkstube verläßt und sich in freier Natur umschauend seiner Muße freut, so ziemt es auch einer deutschen Universität, wenn sie im Feierkleide sich versammelt, ohne den Boden ernster Wissenschaft zu verlassen, sich in freierem Umblick zu vergegenwärtigen, was durch treuen Fleiß im Kleinen allmälig an Anschauungen gewonnen ist, die den Zusammenhang der menschlichen Dinge umfassen und darum Allen nahe liegen, welche nach Wahrheit und Erkenntniß streben.

Kaiser Wilhelm's Geburtsfest ist ein Tag, an dem wir alle nur von einem Gefühle beseelt sind, daß wir unser Deutsches Vaterland, das wir Ihm verdanken, das glorreich gegründete, in Eintracht mehr und mehr sich befestigen, immer kräftiger gedeihen und erstarken sehen wollen.

Nächst den Griechen hat kein Volk der Erde das, was es an Kraft besitzt, so zu einem Gemeingute der Menschheit gemacht, wie die Deutschen. Nach allen Richtungen haben sie den Ocean, der unser Mittelmeer ist, überschritten; in allen überseeischen Continenten haben sie die Wälder gelichtet, den Boden urbar gemacht, den Samen ausgestreut. Vaterlandslos, wie sie waren, haben sie sich unter fremdem Volk verloren und in großen Staatsgemeinschaften, an deren Aufbau sie als Werkmeister mitarbeiteten, die Befriedigung gefunden, welche die Heimath ihnen nicht gewährte.

Seit Kaiser Wilhem ist es anders geworden. Seit Er das Reichsbanner entfaltet hat, verleugnen die Ueberseeischen ihr Vaterland nicht mehr; sie fühlen sich stolz als Deutsche, sie reichen uns über den Ocean brüderlich die Hand, sie theilen mit uns Freude und Leid.

Aber — so froh wir dessen sind, so dankbar wir anerkennen, was unsere Brüder drüben für uns geleistet haben, um deutsche Tüchtigkeit zur Geltung zu bringen, deutschen Welthandel zu fördern, deutscher Bildung Anerkennung zu verschaffen und unserem binnenländischen Volke den Blick in große Weltverhältnisse zu eröffnen, — sie sind doch noch immer, wie die Hellenen an der mittelitalischen Küste, Colonisten der Diaspora; es sind kräftige Zweige, vom Baum geschnitten, auf fremden Stamm gepfropft, um seine Krone zu füllen, Bausteine fremdländischer Staatengründungen, und wir fühlen alle, wie schwierig es für uns ist das nachzuholen, was in günstigeren Zeiten zu erreichen uns versagt war.

Wenn es nun aber dahin kommen wird — und an Kaiser Wilhelm's Geburtstag haben wir hohen Muth und starke Hoffnungen —, daß der Ueberschuß deutscher Volkskraft in überseeischen Ansiedelungen selbständig beisammen bleibt, dann sollen die Griechen in der rastlosen Energie, in dem festen Zusammenhange, welchen sie zu erhalten wußten, sowie in der unauslöschlichen Heimathstreue uns ein Vorbild sein, wenn wir auch keinem Volke wünschen können, daß die Colonieen eine solche Rolle bei ihm spielen, wie es bei den Hellenen der Fall war.

Bei ihnen ist ohne Frage ein übergroßer Theil des Volkslebens in Colonialgeschichte aufgegangen; daher die Unruhe desselben und die Abhängigkeit von auswärtigen Verwickelungen. Alle großen Volkskriege, der troische, der lelantische,

der persische und der peloponnesische sind im Wesentlichen Colonialkriege gewesen, und die Politik der hervorragendsten Städte war hauptsächlich Handels- und Colonialpolitik, weil sie, wie heute die englische Mutterinsel, ohne ihre Pflanzstädte nicht bestehen konnten. Das innere Gebirgsland war nur wie ein Magazin, in welchem sich, vom städtischen Leben entlegen, unverbrauchte Naturkraft erhielt, wie noch heute in Griechenland dieser Austausch besteht, daß aus dem Hochlande die begabteren Leute in die Küstenstädte zuwandern, das Volksleben erfrischen und dann selbst wieder in das Seevolk aufgehen.

Die hellenische Volksentwickelung ist keine normale zu nennen. Die excentrische Richtung überwucherte und aus der Unzulänglichkeit des eigenen Bodens erwuchs eine dauernde Unruhe, wie sie etwa bei den Phöniziern stattgefunden hat, und jene weite Zerstreuung der besten Volkskräfte, die für die Nachwelt ein Segen war, für das Volk selbst aber ein Keim des Untergangs! Haben wir doch oft den Eindruck, als wenn es mehr für Andere, als für sich selbst gelebt und gearbeitet hätte!

Unser Volk in seinem großen binnenländischen Vaterland bildet den vollkommensten Gegensatz zu hellenischer Landbildung mit ihren Vortheilen und ihren Gefahren. Uns ist es nicht so leicht geworden, wie den glücklicher gestalteten Nachbarländern, an Seefahrt, Welthandel und der damit verbundenen Blüthe der einheimischen Gewerbe Theil zu nehmen.

Die Schwierigkeit der Aufgabe steigerte sich durch die Zerrissenheit des Vaterlandes und die sich überall kreuzenden Sonderinteressen der Einzelstaaten.

In der heutigen Feierstunde erkennen wir von Neuem dankbar und freudig an, daß Alles anders geworden ist; wir danken Gott, daß unter dem Scepter des Reichsgründers in einem neuen Friedensjahre die deutschen Stämme und Staaten mehr und mehr in einander wachsen und in friedlichem Wetteifer die Fülle ihrer Kraft entwickeln konnten; wir danken unserm Kaiser und Herrn, daß er mit selbstloser Hingebung und festem Muthe Seines hohen Amtes wartet. Wir erflehen von Gott, daß unserm Kaiser auch im neuen Lebensjahre die rüstige Kraft erhalten bleibe und geloben für uns und für die deutsche Jugend, die hier um uns versammelt ist, daß Jeder an seiner Stelle die volle Kraft einsetzen wird, um das kaiserliche Werk und damit die Wohlfahrt des Vaterlandes zu fördern.

Ein preußisches Beamtenleben.

Vom

Freiherrn **von Richthofen,** Kaiserl. Deutschen Gesandten a. D.

III.

Bei meiner Rückkehr aus Paris wurde ich gerade an meinem Geburtstage auf der Durchreise durch Berlin nach Hamburg davon in Kenntniß gesetzt, daß der Prinz-Regent meine Beförderung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister vollzogen habe.

Ich glaubte nun in Ruhe mich in Hamburg heimisch machen zu können, aber statt dessen sollte das Jahr 1859 auch fernerweit nicht ohne wesentliche Aufregungen für mich verlaufen.

Ich hatte kaum meine Beglaubigungsschreiben den Großherzogen von Mecklenburg und den Senaten der Hansestädte überreicht, als ich unterm 1. Juli (1859) von dem damaligen Kriegsminister General der Infanterie von Bonin benachrichtigt wurde, daß auf seinen Antrag der Prinz-Regent Sich bewogen gefunden habe, in Erinnerung an die, wie es in dem Schreiben hieß, von mir „früher in der Militärverwaltung bethätigten, ausgezeichneten Eigenschaften“ mich bei der derzeitigen Mobilmachung des Heeres für den Fall einer kriegerischen Action zur Uebernahme der Functionen eines General-Intendanten der Armee definitiv in Aussicht zu nehmen; es liege im Interesse des Dienstes, daß ich mich sofort nach Berlin begebe, um an den diesfälligen vorbereitenden Maßregeln mitzuwirken. In Verbindung hiermit benachrichtigte mich der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Freiherr von Schleinitz, daß er auf Allerhöchsten Befehl mich unter Vorbehalt meiner Stellung im äußeren Dienst dem Kriegsminister zur einstweiligen Disposition gestellt habe.

Ich reiste demgemäß unverzüglich nach Berlin ab und meldete mich zum Antritt dieser neuen Thätigkeit bei dem Prinz-Regenten. Mit dem Kriegsminister und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten sogleich zur Tafel Sr. Königl. Hoheit geladen, gingen schon dort meine Wahrnehmungen dahin, daß über die Eventualität eines activen Eingreifens der Armee in die politischen Verwickelungen der Zeit durchaus noch nichts entschieden sei und hierüber zwischen den gedachten beiden Ministern eine völlig übereinstimmende Ansicht nicht ob-

walte. Für den Minister des Auswärtigen schien diese Eventualität noch fern liegend oder vielleicht überhaupt nicht vorhanden, während der Kriegsminister sie nahe glaubte. Diese Auffassungen blieben so ziemlich bestehen, bis mit dem Frieden von Villafranca für Preußen jede Veranlassung aufhörte, den Fall eines militärischen Einschreitens noch ferner im Auge zu behalten. Die Demobilisirung konnte nun vor sich gehen. Ende Juli kehrte ich auf meinen Posten in Hamburg zurück. Die Einsicht, welche ich damals in die Vorbereitungen zum Kriege genommen hatte, ließen mich, wenigstens auf dem Gebiete der Kriegsverwaltung und alles Dessen, was zu meinen Obliegenheiten in der im Ernstfalle recht verantwortlichen Stellung als Chef derselben für die mobile Armee gehört haben würde, der Vorsehung danken, die eine solche Eventualität damals abgewendet hatte. Gewiß aber hat das vorgerückte Stadium jener Vorbereitungen den großen Vortheil gehabt, die beträchtlichen vorhandenen Mängel zum Nutzen für künftige Kriegsfälle erkennen und deren Beseitigung als gebieterische Pflicht erscheinen zu lassen. —

Schon in Berlin waren bei der Abnahme der Befürchtung eines Kriegsausbruches Andeutungen an mich gelangt, daß die Absicht bestehe, nach Siam, Japan und China, um mit diesen Ländern in handelsvertragsmäßige Beziehungen zu treten, eine diplomatisch-maritime Expedition zu senden und deren diplomatische Leitung mir zu übertragen. Officiell wurde mir dies gleich nach meiner Rückkehr nach Hamburg bekannt gegeben, und wie überall, wo der Wille meines Königlichen Herrn bisher meine Thätigkeit gefordert, hatte ich sofort meine Bereitwilligkeit erklärt, diesem erneuten Beweise des Allerhöchsten Vertrauens zu entsprechen. Ohne Zögern unterzog ich mich sofort allen Vorarbeiten für diese Mission, insbesondere dem Studium der Acten des britischen Parlaments und des Congresses in Washington über die von England und Nordamerika mit jenen Ländern angeknüpften Verbindungen, sowie auch, was insbesondere Japan betrifft, der Feststellung dessen, was über die langjährig einzigen Verbindungen dieses Landes mit den Niederlanden an Quellen und Material vorhanden war. Auf Grund dieser Vorarbeiten hatte ich baldmöglichst meine Ansichten über den dauernden Zweck dieser Expedition und die Art ihrer Ausführung zur Prüfung und Erwägung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten gestellt. Ich hatte insbesondere darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn es gelingen sollte zu Verträgen mit jenen entfernten Ländern zu gelangen, man im Ganzen kein anderes Verfahren einschlagen könne, als das von Seiten derjenigen Mächte, welche bereits Verträge besitzen, der sog. treaty-powers, beobachtete, daß also insbesondere es dann nöthig sein werde, die erlangten Resultate alsbald durch Anstellung von Berufsconsuln, vielleicht sogar von diplomatischen Agenten zu sichern. Auch die Errichtung einer Flottenstation in Ostasien werde sich voraussichtlich als eine Nothwendigkeit ergeben. Ich hatte auch zusammengestellt, was jeder der treaty-powers die eingeleiteten Verbindungen mit jenen Ländern derzeit nach ihren Budgets kosteten, um einen Maßstab zur Beurtheilung des Verhältnisses der Kosten der Expedition und der permanenten Sicherung ihres Zweckes sowohl zu den Mitteln des Staates als auch zu den von der Mission für Handel und Verkehr erwarteten günstigen Folgen abzugeben.

Diese Darstellung wurde ungünstig aufgenommen; nicht daß irgend ein Zweifel an der Richtigkeit des für die Beurtheilung der Tragweite der Unternehmung beigebrachten Materials geäußert wurde, aber die Vergleichung hatte mißfallen, und es wurde mir daher eröffnet, „wie es meiner Einsicht nicht entgehen könne," daß jede auch nur relative Vergleichung mit den Vorgängen anderer Staaten unzulässig sei und überdies die Absicht, demnächst besoldete Consuln in jenen Ländern anzustellen, nicht bestehe.

Dies und einige andere Umstände ließen mich schließen, daß wenigstens damals am competenten Orte eine den realen Verhältnissen entsprechende Ansicht über die Tragweite der Mission noch nicht gewonnen war, und mich befürchten, daß ich, wenn sich die Verhältnisse demnächst, wie ich überzeugt war, doch so darstellen würden, als ich sie nach meinen genauen Vorstudien erwarten mußte, hierfür weniger Glauben finden könnte als jeder andere Beamte, welcher in dieser Beziehung seine Meinung nicht im Voraus engagirt hatte und welchem alsdann das von mir zusammengestellte Material als werthvolles Beweisstück für seine voraussichtlich schließlich gleichartige Auffassung der Lage dienen könnte. Außerdem fühlte ich mich durch den Appell an meine Einsicht verletzt, je weniger ich mich nach gewissenhafter Ueberzeugung derjenigen des Ministeriums in dieser Angelegenheit anzuschließen vermochte.

Mittelst einer Immediatvorstellung vom 21. September (1859) beantragte ich daher unmittelbar bei Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen-Regenten die Enthebung von der mir zugedachten Leitung der in Rede stehenden Mission.

Diese Enthebung erfolgte durch Allerhöchste Cabinetsordre vom 10. October unter gnädigster Anerkennung der von mir bisher für das Inslebentreten jener Mission bewiesenen Thätigkeit. Das von mir gesammelte Actenmaterial ging an den nun für die Mission bestimmten bisherigen Generalconsul in Warschau, Grafen zu Eulenburg, über, welcher dieselbe bekanntlich mit vollem Erfolg durchgeführt hat. Allerdings sind damit alle von mir vorgesehenen Consequenzen zur sofortigen Erscheinung gelangt: die Durchführung der Vertragsschließung ganz so, wie dies von den treaty-powers früher geschehen war, und mit nicht geringerem Kostenaufwande, die sofortige Einführung besoldeter diplomatischer und consularischer Vertretungen, Herstellung der Flottenstation u. s. w. Nur einmal noch ist später meine Thätigkeit in dieser Angelegenheit in Anspruch genommen worden, als nach der Wahrnehmung, daß bei diesen kostbaren Einrichtungen die Hansestädte mit ihrem Handel und ihrer Schifffahrt mehr als Preußen betheiligt seien, mir der Auftrag wurde, die Senate von Hamburg und Bremen zu einem Kostenbeitrag zu bestimmen. —

Von diesem Zeitpunkt ab konnte ich mich erst als in Hamburg fest angestellt betrachten. In Hamburg mündete damals nur Eine Eisenbahnlinie, diejenige von Berlin, auf der überdies in Wittenberge noch Paßcontrole bestand. Eine Elbbrücke gab es noch nicht, da König Georg V. von Hannover, welcher den Handel Hamburgs durch Harburg überflügeln lassen wollte, deren Bau nicht zuließ, so daß ich, um nach Bremen zu gelangen, in Zeiten des Eisganges zu dem Umweg über Magdeburg gezwungen war. Der Verkehr mit dem Meere ward noch durch den Stader Zoll, der Verkehr innerhalb der Stadt durch die Thorsperre belästigt; von letzterer waren die Diplomaten und ihre Familien eximirt, im Uebrigen aber

waren die Gebühren für das Passiren der Thore nach eingetretener, im Winter schon um 4 Uhr beginnender Sperre recht hoch und selbst die reichsten Leute setzten sich, wenn das Geläute der Sperrglocke sie in den Vorstädten erreichte, in schnellste Gangart, um noch vor Thoresschluß die innere Stadt wieder zu erreichen. Das Gemeinwesen wurde, noch unter dem Regime der alten Verfassung, patriarchalisch geleitet; die Regierungsgewalt lag damals wesentlich in den Händen des würdigen Ersten Bürgermeisters Dr. Kellinghusen. Auf militärischem Gebiete trug die Bürgerwehr, welche Infanterie, Ulanen und Artillerie umfaßte und sich Paraden bis zu 12,000 Mann gestattete, einen Zug unwiderstehlicher Komik in sich.

Die gesandtschaftlichen Geschäfte gelangten bei der inzwischen immer mehr in die Erscheinung tretenden Divergenz zwischen Oesterreich und Preußen am Bunde und der kritischer werdenden schleswig-holsteinischen Frage gerade in der Hamburger Stellung zu einer gewissen Wichtigkeit.

In den ersten Stadien dieser Divergenz handelte es sich besonders darum, die Stimmen der beiden Großherzogthümer und der Hansestädte für die Anträge Preußens am Bunde zu sichern, da öfters eine Stimme über die Majorität entscheidend war. Nicht immer fand sich die Regierung des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, der sich dann die von Strelitz anschloß, auf der preußischen Seite, aber sobald dies bekannt wurde, gelang es doch fast jedesmal, in den militärischen Fragen immer, den Großherzog Friedrich Franz noch rechtzeitig zu bewegen, den mecklenburgischen Bundestags-Gesandten mit Instructionen im Sinne Preußens zu versehen.

Als im Spätsommer des Jahres 1860 der Prinz-Regent sich zum Gebrauch des Seebades nach Doberan begeben hatte, erhielt ich den Befehl, während der Dauer desselben mich der Suite Sr. Königl. Hoheit anzuschließen. Zu dieser gehörte auch der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Bernstorff. Als ich mit ihm und dem türkischen Gesandten Aristarchi Bey eines Tages zur Tafel Sr. Königl. Hoheit befohlen worden war, bemerkte Graf Bernstorff scherzend, es sei nicht aufmerksam von mir, nicht zu Ehren des türkischen Gesandten meinen türkischen Orden angelegt zu haben; ich konnte mich jedoch mit dem Nichtbesitz eines solchen vollgültig entschuldigen. Es ist nur anzunehmen, daß, als einige Wochen darauf mir zu meiner Ueberraschung der Medschidie-Orden zuging, diese gelegentliche Bemerkung des Grafen von Bernstorff dazu Anlaß gegeben hat. Dem Letzteren mochte wohl nicht bekannt sein, daß meine Wirksamkeit in der Donau-Fürstenthümerfrage den politischen Intentionen der Türkei in keiner Hinsicht entsprochen hatte. —

In demselben Jahre (1860) hatte ich dem Begräbniß des am 6. September verstorbenen Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz beizuwohnen, welcher, ein Bruder der Königin Louise, das Land seit 1816 regiert hatte. Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent war persönlich erschienen, um seinem nun verewigten Oheim die letzte Ehre zu erweisen. Die fürstliche Leiche wurde von Strelitz nach der Familiengruft in Mirow übergeführt. Der Act hinterließ bei den Geladenen einen besonders traurigen Eindruck durch den ähnlich in der Geschichte Deutschlands bisher nicht vorgekommenen Umstand, daß dem Prinz-Regenten die Aufgabe oblag, auf dem Zuge von dem Mirower Schloß nach der Kirche zwei blinde

regierende deutsche Fürsten, den Nachfolger des verewigten Großherzogs und den König Georg V. von Hannover zu führen. Hier drängte sich unwillkürlich die Frage auf, was aus Deutschland wohl werden solle, wenn das Unglück es wolle, daß deutsche Landesherren größerer Territorien erblindet wären und dessenungeachtet für regierungsfähig erachtet würden.

Bei dem späteren tragischen Schicksal des Königs Georg ist diese Scene mir stets in lebhafte Erinnerung gekommen. Auf meiner Rückreise nach Hamburg hatte ich, noch erfüllt von diesem Eindrucke, Gelegenheit, denselben einer unserem Königlichen Hofe nahestehenden Persönlichkeit auszusprechen, wobei die Rede auf die Frage kam, ob nach altem deutschen Staats- und Fürstenrechte die Thronbesteigung eines blinden Königs überhaupt zulässig gewesen sei.

Diese Persönlichkeit hatte an demjenigen Geburtstage des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV., zu welchem sich der König Ernst August von Hannover noch kurz vor seinem Ableben (1851), wie er stets pflegte, eingefunden hatte, ebenfalls an der Königlichen Tafel Theil genommen.

Der König von Hannover — so erzählte mir diese — welchem als der vornehmsten Persönlichkeit hierbei der Toast auf unseren König zufiel, hatte diese Gelegenheit benutzt, im Vorgefühl seines nahen Endes diesen zu bitten, seinem Sohne, dem Kronprinzen Georg, welcher den Mangel des Augenlichts durch hervorragende ihn vollkommen zum Throne befähigende Eigenschaften des Geistes ersetze, bei seiner dereinstigen Thronbesteigung dasselbe gnädige Wohlwollen zuzuwenden, welches sein Königlicher Freund ihm selbst bisher habe zu Theil werden lassen, und darauf seine Hand in die des Königlichen Gastgebers gelegt, eine Ueberraschung, welche nicht gerade sehr erwünscht gewesen sein soll, aber nach Ort und Zeit nicht füglich zu einem Widerspruch führen konnte, und dann auch später ohne solchen blieb. —

Nach dem traurigen Mißerfolg der 1848 in's Leben getretenen Bestrebungen zur Errichtung einer deutschen Flotte hatte man in Preußen geglaubt, diese sehr populär gewordene Institution zum Schutze der deutschen Küsten durch die Anfänge einer preußischen Flotte ersetzen zu sollen, eine Aufgabe, welcher ein Mitglied des Königshauses, Prinz Adalbert von Preußen, sein lebhaftes Interesse zugewandt hatte.

Ich war bei einer Anwesenheit Höchstdesselben um diese Zeit (1860) in Bremen Zeuge der enthusiastischen Aufnahme, welche Se. Königl. Hoheit dort sowohl in den Senatskreisen als in der gesammten Bevölkerung gefunden hatte, die in dem Prinzen, „unserem Admiral“, wie man ihn gleich nannte, bereits den Begründer und Chef einer allgemeinen deutschen Flotte verehrte und ihm als solchem zujauchzte.

Das gab Veranlassung, die Idee sogenannter Flotten-Conventionen anzuregen, durch welche die deutschen Seeuferstaaten zur Theilnahme an dem preußischen Flottensystem mit gewissen Berechtigungen berufen und zu Kostenbeiträgen herangezogen werden sollten. Insbesondere zeigte sich in Bremen hierzu viel Initiative und ging man von der Hoffnung aus, daß nach einem Abkommen mit Bremen sich auch andere Uferstaaten hierzu bereit finden lassen würden. Meine diesfälligen Verhandlungen mit Bremen hatten dazu geführt, daß Mit-

glieder des Senats dieser Hansestadt und ich zur mündlichen Besprechung der Angelegenheit nach Berlin eingeladen wurden. Die Sache zerschlug sich jedoch, weil die Bremischen Deputirten nach den in Berlin wahrgenommenen Auffassungen nicht annehmen zu können glaubten, daß für die preußische Flottenschöpfung ein reeller Aufschwung beabsichtigt werde[1]). Die Sache litt noch einigermaßen unter der ungünstigen Beurtheilung aller der Erscheinungen, welche die deutsche Einheitsidee von 1848 zum Vorschein gebracht hatte, einer Beurtheilung, welche zur Folge hatte, daß damals die Marine überhaupt von einflußreicher Seite noch als fragwürdige Institution angesehen zu werden schien. Das war zu jener Zeit ein Gegenstand des Kummers für den Prinzen Adalbert, welcher indeß in den Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, nach Preußischer Prinzen Art nur einen Anlaß mehr zur Verfolgung seiner national-deutschen Bestrebungen fand. Zudem hatte sich gleich die Eifersucht des Königs Georg, an welchen man sich damals von Bremen aus gewendet hatte, in die Angelegenheit gemischt. Nach seiner Ansicht gebührte dem Welfenhause das deutsche Flottencommando in der Nordsee und der Schutz ihrer Ufer. Er erklärte auch sofort, den Bau von Kriegsschiffen und Kanonenböten — auf letztere ging damals besonders die Absicht — energisch in die Hand nehmen zu wollen: große Worte, denen dann nicht die Anschaffung einer Ruderstange nachfolgte. Aber Bremen, welches vom Hannoverschen Gebiet ganz umgeben war, ließ der König seine Ungnade in Folge des Vorganges, wo sich dazu nur Gelegenheit gab, fühlen. —

Inzwischen hatte sich der Thronwechsel in Preußen vollzogen.

Bei der Krönung Sr. Majestät am 18. October 1861 ward mir ein Beweis Königlicher Gnade durch Verleihung des Sterns zum Rothen Adler-Orden zweiter Classe, welchen letzteren ich in Bukarest erhalten hatte; die dritte Classe war mir bereits 1854 bei meiner ersten Heimkehr aus Mexiko zu Theil geworden.

Ein auf die Gesammtverhältnisse Deutschlands, ja der Welt, in damals noch ungeahnter Weise den größten Einfluß ausübendes Ereigniß vollzog sich im nächsten Jahre und berührte sehr bald nicht bloß zunächst die preußische, sondern auch die gesammte europäische Diplomatie überhaupt. Der einige Monate vorher von dem preußischen Gesandtschaftsposten in St. Petersburg zu dem in Paris versetzte Herr von Bismarck-Schönhausen war am 24. September 1862 zunächst provisorisch und am 8. October desselben Jahres definitiv zum Präsidenten des Staats-Ministeriums und Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden, und es ließ sich alsbald wahrnehmen, daß damit der bisher schwankenden preußischen Politik andere festere und höhere Zielpunkte gesteckt wurden und ihre Richtung zunächst auf die Correctur unserer, den Machtverhältnissen Preußens nicht entsprechenden Stellung im Bunde ging, hinsichtlich welcher Correctur der nunmehrige Leiter der Politik aus seinem früheren Verhältniß als Gesandter am Bundestage die Ueberzeugung der absoluten Nothwendigkeit mitgebracht hatte.

Meine Thätigkeit wurde hiervon bald berührt, weil sich auf dem Gebiete derselben die nächste Veranlassung zur praktischen Bethätigung dieser Wendung bot.

[1]) Vgl. A. Duckwitz, Bürgermeister in Bremen, „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben". Bremen 1877.

Nach dem Tode des Königs Friedrich VII. von Dänemark (15. November 1863) war die schleswig-holsteinische Successionsfrage acut geworden, und es lag schon in den örtlichen Verhältnissen, daß die Berichterstattung über die Vorgänge in Schleswig-Holstein meiner Gesandtschaft, mehr als derjenigen in Kopenhagen, zufiel.

Wie eigenthümlich und abnorm sich schon vorher die Lage der Dinge gestaltet hatte, zeigte ein Vorgang auf dem militärischen Gebiete. Die holsteinischen Truppen bildeten einen Theil der deutschen Bundesarmee und unterlagen als solcher der bundesverfassungsmäßigen Inspection eines dazu vom Bunde designirten Generals, welchen für diejenige von 1863 — die letzte Inspection dieser Art und daher von historischem Interesse — Preußen zu stellen hatte; nachdem der damit beauftragte General-Lieutenant von Schlichting diese in den holsteinischen Garnisonen, zuletzt in Altona, vollzogen hatte, berief ihn der König Friedrich VII. nach Kopenhagen, weil holsteinische Regimenter dort ihre permanente Garnison hatten. Der Fall war nicht vorgesehen; General v. Schlichting wandte sich an mich und auf telegraphischen Bericht hierüber nach Berlin und weiteren Auftrag von dort an den Bundestagsgesandten faßte die eiligst zusammenberufene Bundesversammlung den Beschluß, die Inspection der deutschen Truppen in Kopenhagen zuzulassen.

Es kann hier nicht beabsichtigt sein, auf alle Phasen in der Entwickelung der deutschen und der sie in sich schließenden schleswig-holsteinischen Frage in den Jahren 1863—66 bis zum Abschluß der letzteren durch den Frieden von Nikolsburg einzugehen.

Ein bedeutsames Vorspiel zu dieser Entwickelung hatte bereits der Frankfurter Fürstentag (August 1863) gegeben, von welchem Se. Majestät der König sich auf Herrn v. Bismarck's Rath fern gehalten hatte.

Es befanden sich zu jener Zeit zwei hervorragende Diplomaten in Hamburg, der österreichische Gesandte Graf von Blome und der hannoversche Ministerresident, Staatsrath Zimmermann, der erstere zur Entscheidung des österreichischen Uebergewichts fortwährend drängend, der letztere zurückhaltend.

Graf Blome, aus einer holsteinischen Familie, vom evangelischen zum katholischen Glauben übergetreten, ein Schwiegersohn des früheren österreichischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Grafen Buol-Schauenstein, war vermöge seiner hieraus sich ergebenden Verbindungen mit den maßgebenden Kreisen Wiens, sowie des beträchtlichen Grundbesitzes seines Vaters in Holstein von speciellem Einfluß und Interesse in Allem, was Holstein betraf. Da der Inhalt einer zu jener Zeit anonym erschienenen Schrift, in welcher seinem Kaiser die Berufung der deutschen Fürsten und freien Städte zur Neugestaltung des deutschen Bundes dringend empfohlen und die unzweifelhafte Voraussetzung ausgesprochen wurde, daß, wenn dieser Appell erfolge, auch der König von Preußen sich derselben nicht entziehen und sich fügen würde, genau mit der stolzen Sprache des Grafen übereinstimmte, so ward er ganz allgemein und ohne Widerspruch als Verfasser derselben betrachtet; die kaiserl. Autorität wurde in jener Schrift mit der des verhältnißmäßig jungen preußischen Königreichs in Vergleich gestellt und die Frage, wem die deutschen Fürsten Folge zu leisten haben würden, leichthin,

natürlich zu Gunsten der ersteren, entschieden. Während Graf Blome, der Sohn, so in der deutschen Politik wirksam war, suchte sein Vater sowohl in Berlin als in Kopenhagen seine Sympathieen zu bekunden und Fühlung zu halten.

Der Staatsrath Zimmermann, im persönlichen Verkehr sehr liebenswürdig und anregend, ein doctrinärer Staatsmann, in allen Fragen des Bundesrechts, in dessen Subtilitäten er gründlichst bewandert war, nicht bloß Referent seiner Regierung, sondern auch von den übrigen Mittelstaaten consultirt und oft auch der Verfasser ihrer Bundestags-Vota, suchte das Rivalitätsverhältniß der beiden deutschen Großmächte als das geeignetste Mittel zur Bewahrung des fortdauernden Einflusses der Mittelstaaten aufrecht zu erhalten und war jedem diesen Einfluß schmälernden Uebergewicht der einen oder der andern Großmacht durchaus entgegen; er erhoffte von der Berufung nach Frankfurt eine Formel für die gesichertere und festere Begründung dieses Balancirsystems oder wenigstens eine Erhaltung des status quo, sofern nur der König von Preußen nicht erschiene.

Was die Regierungen betraf, bei welchen ich accreditirt war, so entsandten die hanseatischen Senate zwar ihre ersten Bürgermeister nach Frankfurt a./M., jedoch mit der Instruction, da in allen drei Städten die Souveränetät zwischen den Senaten und der Bürgerschaft getheilt ist, alle Beschlüsse nur ad referendum zu nehmen und sich nach keiner Seite hin zu compromittiren. Von den beiden mecklenburgischen Großherzogen konnte mit Bestimmtheit vorausgesehen werden, daß sie dem Rufe zwar Folge leisten, jedoch auf der Theilnahme des Königs von Preußen zu bindenden Beschlüssen bestehen würden.

Der König von Hannover hatte gleich bei der Anregung des Fürstentages seinen Rathgeber in Bundesfragen, den vorgedachten Staatsrath Zimmermann nach Hannover kommen lassen, und ihn mit nach Frankfurt genommen, was den König in den Stand setzte, dort bei einer Gelegenheit zu erklären, er seinerseits handele aus eigener Autorität, ohne Zuziehung seiner Staatsminister, deren er für seine Entschlüsse nicht bedürfe.

Bekanntlich ward in Frankfurt die Pointe, die Verständigung mit Preußen, nicht erreicht, und da der Kaiser von Oesterreich nicht geneigt schien, in der Präsidialfrage Concessionen zu machen, so war die dort discutirte Reformacte auch von den Theilnehmern am Fürstentag bald ad acta verwiesen.

Die Bürgermeister der Hansestädte und der Staatsrath Zimmermann kehrten nicht unbefriedigt von dem Verlauf der Sache in Frankfurt a./M. zurück. Letztrer wußte das daselbst zu Tage getretene cordiale Vertrauens- und Freundschaftsverhältniß der dort erschienenen deutschen Fürsten nicht genug zu rühmen, sicher in der Ueberzeugung, daß der Dualismus der deutschen Großmächte und damit ein Zustand fortdauernd geblieben war, der jede lebensfähige Verfassung Deutschlands mit einer kraftvollen Centralgewalt unmöglich machte. Den Bürgermeistern hatte die Aufmerksamkeit, die man ihnen von Seiten der Fürsten erwiesen, nicht wenig geschmeichelt und ihrer Bedeutsamkeit innerhalb der deutschen Verfassung ein Relief gegeben, von welchem man wahrnehmen konnte, daß es ihre angenehmen Erinnerungen an den Fürstentag wesentlich verstärkte.

Mittlerweile hatte der schon erwähnte Tod des Königs Friedrich VII. die deutsche Frage in praktischere Bahnen gelenkt und in Deutschland erneut zu viel-

seitiger Betonung des lang ersehnten nationalen Zieles der Losreißung der Elbherzogthümer von Dänemark geführt. Die Bundes-Execution in Holstein hatte auf Bundesbeschluß begonnen und war den Königen von Sachsen und Hannover übertragen, welche das Herzogthum durch ihre Truppen besetzen, und von ihren Commissarien als solchen des Bundes in Administration nehmen ließen. Die amtliche Communication preußischer Seits mit diesen fiel, da sie in Altona ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten, mir anheim.

Sachsen hatte zum Bundescommissär den bisherigen Kreisdirector von Könneritz ernannt, welchem seine Regierung, um ihn als ersten Commissär des Bundes auch äußerlich auszuzeichnen, den Charakter als Wirklicher Geheimer Rath mit dem Prädicat Excellenz verlieh, Hannover den Geheimen Regierungsrath Nieper; ersterer war ein älterer Mann und sehr vorsichtig, letzterer noch in jüngeren Jahren und, obwohl von seinem Collegen zurückgehalten, doch von bald erkennbar antipreußischen Tendenzen.

Es ergab sich sofort, daß die unbeschränkte Verwaltung von Holstein und Lauenburg, welche der Bund in ihre Hände gelegt hatte, keineswegs sich in der Richtung einer Stärkung des preußischen Einflusses in Norddeutschland bewegte; vielmehr trat hervor, daß die Wirksamkeit der Bundescommissäre, wenn ihr freier Lauf gelassen würde, der definitiven Ordnung der politischen Zustände in Holstein insofern präjudiciren würde, als sie unmittelbar auf die Einschiebung eines neuen Mittelstaats in die deutschen Zustände durch Einsetzung des Erbprinzen von Schleswig-Holstein-Augustenburg als Landesherrn mit voller Souveränetät gerichtet war. Dieser Prinz, welcher als Herzog Friedrich VIII. sich als Regierungsnachfolger König Friedrich's VII. in Schleswig-Holstein proclamirt hatte, war bereits in Holstein eingetroffen und hatte dort zu Kiel eine Art Nebenregierung zu begründen angefangen. Wußte man auch noch nicht genau, wie derselbe sich zu Preußen stellen werde, so glaubte man doch voraussehen zu können, daß die Stellung eines Mitgliedes des deutschen Bundes innerhalb des Balancirsystems der Mittelstaaten zwischen Preußen und Oesterreich auch seiner Auffassung entsprechen werde. In jene Haltung waren übrigens die Bundescommissäre durch die allgemeine Stimmung in Holstein für den Prinzen Friedrich, welchem fast die ganze Bevölkerung als dem legitimen Herzog und der Personification ihres Rechts auf Trennung von Dänemark zu huldigen anfing, hineingedrängt worden.

Erwägt man, daß selbst die näher stehenden Personen damals die das ganze Deutschland vor Augen habenden Ziele des preußischen Staatsmannes noch nicht genau zu erkennen vermochten, wie derselbe auch damals gefahrlos sie nicht zu erkennen geben konnte, sowie daß die Zeit von Olmütz noch lange nicht vergessen und ein blindes Vertrauen in die Energie Preußens somit noch keineswegs hergestellt war, so wird man einerseits die anfangs bestehende Abneigung der Holsteiner gegen Preußen, andererseits das Auftreten des Erbprinzen von Augustenburg, zu welchem derselbe sich durch sein vermeintliches, vom Bunde und Preußen, wenn auch nicht anerkanntes, so doch auch zunächst nicht bestrittenes Successionsrecht wohl berechtigt glauben konnte, und die den Interessen des Letzteren Vorschub leistende Action der Bundescommissäre erklärt finden.

Die ganze politische Situation zu jener Zeit war noch so undurchsichtig, daß, wenn man die in ihr handelnden Personen unter dem Gesichtspunkte der nachmaligen Ereignisse betrachten wollte, dies leicht zu einer Ungerechtigkeit gegen sie führen könnte.

Wenn man den Gegensatz in Betracht zieht, in welchem sich die beiden deutschen Großmächte noch kurz vorher bei dem Frankfurter Fürstentage gezeigt hatten, so wird der künftige Geschichtschreiber mit besonderer Bewunderung bei dem Factum verweilen müssen, daß es dem Herrn von Bismarck unmittelbar darauf gelang, Oesterreich gegen die Beschlüsse des Bundes, oder wenigstens neben demselben in ein gemeinschaftliches actives Vorgehen mit Preußen hineinzuziehen.

Der nun gegen Dänemark beginnende Krieg nahm mit dem Einrücken der preußischen Truppen in Holstein meine Thätigkeit in der verschiedensten Weise in Anspruch. Das Hauptquartier derselben mit dem Oberbefehlshaber, General von Wrangel, befand sich für einige Tage in Hamburg. Außer dem Letzteren, hinsichtlich dessen ich als eine der Wrangel-Anekdoten hinzufügen möchte, daß er, ungeachtet meiner Einwendungen, die Hamburgischen Bürgermeister stets anstatt mit dem ihnen zustehenden Prädicat „Magnificenz“ mit „Eminenz“ anredete, führte der Kriegstrubel mir noch manchen anderen alten Bekannten nach Hamburg zu; so den mir seit Langem befreundeten Gesandten von Balan, welcher, von seinem Kopenhagener Posten abberufen, gerade am Tage der Eröffnung der Feindseligkeiten mit seiner Familie durch die dänischen und deutschen Linien hindurchgeleitet war; den General von Moltke, welcher zwei Jahre zuvor, als die Bundes-Küstenschutz-Commission, welcher er vorstand, in Hamburg tagte, viel in meinem Hause verkehrt hatte; den General Herwarth von Bittenfeld, welchem die kühne That der Eroberung von Alsen vorbehalten war, und meinen Collegen von dem Potsdamer Stadtgericht, General von Tümpling, welcher von Hamburg aus der Insel Fehmarn zu marschirte und letztere durch Handstreich nahm.

Am 1. Februar (1864) überschritten die preußischen Truppen mit ihren Alliirten die Eider, schon am 19. Februar wurde Kolding besetzt und am 18. April vertrieb die Erstürmung der Düppeler Schanzen die letzten dänischen Soldaten vom schleswig'schen Festlande.

Während dieser ganzen Zeit befand ich mich in steter Verbindung mit dem Hauptquartier, theils um von diesem an mich ergehenden Anfragen und Aufforderungen zu entsprechen, theils um das Hauptquartier mit allen Nachrichten zu versehen, welche für dasselbe von Interesse sein konnten, insbesondere auch, nachdem der Oberbefehl über die preußischen Truppen von dem General von Wrangel an Se. königl. Hoheit den Prinzen Friedrich Carl von Preußen übergegangen war, endlich und nicht zum Mindesten wegen der mannigfachen laufenden, mit dem Durchmarsch der Truppen durch die Gebiete, bei deren Regierungen ich beglaubigt war, verbundenen Geschäfte.

Zu Ostern 1864 hatten mich diese Verhältnisse persönlich nach Gravenstein geführt, wo sich damals das Hauptquartier befand; ich konnte damit einen Besuch meines zweiten Sohnes verbinden, welcher als Officier der Reserve bei dem vor Düppel stehenden 60. Infanterieregimente eingezogen war und sah von einem

bei Broacker befindlichen Observationsposten aus das preußischer Seits hauptsächlich vom Leib- und 18. Regiment geführte Gefecht des Ostermontags.

Wie schon das Gefecht von Missunde und andere kleinere Waffenthaten der preußischen Truppen die Stimmung für die Letzteren in den Hansestädten erwärmt hatten, so führte insbesondere der ruhmreiche Erfolg von Düppel zu einem Jubel, welcher bereits einen Umschwung der öffentlichen Meinung, ganz besonders auch in Hamburg, zu Gunsten Preußens erkennen ließ. Die Hansestädte beeiferten sich, durch reiche Gaben für die im Felde stehenden Truppen und durch die liebevollste Sorge für die verwundeten Krieger ihre Sympathieen zu bekunden; sie blieben hierin selbst gegen die preußischen Städte nicht zurück. Volle Bereitwilligkeit zur Beihilfe zeigte sich auch, als vor der Einnahme von Alsen vorübergehend die Idee der Ueberführung der kleinen Alsterdampfboote von Hamburg nach dem Alsensund in Frage kam.

Auch Se. Majestät der König konnte sich persönlich von diesem Umschwung der öffentlichen Meinung durch den enthusiastischen Empfang überzeugen, welcher Allerhöchstdemselben bei einem kurzen Besuche der Truppen nach dem Düppler Sturm auf der ganzen Reise zu Theil wurde, auf welcher ich die Ehre hatte, streckenweis Seine Majestät zu begleiten.

In Altona, wo der königliche Kriegsherr in Begleitung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin auf der Hinreise die Gnade hatte, ein von mir dargebotenes Frühstück einzunehmen, fanden sich auch die vorgedachten Bundescommissarien und die Befehlshaber der Bundestruppen, der sächsische General von Hake und der hannoversche General Gebser, zur Begrüßung ein; es gehörte wenig Physiognomieenkenntniß dazu, ihnen das Vorgefühl anzusehen, welches sie von der Wendung der Dinge zum nahen Abschluß ihrer Thätigkeit hatten.

Bei der Rückkehr Sr. Majestät nach Altona, die zur Abendzeit stattfand, erglänzte die ganze Stadt und Umgegend in bengalischer Beleuchtung und nicht endende Hochrufe begleiteten den König auf der ganzen Fahrt vom Altonaer zum Hamburger Bahnhof.

Als der Kronprinz vom Kriegsschauplatze heimkehrte, war die Frau Kronprinzessin Sr. kgl. Hoheit nach Hamburg entgegengereist. Ich hatte die Ehre, Höchstdieselbe nach Altona zu begleiten, woselbst Ihre kgl. Hoheit den erhabenen Gemahl am Bahnhofe empfing. Jeder Empfang war ausdrücklich und officiell verbeten worden; dessen ungeachtet drängte sich die Bevölkerung überall hinzu, um dem hohen Paare seine Sympathieen zu beweisen.

Nach einigen Tagen Aufenthalts in Hamburg, während dessen sich die sympathischen Demonstrationen wiederholten, begaben sich die kronprinzlichen Herrschaften nach Lübeck, wohin ich dieselben ebenfalls begleitete. Hier galt der Besuch neben den historischen Monumenten aus der Glanzperiode der alten Hansestadt besonders der Familie Curtius. Unvergeßlich ist mir ein von dem Senator Dr. Curtius im Rathskeller zu Lübeck veranstaltetes Abend-Symposion, welches als Erinnerung an die Zeit der Universitätsstudien Se. kgl. Hoheit der Kronprinz anzunehmen geruhet hatte, und zu welchem außer dem Professor Dr. Ernst Curtius, des Kronprinzen früherem langjährigen Erzieher und Lehrer, auch Emanuel Geibel geladen war, der die Rückkehr des Kronprinzen aus dem Felde in einer herzlichen und sehr geistreichen poetischen Anrede feierte.

Schon die am 1. August (1864) abgeschlossenen Friedenspräliminarien und noch mehr der am 30. October förmlich von Preußen und Oesterreich mit Dänemark abgeschlossene Wiener Friede, durch welchen Schleswig, Holstein und Lauenburg an diese beiden Mächte gemeinsam abgetreten wurden, stellte, da die Herrschafts- und Organisationsfrage nun in den Vordergrund rückte, neue Aufgaben; sie minderten sich, was mich betraf, nicht dadurch, daß Preußen (im December) die Zurückziehung der Bundestruppen von Sachsen und Hannover und der Bundescommissäre aus Holstein und Lauenburg erlangt hatte, welche dem Vorgehen der beiden Großmächte als stumme Zeugen angewohnt hatten, und deren Einfluß mit den fortschreitenden Thatsachen schon wesentlich im Abnehmen war, aber doch bis dahin eine aufmerksame referirende Ueberwachung erforderlich machte.

Zunächst begann die Successionsfrage sich durch den Hinzutritt Oldenburgs als Prätendenten auf einen Theil von Schleswig-Holstein und durch ein Gutachten der preußischen Kronjuristen zu verwickeln, welches dem Erbprinzen von Augustenburg gar kein Successionsrecht, dem Großherzoge von Oldenburg aber nur ein eventuelles Reversionsrecht auf den Gottorper Antheil zuerkannte.

Daß die preußische Regierung keine Neigung empfand, die Ansprüche des, nach der Verzichtleistung seines Vaters, Chef des augustenburgischen Hauses gewordenen Herzogs Friedrich zu unterstützen, lag in dem erklärlichen Wunsche, innerhalb ihres Machtgebietes nicht einen neuen Mittelstaat mit einem Souverän constituiren zu lassen, welcher über seine geringe Neigung, Preußen einen seine Souveränetät beschränkenden Einfluß zuzugestehen, immer weniger Zweifel ließ.

Der Herzog hatte während dieser Entwickelungsphase bereits ein provisorisches Cabinet gebildet und für die Leitung des Militärdepartements einen allgemein geachteten Officier der vormaligen schleswig-holsteinischen Armee, den Obersten du Plat berufen. Derselbe hatte bis dahin in Altona gewohnt und bezog, wie etwa fünfzig andere mit ihm aus jener Armee ausgeschiedene Officiere, eine kleine preußische Pension. Bis 1864 hatte er die Pensionsbeträge bei meiner Gesandtschaft allmonatlich für sich und seine Kameraden erhoben und war mir daher genau bekannt.

Diese persönliche Beziehung hatte wohl noch besondere Veranlassung gegeben, daß der Herzog ihn zu mir sendete, um durch meine Vermittelung insbesondere über die im Vordergrunde der preußischen Anforderungen stehende Militärhoheit zur Anknüpfung von Verhandlungen zu gelangen. Ich konnte bei den Besprechungen, welche in den Pfingsttagen 1865 Statt fanden, bald wahrnehmen, daß der Oberst du Plat wohl die Initiative dazu selbst ergriffen hatte. Ihm schien die Ansicht nicht fern zu liegen, daß der Herzog seinen Zweck ohne wesentliche Concessionen auf dem militärischen Gebiete nicht zu erlangen im Stande sein würde, und daran gelegen zu sein, seinen Souverän, wie er den Herzog nannte, zu solchen Concessionen zu bewegen, und hierzu, nachdem er die Autorisation für diese Conferenz mit mir erlangt hatte, in meinen Aeußerungen noch eine Stütze für jene seine Ansicht zu erwerben.

Ich hatte von dem Augenblick an, wo die Entwickelung der schleswig-holsteinischen Frage die für Dänemark ungünstige Wendung zu nehmen begonnen

hatte, als die im Interesse Deutschlands und auch der Herzogthümer sachlich wünschenswertheste Lösung dieser Frage die völlige Einfügung der das Kampfobject bildenden Gebiete in die preußische Monarchie erachtet und dieser Anschauung schon gelegentlich der erwähnten Reise des Königs derart Ausdruck gegeben, daß Se. Majestät in Altona, als ihn dort der Jubel des Volks begrüßte, scherzend zu mir bemerkte: „Sie möchten wohl, daß Ich das Annectionsinstrument gleich hier unterzeichnete?" Mit besonderer Freude begrüßte ich daher jeden Schritt unserer Regierung, welcher die Tendenz zur Annection mehr und mehr accentuirte. Auf die in loyalster Weise an mich gestellte Anfrage des Obersten du Plat, welche Schritte ich meinerseits dem Herzoge anzurathen haben würde, glaubte ich indessen nicht anders, als gleich loyal meinen Rath ertheilen zu sollen und suchte ich daher den Obersten in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit von Concessionen an Preußen als im eigensten Interesse des Herzogs selbst liegend, zu befestigen, so daß er mir zuletzt sagte: „Ich wünschte, der Herzog persönlich hätte Ihre Auseinandersetzungen angehört." Sie fanden jedoch bei diesem keinen Eingang; Oberst du Plat ließ mich bald wissen, daß der Herzog in Folge politischer Erwägungen und auf Anrathen seiner politischen Rathgeber, Concessionen, welche seine kriegsherrliche Souveränetät in Frage stellten, ablehne.

Da der Herzog hiernach auf das Interesse Preußens mit dem seinigen verbindende Bedingungen nicht eingehen wollte, aber thatsächlich Vorbereitungen für die Bildung einer selbständigen holsteinischen Armee zunächst durch Beschaffung der Ausrüstungsgegenstände für dieselbe wahrgenommen wurden, so wurde es nothwendig erachtet, diesem Vorgehen entgegenzutreten. Die für diesen Zweck in Altona lagernden Ausrüstungsgegenstände übrigens von geringer Erheblichkeit wurden (1866) in Beschlag genommen, nach Hamburg geschafft und dort von mir einem Commissarius des Kriegsministeriums übergeben, welcher sie nach Berlin überführen ließ. In späteren Jahren ist nach längeren Verhandlungen hierüber ihr Werth erstattet worden.

Zur Beurtheilung des Verhaltens des Herzogs, von welchem ich selbst schon vorher einigemal persönliche Besuche zu erhalten die Ehre gehabt hatte, darf nicht unerwähnt gelassen werden, wie er einerseits bereits das Gefühl hatte, und, nach den Vorgängen am Bunde wohl auch die jedenfalls nicht unbegründete Ueberzeugung haben konnte, daß er für seine Ansprüche nur in den Mittelstaaten eine aufrichtige Unterstützung finden werde, und daher glauben mochte, auch dieser Unterstützung verlustig zu gehen, wenn er sich willig zeigte, seinen neuen Staat unter Beschränkungen constituiren zu lassen, welche geeignet schienen, ein nach der damaligen Lage der Dinge diesen Mittelstaaten keineswegs erwünschtes Präcedens zu bilden. Auch war noch immer eine Partei im Lande, welche geneigt war, ihm in diesem Falle vorzuwerfen, er habe das Land an Preußen verkauft. Endlich kamen die Doctrinäre des Bundesrechts hinzu, welchen auch seine politischen Rathgeber angehörten, und die in jeder Concession von einzelnen Souveränetätsrechten zu Gunsten der Bildung einer kräftigen Centralgewalt einen principiell unzulässigen Einbruch in die bestehende Bundesverfassung sahen.

Wenn man sich alle diese Umstände vergegenwärtigt, wie sie denjenigen vor

Augen stehen, welche inmitten derselben, wie ich, thätig waren, so wird man sich dem Urtheile derer nicht anschließen können, welche das Verhalten des Herzogs in jener Zeit als ein politisch unkluges und speciell preußenfeindliches haben darstellen wollen. Derselbe unterlag vielmehr der politischen Nothwendigkeit der Schöpfung eines kraftvolleren, dem Auslande mehr als bisher gewachsenen Deutschlands und der Uebergangsepoche seiner Zeit; ein Opfer der letzteren, bethätigte er seine edle Gesinnung dadurch, daß trotz der großen Enttäuschung, die ihm beschieden, er unentwegt in allen weiteren Phasen der Entwickelung der deutschen Geschicke auf der nationalen Seite zu finden gewesen ist.

Der mit Dänemark von Preußen und Oesterreich abgeschlossene Friede hatte inzwischen zu einer politischen Mißgeburt, dem Condominat Preußens mit Oesterreich in Schleswig, Holstein und Lauenburg geführt und zu einer gemeinschaftlichen Regierung der drei Herzogthümer durch beiderseitige Civilcommissarien. Preußischerseits war dazu der damalige Polizeipräsident von Berlin, Freiherr von Zedlitz, österreichischerseits anfangs mein österreichischer College in Hamburg, der Ministerresident Freiherr von Lederer, welcher dort den nach München versetzten Grafen Blome ersetzt hatte, berufen worden; ich war danach in der Lage, die Erwartung aussprechen zu können, daß nach meiner Kenntniß dieser Personen die Initiative in der Verwaltung der Herzogthümer factisch in die Hände des preußischen Commissars gelangen werde und somit wohl Aussicht für die Möglichkeit der Durchführung eines sonst widernatürlichen Verwaltungs-Dualismus auf einige Zeit gegeben sei. Das sich bald bemerkbar machende preußische Uebergewicht in jener Verwaltung entsprach jedoch den Absichten des österreichischen Cabinets durchaus nicht. Herr von Lederer wurde abberufen und durch einen kampflustigen Nachfolger ersetzt, womit der Zwiespalt in der Verwaltung in Permanenz und die Unmöglichkeit der Fortsetzung des Condominats in der bisherigen Art zu Tage kam.

Das führte bekanntlich zum Vertrage von Gastein, welcher von beiden Monarchen (20. August 1865) in Salzburg vollzogen wurde. Diesem gemäß verkaufte Oesterreich sein Condominium an Lauenburg für $2^1/_2$ Millionen dänische Reichsthaler an Preußen, und eine getrennte Ausübung des Condominiums in Schleswig durch Preußen, in Holstein durch Oesterreich wurde vereinbart. Dieser Vertrag ist von österreichischer Seite durch den obgedachten Heißsporn der österreichischen Suprematie über Deutschland, den Grafen von Blome, abgeschlossen worden, welcher danach auch auf seinem Gesandtenposten in München in Allem, was die schleswig-holsteinische Frage betraf, der maßgebende Berather seiner Regierung geblieben war, aber gerade durch diesen Vertrag seine Regierung in Wege brachte, welche dieselbe, statt zur Unterwerfung Preußens, zum gänzlichen Verlust ihrer Stellung in Deutschland führten.

Meine fortwährenden Beziehungen zu Schleswig-Holstein und das Interesse, welches ich für das Land gewann, hatten mich veranlaßt, als Anfang 1865 der pittoresk auf der Insel Alsen bei Augustenburg gelegene, schon zur dänischen Zeit zur Versteigerung bestimmte Bischofssitz, ein kleines zur Dotation des vormaligen Bischofs von Alsen gehöriges Landgut, zum Verkauf kam, denselben aus einer mir zugefallenen Erbschaft zu erwerben, um dort einige Wochen des üb-

lichen Sommerurlaubes zuzubringen. Ich befand mich im Sommer 1865 daselbst, als der auf der Insel Sylt weilende Kronprinz mich telegraphisch nach Sonderburg einlud, von wo aus Se. Königl. Hoheit Düppel und Umgebung besuchen und diese Stätte der kriegerischen Action des Vorjahres der Frau Kronprinzessin zeigen wollte.

Die Tour ward am frühen Morgen begonnen. Ihre Königl. Hoheit die Frau Kronprinzessin hatte an den Stellen, wo die Wagen verlassen wurden, Blumen gesammelt und zu einem Kranze geflochten, welchen die hohe Frau mit ihrem Gürtelbande befestigte und an dem Denkmale niederlegte, das den im Kriege Gefallenen auf einem Höhepunkte bei Düppel errichtet worden war.

Das Diner wurde auf der im Alsensunde bei Sonderburg ankernden kgl. Yacht eingenommen, auf welcher die Herrschaften von Sylt angelangt waren. Nach demselben geruhten Ihre Königl. Hoheiten den Abend auf meinem Besitzthum zu verbringen. Ihrer Freude über die Lage gab die Frau Kronprinzessin durch den Ausruf Ausdruck: „Das ist ja wie mein grünes England!" Unser Porzellan-Service erwies sich als gleichartig mit demjenigen, von welchem der Kronprinz und die Großherzogin von Baden als Kinder gespeist hatten, weshalb mich die Frau Kronprinzessin beauftragte, in Hamburg dasselbe Service für die kronprinzlichen Kinder ankaufen zu lassen.

Das aus dem Gasteiner Vertrage sich ergebende Verhältniß berührte meine Thätigkeit weniger, was Schleswig betrifft, wohin inzwischen der General Freiherr von Manteuffel als kgl. Gouverneur berufen worden war und die Regierung unter dem Beistand des bisherigen Civilcommissarius Freiherrn von Zedlitz angetreten hatte, als weil ich der Actionssphäre des zum österreichischen Statthalter in Holstein berufenen kaiserl. Feldmarschall-Lieutenants Freihern von Gablenz am nächsten stand.

Herr von Gablenz hatte sich in der Regierung zumeist mit holsteinischen, den Augustenburgischen Ansprüchen ergebenen Beamten umgeben, welche die Landesverwaltung alsbald immer mehr in einem die Regierung des Herzogs Friedrich vorbereitenden Sinne und sogleich in einem augenscheinlichen Gegensatze zu Preußen leiteten, was die Conflicte vorbereitete, die bald zum Bruche führten.

Die preußische Politik mochte einen Augenblick die Hoffnung gehabt haben, daß, nachdem Oesterreich sich in Bezug auf sein Condominat im Herzogthum Lauenburg hatte mit Geld abfinden lassen, damit ein Präcedens gebildet sei, welches bei der ersichtlichen Unmöglichkeit der Aufrechterhaltung der österreichischen Regierung in einem fast ganz von der preußischen Macht umgebenen, von Oesterreich so entfernten Gebiete, wie Holstein, dort Nachfolge finden könne.

Was Lauenburg betrifft, über dessen bisherigen politischen, administrativen und ökonomischen Zustand ich ein vollständiges Memoire zur Orientirung nach Berlin hatte gelangen lassen, so hatte Se. Majestät der König die Erbhuldigung der Stände und des Landes daselbst bereits am 26. September 1865 zu Ratzeburg persönlich entgegen genommen; ich war zu derselben und den damit verbundenen Festlichkeiten zugezogen. Eine österreichische Beglückwünschung aus diesem Anlaß fand nicht statt; aber aus Lübeck und Mecklenburg-Strelitz, als den benachbarten Staaten, waren Repräsentanten der Regierungen anwesend. Die

Feier verlief ebensowohl zur vollen Befriedigung des neuen Souveräns als unter freudigen Demonstrationen der Bevölkerung des Herzogthums.

Unterdessen zeigte sich in Holstein unter der Gablentz'schen Verwaltung die geradezu preußenfeindliche Wendung zumeist in kleinlichen Nergeleien.

Hier nur ein Beispiel dieser Reibungen: Hamburg bot noch 1866, nachdem beim Beginn des Krieges gegen Dänemark bereits das dort befindliche dänische (oder richtiger schleswig-holsteinische) Postamt aufgehoben worden war, das seltene Schauspiel des Nebeneinanderbestehens von sechs Postämtern. Außer dem Postamt des Fürsten von Thurn und Taxis, einer immer unbewohnter gewordenen Ruine des alten deutschen Postwesens, waren dort neben einem hamburgischen noch ein preußisches, ein hannoversches, ein mecklenburgisches und ein schwedisch-norwegisches Postamt. Der österreichische Statthalter von Holstein hatte nun angeordnet, daß die preußischen Kassenanweisungen in den Kassen des Herzogthums nur mit einem Abschlag von 1 Silbergroschen für jeden Thaler angenommen werden sollten. Da auf den Kassenanweisungen stand: „Zahlbar zum Nominalbetrage in klingender Münze bei allen K. Preuß. Kassen", so war die natürliche Folge, daß alles preußische Papiergeld in Holstein sofort den Abfluß in die nächsten preußischen Kassen suchte, zumeist also in die des kgl. Oberpostamtes in Hamburg. Einem solchen unvorhergesehenen augenblicklichen Zudrange an die gedachte Casse konnte natürlich der dafür nicht berechnete Bestand nicht sogleich entsprechen, und die Maßregel hatte daher einen Eintagserfolg, indem die Präsentanten der Kassenanweisungen zur vorläufigen Geduld vermahnt werden mußten. Auf meinen diesfälligen telegraphischen Antrag gelangte aber schon in der Nacht ein Extra-Eisenbahnzug mit baarem Gelde an. Als nun am folgenden Tage neues und stürmischeres Drängen stattfand, konnte sofort zur Befriedigung der Nachsuchenden geschritten werden, welche, als sie sahen, daß die Bezahlung erfolgen würde, diese nun nicht mehr wünschten. Auf meine Veranlassung wurden indeß die bereits eingelieferten Kassenscheine nicht mehr zurückgegeben; die Inhaber derselben mußten das baare Geld dafür entgegen nehmen, das sofort auf den Hof der Post mit der Weisung herausgebracht wurde, mit demselben diesen schleunigst zu räumen, indem nunmehr jede Verantwortlichkeit der Post für das Geld wegfiele. Die Einlieferer der Kassenscheine waren natürlich gar nicht mit Mitteln zur Fortschaffung der ihnen in kleinerer Münze gezahlten, daher voluminösen Geldbeträge versehen; den ihnen hieraus entstehenden Verlegenheiten trat der Spott der Umstehenden hinzu. Damit machte jener unverständige Angriff auf den Credit Preußens ein baldiges Fiasco.

Zum thatsächlichen Conflict und kriegerischen Vorgehen gegen Oesterreich kam es jedoch bekanntlich erst, als der österreichische Statthalter in Holstein ohne die Zustimmung Preußens die holsteinischen Stände nach Itzehoe zu Beschlüssen berufen hatte, welche sich gegen das Interesse Preußens und nach dessen Ueberzeugung gegen dasjenige Deutschlands richteten. Der Abzug der Truppen von Oesterreich aus Holstein fand gleichzeitig mit der Beseitigung der Regierung daselbst statt, und nun begann in dem freigewordenen Holstein in Verbindung mit Schleswig die Constituirung einer ordentlichen Provinzialverwaltung nach preußischem Muster unter dem zum Oberpräsidenten dieser Landestheile designirten

Baron von Scheel-Plessen, einem aus früheren Verwaltungsämtern und dem Vorsitz in der holsteinischen Landesversammlung mit der Geschichte und dem Zustande des Landes genau bekannten, landesangehörigen und begüterten Edelmann, mit welchem ich vom Beginn der holsteinischen Krisis an in ununterbrochener persönlicher Beziehung gestanden hatte.

Als der bisherige Gouverneur von Schleswig, General Freiherr von Manteuffel, nun an der Spitze seines Corps, den Uebergang über die Elbe bei Hamburg bewerkstelligte und ich hinausfuhr, um den Beginn dieses Ueberganges mit anzusehen, schloß sich mir in Folge zufälliger Begegnung mein schon vorher gedachter hannoverscher College, der Staatsrath Zimmermann, an, welcher sich ganz ausnahmsweise in dieser entscheidungsvollen Zeit nicht bei seinem Monarchen befand. Er war kurz vorher längere Zeit nach Hannover berufen gewesen, um dem jungen Kronprinzen nach dem Wunsche des Königs Vorträge über Staatsrecht und Staatsverwaltung zu halten, hatte aber gefunden, daß zu jener Zeit die Vorbildung Sr. Königl. Hoheit noch nicht bis zu dem Grade eines völligen Verständnisses des Gegenstandes vorgerückt war und diese Vorträge somit für jetzt noch nicht den davon erwarteten Nutzen darbieten könnten, was den König sehr gegen ihn verstimmt hatte. So entbehrte Georg V. gerade zu dieser Zeit seines in diesem entscheidenden Moment zur Nachgibigkeit gegen Preußen gestimmten Rathgebers, welcher seine Ansichten von Hamburg aus nur schriftlich bei dem Grafen Platen, damaligem hannoverschen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zur Geltung zu bringen suchen konnte. Ich sah wohl, daß dem hannoverschen Diplomaten das Herz bei diesem Anblick schwer wurde; indeß tröstete er sich noch mit der Erwartung, daß man es in Hannover zu keinem Conflict mit Preußen kommen lassen werde. Daß in diesen kritischen Augenblicken der Staatsrath Zimmermann nicht das ihm sonst so geneigte Ohr seines Königs besaß, erscheint wie ein Glied in der Kette der mannigfachen Umstände, welche in einander greifend gerade den Untergang der Selbständigkeit Hannovers als eine besondere Schicksalsfügung erscheinen lassen, bestimmt, durch die Erstarkung Preußens dasselbe zu neuen Pflichten für Deutschland zu führen.

Als es sich nunmehr bei Ausbruch des Krieges gegen Oesterreich um die Stellung der Contingente der Staaten, bei welchen ich accreditirt war, zu der preußischen Armee handelte, so erfolgte diejenige der Contingente von Mecklenburg-Schwerin, Lübeck und Bremen ohne alle Schwierigkeit, ja sofort und sogar mit einem gewissen Enthusiasmus.

Anders stellte sich die Angelegenheit in Hamburg und Mecklenburg-Strelitz. In letzterem Staat, dessen Verwaltung damals der vormalige dänische Bundestagsgesandte, spätere preußische Staatsminister und Staatssecretär unseres auswärtigen Amtes, Bernhard von Bülow, führte, glaubte man zunächst, im Streit der beiden Großmächte neutral verbleiben zu können, und bedurfte es behufs Erreichung der Mobilmachung des Strelitz'schen Contingents erst eines nicht undeutlichen Hinweises auf die Folgen einer etwaigen Weigerung. Da Vorbereitungen zur Ausrüstung des aus 1 Bataillon und 1 Batterie bestehenden Contingents nicht getroffen waren, so war diese Ausrüstung erst bei Schluß des Krieges beendet.

In der bedeutendsten Hansestadt war die in einer schweren, vor wenig Jahren überstandenen Handelskrisis dem Handel Hamburgs von der österreichischen Regierung durch eine beträchtliche, von Preußen seiner Zeit vergeblich erbetene Anleihe gewährte hilfreiche Unterstützung noch in lebhaftem und dankbarem Andenken. Die leitenden Persönlichkeiten im Senate neigten überhaupt keiner Schwächung Oesterreichs zu, von der sie für die Selbständigkeit Hamburgs ungünstige Folgen fürchteten. So kam es, daß auch der hamburgische Senat unter Ablehnung des von Preußen beantragten Anschlusses des Contingents an die preußische Armee die Absicht aussprach, eine Neutralitätsstellung einnehmen zu wollen. Man war hierbei in Hamburg der irrigen Ansicht gewesen, daß dem Großherzoge von Strelitz eine derartige Stellung gestattet worden sei. Die Ablehnung des Hamburger Senates war sehr bestimmt gehalten.

Es war klar, daß Preußen unmöglich einen so wichtigen Platz wie Hamburg in einer neutralen, ja gewissermaßen dem Feinde zugeneigten Stellung lassen durfte und Gegenmaßregeln in Erwägung zu ziehen waren.

Die preußische Regierung hatte keine formale Veranlassung anzunehmen, daß der Senat von Hamburg bei jenem wichtigen Schritt ohne Zuziehung der Bürgerschaft, als Theilhaber der Souveränetät, vorgegangen sei. Sie konnte also die Weigerung des Senats zum Ausgangspunkte rigoroser Maßregeln nehmen, wofür sich die Gelegenheit insofern günstig zeigte, als unter den gegenwärtigen Umständen gegen eine Auflösung des Senats und eine Einsetzung eines preußischen Regierungscommissärs ein gewaltsamer Widerstand der Bevölkerung nicht zu erwarten war. In Ratzeburg standen überdies zwei zum Ersatz für die über die Elbe gerückten Linientruppen nach Holstein bestimmte Regimenter preußischer Landwehr, deren Heranziehung nach Hamburg hätte erfolgen können. Von dem Hamburgischen Contingent — das, 2 Bataillone und 2 Escadrons stark, bisher mit Oldenburg im Brigadeverband gestanden und hinsichtlich seiner Ausbildung dem ehemaligen Commandeur dieser Brigade, jetzigen General der Infanterie von Fransecky, meinem Collegen aus gemeinschaftlicher Lehrthätigkeit an der Kriegsakademie, viel zu verdanken hatte — war bekannt, daß die Officiere mißgestimmt über die verweigerte Antheilnahme am Kriege auf preußischer Seite waren. Andererseits erschien es immerhin noch möglich, den Senat zur Zurücknahme seiner Weigerung zu bestimmen.

Da die Tendenz der preußischen Regierung bei der Erstrebung des großen Zieles, der festeren Zusammenfassung der deutschen Machtmittel nicht darauf gerichtet war, die Existenz der deutschen Einzelstaaten anders als im Falle äußerster Nothwendigkeit zu gefährden, wurde der letztere Weg eingeschlagen. Für den Fall des Mißlingens war von mir bereits die Rede ausgearbeitet, mittelst welcher ich dann die Auflösung des Senats eingeleitet haben würde.

Meine fernere Wirksamkeit in dieser Angelegenheit wird in Hamburg meist so aufgefaßt, als wenn mir die Beseitigung der damals der Selbständigkeit Hamburgs drohenden Gefahr zuzuschreiben wäre. Dies ist historisch nur insoweit richtig, als ich nunmehr den richtigen Schritt that, um den Senat zu schneller Umkehr zu bewegen, und die Sache nicht in der Richtung des Senats weiter verfahren ließ. Die ausschließliche Competenz des Letzteren zur Vertretung des

hamburgischen Staates nach außen in diesem Ausnahmefalle bei Seite lassend, benachrichtigte ich persönlich und mündlich den Präsidenten der Bürgerschaft von der Sachlage unter Hervorhebung des vollen Ernstes der Situation. Ich hatte unter der Hand schon Kenntniß, daß die Weigerungsnote ohne vorgängige Berathung mit der Bürgerschaft abgelassen worden war, und fand dies bei der Unterredung nicht bloß bestätigt, sondern auch den einseitigen Schritt des Senats gemißbilligt. Noch an demselben Abend trat die Bürgerschaft zur Berathung zusammen; unmittelbar nach der Sitzung erfolgte die Zurücknahme der Note und die Bereitwilligkeitserklärung des Senats zur Stellung des Contingents, dessen Officiere alle Vorbereitungen zum feldmäßigen Ausrücken getroffen hatten und das daher bald in's Feld abrückte.

In Hamburg, wie in den beiden anderen Hansestädten gab sich übrigens auch 1866, ebenso wie in Mecklenburg, eine lebhafte Betheiligung an der Fürsorge für die preußischen und die an ihrer Seite kämpfenden deutschen Krieger kund. Mit den preußischen Siegen wuchs auch dort überall die Zuversicht in eine festere Gestaltung der deutschen Machtverhältnisse, welche demnächst in der Abschließung der Militärconventionen und der norddeutschen Bundesverfassung ihren Ausdruck fand. —

Im Februar 1867 ging, nachdem ich einige Jahre zuvor auf eine mir angebotene Versetzung nach Athen verzichtet hatte, mir eine Anfrage zu, ob mir, bei der damals noch zweifelhaften Aufrechterhaltung der preußischen Missionen bei den norddeutschen Staaten, eine Versetzung an den kgl. schwedisch-norwegischen Hof erwünscht sei, und auf meine im Hinblick auf die jedenfalls zu gewärtigende Minderung der Bedeutung jener Missionen bejahend abgegebene Erklärung erfolgte mittelst Allerhöchster Cabinetsordre vom 12. März 1867 meine Versetzung nach Stockholm.

Bei meiner Abschiedsaudienz in Schwerin verlieh mir Se. kgl. Hoheit der Großherzog das Großkreuz des Ordens der wendischen Krone. Der Abschied wurde mir hier besonders schwer nicht nur wegen des persönlichen Wohlwollens, dessen mich der Großherzog würdigte, sondern weil ich durch die ganze Dauer meiner Mission hindurch Zeuge der treuesten, innigsten und bewährtesten Anhänglichkeit und Verehrung war, welche derselbe seinem erhabenen Oheim, dem Könige von Preußen widmete, und die sich demnächst in so glanzvollen Thaten bekundet haben. In Hamburg verehrte mir eine Vereinigung angesehener Kaufleute ein werthvolles und trefflich ausgeführtes Silberservice mit besonders kunstvoller Widmung.

Im Juni 1867 trat ich in meinen neuen Wirkungskreis ein und wurde im Schlosse zu Stockholm vom Könige Carl XV. zur Uebergabe meiner Creditive empfangen. Nach der Constituirung des norddeutschen Bundes erhielt ich demnächst auch die Beglaubigung als Gesandter dieses Bundes.

Der König Carl XV. war damals noch eine in jeder Hinsicht stattliche Erscheinung, von vortrefflichem Wuchs, schöner, militärischer Haltung, geistreicher, durch ausgezeichnete Bildung unterstützter Conversation, auch der deutschen Sprache mächtig, militärischer Schriftsteller, Poet und Maler, auf Bällen ein unermüdlicher Tänzer; ich hatte Gelegenheit einmal Se. Majestät vor einigen

Damen im Hause des amerikanischen Gesandten Verse seiner Gedichte recitiren zu hören mit solchem Wohllaut der Stimme, daß es mir völlig erklärlich wurde, daß bei einem kurz vorher in Rom stattgehabten Concurrenz-Declamatorium für den Wohllaut der verschiedenen Sprachen der schwedischen als der wohllautendsten der Preis zuerkannt worden war. Kein Wunder, daß bei diesen Eigenschaften, mit denen sich persönliches Wohlwollen und zwangloseste Herablassung verbanden, der König sich großer Liebe und Anhänglichkeit in allen Schichten des Volkes erfreute.

Die ersten Jahre meiner Wirksamkeit in Schweden boten nichts besonders Bemerkenswerthes dar. Sie verflossen in den laufenden Geschäften meines Amtes und den angenehmsten Beziehungen zu höchst sympathischen Gesellschaftskreisen; in der ersten Zeit machte, im Vergleich zu Hamburg, wo in den vornehmen Kaufmannskreisen doch eine gewisse Steifheit herrschte, der sehr freie und ungezwungene Verkehr mit der schwedischen Aristokratie insofern einen sehr angenehmen Eindruck, als das Einleben mit letzterer sich viel leichter machte, als das in erstere, deren vortreffliche Seiten erst bei längerer Bekanntschaft zur vollen Würdigung gelangen.

Minister der auswärtigen Angelegenheiten war zu jener Zeit Graf Manderström, mit dem ich in besten Beziehungen stand; Mitglied der Akademie der Wissenschaften, war er ein gelehrter, zu staatsrechtlichen Deductionen in umfangreichen Noten geneigter Herr. Die schleswig-holsteinische Frage hatte zu jener Zeit schon abgespielt; aber man erzählte sich, daß, als der schwedische Gesandte in Berlin eines Tages dazu gelangte, dem Auftrage seiner Regierung entsprechend, dem Herrn von Bismarck eine solche Note vorzulesen, dieser, nach einem Viertelstündchen des Anhörens, mit der Bemerkung, daß seine Geschäfte ihn leider abriefen, den Gesandten ersucht habe, nach acht oder vierzehn Tagen wieder zu kommen, und ihm dann den Rest der Note vorzulesen.

Im Winter gewährt Stockholm, zumal vom 20. Januar ab, zu welchem Zeitpunkt der Reichstag alljährlich zusammentritt, ein reiches und sehr reges gesellschaftliches Leben. Schon die Eröffnung und der Schluß des Reichstages bieten den ungewohnten Anblick, einen König mit Scepter und Krone auf dem Haupt, und die Prinzen ebenfalls mit Kronen auf den Häuptern in Hermelinmänteln in feierlichster Weise auftreten zu sehen.

Ganz eigenthümlicher Art, auch von der kgl. Familie besucht, sind die Festbälle des Amaranther-Ordens und des Innocenz-Ordens, beide unter der Königin Christine, des großen Königs Gustav Adolf Tochter, der erstere für die Aristokratie, der letztere für den höheren Bürgerstand gestiftet, zwischen welchen Ständen, obwohl im Laufe der Zeit die beiden Elemente sich mehr genähert haben, doch eine gewisse Scheidung noch immer erkennbar ist. Auf diesen Festbällen ist die Proclamirung der neuen Ordensritter und Damen — es gibt verschiedene Classen dieser Decorationen — mit allerlei Ceremonien verknüpft.

Die Feste in Schweden riefen mir eine Schwärmerei aus meiner frühen Jugendzeit in die Erinnerung zurück. Als ich dreizehn bis vierzehn Jahre alt war, hatten die Romane eines Freundes des mich erziehenden Geistlichen, des Stadtrichters van der Velde in Zobten: „Arwed Gyllenstierna“ und „Die Königin

Christina und ihr Hof" einen großen Eindruck auf mein kindliches Gemüth gemacht, besonders auch wegen der darin geschilderten Festlichkeiten am kgl. Hofe von Schweden. Wie hätte ich im stillen Städtchen Trebnitz ahnen können, daß unter den, mit dem gelben, blauen, schwarzen oder grünen Bande geschmückten Personen dieses kgl. Hofes auch ich mich eines Tages befinden würde. Sic eunt fata hominum!

Das Ceremoniel bei Hofe entsprach ganz den Schilderungen in jenen Romanen, an welche ich, wie an Alles, was in meiner Jugend meine Phantasie belebte, eine besonders klare Erinnerung habe, mehr als an die Begebenheiten der späteren Jahre, ein Umstand, der neben anderen Rücksichten in Bezug auf die Darstellung der Ereignisse meines Lebens bewirkt, daß ich, zumal ich ein Tagebuch über meine Erlebnisse leider, oder vielleicht auch nicht leider, sondern zweckmäßigerweise nicht geführt habe, manches sonst Interessante und Mittheilbare in diesen Blättern übergehe; ich kann dieses hier am füglichsten erwähnen, wo ihm keine politische Nebenbedeutung gegeben werden kann.

Unter den besonderen Sitten des schwedischen Hofes ist eine aus der alten Zeit rigorös bewahrte Einrichtung hervorzuheben. Die hoffähigen Damen haben sich bei Hofe stets in einem bestimmt vorgeschriebenen Hofkleide zu präsentiren; sie sind demgemäß der Willkür der Mode nicht unterworfen und haben den ökonomischen Vortheil, mit Einem dergleichen Staatskleide allen Festen und Feierlichkeiten des Hofes anwohnen zu können; ja, wenn sie das Vorgeschriebene etwa zu überschreiten oder zu ändern beabsichtigten, müssen sie gewärtigen, von der strengen Oberhofmeisterin zurückgewiesen zu werden. Dieses übrigens elegante Damenhofcostüm besteht in einem schwarzen Kleide von Sammet oder Seide mit dergleichen Schleppe mit weißen, kurzen Puffärmeln ohne jeden bunten Besatz, jedoch mit buntfarbigem Kopfputz in Federn oder Blumen, bei Bällen für die tanzenden Damen in einem weißen Kleid, auch ohne farbigen Besatz, aber mit buntem Kopfputz. Ich bemerkte einst, daß selbst die junge Frau des Kriegsministers von ihrem weißen Kleide die daran befindlichen bunten Schleifen im Vorzimmer abtrennen zu lassen veranlaßt wurde.

Die Orientirung unter den dienstthuenden Hofdamen ist dadurch erleichtert, daß dieselben auf dem vorgedachten Hofkostüm den Namenszug der Königin oder der bezüglichen Prinzessin an der Schulter in goldener, nach längerem Dienst in brillantener Agraffe tragen.

Die kurze, aber sehr heiße Sommerzeit pflegte ich in der Regel wie der größere Theil der übrigen Mitglieder des diplomatischen Corps, in dem nahen, durch täglich mehrmalige Dampfschifffahrt und Eisenbahn mit Stockholm verbundenen, sehr pittoresk am Mälaren gelegenen Städtchen Södertelge zuzubringen.

Von hier aus wurden Besuche bei befreundeten Familien in der Umgegend gemacht, so auf dem prächtig gleichfalls am Mälaren gelegenen Gute Lina des Generals Baron von Bildt, damals Oberstatthalter von Stockholm, jetzt Gesandter in Berlin, in Kalfors bei dem Grafen von Löwen, in Eriksberg bei dem Baron Bonde, einmal auch ein Besuch auf der höchst interessanten Insel Gotland bei Ihrer Kgl. Hoheit der Prinzessin Eugenie, Schwester des Königs, welche auf ihrer Besitzung von Waisenhäusern und mildthätigen Anstalten umgeben ist,

die sie daselbst errichtet hat, wie sie auch in der dortigen Zurückgezogenheit lediglich Werken der Wohlthätigkeit lebt.

Von den vorgedachten Familien gehört die des Baron Bonde, dessen Gemahlin, geb. Gräfin Lewenhaupt, damals Oberhofmeisterin Ihrer Majestät der Königin war, zum ältesten schwedischen Adel und sein Schloß ist reich an historischen Erinnerungen aller Art. Es bewahrt unter Anderem einen alten Thronsessel desjenigen Königs von Schweden, welchen diese Familie dem Lande gegeben hat, und ein reichhaltiges Familienarchiv mit historischen Documenten bis in die neuere Zeit hinein, so z. B. den Briefwechsel des Kronprinzen Carl Johann (Bernadotte's) mit seiner Gemahlin, als diese nach seiner Berufung zur Nachfolge auf den schwedischen Thron noch längere Zeit in Paris zurückblieb. Baron Bonde selbst hatte noch im Dienst der Königin Désirée, um deren Hand einst Napoleon I., als er noch Capitän war, vergebens geworben, gestanden.

Der Sommer des Jahres 1868 brachte durch die Anwesenheit einer nordamerikanischen Flottenabtheilung unter dem aus dem Secessionskriege bekannten Admiral Farragut in den schwedischen Gewässern, in den Tagen, wo sie Stockholm am nächsten lag, große Bewegung in die Gesellschaftskreise.

Zu Ehren der sehr gebildeten und den besten Eindruck machenden Officiere, welche auch mehrfach in meinem Hause verkehrten, fanden viele Festlichkeiten statt, welche demnächst durch ein auf dem Admiralsschiff gegebenes glänzendes déjeûner dansant erwiedert wurden. Die sehr gut geschulte Marinekapelle bestand aus Musikanten aller Farben, vom schwarzesten Neger bis zum weißesten Europäer. Se. Kgl. Hoheit der Prinz Oscar, Admiral der schwedischen Flotte, hatte der geladenen Gesellschaft ein Dampfschiff der kgl. Marine zur Verfügung gestellt. Es erregte viel Aufsehen, aber nicht überall bei den Gästen Befriedigung, daß der Admiral Farragut, nachdem er die schwedische Flotte hatte salutiren lassen, die norddeutsche Bundesflagge hissen, mit Kanonensalut begrüßen ließ und zu mir herantretend mich bat, hiervon als von einem besonderen Beweise seiner unserem Könige gewidmeten Verehrung meinem allergnädigsten Herrn Meldung machen zu wollen.

Im Juli 1869 fand die Vermählung Sr. Kgl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich von Dänemark mit der im Lande sehr beliebten Prinzessin Luise von Schweden und Norwegen, einzigem Kinde des Königs Carl XV. statt. Ich habe schon erwähnt, wie gnädig die kgl. dänischen Herrschaften sich der verwandtschaftlichen Beziehungen zu unserer Familie erinnerten [1]).

In meine sehr günstigen Beziehungen zum kgl. Hofe brachte der deutsch-französische Krieg besonders anfänglich eine fühlbare Veränderung.

Der König Carl XV. stand seinen Gesinnungen und Wünschen nach ganz auf Seite Frankreichs. Die von der Regierung beeinflußten Zeitungen machten hiervon kein Hehl. Die Königin, eine Tochter des Prinzen Friedrich der Niederlande, Nichte unseres nunmehrigen Kaisers, war ihren Gefühlen nach wohl auf

[1]) Eine Vatersschwester Sr. Majestät des Königs von Dänemark, die Prinzessin Friderike von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg war mit einem Freiherrn von Richthofen vermählt; über beide hatte der Verfasser der Familiengeschichte in derselben bereits vorher biographische Mittheilung gemacht.

der deutschen Seite, jedoch aus Liebe zu ihrem Gemahl zur Zurückhaltung bewogen. Ihre Majestät hatte gleich bei dem Ausbruche des Krieges in einem Briefe an meine Frau den Wunsch ausgesprochen, daß ich ihr die besten Karten von Süd- und Mitteldeutschland verschaffen möge, wo ihr Gemahl die kriegerischen Ereignisse vorher zu sehen glaubte; die Karten langten an, als es bereits entschieden war, daß sie für diesen Zweck nicht dienen konnten. Nach der Affaire von Saarbrücken gab es in Stockholm einen großen Enthusiasmus, welchem allerdings baldige Ernüchterung folgte. Es ist oft davon die Rede gewesen, daß beim Beginn des Krieges die Sympathieen des Königs Carl XV. für Frankreich ihn bis zu kriegerischen Velleitäten gegen Preußen geführt hätten. Soweit dies der Fall gewesen sein mag, können dieselben nur höchstpersönlicher Natur gewesen sein. Reelle Voranstalten, wie sie jeder Krieg erfordert, waren sicher nicht getroffen worden, und die Armee war jedenfalls nicht schlagfertig, so daß von dieser Seite für Preußen nichts zu befürchten war, wenn es auch einen Augenblick bei dem raschen Temperament des Königs, der seinen Aufenthalt zu jener Zeit in der Provinz Schonen genommen hatte, bei den Illusionen, welche er sich über die Schwäche Preußens und seine eigene militärische Stärke machen mochte, und bei seiner verfassungsmäßigen Befugniß, über Krieg und Frieden zu bestimmen, anders scheinen konnte. Zugleich mit der dänischen Neutralitätserklärung erfolgte auch die schwedisch-norwegische.

Interessant ist, was mir in zuverlässiger Weise über die Auffassung des Kaisers Napoleon hinsichtlich seines Verhältnisses zu dem Könige von Schweden zur Kenntniß gelangte. Als der unvermuthete Krieg erklärt wurde, verweilte der französische Gesandte am schwedischen Hofe, spätere Botschafter in Constantinopel, Mr. Fournier in Urlaub auf seiner Besitzung bei Tours; zum Kaiser beschieden, wurde er von diesem, welcher den schwedischen Schwertorden — er war der einzige Inhaber der großen Decoration dieses Ordens — angelegt hatte, angewiesen, sich sogleich auf seinen Posten zurückzubegeben, um seinen Verbündeten, den König von Schweden, nunmehr zum activen Vorgehen zu veranlassen. Herr Fournier ist über diese Auffassung sehr erstaunt gewesen, da alle seine Berichte nichts von einer solchen, durch reelle Maßnahmen manifestirten Absicht des Königs, vielmehr im Gegentheil Darstellungen des absoluten Mangels an Kriegsbereitschaft der schwedischen Armee für offensive Operationen enthalten und ausgeführt hatten, daß abgesehen von der Abneigung des schwedischen Volkes sich in kriegerische Eventualitäten zu stürzen, jede schwedische Mitwirkung zur Zeit von sehr zweifelhaftem militärischen Werth sein würde. Es hatte sich herausgestellt, daß der Kaiser Napoleon ohne Kenntniß dieser Darstellungen war und sich auch hier Illusionen hingegeben hatte.

Der König Carl XV. konnte indeß den Fall der Napoleonischen Dynastie, mit welcher die seinige nach Herkunft und Geschichte in so nahen Beziehungen stand, nur schwer verschmerzen und vermied seitdem mit mir und meiner Frau nach Möglichkeit jede Unterhaltung. Auch als ich die Ehre hatte, meine Creditive als Gesandter des Deutschen Reiches zu überreichen, hatte die Audienz nur einen sehr formalen Charakter. Aber die augenscheinliche Antipathie des Königs hatte, insbesondere wegen dessen alsbaldiger schwerer

Krankheit und fortdauernden Siechthums, welches ihn meist nur seiner näheren und vertrauteren Umgebung, wozu andauernd das Personal der französischen Gesandtschaft gehörte, zugänglich machte, doch keine so schroffen Seiten, als daß sie zu mehr als einer gewissen Unbehaglichkeit hätte Veranlassung geben können. Ueberdies geschah von Seiten der Regierung alles Mögliche, um die persönlichen und amtlichen Beziehungen auf dem besten Fuße zu halten, wie mir denn der, wie oben bemerkt, von Spanien her bereits bekannte Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf Wachtmeister, welcher inzwischen den Grafen Manderström ersetzt hatte, stets mit dem größten Vertrauen entgegenkam, so daß auch kleine Steine des Anstoßes sich leicht beseitigen ließen.

Alle Mitglieder der kgl. Familie, insbesondere auch Ihre Majestät die Königin Mutter, Josephine, geborene Prinzessin von Leuchtenberg, waren fortwährend von der gnädigsten Aufmerksamkeit für mich und meine Familie und offenbar bestrebt, damit der hin und wieder doch bemerkbaren Unfreundlichkeit des Königs das Gegenwicht zu halten. Der Königin Mutter, welche sich der größten Liebe im Lande erfreute, hatte ich, als Doyen des diplomatischen Corps, die Ehre, die Glückwünsche desselben an dem Tage auszusprechen, an welchem die hohe Frau vor fünfzig Jahren zuerst den schwedischen Boden betreten.

Ihre Majestät die Königin Luise, ein Muster in hingebender Liebe und Pflege für ihren kgl. Gemahl, erlag den Anstrengungen dieser Pflege am 30. März 1871; das Ableben des Königs erfolgte am 18. September des folgenden Jahres. Zu beiden Bestattungen hatte Se. Majestät unser Kaiser außerordentliche Abgesandte in der Person der Generale von Bonin bei der ersten Trauerfeierlichkeit und von Boyen bei der zweiten nach Stockholm gesendet. Von Bayern war bei dieser letzteren Gelegenheit der General von der Tann entsendet worden. Die deutsche Colonie in Stockholm, noch unter dem erhebenden Eindruck der Siege, welche die deutschen Armeen erfochten, in welchen der General von der Tann eine so hervorragende Rolle gespielt hatte, ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, ihrer Sympathie für denselben durch ein veranstaltetes Fest noch einen besonderen Ausdruck zu geben.

Der Nachfolger Carls XV. auf dem schwedisch-norwegischen Königsthrone, Se. Majestät Oscar II. Friedrich, bis dahin Herzog von Ostgothland, hatte, der Richtung seines Bruders nicht folgend, auch während des deutsch-französischen Krieges mir fortdauernd Beweise vorsichtiger und rücksichtsvoller politischer Haltung und seines persönlichen gnädigen Wohlwollens gegeben. Ihre Kgl. Hoheit die Frau Herzogin von Ostgothland hatte meine Frau in jener Zeit mehrfach durch briefliche Anfragen, welche sich auch auf Erkundigungen nach dem Befinden meiner im Kriege befindlichen Söhne erstreckten, beehrt Beide kgl. Hoheiten weilten damals auf ihrem Schloß Sophienruh in der Provinz Schonen. Dahin durfte ich auch alle Bülletins telegraphisch befördern, welche mir regelmäßig vom Kriegsschauplatze zugingen. Bei der hohen Frau, einer Halbschwester des Herzogs von Nassau, hat sich niemals irgendwie eine Abneigung gegen Preußen in Folge der Ereignisse von 1866, welche ihrem Heimathlande die Selbständigkeit nahmen, ergeben; sie betrachtete diese Ereignisse

und diejenigen von 1870/71 von einem höheren Gesichtspunkte aus als eine Erfüllung von Geboten politischer Nothwendigkeit.

Zu der am 12. Mai (1873) in Stockholm stattgehabten Krönungsfeierlichkeit, welche sich nach den alten im Königshause hergebrachten Formen in würdigster Weise in der Hauptkirche vollzog, hatten die befreundeten Souveräne besondere Botschafter abgesendet, Se. Majestät unser Kaiser und König den commandirenden General des vierten Armeecorps, General der Infanterie von Blumenthal mit einem glänzenden Stabe. Außerordentlicher Botschafter der französischen Republik war der General du Barail, nachmals Kriegsminister, welcher sich beeilt hatte, so zeitig in Stockholm einzutreffen, daß ihm damit der Vorzug wurde, an die Spitze der Botschafter zu treten. Bei einem von dem Minister des Auswärtigen den Botschaftern und ständigen Gesandten gegebenen Diner fiel ihm daher der Toast auf den König und die kgl. Familie zu.

Der republikanische General war noch so in der Gewohnheit der früher von ihm ausgebrachten imperialistischen Toaste, daß er bei der dreimaligen Erwähnung der königlichen Familie in seiner Rede dieselbe stets „l'auguste famille impériale" nannte, und dadurch zu nur mühsam unterdrückter Heiterkeit Anlaß gab. Seine Rede begann er mit den Worten „Mon Souverain", ging dann auf „mon Gouvernement" und endlich auf „le Président de la République" über.

Von der Thronbesteigung des Königs Oscar II. ab hatten jene herzlichen und innigen Beziehungen begonnen, welche demnächst zu einer so engen Verbindung des schwedischen mit dem deutschen Kaiser- und preußischen Königshause geführt haben. Ich erlangte nun auch die volle Befriedigung einer Forderung der Stadt Stettin an die Krone Schweden von etwa 39,000 Thalern, welche aus Lieferungen und Darlehen herrührend seit 217 Jahren schwebte und, so lange Stettin preußisch ist, den Gegenstand von Verhandlungen gebildet hatte.

Ihre besondere Inaugurirung erhielten diese freundlichen Beziehungen bei Gelegenheit der Krönung des Königs und der Königin in Norwegen zu Drontheim im Monat August 1873, welcher ich auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers daselbst beizuwohnen hatte.

Die Reise dahin bis Sundsvall im Dampfboot und von dort, in beinahe achttägiger Fahrt mit Extrapost durch das Land machte ich in der interessanten Begleitung meines russischen Collegen, des Gesandten von Giers, während deren wir vielfach unsere Erlebnisse seit unserem ersten Zusammentreffen in Jassy und alte gemeinschaftliche Erinnerungen austauschten. Wir passirten kurz vor der schwedisch-norwegischen Grenze mitten im Hochsommer die Schneeregion und sahen in einer Entfernung von etwa tausend Schritt eine gewiß einige Tausend Stück starke, von Menschen und Hunden bewachte und geleitete Herde Renthiere an uns vorüberziehen.

Der Uebergang aus der Schneeregion vollzog sich beim Herabsteigen in die Ebene sehr schnell und führte in eine üppige von dem schönsten Waldgeflügel belebte Waldvegetation.

Die Aufnahme in den Nachtquartieren war in Schweden überall eine sehr gute; die Geistlichkeit der Orte, in welchen uns hier und da interessante alte kirchliche Bauwerke auffielen, kam meist, uns zu besuchen, und nicht selten wurde

die lateinische Sprache als Mittel für die Conversation herangezogen. In Sundsvall bereitete man uns einen festlichen Empfang.

Das norwegische Volk hat weniger sympathische äußere Verkehrsformen, als das an diesem so reiche schwedische; es ist stolz, verschlossen, hin und wieder gegen Fremde sogar abstoßend.

In Drontheim wurde mir der Auftrag, den beabsichtigten Besuch Sr. Kaiserl. und Kgl. Hoheit des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen zur Kenntniß des Königs Oscar zu bringen, welcher diese Nachricht in freudigster Bewegung entgegen nahm.

Das Zusammentreffen des Königs und des deutschen Kronprinzen fand in Christiania statt; die an die Krönung in Drontheim sich in der norwegischen Hauptstadt anschließenden Festlichkeiten wurden durch diesen in politischer wie in jeder anderen Hinsicht so erfreulichen Besuch noch erhöht. Auf von mir bei Sr. Majestät dem Kaiser, Allerhöchst welcher sich in Ems befand, erbetenen Befehl hatte die in den norwegischen Gewässern unter dem Contreadmiral Held zu Uebungszwecken kreuzende und zur Krönungsfeier im Hafen von Drontheim liegende deutsche Flottenabtheilung die Anweisung erhalten, dem von der Insel Föhr auf einer kaiserl. Yacht anlangenden Kronprinzen entgegenzugehen und nebst vier anderen deutschen Kriegsschiffen die Begleitung Sr. Kaiserl. Kgl. Hoheit bei der Einfahrt in den Hafen von Christiania zu bilden, die sich danach zu einem der prächtigsten maritimen Schauspiele gestaltete.

An der Landungsstelle war Alles, was an Notabilitäten des Hofes, an hohen norwegischen Würdenträgern vom Civil und Militär vorhanden ist, in glänzenden Uniformen versammelt; im Hafen war in einem Halbkreise die norwegische Flotte, zu welcher auch noch schwedische Kriegsschiffe hinzugekommen waren, in höchster Parade, die Matrosen in den Raaen, zur Bewillkommnung aufgestellt.

Am Hafen erschien Se. Majestät der König von Schweden und Norwegen, welcher das Band des schwarzen Adler-Ordens angelegt hatte, und von dem jungen Kronprinzen begleitet war. Se. Majestät ersuchten mich, die erste Gelegenheit zu benutzen, um Sr. Kaiserlichen Hoheit mitzutheilen, daß der Kronprinz von Schweden, welcher, da er nach den Hausgesetzen erst mit erlangter Großjährigkeit die schwedischen und norwegischen Orden anlegen dürfe, durch diesen Umstand verhindert sei, schon jetzt von der hohen Ehre Gebrauch zu machen, welche Se. Majestät der Kaiser und König ihm kürzlich durch Verleihung des schwarzen Adler-Ordens habe zu Theil werden lassen.

Ein allgemeiner Enthusiasmus brach unter dem massenhaft versammelten Publicum aus, als der Donner der Kanonen die Einfahrt der deutschen Flotille signalisirte. Auf dem Vorderverdeck der Königlichen Yacht wurde die stattliche Gestalt des Kronprinzen des deutschen Reiches und von Preußen in der Uniform seines schlesischen Dragoner-Regiments, welche die schwedischen Farben — blau und gelb — zeigt, über der Brust das breite blaue Band des schwedischen Seraphinen-Ordens, sichtbar.

Es folgten sich Feste auf Feste, sowohl im Königlichen Schloß zu Christiania, im Stadthause Seitens der Residenz und auf dem Königlichen Lust-

schloß Oscarshal, wo ein glänzendes Feuerwerk von der See aus auf im Halbkreise sich nahenden Schiffen abgebrannt wurde.

Unser Kronprinz blieb nicht bloß während des Aufenthaltes der schwedisch-norwegischen Majestäten in Norwegen, sondern folgte denselben auch zu mehrtägigem Aufenthalt nach Stockholm, wo Se. K. u. K. Hoheit mir an einem der Tage die Ehre erzeigte, das Diner bei mir einzunehmen.

Die Tage der Anwesenheit des Kronprinzen in Norwegen und Schweden, Tage der freudigsten Bewegung und für mich und die deutsche Colonie daselbst von unvergeßlicher Erinnerung, waren für mich zugleich Tage der schwersten und trauervollsten Familiensorge. Mein zweiter Sohn, Landrath des Eiderstedter Kreises, lag in Wiesbaden, woselbst er Heilung gesucht, schon seit einigen Monaten an einem gefährlichen Kopfleiden, wohl Folge einer in der Schlacht von Langensalza als Compagnieführer der Berliner Landwehr erhaltenen schweren Verwundung, darnieder. Meine Frau hatte sich, wie einst auf das Schlachtfeld von Langensalza, so jetzt wieder für Monate zu dem leidenden Sohne begeben. Die von ihr mir zugehenden Nachrichten lauteten immer trauriger, und es war eine schwere Aufgabe, in die Fülle der Freude und Erhebung, welche die Anwesenheit des Kronprinzen mit sich brachte und in die Aufmerksamkeit, welche sie erheischte, nicht den Kummer und die Sorge hineinzutragen, welche mein Herz so schwer belasteten.

Bald nach der Abreise Sr. K. u. K. Hoheit verschied mein lieber Sohn, ohne daß es mir möglich war, zuvor zu ihm zu eilen. Ein höchsteigenhändiger längerer, auf den gleichen Verlust eines geliebten Sohnes bezugnehmender Brief des Kronprinzen sprach höchstdessen inniges Mitgefühl an dem so schweren Verluste aus, der mich und meine Familie betroffen, und ist mir ein unvergeßlicher Beweis der mir schon in Stockholm bethätigten gnädigen Theilnahme Sr. Kaiserl. Hoheit.

Dieser Trauerfall bestärkte mich in meinem durch meine Gesundheitsverhältnisse und den Wunsch, meine letzte Lebenszeit in der Nähe meiner Kinder in einem südlichen, meiner Gesundheit zusagenderen Klima zuzubringen, veranlaßten Entschluß, nach mehrfach recht aufregenden und angreifenden Diensten auf meine Versetzung in den Ruhestand zu denken. Ich beantragte und erhielt vorläufig einen längeren Urlaub.

Bei der Verabschiedung von den königlich schwedischen Majestäten hatte ich allen Anlaß, meinem Dank für alles mir Seitens derselben bezeigte, überaus gnädige Wohlwollen Ausdruck zu geben. Seine Majestät der König verlieh mir das Großkreuz seines schwedischen Nordstern-Ordens; dasjenige des norwegischen Olaf-Ordens war mir bereits bei der Krönung zu Drontheim verliehen worden. Die deutsche Gesellschaft in Stockholm verehrte mir ein kostbares Album mit Photographieen von Stockholm und Södertelge, sowie der Mitglieder der Gesellschaft, auf dessen Umschlag in rothem Sammet mein Wappen kunstvoll in Silber ausgeführt ist.

Der deutsche Hilfsverein daselbst übersendete mir das Diplom als Ehrenpräsident desselben.

Zum 1. April 1874 erhielt ich die erbetene Versetzung in den Ruhestand

unter dem Ausdruck Allerhöchster Anerkennung und Zufriedenheit mit meinen langjährigen Diensten und unter Verleihung des rothen Adler-Ordens erster Classe sowie mit der gesetzlichen Pension, und nahm meinen Aufenthalt in Baden-Baden. —

So schloß nunmehr mein 44jähriges Dienstleben. Wohl als eine Rückwirkung desselben habe ich es anzusehen, und empfinde es mit tiefster Dankbarkeit, wie zugleich als Beweis der gnädigsten Erinnerung und huldvollen Theilnahme, welche Seine Majestät der Kaiser und König auch seinen ausgeschiedenen treuen Dienern bewahrt, daß ich auf die bei verschiedenen Anlässen Allerhöchstdemselben, wenn mir nicht eine persönliche Beglückwünschung während seiner Anwesenheiten an meinem jetzigen Wohnsitz gestattet ist, schriftlich ehrfurchtsvoll dargebrachten Wünsche stets mit einer Antwort bedacht wurde, deren Inhalt sich aus dem allgemeinen Dank noch durch die besondere Art des Ausdrucks hervorhebt; ich glaube davon die folgende, der neuesten Zeit angehörige mittheilen zu dürfen:

„Empfangen Sie Meinen herzlichen Dank für Ihre Theilnahme an der Geburt Meines Urenkels. Es ist neben dem Familienglück ein wichtiges geschichtliches Ereigniß, welches im ganzen Lande gefühlt wird, daß drei Generationen die Erbfolge gesichert erscheint, wenn den drei Nachfolgern Leben und Einsicht gegeben ist. Wilhelm."

Schlußwort der Redaction.

Mit diesem erfreulichen Nachklange königlicher Huld und einer Mahnung an seine Söhne und Enkel, sich des ihm von drei Königen gewährten Wohlwollens jederzeit zu erinnern und bestrebt zu sein, durch Pflichttreue für Kaiser und Reich auch sich die gleiche Huld zu erwerben, schließt der Freiherr von Richthofen die Mittheilungen über sein Dienstleben in der von ihm verfaßten Geschichte der Familie von Richthofen, auf deren Gesammtinhalt wir, da sie auch in den Biographieen verschiedener anderer Mitglieder der Familie ein interessantes Material für die geschichtlichen Begebenheiten und gesellschaftlichen Zustände ihrer Zeit darbietet, hierdurch nochmals aufmerksam machen.

Vom Nationalreichthum.

Von
Karl Theodor von Inama-Sternegg.

Die Grundfragen der Nationalökonomie sind zugleich immer Lebensfragen der menschlichen Gesellschaft. Denn die Wirthschaft des Volkes ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu höheren Zwecken, in letzter Linie für die Erreichung der Bestimmung, die dem menschlichen Dasein gesetzt ist. Die gute Einrichtung und der Erfolg der Volkswirthschaft erscheint immer als eine wesentliche Bedingung für den Erfolg gesellschaftlicher Bestrebungen überhaupt; und darin liegt wohl im Allgemeinen schon eine mächtige Aufforderung an alle denkenden Kreise der Gesellschaft, den Grundfragen der Volkswirthschaft ihre Aufmerksamkeit nicht zu versagen. Eine solche Betrachtung aber läßt nicht zu, bei den concreten Erscheinungen des Lebens stehen zu bleiben. Vielmehr wird immer der Versuch zu machen sein, zu den inneren Zusammenhängen der Dinge vorzudringen und von da aus die bewegenden Kräfte zu erkennen, welche zuletzt immer das Leben der Völker bestimmen. Das aber kann ohne Abstraction nie gelingen, und so mag denn wohl darin auch eine Berechtigung gelegen sein, das Grundproblem der theoretischen Nationalökonomie einmal vor das Forum weiterer Kreise zu bringen, denen allgemeine Bildung keine bloße Phrase und Vergeistigung des täglichen Lebens ein Bedürfniß, ein tägliches Anliegen geworden ist. Das Verständniß der concreten Erscheinungen des Lebens wird, wie ich glaube, durch solch abstracte Untersuchungen wesentlich gefördert und die Bedeutung der Theorie für die Entwickelung des praktischen Lebens ist wohl gerade an diesem Punkte in keinem Augenblicke zu verkennen. So möge mir denn verstattet sein, jener Aufforderung folgend und von dieser Berechtigung Gebrauch machend, im Folgenden vom Nationalreichthum zu sprechen, als von jenem Gesammtzustand der Wirthschaft eines Volkes, welchen wir als den vollkommensten, daher immer und allenthalben anzustrebenden a priori anzusehen geneigt sind.

An dem Reichthumsproblem ist die ganze Nationalökonomie groß geworden. Was sie auch immer im Laufe der Jahrhunderte als Object ihrer Untersuchungen aufgenommen, wie sie auch immer ihre Aufgabe bald weiter bald enger gefaßt hat, immer ist es ihr in letzter Linie um die Frage zu thun gewesen, wie die

Völker reich werden, welche Wege am sichersten zu diesem Ziele führen und mit welchen Mitteln der Zustand des Reichthums am erfolgreichsten festgehalten werden könnte. Da mochten noch so oft die Theologen die Entsagung, die freiwillige Armuth als die höchste Tugend preisen, noch so eindringlich die Philosophen des Optimismus in der Welt der Ideen, in dem durchgeistigten Volksleben, die Philosophen des Pessimismus in Nirwana den Punkt bezeichnen, an dem alles menschliche Glück zu finden sei, und noch so anmuthig mochten die Dichter uns die Idylle des Schäferlebens, das harmloseste, das goldene Zeitalter schildern — die Menschen haben immer jenes goldene Zeitalter etwas buchstäblicher genommen und die auri sacra fames, der Durst nach dem Golde, war von jeher ein Grundzug des Seelenlebens der Völker und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Schon diese Gegensätze volksthümlicher Anschauung — und es läßt sich nicht leugnen, daß sie alle in gewissem Maße eine Popularität erlangt haben — lassen die Tiefe des Problems einigermaßen erkennen. An der Oberfläche der Erscheinungen wenigstens sind die treibenden Kräfte nicht offenbar. Von hier aus ist immer nur das Einzelne zu sehen, nie das Ganze. Das Einzelne aber ist der Mensch, der mit seinem individuellen Seelenleben sich seine Ideale zurechtlegt und sie mit dem Maße seiner Mittel und seiner Kräfte verfolgt. Ihm aber stehen Millionen anderer Individualitäten gegenüber und nur an einem kleinen Kreise dieser mißt jeder Mensch seinen eigenen Werth und sein eigenes Glück.

Das aber, was ein ganzes Volk bedeutet im Menschenleben, was sein Leben ausmacht und sein Glück, das bringen sich doch nur Wenige zum Bewußtsein. Das Eine jedoch kann sich alsbald Jeder sagen, daß seine Aufgaben im Leben nicht auch eines jeden Anderen Aufgaben, daß seine Ideale nicht in derselben Weise auch die Ideale aller Uebrigen sein können. Und so stellt sich auch alsbald ein Bewußtsein des Gegensatzes ein, der zwischen den Lebenszielen eines Volkes und den Zielen des Einzelnen besteht; hier die Vielheit, die Besonderheit, dort die Einheit, die Allgemeinheit.

Die Vorstellung eines Nationalreichthums erfährt von hier aus eine erste Beleuchtung. Wenn wir vom Reichthum eines Menschen sprechen, so verbinden wir damit sogleich eine ganz bestimmte Vorstellung. Mag auch die absolute Größe des Vermögens, welchem die Qualification des Reichthums gegeben wird, verschieden gemessen werden, je nach dem Standpunkte, den allgemeinen gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Vorstellungen des Urtheilenden: immer wird uns nur der für reich gelten, welcher alle nach unseren Vorstellungen zulässigen Genüsse mit seinem laufenden Einkommen aus seinem Besitze, ohne also auf Erwerb durch Arbeit angewiesen zu sein, bestreiten kann. Und wir verbinden damit zugleich ein gewisses Urtheil über das Maß dieser Genüsse; ein kleiner Privatier, der sehr wenig Genüsse kennt, gilt uns nicht für reich, mag er sie auch vollkommen aus seinem Capitaleinkommen zu bestreiten vermögen. Aber gerade dieser unwillkürliche Vergleich des vollkommen zufriedengestellten, bedürfnißlosen Menschen und des wirklich Reichen, dem vielleicht die Befriedigung selbst der ausgesuchtesten Genüsse, der flüchtigsten Launen keinen Genuß und keine Zufriedenheit mehr verschafft, regt in uns ein sittliches Urtheil über den Reichthum

an. Wir erkennen in dem Reichthum nur etwas bedingt Begehrenswerthes an, wenn er nämlich wirklich Genuß verschafft und Zufriedenheit gewährt; aber wir können ihn nicht als nothwendig ansehen für die Verfolgung der Lebensaufgaben, für die letzten sittlichen Zwecke des Daseins. Der einzelne Mensch ist frei in der Wahl des Lebensberufes und der Lebensauffassung, und so ist er auch frei in der Gestaltung seiner Wirthschaft: er kann nach Reichthum trachten, aber er muß es nicht; denn er kann auch in äußerster Beschränkung seiner wirthschaftlichen Mittel noch seiner Bestimmung im Leben gerecht werden. Ja wir werden nicht einmal sagen dürfen, daß die Verachtung des Reichthums ein Bekenntniß sei, keine großen Zwecke zu hegen. So mancher Wohlthäter der Menschheit, so mancher von den großen Geistern des Volkes hat sein Leben in den bescheidensten Vermögensverhältnissen geführt und im Volksbewußtsein zählen solche Männer zumeist zu den populärsten.

Andererseits kann aber auch der Einzelne in unbegrenztem Maße nach Reichthum trachten, wenn er nur in den Schranken von Recht und Moral sich bewegt; man wird die Millionäre nicht als gemeinschädlich, noch ihr Streben ganz allgemein als zweckwidrig bezeichnen können. Kurz, es scheint der Reichthum für das sittliche Zweckbewußtsein des Menschen, sowohl für seine eigene innere Vollendung, wie für seinen socialen Beruf, etwas Indifferentes, oder wenigstens Unwesentliches zu sein; wie die Reichen nicht immer die Tüchtigen, die Glücklichen sind, so ist es auch außer Frage, daß die Reichsten keineswegs immer die Hauptträger der Volkswohlfahrt, die besten Beförderer der gesellschaftlichen Culturzwecke überhaupt seien.

In all dem läßt sich keine Parallele ziehen mit dem Nationalreichthum. Für ein Volk gibt es keine Launen und keine Genüsse; das Leben eines Volkes ist eine Summe großer Aufgaben, eine Kette von Pflichten. Darum kann auch sein Reichthum nie in etwas Anderem bestehen, als eben in den materiellen Mitteln für diese Aufgaben. Die Idee eines Nationalreichthums, welcher das Volk der Arbeit überheben und ihm gestatten würde, in sorglosem Genusse sich seines Daseins zu erfreuen, — das wäre ein Widerspruch in sich selbst, eine Verleugnung des Grundcharakters alles Volkslebens, das eben unablässige Arbeit der Vollendung ist. Das war der verhängnißvolle Irrthum, welchem Spanien zum Opfer fiel, als es trunken von den Schätzen wurde, die zwei Mal jährlich seine Silberflotte aus der neuen Welt brachte. Wohl häuften sich in dem Jahrhundert nach der Entdeckung Amerika's die Reichthümer in geradezu colossalem Maßstabe auf der iberischen Halbinsel und fast ohne Schwertstreich war ihm die Weltmacht zugefallen, in deren Grenzen die Sonne nie unterging. Aber fast ebenso rasch sank es von dieser Höhe herab, als es, wie ein rechter Verschwender, sich immer nur berufen glaubte, das zu genießen, was Andere erarbeiteten. Bald gehörten Spaniens Schätze den betriebsamen Rivalen an der Nordsee und am Atlantischen Ocean, und es war nur eine Consequenz hiervon, wenn sie sich auch in seine Macht theilten.

Aus demselben Grunde aber, weil der Reichthum eines Volkes nur mit seinen Aufgaben in Beziehung steht, kann auch unser Urtheil über den Werth und die sittliche Bedeutung des Volksreichthums nicht an Vorstellungen anknüpfen,

wie sie aus der Betrachtung rein bürgerlicher Verhältnisse hervorgehen. Für ein Volk gilt nicht die Freiheit, mit welcher sich der Einzelne sein Leben einrichtet; weder jene Selbstbeschränkung und Genügsamkeit, welche freiwillig verzichtet auf ein größeres Maß von Lebensbedarf, noch jene schrankenlose Gier nach Schätzen, für welche auch die weitestgesteckten Lebenszwecke kein Maß mehr bilden. Was die Aufgabe, die Bestimmung des Volkes erheischt, das muß geschehen: hier gibt es keinen Verzicht und keine Entsagung; aber ebenso ist dem Volk in seinen vernünftigen Lebenszwecken eine Schranke seines zulässigen Reichthums gezogen.

Es ist nun nicht nöthig, besonders darauf zu verweisen, daß die Aufgaben der Culturvölker unserer Tage so große und noch immer wachsende sind, wie vielleicht nie zuvor, und daß ihre Erfüllung materielle Mittel von solcher Ausdehnung verlangt, wie sie eben in dem Begriffe des Reichthums bezeichnet sind. Wir würden aber doch fehl gehen, wenn wir dieses Reichthumsbedürfniß der Völker als eine specifische Erscheinung unserer Zeit ansehen wollten. Vielmehr waren die Angelegenheiten der Völker, welche Theil haben wollten an dem großen Menschenwerke der Civilisation, zu allen Zeiten so große, daß ein unablässiges Ringen nach Reichthum, freilich immer mit sehr verschiedenem Ausmaße seiner absoluten Größe, als eine höchst markante Thatsache in der Geschichte des Völkerlebens überhaupt bezeichnet werden muß, — auch eine Manifestation des tief in der Volksseele begründeten Strebens nach Erhaltung und Entwickelung der Volksindividualität. Wohl haben wir daneben Beispiele von Völkerschaften, welche in äußerster Beschränkung ihrer materiellen Mittel ein bescheidenes Gemeinleben zufrieden zu führen sich anschickten. Aber die Geschichte schritt auch über solche Gemeinwesen unerbittlich hinweg und zwang sie in die Gemeinschaft größerer Völker, in denen der göttliche Funke nach unbegrenzter Entwickelung lebendig glühte.

Ein jedes Volk also, das große Zwecke hat, muß nach Reichthum streben; aber auch *nur* ein Volk, welches große Zwecke hat, kann seines Reichthums froh werden. Denn ein Reichthum über die Zwecke hinaus wäre ein zweckloser, ein todter Reichthum, ja er wäre ein schädlicher; er würde das Leben des Volkes im Genuß ersticken, wie das zweifellos das Schicksal des Römervolkes gewesen ist.

Das Streben nach Reichthum, bei dem Einzelnen ein mindestens sehr verzeihliches Streben, ist für Völker geradezu eine politische Aufgabe. Ja noch mehr, es ist eine innere Nothwendigkeit, so gut wie das Streben nach politischer Selbsterhaltung, dem alle entwickelten Völker, gleichsam instinctartig, von jeher nachgehangen.

Die Wege freilich, auf welchen sie dieses Ziel zu erreichen hofften, sind sehr verschieden gewählt worden; die ganze Geschichte der politischen und wirthschaftlichen Entwickelung der Völker läßt sich wie in einem Brennpunkt von hier aus übersehen. Ja, die Art und Weise, wie sich die Völker den Weg zum Reichthum zu ebnen suchen, ist eine bedeutsame Manifestation der Volksseele selbst.

Lassen sich nun auch nicht alle Wandlungen des Volksgeistes, wie sie an der Hand der Geschichte des Reichthumsproblems zu erkennen sind, in wenig Worten

erschöpfend darstellen, so wird es doch möglich sein, den Grundgedanken kurz zu markiren, welcher diese ganze Entwickelung beherrscht.

Der antiken Welt war die Ausschließlichkeit und daher auch die Selbstgenügsamkeit des Volksdaseins ein politisches Axiom. Wer außerhalb der Volksgemeinde stand, war ein Feind, den man besiegen und unterwerfen, dem man aber kein gleichberechtigtes politisches Dasein zuerkennen konnte. Darin wurzelte die allgewaltige Staatsidee, darin natürlich auch der wirthschaftliche Abschluß des Staatsvolkes nach außen. In diesem Ideenkreise konnte nur eine sehr einseitige Vorstellung von Nationalreichthum Platz greifen: das Verhältniß der wirthschaftlichen Güter zu dem eigenen Bedarf; wir aber erkennen in dem Reichthumsbegriff etwas durchaus Relatives; nicht bloß reichlich genug haben für die eigenen Bedürfnisse, sondern auch viel haben im Vergleich zu den Schätzen Anderer. Diese Vorstellung fand keinen Boden in der Antike; mit einem fremden Gemeinwesen gab es keinen anderen Vergleich als höchstens der Machtmittel zu seiner Unterjochung. Wie Athen zur Zeit seiner politischen und culturellen Blüthe unter Perikles den bezeichnenden Gedanken gebar, das getreidereiche Sicilien, dessen Zufuhren man nicht entbehren konnte, zur Hebung des athenienſischen Nationalreichthums zu erobern, so war auch Roms Colonialpolitik immer von dem Gedanken eingegeben, die Basis der Volkswirthschaft durch Vermehrung von Staatsgebiet zu verbreitern. So verstand die Antike den Nationalreichthum. Das Mittelalter entbehrte nicht minder des Gedankens einer lebendigen Völkergemeinschaft: hier schloß sich das Volk für die wichtigsten Zwecke seines Lebens in enge Kreise ab, die sich auch wieder ökonomisch selbst genügen wollten; auch hier fehlte in der Hauptsache das politische Element des Reichthumsbegriffs. Erst mit dem Zeitalter der großen Entdeckungen beginnt im Wesentlichen die Vorstellung lebendig zu werden, daß ein Volk nicht allein durch *das* groß und stark werden könne, was es selbst besitze und hervorbringe, sondern noch mehr durch das, was es sich von anderen im wirthschaftlichen Verkehre dazu erwerbe. Und nunmehr entsteht auch erst der volle Begriff des Nationalreichthums mit seiner unbedingten Relativität und seiner ruhelosen Entwickelung. Die Völker erkennen an, daß sie neben einander leben müssen; aber damit ist auch die Angst, überflügelt zu werden, und die Sucht, zu überflügeln, auf die Tagesordnung gesetzt. Dem Streben, genug zu haben, tritt das Verlangen, mehr zu haben als der Nachbar, an die Seite. Immer wieder wendet sich der wirthschaftliche Blick des Volkes von der eigenen Werkstatt der Güter hinweg zu den Schätzen Anderer; ja es scheint ihm bald begehrenswerther, sich in einseitig vortheilhaftem Austausch von Gütern eine Vermehrung seiner Schätze zu *erjagen*, als in der hingebenden Pflege der eigenen Productionsmittel sie sich zu *erarbeiten*. Freilich werden die Völker bald eines Besseren belehrt. Was in einem ersten Anlauf dieses sog. Merkantilsystems den Holländern, wie sie selbst sagten, bei der Dummheit der Völker gelingen konnte, an den Ueberschüssen aller Völker einen Antheil gleichsam ohne Gegengabe zu bekommen, das war sofort ausgeschlossen, als eine kluge Handelspolitik sich allenthalben gegen solch modernes Freibeuterthum abschloß, und nur vollwerthiger Gegengabe seine Grenzen öffnen wollte. So ward der Blick des Volkes wieder mehr auf die eigenen Quellen des Reichthums gelenkt

und suchte zuerst in Fabriken für exportfähige Waare sich die unentbehrliche Ueberlegenheit auf fremdem Markte und in Erzeugung gemeinen Gutes die Entbehrlichkeit aller fremden auf dem eigenen sicher zu stellen.

Das war die zweite Phase des Merkantilismus, welche wir wohl auch den industriellen Merkantilismus nennen können. Der Fortschritt der ganzen Auffassung war unverkennbar; der eigenen Betriebsamkeit des Volkes wurde nunmehr ein entscheidender Einfluß auf die Erfolge der Reichthumsbestrebungen der Nation zuerkannt. Aber das einseitige Uebergewicht, welches der Merkantilismus den Beziehungen zu anderen Völkern beilegte, war doch auch in dieser Gestaltung nicht überwunden. Der Reichthum der Völker galt nach wie vor als eine feste Größe, soweit er nicht durch Production von Edelmetall unmittelbar zu vermehren war; und die einzelnen Völker gewinnen größeren oder kleineren Antheil an diesem Reichthum je nach ihrer Ueberlegenheit auf fremdem Markte. Das „Mehrhaben als Andere" behauptete noch immer ein starkes Uebergewicht in den Vorstellungen vom Nationalreichthum über das Genughaben für den eigenen Bedarf.

Aber derselbe Gedankengang, welcher den Merkantilismus selbst zur Pflege der einheimischen Industrie führte, wirkte doch weiter fort und lenkte immer mehr die volkswirthschaftliche Betrachtung auf die eigene Kraft. Wenn schon die Exportindustrie eine so begehrenswerthe Quelle von Reichthum sein soll, die doch nur auf einzelnen Gebieten der Production sich entwickeln und nur immer einem kleinen Kreise von Menschen Nutzen bringen kann — um wie viel mehr muß der Nationalreichthum gefördert werden durch eine rationelle Pflege der Bodenproduction, die alles Gewerbe und allen Handel mit ihren Stoffen versieht, die ihre Abnehmer stets nach Millionen zählt!

War es schon möglich, den Nationalreichthum dadurch zu vermehren, daß man den Kreis der Käufer künstlich erweiterte, um wie viel besser müßte es gelingen durch eine natürliche Ausdehnung des Marktes, wie sie in der Beseitigung aller Verkehrsschranken gelegen ist!

Am Ende bedeutet doch das eigene Land unendlich viel mehr als Spielraum für die wirthschaftende Kraft des Volkes als die fremden Länder; jener ist stets sicher, dieser immer gefährdet; auch der Gewinn, den wir durch die Verbesserung der Production für den eigenen Bedarf erzielen, ist sicher, jener aber ungewiß, den wir erst aus dem Handel zu ziehen hoffen, denn den einen genießen wir unmittelbar, indem wir für den gleichen Bedarf weniger aufzuwenden oder bei gleichem Aufwand mehr zu verbrauchen haben; den Fortschritt in der Exportindustrie müßten wir uns erst abkaufen lassen und es bleibt immer sehr fraglich, was wir dann für unser Geld bekommen.

Die Gesammtheit hat am Ende doch immer nur Gewinn in dem, was sie mehr erwirthschaftet als sie braucht; es ist für sie mindestens gleichgültig, ob sie diesen Gewinn dadurch erzielt, daß ihr Andere mehr zahlen oder dadurch, daß sie selbst weniger aufzuwenden braucht. In beiden Fällen erzielt sie Ueberschüsse über den Bedarf, und aus diesen eben bildet sie sich ihren Reichthum.

Als diese Gedanken in dem Physiokratismus des 18. Jahrhunderts zum ersten Male in einigem Zusammenhange erfaßt wurden und Einfluß auf die volks-

thümlichen Vorstellungen vom Nationalreichthum zu üben begannen, war die Zeit überhaupt wunderbar bewegt. Die ränkevolle Politik der Höfe mit ihren Kriegen und ihrem finanziellen Druck war allgemach allen denkenden Kreisen ein Gegenstand des Abscheus geworden. Schwer lastete der Druck des Feudalstaates auf den Massen, noch verstärkt durch die Ausfuhrverbote des Merkantilismus für die einheimischen Bodenproducte und die einseitige Begünstigung der Industrie im Bezug ihres Rohstoffes von Außen wie im Absatz ihrer Producte nach dem Auslande. Die nergelnde Bevormundung der ganzen wirthschaftlichen Thätigkeit des Volkes durch den Polizeistaat, der sich von seinem Idealbilde einer allgemeinen Wohlfahrtseinrichtung für das Volk immer mehr entfernte, das alles nährte den Gegensatz volksthümlicher Anschauungen und des herrschenden Regimes und förderte mächtig die Idee eines allgemeinen Zustandes des Völkerglücks, welcher durch Anerkennung der Menschenwürde und Menschenrechte, durch Rückkehr zur Natürlichkeit und angeborenen Freiheit des menschlichen Daseins wieder aufgerichtet werden sollte. Und so war diese Zeit alsbald auch nur allzu geneigt, selbst in günstigen Handelsverträgen, in einer bevorzugten Stellung auf den auswärtigen Märkten ein hassenswerthes Privilegium tyrannisch regierter Völker zu sehen. Der Gewinn an Nationalreichthum, der aus solchem System erwachsen konnte, schien im Wesentlichen nur ein Zuwachs zu der Macht der verhaßten Staatsgewalt und der mit ihr verbundenen herrschenden Kreise zu sein; das Volk als solches, weit davon entfernt daran zu participiren, wurde dadurch ausgesogen, die Quellen seiner Wohlfahrt untergraben. Und ungenügend wie die Erfolge, erschienen nun auch die Fundamente dieses Systems. Wechselseitige Uebervortheilung und Ausbeutung der Völker kann kein wirthschafts-politisches System begründen; in sich selbst muß das Volk die Quellen seines Reichthums besitzen. Nun hat die Arbeit ihren Lohn und das Capital seinen Zins; beide aber brauchen das zum Leben, zum besser oder schlechter Leben, aber immerhin zum Leben. Ueberschüsse, Reichthümer sind daraus nicht zu bilden. Wo sie aber mehr erzielen als ihre Kosten, da können sie es nur aus einer Quelle haben, die ihrerseits gibt ohne zu empfangen, die lebendig ist ohne Lebensunterhalt. Und das ist allein die freigebige Natur. Ihre Producte sind immer etwas Neues, ein Zuwachs zur vorhandenen Masse der Güter, während das Gewerbe nur die Form, der Handel nur den Ort verändert, nichts Neues schaffen kann, ohne etwas Vorhandenes zu vernichten, nichts zur Verfügung stellen kann, was er nicht anderswo weggenommen hat. In Grund und Boden ist die einzige Quelle des reinen Ertrages, welche der darauf verwendeten Arbeit ihren Lohn, dem Capital seinen Zins gibt und noch Ueberschüsse gewährt. Das ist der Reichthum des Volkes. In der besten Ausnützung der natürlichen Kräfte ist der sicherste Weg des Volkes zu demselben. So ward durch den Physiokratismus die zweite Seite des Wirthschaftslebens der neu erwachten Völkergemeinschaft in energischer Beleuchtung vor Augen gestellt, die innere Wirthschaft, welche der Merkantilismus in einseitiger Ueberschätzung der auswärtigen Handelsbeziehungen verkümmert, wenn auch durchaus nicht gänzlich verkannt hatte. Der Physiokratismus ist keineswegs die Negation des Merkantilismus; er ist am wenigsten eine Umkehr zu mittelalterlicher oder antiker Abgeschlossenheit. Ja wir können unschwer eine Gemeinsam-

keit des Grundgedankens finden, wenn derselbe auch den national-ökonomischen Vorstellungen jener Zeit noch keineswegs klar geworden ist, mehr nur in den einzelnen Consequenzen als in einem festen Princip zum Ausdruck kommen konnte. So groß auch die Unterschiede der politischen Gesichtspunkte und der praktischen wirthschaftlichen Ziele beider Systeme sind, für die Geschichte der wirthschaftlichen Principienfrage, der Frage nach den Quellen des Nationalreichthums, ist der Physiokratismus doch nur eine allerdings sehr bedeutsame weitere Ausbildung vorhandener Vorstellungen von dem volkswirthschaftlichen Proceß, durch welchen die Masse der Güter sich auf die Völker wie auf die Einzelnen vertheilt. Alle praktisch-politischen Maßnahmen des Merkantilismus, die Begünstigung der sog. Commercialgewerbe, die Sorge um bevorzugte, womöglich beherrschende Stellung derselben im auswärtigen Absatz waren doch, bewußt oder unbewußt, von dem Grundgedanken eingegeben, daß der Gewinn der Nation um so größer sein werde, je größer ihre Productions- und Absatzvortheile in der Concurrenz des Weltmarktes seien; das allein aber, was eine Nation sich an solchen Gewinnen — wir nennen sie Renten — zulegen kann, ist Vermehrung ihres Vermögens, bildet ihren Reichthum. Die Physiokratie zeigte nun, daß eine allgemeine Quelle solcher Renten jedes Volk in seinem Grund und Boden habe, der gegenüber dem steigenden Bedarf des Volkes an Bodenproducten immer seltener wird, also immer mehr von der Natur eines monopolistischen Productionsmittels annimmt. Kömmt es also bei dem Proceß der Reichthumsbildung wirklich auf die Production von Renten, auf die Ueberschüsse über den Lohn und den Zins, auf die Extragewinne an, so ist es klar, daß der Reichthum in erster Linie und principiell durch die Bewirthschaftung des Bodens, und nur daneben, accidentell, noch durch etwaige Handelsgewinne von anderen Völkern zu vermehren ist.

Verstehen wir die beiden Systeme recht, so ist eine gewisse Einheit des national-ökonomischen Grundgedankens bei beiden unverkennbar. Nur bevorzugte, womöglich ausschließende Productions- oder Absatzverhältnisse erzeugen Renten, nur durch Renten kann sich Reichthum bilden und vermehren. Das verstand ein Jedes in seiner Weise, oder vielmehr verstand es zwar noch nicht, aber ahnte es doch und war zweifellos, auch ohne es zu wissen, beim Suchen nach dem Wege zum Reichthum auf die richtige Fährte gekommen.

Sollte darin nicht auch wenigstens eine theilweise Erklärung für die unleugbare Erscheinung gefunden werden können, daß trotz aller Deductionen der Theorie, trotz aller Agitationen der praktischen Bestrebungen keines der beiden Systeme als überwunden und beseitigt gelten kann? Noch heute finden wir sie beide lebendig mitten unter uns: die modernen Merkantilisten, welche unentwegt nach den Ziffern der Handelsbilanz als nach dem sicheren Barometer des Nationalreichthums schauen, und die modernen Physiokraten, welche noch immer in dem Bauern den eigentlichen Repräsentanten des Nährstandes erblicken, welche von fetten Ernten und einer physiokratisch angehauchten Gesetzgebung die Entwickelung des Reichthums erwarten. Es wäre unrecht, über diese unleugbare Thatsache einfach mit der achselzuckenden Bemerkung hinweggehen zu wollen, daß es eben tiefgewurzelte Vorurtheile und angeerbte Irrthümer gebe, und daß es ein Werk von Jahrhunderten sei, auch nur einen einzigen gründlich auszurotten.

Vielmehr möchten wir geneigt sein anzunehmen, daß gerade der höhere gemeinsame Grundgedanke beider sie widerstandsfähig und lebenskräftig erhalten hat. Und in dieser Ansicht werden wir nur bestärkt, wenn wir sehen, wie sich das nationalökonomische Urtheil über die Quellen des Nationalreichthums weiter gebildet hat von dem Punkte aus, bis zu welchem es zuletzt die vertiefte Einsicht des Physiokratismus gebracht hatte. Diese Weiterentwickelung lag am Ende nahe genug. Die Theile hatte man in der Hand — fehlt leider nur das geistige Band. Doch bedurfte es bei der Schärfe der theoretischen Gegensätze und bei den weit auseinandergehenden praktischen Consequenzen beider Systeme immerhin eines außergewöhnlich starken Geistes, um alle diese Elemente volkswirthschaftlicher Einsicht zu einem einheitlichen Systeme zusammen zu zwingen. In dem Schotten Adam Smith ist bekanntlich der Nationalökonomie jener starke synthetische Geist erwacht, der, die Einseitigkeiten beider vorangegangener Systeme scharf beleuchtend, in der That ein höheres Princip der Volkswirthschaft aufstellte. Mit Lapidarschrift stellte er an der Spitze seines großen Werkes über den Nationalreichthum die Worte: „Die jährliche Arbeit einer jeden Nation ist der Fonds, der sie im Grunde mit allem versorgt, was sie für des Lebens Nothdurft und Bequemlichkeit gebraucht."

Dieser große und doch so einfache, dieser ernste und doch so humane Gedanke schien geeignet, sofort den Streit der Meinungen in einer höheren Einheit zu versöhnen. Er ließ der Industrie und dem Handel ihr Recht, wie der Landwirthschaft und der Urproduction; er war der innern Wirthschaft ebenso gewogen, wie dem auswärtigen Verkehr; überall ist es doch in gleicher Weise die *Arbeit*, welche Reichthum aus ihnen gewinnt. Denn nicht auf den Betriebszweig kömmt es an; wie sie alle nothwendig sind für's menschliche Leben, so sind sie auch alle in gleicher Weise geeignet, ein fruchtbarer Boden für Erfolge der Arbeit zu werden. Nicht als Frucht einer klugen Handelspolitik, nicht als ein Geschenk der Natur empfängt ein Volk seinen Reichthum; weder ein Problem der Staatskunst noch ein unwandelbares Ergebniß einer natürlichen Ordnung ist seine Vermehrung: vielmehr ist sie eine sittliche und ökonomische That des Volkes selbst, das seine Kraft unermüdet dafür einsetzen und verständig haushaltend gebrauchen muß.

Diese beiden Dinge nun bergen allerdings auch in dem System von Adam Smith noch das große Geheimniß. Der Appell an die Thatkraft erlahmt nur allzuleicht an dem Behagen müßigen Genusses, an dem Hang zur Trägheit. Mächtige Triebfedern müßten wirksam sein, um sie zu überwinden. In dem lebendigen Bewußtsein eigener Verantwortlichkeit und in einer schrankenlosen Concurrenz um die Güter des Lebens werden sie wirksam. Der Mensch ist schwach und hilflos für sich allein; mit vielerlei Bedürfnissen aber sehr einseitiger Begabung steht er da im Leben, außer Stand, auch durch eisernsten Fleiß sich all die Nothwendigkeiten des Lebens selbst zu beschaffen. In der Theilung der Arbeit, im wechselseitigen Austausche der Producte erst wird eines Jeden Arbeit zugänglich für Jeden; denn indem Jeder das arbeitet, wozu er am besten befähigt ist, hat er gewiß auch den größten Erfolg seiner Arbeit; und indem er als Glied einer wohlorganisirten Gesellschaft arbeitet, kann er sich von

den Arbeitserfolgen der Andern so viel eintauschen als er braucht, der Bürger vom Bürger, wie das Volk vom Volke. Das ist die allgemeine Formel der Smith'schen Lehre; und im Siegeslaufe hat sie sich die Welt erobert, hat um den noch immer lebendigen Merkantilismus und um die kaum geborne Physiokratie ihre Kreise gezogen, daß sie eine Zeit lang wie verschwunden schienen. Es war wieder einmal die Macht eines einfachen klaren Gedankens, dessen Zauber die Welt sich nie verschließt, an den sie glaubt, selbst wo sie ihn nicht ganz versteht, und nicht im Stande ist, ihm in seine Consequenzen zu folgen. Es ist höchst bezeichnend, daß wohl diese allgemeine Formel des Smith'schen Systems in Aller Munde ist, daß aber die ganze Gedankenreihe dabei außer Acht gelassen wird, in der nun derselbe Denker das Nähere ausführt, wie der Arbeitslohn nach Verschiedenheit der Gegenstände, auf welche die Arbeit angewendet wird, verschieden ist; wie Ungleichheiten aus der Natur der Beschäftigungen selbst entstehen und durch die „europäische Polizei" veranlaßt werden, und wie es Erzeugnisse gibt, die zu allen Zeiten, aber auch solche, die nur zuweilen und unter gewissen Umständen eine Rente bringen. Weil aber doch diese ganze Gedankenreihe unentbehrlich ist, weil es doch dem gesunden Urtheile des Volkes so wenig wie dem Meister der Nationalökonomie entgehen konnte, daß die Arbeit nicht unter allen Umständen gleich erfolgreich ist, und daß ihre Verschiedenheit in der verschiedenen Unterstützung liege, welche sie durch die übrigen Productionsmittel erfahre — so hoben allgemach der Merkantilismus und die Physiokratie wieder ihr Haupt aus der Decke hervor. Beide sagten nun auf's Neue von sich aus, daß sie allein concrete Wege angeben, die zum Nationalreichthum führen, während die Smith'sche Lehre mit ihrer allgemeinen Formel von der Productivität der Arbeit es zu keinem positiven Programm des Nationalreichthums gebracht habe.

Und in gewissem Sinne muß man ihnen Recht geben. Dem berühmten Buche „über den Nationalreichthum" fehlt gerade der Abschluß — die Theorie des Nationalreichthums selbst. Die Prämissen sind in wunderbar eindringender Weise aus der Beobachtung des vielgestaltigen Wirthschaftslebens der Völker zu Tage gestellt, die verbindenden Fäden und Zusammenhänge der wirthschaftlichen Erscheinungen mit durchsichtiger Klarheit dargelegt; aber den Abschluß des ganzen Systems, eine erschöpfende Rentenlehre, ist uns Smith und seine Schule schuldig geblieben. Er hätte uns sagen müssen, wie denn, trotz aller Verschiedenheit der Erwerbszweige und ihrer Einflüsse auf den Arbeitslohn, die Voraussetzungen beschaffen sein müssen, damit jegliche Arbeit des Volkes reichthumbildend sein könne; und diese Voraussetzungen mußten allgemein erfüllbare, wieder durch die eigene Kraft des Volkes erstellbare sein, damit der Satz von der allgemeinen Productivität der Arbeit auch Geltung haben kann für die Wirthschaft des ganzen Volkes und bestimmend werden für die Richtung seines Reichthumserwerbs. Anstatt dessen aber macht Smith sogar der Physiokratie das Zugeständniß, daß Grund und Boden, auf Production von Nahrungsmitteln verwendet, allein nothwendigerweise und immer Renten bringen, und er vermag es dem Merkantilismus nicht abzustreiten, daß er mit seiner „Polizei" vielfach künstliche Renten wirklich geschaffen habe. So konnte sich auch diese Lehre, trotz

des allgemeinen Grundsatzes von der reichthumgebenden Quelle der Arbeit, von der Einseitigkeit nicht freihalten, gewissen Productionszweigen wieder mehr, andern weniger Fähigkeit zuzuschreiben, zum Reichthum eines Volkes beizutragen; was sollte da noch die allgemeine Maxime bedeuten, wenn sie das Leben täglich in vielen Einzelfällen Lügen strafte?

Aber doch werden wir den Ausgangspunkt, von dem wir uns der Lösung des Problems nähern können, immer wieder bei Adam Smith suchen müssen; ist doch vor allem der Grundsatz unanfechtbar, daß das Einkommen einer Nation bestimmt werde durch die Einsicht, Geschicklichkeit und den Fleiß, welchen sie im Ganzen bei ihrer Arbeit anwendet. Jede Vermehrung des Einkommens aber schafft Mittel zu leichterer Befriedigung weiterer Bedürfnisse. Schließlich werden dadurch immer Arbeitskräfte und Capitalien frei, die nicht auf die Beschaffung des täglichen Bedarfs verwendet werden müssen, sondern dem Fortschritte in der Production dienstbar gemacht werden können. Und wenn auch für die Einzelwirthschaft die Verbesserung der Productionstechnik nur so lange ein Gewinn ist, als sie es darin anderen zuvor thun kann: für die Gesammtheit liegt eine dauernde Errungenschaft gerade in der Verallgemeinerung eines solchen Fortschritts.

Darin liegt nun aber doch, wenn auch unausgesprochen, ein ganz bestimmter Hinweis, daß ein Volk auch durch seine eigne Thatkraft reich werden und Macht gewinnen könne über die äußeren Verhältnisse, welche ihm die Erfolge seiner Arbeit verschieden zuzumessen die Tendenz haben; und zwar wohnt diese Macht aller Arbeit der Nation inne, die sich den Leistungen anderer überlegen zeigt, ohne alle Beschränkung auf einzelne Productionszweige oder auf die Mitwirkung dieses oder jenes besondern Productionsinstruments — sei es Grundbesitz oder bewegliches Capital. Und auch ein zweites Axiom gehört der Gedankenreihe dieses Systems an, das Princip der sparsamsten Verwendung wirthschaftlicher Kräfte für den Proceß der Production. Nicht wie man sonst wohl geglaubt hat, und naive Menschen vielleicht noch zu glauben geneigt sind, daß ein Volk reich werde, wenn es sich allen Luxus abgewöhnt; eine solche Sparsamkeit schließt allen Fortschritt aus; sondern in dem Sinne, daß jede Arbeitskraft, und jedes Productionsmittel zum vollkommensten Nutzeffect gebracht wird. Denn auch dadurch entstehen größere Ueberschüsse über den Bedarf, wenn für den gleichen Bedarf weniger Mittel aufgewendet werden müssen. Nun ist freilich Sparsamkeit nur ein Mittel, um die sonst vorhandenen Ansätze zum Reichthum wirksam werden zu lassen. Durch Sparsamkeit allein kann ein Volk nicht reich werden; aber es ist gewiß, daß nur sparsame Völker reich geworden sind. Denn der erste Anfang zum Reichthum eines Volkes ist immer dieses sorgsame Zurathehalten aller gegebenen Mittel für den beabsichtigten Zweck. Diese Sparsamkeit schafft das Capital mit seiner Fähigkeit, die Arbeit stetig und fortwickelnd zu erhalten, also das, was das Volk leistet, für immer zu fixiren — es zu einem dauernden Gewinn zu machen. Freilich um recht sparen zu können, muß das Volk auch etwas Rechtes leisten. Die Ueberschüsse des nationalen Einkommens über den nationalen Bedarf werden eben in allerwege um so größer, je vorzüglicher die Production, je seltner die Eigenschaften sind, auf welche es bei solcher Production ankommt. So führt die consequente Weiterbildung der national-

ökonomischen Grundanschauung, wie sie schon A. Smith vertreten hat, auch zu einem befriedigenden Abschluß des Reichthumsproblems. Was der Merkantilismus nur geahnt, die Physiokratie nur für die Bodenproduction erkannt, Adam Smith selbst zwar allgemein aber doch unbestimmt ausgesprochen hat, das vermögen wir nun ganz präcis zu formuliren: immer wird ein Volk nur durch das reich, was es Besonderes leistet, durch den Fortschritt, den es im Dienste der Völkergemeinschaft macht. Solcher Fortschritt, solche Extraleistung lohnt sich selbst durch die Extragewinne, welche das Volk erzielt, durch seine Renten. Keine auch noch so schlaue Handelspolitik, keine auch noch so große Gunst der Natur vermag das zu schaffen, was ein tüchtig strebsames, geistig frisches und gebildetes, sparsames und sittlich-strenges Volk an Reichthumsquellen in sich selber trägt.

Aus zwei annectirten Ländern.

Erzählungen eines deutschen Officiers.

19.

Als ich auf der Rückfahrt nach Hannover die Elbe überschritten hatte, war mir's wie einem Schiffer, der von dem unruhigen Meere in eine stille Bucht kommt. Hier waren weder Oesterreicher noch Preußen; hier hörte man kaum ein Wort von dem Streit, auf welchen dort jeder Schritt führte. Nicht daß bei den Hannoveranern die Theilnahme an dem Nachbarlande abgenommen hätte; aber die Masse war gleichgültiger geworden, müde der nicht endenden Klagen über Schleswig-Holsteins Leid, wie über die Mißstände im eigenen Lande. Sie nahm das Gegebene hin, war es doch besser als anderswo; denn man hatte keine Kriegsbeschwerden und was draußen vorging, berührte das Königreich Hannover nicht.

Die politischen Männer dachten freilich nicht so. Ich suchte bald Aurelius auf, bei dem ich den Senator Wellmeier traf. Nach meiner Erzählung von dem, was ich in Holstein gesehen und gehört hatte, sagte Aurelius: „Daß Oesterreich Preußen mürbe zu machen hofft, ist nicht zu bezweifeln; und leider ist letzteres gerade jetzt durch den Unfrieden im eigenen Lande gelähmt. Das ist der Unstern Deutschlands, der nicht untergehen will. Preußen kann und wird sich Oesterreich am Bundestage nicht unterwerfen und geht es seinen eigenen Weg, so hat es weder die deutschen Regierungen, noch das Volk auf seiner Seite. Was Ihr Oesterreicher von dem Handelsgeschäft seines Kaisers mit Napoleon III. gesagt hat, klingt nicht unglaublich; aber eine solche Missethat würde sich rächen. Nichts könnte Deutschland schneller einigen, als ein Versuch Frankreichs, in seine Geschicke einzugreifen. Sendet Napoleon eine Armee an den Rhein, so steht das deutsche Volk ihm und dem, welcher ihn gerufen hat, einig gegenüber."

„Und was käme hiernach?" sprach nun der Senator. „Keinenfalls eine glückliche Entwickelung; entweder ein besiegtes, oder wieder das jetzige uneinige Deutschland. Unsere Schwäche müssen wir selbst heilen. Das Bismarck'sche „Blut und Eisen", früher oder später wird's zur Wahrheit in einem deutschen Bruderkriege."

„Vielleicht ziehen unsere Fürsten aus den heutigen Erfahrungen eine Lehre," sagte ich.

„Unser König?"

„Oder der Kronprinz."

„Der so am Gängelband gehalten wird?"

„Was er, wie es scheint, bitter empfindet," entgegnete ich. „Er ist ein zu guter Sohn, um seinem Vater zu opponiren."

„Würde auch Nichts helfen," meinte Aurelius.

„Er thut mir leid," nahm der Senator wieder das Wort. „Noch heute sah ich ihn, wie er allein sein Gespann fuhr. Er scheint die Einsamkeit förmlich zu suchen. Und abermals ist eine Hoffnung, daß er selbständiger würde, gescheitert."

„Wie so?" fragte ich.

„Der König will nicht, daß er eine Universität besucht. Er soll die Universitätsstudien in Herrenhausen machen, wo er vor den Gefahren einer freien Lehrzeit behütet werden kann. Man sucht einen Professor, der ihn unter den Ohren des Königs unterrichten soll."

„Ist schon gefunden," unterbrach Aurelius. „Ein ganz junger Mann, der sich des vollkommensten Royalismus rühmt und noch dazu katholisch ist."

„Gott bewahre!" rief der Senator aus.

„Er heißt Maxen, ist Privatdocent in Göttingen und wird jetzt Professor der Jurisprudenz und Politik in Herrenhausen. Sonst hat man von ihm noch Nichts gehört. Ich vermuthe, Pernice hat ihn empfohlen."

„Traurig, traurig!" sagte der Senator.

Der Professor Pernice in Göttingen war Mitglied der allgemeinen Ständeversammlung und dem Publicum in der Residenz bekannt. Seine colossale Gestalt und seine Lebensweise als Gourmand fielen auf. Er stand, obgleich er ein Preuße war, bei unserem Hofe in Gunst; von seinen staatsrechtlichen Kenntnissen wurde gelegentlich Gebrauch gemacht.

Der Doctor Maxen wurde in der That dem Kronprinzen in Herrenhausen als Lehrer gegeben, was alle diejenigen, welche dem jungen Fürsten eine höhere Anregung und freiere Erziehung wünschten, peinlich überraschte.

Der Notenwechsel zwischen Oesterreich und Preußen, welcher aus dem unhaltbaren Zustande in Schleswig-Holstein entsprang, führte schon im Januar zu einer bedrohlichen Entfremdung der beiden Mächte. Je deutlicher dies hervortrat, um so feindlicher stellte sich der österreichisch gesinnte Theil unserer Hofgesellschaft — und es war der größere Theil — zu Preußen. Diese Menschen, welche die größte Abneigung gegen den Herzog von Augustenburg und seine liberalen Anhänger hatten, vereinigten sich jetzt mit letzteren im Schelten auf die preußische Regierung. Von Tante Balbina erfuhr ich, wie man bei Hofe gestimmt war. Sie erzählte mit Befriedigung die gegen Preußen gerichteten Worte, welche sie aus des Königs Munde gehört hatte und fand es fast ungehörig, daß ich sie bat, diese unvorsichtigen Aeußerungen zu unterdrücken. Sie prahlte mit ihrer österreichischen Gesinnung, wie ein thörichtes Mädchen

mit einem schönen Kleide. Die Melanie, mit der sie augenblicklich vollkommen sympathisiren würde, fehlte ihr sehr.

„Ist sie noch nicht wieder hier?“ fragte ich.

„Ach nein! Sie wird noch länger fortbleiben.“

„Wo ist sie?“

„In Wien. Da hat sie ja Verwandte und Freunde.“

„Was fehlt ihr denn eigentlich?“

„O, sie ist nicht mehr krank. Sie sieht viele Menschen und schreibt oft an Ihre Majestät.“

Die preußenfeindliche Gesinnung, welche bei urtheilslosen Personen beinah zum guten Ton gehörte, führte ein äußerst beklagenswerthes Ereigniß herbei, welches mich tief bewegte und um aller Betheiligten willen betrübte. Der preußische Lieutenant Wellmeier, der allgemein beliebte Sohn des Senators, hatte während seines Urlaubs in einer unserer Tanzgesellschaften durch ein Mißverständniß hinsichtlich der engagirten Dame mit meinem Vetter Günther einen Streit bekommen, welchen der letztere in seiner vom Preußenhaß gesteigerten Zanksucht bis zum Duell trieb. Und in diesem erschoß Günther den jungen, hoffnungsvollen Kameraden. Der unglückliche Fall machte großes Aufsehen, rief das allgemeinste Mitleid hervor und schmerzte uns um so mehr, als er auf die hannoverschen Officiere ein falsches Licht werfen konnte. Bei uns kam fast nie ein Duell vor, man wußte sich kaum eines solchen zu erinnern und nun ereignete sich dieses mit einem in jeder Beziehung höchst traurigen Ausgange.

Meine Cousine Marie war von der schrecklichen Begebenheit heftiger erschüttert, als ich erwartet hatte. Sie konnte sich nicht fassen und wollte in Hannover nicht bleiben. In dieser Zeit gewann ich sie lieb. Wie bei Cordula war auch bei ihr das Herz gut. Ihre Eltern kamen, von Gram erfüllt, und nahmen sie mit.

Das Gerichtsverfahren gegen meinen unglücklichen Vetter endete später mit seiner Verurtheilung zu mehrmonatlichem Wachtarrest.

Im März wurde ich durch ein Telegramm von Wichard gebeten, nach dem Bahnhof zu kommen, damit er mich bei seiner Durchreise spreche. Dort theilte er mir mit, daß sein dänischer Onkel gestorben war und sein Vater mit den drei Söhnen zu der Beerdigung reisen wollte. Dieser Todesfall konnte Wichard nicht betrüben, er hatte den Onkel kaum gekannt. Er fuhr, glücklich die Braut zu sehen, weiter und kam demnächst noch glücklicher wieder; denn seine dänischen Vettern hatten des Barons Vorschläge hinsichtlich des Familienstatuts angenommen. Nun sollte Wichard's Verlobung förmlich declarirt werden und im Sommer die Hochzeit sein.

Auf der Rückreise hatte er in Hamburg Alfred gesprochen, der vor Kurzem aus England gekommen war. Er sehe älter, aber wie immer gesund aus und sei mit seiner Lage sehr zufrieden, erzählte Wichard. —

Oesterreich hatte die deutschen Mittelstaaten im Geheimen aufgefordert, ihre Truppen gegen Preußen kriegsbereit zu machen.

Gleich darauf legte Preußen in Frankfurt a. M. seine Anträge zur Bundesreform vor. Es nahm für sich die militärische Führung Norddeutschlands in

Anspruch und forderte die Berufung eines deutschen Parlaments. Preußen und Oesterreich rüsteten.

In dieser Zeit — es war im April — sagte Aurelius mir: „Ich sehe Sie für längere Zeit nicht. Es läßt mir keine Ruhe. Ich verreise."

„Für lange? Müssen Sie nicht unsers Landtags wegen hier sein?"

„Ach, was kann der! Nöthigenfalls komme ich wieder. Jetzt hängt Alles von den Entschlüssen des Königs ab, der — bei seiner Denkungsweise kann es nicht anders sein — die preußische Forderung des militärischen Oberbefehls wie einen Raubversuch an der ihm von Gott verliehenen Souveränetät ansieht."

„Aber was wollen Sie? Und wohin?"

„Ich fahre zunächst nach Frankfurt, vielleicht weiter. Ich will mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören."

Die preußische Forderung der militärischen Führung in Norddeutschland wurde von den hannoverschen Officieren sehr verschieden aufgefaßt. Die alten Träger der englischen Ueberlieferung in der Armee existirten nicht mehr. Der Kriegsminister von Brandis, welcher noch der Königlich englisch-deutschen Legion angehört hatte, stand außerhalb jeder geistigen Verbindung mit dem Officiercorps. Von den Waterloomännern dienten noch einige. Zu ihnen gehörte der General-Adjutant von Tschirschnitz, durch welchen der König das Commando der Armee führte und der seine Zeit gebrauchte, die Geschäfte bureaumäßig zu erledigen. Er hatte sich durch widerspruchsschwache Unterwerfung unter den Allerhöchsten Willen in seiner Stellung erhalten und mußte die Vorwürfe auf sich nehmen, welche die öffentliche Meinung bei Allem, was zum Nachtheil der Armee geschah, auf ihn häufte. Unter den anderen Generalen waren begabte und kenntnißreiche Männer, welche an den Zuständen, wie sie einmal waren, Nichts zu ändern vermochten und sich ohne Befriedigung mit der treuen Erfüllung ihrer Pflicht begnügen mußten. Sie hielten den ausgezeichneten Geist im Officiercorps aufrecht, der strebsam, ritterlich, nur zum Theil eng hannoversch geblieben war. Der Forderung, daß der Allerhöchste Kriegsherr von seiner Militärhoheit etwas abtrete, waren nicht alle abgeneigt; einzelne freilich, die blinden Preußenhasser oder diejenigen, welche das militärisch Nothwendige nicht begriffen, verwarfen sie als ein Attentat auf die Souveränetät der hannoverschen Krone ganz und gar. Die meisten erinnerten sich, daß für den Kriegsfall schon immer auf den preußischen Oberbefehl gerechnet war und meinten, daß eine Form, dieses Erforderniß ein für allemal zu regeln, gefunden werden und der König zu ihrer Annahme sich bereit erklären könnte. Es gab aber, und gerade unter den tüchtigsten, auch viele Officiere, welche die sachliche Berechtigung jenes Verlangens anerkannten und demselben Erfolg wünschten, in der Voraussetzung, daß die hannoversche Armee in dem Rahmen des unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen übereinstimmend zu gestaltenden deutschen Heeres als ein selbständiges Corps bestehen bleibe.

Am 15. April, dem gewöhnlichen Termin, wurden bei uns die Rekruten eingestellt, die Mannschaften des ältesten Jahrgangs jedoch nicht wie sonst entlassen. Letzteres deutete auf eine Vorbereitung zur Kriegsbereitschaft. Dem widersprachen aber verschiedene Zeichen einer friedlichen Wendung. Unser Minister

des Auswärtigen hatte erklärt, daß Hannover in dem Streite der beiden Großmächte neutral bleiben würde und zwischen diesen fanden Verhandlungen über eine Abrüstung statt, welche gegenseitige Zugeständnisse zum Ausdruck gelangen ließen.

Es kam zu keiner Abrüstung. Die deutschen Mittelstaaten versuchten, den Zwiespalt zwischen Oesterreich und Preußen nach dem Buchstaben der machtlosen Bundesverfassung zu schlichten, natürlich ohne den geringsten Erfolg.

Oesterreich, welches die meisten Stimmen der Bundesversammlung auf seiner Seite hatte, wollte jetzt durch letztere entscheiden lassen, welcher von den verschiedenen Prätendenten auf Schleswig-Holstein das meiste Anrecht habe. Preußen widersetzte sich diesem Antrage, weil nach dem Wiener Frieden die Verfügung über die Herzogthümer allein den beiden Großmächten zustände, und drang auf die Einberufung eines Parlaments, damit das deutsche Volk Schiedsrichter würde in dem Streite, welchen sonst nur das Schwert beendigen könnte.

Die süddeutschen Staaten machten sich kriegsbereit. Bei uns geschah nichts der Art. Nur wurde ein großer Theil des in Hannover lagernden Armee-Materials nach Stade transportirt, was natürlich nicht unbemerkt geschehen konnte und wie eine Sicherungsmaßregel aussah, die wohl aus der Erwartung eines Krieges mit Preußen zu erklären gewesen wäre, wenn nicht Auswahl und Menge der in Hannover belassenen Vorräthe diese Deutung widerlegt hätte. So geheim die Sache auch behandelt wurde, erfuhr man doch, daß bei Stade ein verschanztes Lager für fünfundzwanzig bis dreißig Tausend Mann errichtet werden sollte. Dies war allen Kameraden, mit welchen ich davon sprach, unbegreiflich. Befestigungsarbeiten, welche dem Transport des Kriegsmaterials zweckmäßiger Weise hätten vorangehen müssen, waren und wurden bei Stade nicht ausgeführt und den Zweck eines befestigten Lagers an jener Stelle vermochten wir am wenigsten einzusehen. Wurde man durch das Vorhandensein des umwallten Ortes, der nur dem Namen nach Festung war, auf den Gedanken gebracht?

Die kleine, von einem Erdwall und Wassergraben eng umschlossene alte Stadt ohne Hilfsmittel, ohne Kasematten, überhaupt ohne nennenswerthe Vertheidigungskraft war ganz außer Stande, den neuen Angriffsmitteln Widerstand zu leisten. Wollte man den Ort vertheidigen, so mußte man die Höhen befestigen, welche sich an der Geestseite nicht weit von den Stadtwällen erheben. Im Anschluß an das Marschland längs der Elbe konnte dies wohl eine Stellung von einiger Stärke werden, wenigstens für die Jahreszeit, in welcher die Marschen schwer gangbar sind; aber zunächst hatten wir nicht diese Jahreszeit, sondern den Sommer vor uns.

Die Erbauung des verschanzten Lagers kostete Zeit. Würde Preußen gestatten, daß diese zweifellos feindliche Maßregel, welche ebenso wenig verborgen bleiben, wie mit den Neutralitätsversicherungen des Grafen Platen in Einklang gebracht werden konnte, zur Ausführung gelange? — Was sollte überhaupt die hannoversche Armee in dem entlegensten Winkel des Landes, wo sie dem Feinde das ganze Königreich überließ? Günstigen Falls konnte sie eine Wendung des Krieges abwarten, um in dem entscheidenden Momente vorzubrechen; aber eben deshalb konnte Preußen die Vollendung des verschanzten Lagers, seiner Armirung und Ausrüstung, die Sammlung unserer Armee in demselben nicht gestatten. Es

war gar nicht anzunehmen, daß man in Berlin unserem kleinen, in den großen Staat eingeschobenen Lande eine Concentrirung seiner Kräfte zu feindlichem Zwecke erlauben würde. Vor einem Kriege mit Oesterreich mußte Preußen Hannovers sicher sein, auf die eine oder die andere Weise.

Unsere Armee konnte an der Unterelbe durch die österreichische Besatzung Holsteins verstärkt werden, auch hiervon wurde bereits gesprochen; aber das war nur eine Brigade, nicht fünftausend Mann stark. Ferner hieß es, daß der österreichische Statthalter in Holstein Vorbereitungen zur Aufstellung des holsteinischen Bundescontingents treffe. Auf dieses war kaum ernsthaft zu rechnen und ein paar Tausend Mann neuer Truppen hätten uns wahrscheinlich mehr Verlegenheiten bereitet, als Hilfe gewährt.

Nicht unmöglich ist es, daß bei dem Stader Project Erinnerungen an die ehemalige Verbindung mit England, Hoffnungen auf die Verwandtschaft des Königs mit der Monarchin des großen Inselreichs vorgeschwebt haben. Vor sechzig Jahren hatten englische Schiffe hannoversche Soldaten an unseren Küsten aufgenommen, um sie nach England zu führen, wo man eine Legion aus ihnen bildete. Vielleicht hat Georg V. es für ausführbar gehalten, seine Armee in fremdes Land zu retten, um mit dessen Hilfe sein eigenes später wieder zu gewinnen.

Uebrigens kam das Stader Project nicht weiter und ich habe nicht erfahren, wer sein Urheber war; in militärischen Kreisen wollte Niemand dafür gelten. Die Vertheilung des Kriegsmaterials gehörte in den Bereich des Kriegsministers, der sich für den Transport auch persönlich interessirt hatte. Die nach Stade geschafften Kriegsbedürfnisse blieben dort, fortificatorische Arbeiten und andere Vorbereitungen fanden daselbst aber nicht statt.

Indessen führte dieser Zwischenfall zum Nachdenken über unsere militärische Lage. Man begriff allgemeiner, daß Hannover durch alle Verhältnisse auf den mächtigen Nachbar angewiesen war und als Feind desselben untergehen oder nur unter sehr verstärktem Einflusse des katholischen Oesterreichs weiter bestehen würde. Das Letztere fürchteten alle Diejenigen, welchen das Wohl des protestantischen Deutschlands am Herzen lag.

Doch nur die Wenigsten machten sich dies klar und die Sympathien waren vorwiegend auf österreichischer Seite.

Das Clubleben im Museum trug in diesen Wochen einen anderen, als den gewöhnlichen Charakter. Der Lesesaal war stets von Wißbegierigen gefüllt; die Stille, welche statutenmäßig darin herrschen sollte, wurde durch Fragen und lebhafte Erörterungen unterbrochen. Auch nebenan im „Wachsfigurencabinet“ ging es laut her. Nur der schweigsame Oberst am Ende des Divans blieb selbst unter den obwaltenden Umständen stumm, gab auch keine Zeichen durch Husten und Räuspern. Die Personen, welche er auf solche Art besonders auszuzeichnen pflegte: Wermuth und der Staatsminister a. D. Windthorst fehlten. Der letztere kam jetzt nicht an diesen Ort, zum Bedauern Derer, welche den klugen Mann gern um seine Meinung gefragt hätten.

„Den Gedanken eines deutschen Parlaments kann die preußische Regierung schlechterdings nicht aufrichtig meinen,“ sagte der Geheime Regierungsrath.

„Diesem revolutionären Gedanken aus dem Jahre 1848 nachzugeben, fällt dem conservativen Grafen Bismarck nicht ein."

„Ich halte ihn für ernstlich gemeint," entgegnete der Obergerichtsrath. „Preußen greift in der Gefahr unterzugehen nach dem Strohhalm des Liberalismus."

„So könnte man es erklären," erwiderte der Geheime Regierungsrath, „wenn uns die Zeitungen nicht eines Anderen belehrten. Die Parlamentsidee hindert Landtagsabgeordnete und Volksversammlungen, auch preußische, nicht, für den Augustenburger, gegen die preußische Regierung zu reden."

„Ich halte alle Berliner Vorschläge, die auf Einschränkung der Souveränetät deutscher Landesherren losgehen, für Humbug," rief der Forstrath. „Das bringt Preußen niemals zu Stande."

„Nach einem Kriege vielleicht," sprach der gelehrte Major, ohne seinen Kopf von dem Polster zu erheben, worauf er ihn stützte.

„Das heißt, wenn es uns Alle unter hat," äußerte halb lachend, halb zornig der Forstrath. „Wenn wir mediatisirt sind, hört freilich die Militärhoheit Seiner Majestät auf; eher aber nicht. Und so weit sind wir noch nicht." Er drehte sich um und sagte, indem er nach dem Lesesaal ging, zu den Nächststehenden: „Es ist unglaublich, daß man so was denken kann!"

„Cavour'sche Politik!" warf der Oberbaurath hin und benutzte den Uebergang, um den bei ihm Sitzenden von seinen Reisen in Italien zu erzählen.

Jetzt nahm ein junger Mann, ein Amtsassessor, das Wort: „Preußen verlangt ja nur Neutralität von uns in einem Kriege mit Oesterreich. Und das kann man ihm nicht verdenken. Hannover wäre, wenn es gerüstet dastände, ein gefährlicher Feind. Wir schnitten Preußen in zwei Stücke —"

„Das thäten wir!" bestärkte der Medicinalrath. „Und deshalb müssen wir rüsten. Unsere Rüstung zwingt Preußen, Frieden zu halten."

Der gelehrte Major lachte halblaut vor sich hin.

„Ich bin anderer Meinung," sagte der Obergerichtsrath. „Wir müssen neutral bleiben, dann riskiren wir nichts. Siegt Preußen, so haben wir seinen Dank zu erwarten. Siegt Oesterreich, so wird uns kein Leid geschehen."

Der Geheime Regierungsrath aber behauptete: „Siegt Preußen, so steckt es uns nachher ein. Siegt Oesterreich, so können allerlei Compensationen eintreten und da lägen wir abermals für Preußen am Nächsten. Nein! Ich meine, alle Mittelstaaten müssen an Oesterreichs Seite waffnen, damit der Krieg vermieden wird."

Hierauf sprach der Consistorialrath, welcher zuletzt hinzugekommen war: „Es gibt einen Mittelweg, — bewaffnete Neutralität."

Nun erhob sich der gelehrte Major mit den Worten: „Herr! Sind Sie toll?" und ging weg.

Anfangs Mai wurde unsere, sonst im Herbst stattfindende, Exercierzeit ausnahmsweise früher befohlen; sie sollte schon in der Mitte des Monats beginnen. Man suchte die überraschende Anordnung durch die in Aussicht stehende gute Ernte zu begründen, welcher demnächst die Arbeitskräfte der zur Uebung vom Urlaub einzuberufenden Mannschaft nicht entzogen werden sollten. Daß dies

nur ein Vorwand war, sah Jeder ein. Die Beurlaubten von drei Jahrgängen wurden zum Dienst beordert und die Uebungen der completirten Truppentheile begannen zu einer Zeit, wo die schwachen Stämme von der Ausbildung der vor wenigen Wochen eingestellten Rekruten in Anspruch genommen waren. Diese Maßregel, welche nach Lage der politischen Verhältnisse den Argwohn der preußischen Regierung erregen mußte, veranlaßte die letztere, in eindringlicher Weise vor Rüstungen zu warnen und auf den Abschluß eines Vertrags zu bringen, durch welchen Hannover sich zu einer unbewaffneten Neutralität verpflichte.

Nun begannen in dem Rathe des Königs Georg die entgegengesetzten Meinungen sich lebhafter zu bekämpfen, in geheimen Besprechungen zwar, aber dennoch den ferner Stehenden bemerkbar. Das Publicum fühlte die Schwankungen, welche aus der Abneigung unserer Regierung gegen Preußen und ihrer Furcht vor diesem drohenden Nachbar entsprangen. Stehen wir zu Oesterreich oder zu Preußen? wurde die Tagesfrage, welche bald so, bald anders beantwortet wurde. Was die erstere Entscheidung zu bedeuten habe, begriffen Wenige; welche Folgen sie haben würde, ahnte Mancher.

In Berlin war in der ersten Hälfte des Monats Mai die Mobilmachung der ganzen Feldarmee befohlen. Dieser Schritt, bei der Organisation der preußischen Militärmacht an sich von der eingreifendsten Bedeutung, zu einer Zeit, wo dort im Lande die schärfsten politischen Zerwürfnisse waren, zeigte, daß die preußische Regierung zu dem äußersten Wagniß entschlossen war. Die Opposition des Abgeordnetenhauses hatte das Geld zu einem Bruderkriege verweigert, Volksversammlungen verurtheilten denselben und Petitionen, an den König Wilhelm gerichtet, äußerten die größte Besorgniß und drangen auf Erhaltung des Friedens.

In Oesterreich und dem übrigen Deutschland glaubte man, das Berliner Wagniß werde schon im Beginn scheitern. Aber die Mobilmachung ging überall in Preußen ruhig von Statten, die Wehrmänner stellten sich pünktlich. Es war nicht länger zu bezweifeln, daß in kurzer Zeit das gewaltige, einheitliche preußische Heer inmitten Deutschlands zum Schlagen bereit stehen würde.

Jetzt endlich wollte der König Georg auch andere als die ihn täglich umgebenden Männer um ihre Meinung fragen. Einige der Generale, welche das meiste Vertrauen in der Armee besaßen, wurden nach Herrenhausen berufen. Dort sprachen sie die von Sr. Majestät ungern vernommene Ansicht aus: daß eine gegen Preußen feindliche Politik für Hannover verderblich sein würde.

Da nun Rüstungen bei uns nicht stattfanden und von der Regierung öffentlich Nichts geschah, was Sorgen um die Zukunft verrieth, so gab man sich der Hoffnung hin, daß Alles gut verlaufen werde.

20.

Die schönen Maitage sahen wie sonst fröhliche Menschen in der Residenz. Die Menge ist leichtsinnig und wenig fähig, über das Traurige, was von fern droht, lange nachzudenken. Sie sieht das Angenehme, welches nahe liegt und genießt den Augenblick.

Die Abende füllten das Tivoli an der Königsstraße mit schau- und hörlustigen Menschen. Die Illumination des Concertgartens, wo Tausende von

bunten Lichtern in den Zweigen hingen, von Baum zu Baum sich zogen oder unter Blumen, unter Wasser hervor glänzten, übte ihre Anziehung. Als ich mich mit anderen Kameraden durch die Lustwandelnden drängte, legte sich eine Hand auf meine Schulter und ich hörte meinen Namen nennen. Ich sah mich um, Graf Eberhard in Civilkleidung stand vor mir. Ich rief den Kameraden „Gute Nacht" zu und kehrte mit ihm um. „Ich mußte in Familiengeschäften nach Hannover," sagte er, „und fahre noch in dieser Nacht nach Berlin zurück. Ich war in Ihrer Wohnung, Ihr Diener rieth mir, Sie hier zu suchen. Leisten Sie mir bis zu meiner Abreise Gesellschaft?"

„Mit Freuden!"

„Plaudern wir nicht in der Georgshalle ungestörter?"

Wir gingen dorthin und setzten uns, wie schon einmal, in eines der kleinen Cabinette. Seit ich ihn nicht gesehen hatte, war er über seine Jahre gealtert. Man konnte ihn für einen Vierziger halten, während er die Mitte der Dreißig noch nicht erreichte. Ernste Arbeit mochte dies bewirkt haben; aber ein melancholischer Zug und daß er Adele zu nennen vermied, ließ mich vermuthen, daß auch seine verschmähte Liebe dazu beigetragen hatte.

Das Gespräch führte von Schleswig-Holstein auf die augenblickliche Lage in Deutschland.

„Wir stehen zum Losschlagen bereit. Erreichen wir unseren Willen nicht auf friedlichem Wege, so kämpfen wir darum," sagte Graf Eberhard.

„Ich kann noch immer nicht daran glauben," unterbrach ich ihn. „Es stände zu viel für Preußen, für Deutschland auf dem Spiele."

„Für Deutschland? Was würde aus Deutschland, wenn wir nachgäben? Für Preußen steht nicht so viel auf dem Spiele, als Sie annehmen."

„Es wäre ein Kampf um seine Großmachtsstellung."

„Das wohl, aber kein zu gewagter."

„Sie haben außer Oesterreich viele deutschen Staaten gegen sich und wohl gar Frankreich mischt sich ein —"

„Lassen wir die fremden Mächte; sie können sowohl für wie gegen Preußen sein. Von Frankreich wissen wir, daß seine Armee auf den Krieg nicht vorbereitet ist. Wenn Sie in Hannover glauben, daß die Süddeutschen viel leisten werden, so sind Sie mangelhaft unterrichtet. Die süddeutschen Regierungen sehen keine große Gefahr für sich und thun deshalb militärisch bis jetzt wenig. Nur der König von Sachsen setzt sich mit Entschiedenheit in den Stand, an der Seite von Oesterreich zu fechten. In Bayern schleppt sich alles langsam dahin. Das achte Bundes-Armeecorps ist so uneins in der Führung wie in der Gesinnung. Württemberg, Darmstadt und Nassau stehen mit mehr Leidenschaft als Macht gegen uns, während Baden sich nur gezwungen in deren Action fügt. Kurhessen ist schwankend. Diese alle bereiten uns keine Sorgen. Nur Sie Hannoveraner machen uns Schmerzen."

„Mich däucht, die meiste Gefahr, und eine sehr große, droht Ihnen von Oesterreich. Man sagt hier, Oesterreich werde mit 800 000 Mann in's Feld rücken und ebenso tüchtig wie die österreichischen Truppen vor zwei Jahren in Schleswig waren, soll die ganze kaiserliche Armee sein."

„Hannover bezweifelt nicht, daß wir diesem starken Feinde erliegen müssen und darauf stützt es seine Politik."

„Wir bleiben, wie es scheint, neutral."

„Wäre es nur wirklich so! Ich weiß, daß Ihr Graf Platen heute so, morgen so spricht. Man kennt in Berlin recht wohl die Abneigung Ihres Königs gegen Preußen und nun erst gar gegen unsere Reformvorschläge, gegen den preußischen Oberbefehl, gegen die liberale Idee des deutschen Parlaments. Am liebsten stände Ihr König neben Oesterreich, glauben Sie es mir. Aber da der Kaiserstaat weit weg ist, will man uns hinhalten, bis dieser und die Süddeutschen vollständig kriegsbereit sind. Auf diesem Wege hofft man aus dem Kriege Vortheil zu ziehen."

„Sie wissen mehr von der hannoverschen Politik als ich. Sie werden auch wissen, daß wir uns vollkommen auf dem Friedensfuß befinden."

„Weil wir Einspruch erhoben haben. Ihre verfrühte Exercierzeit sollte ein kleiner Anfang sein. Weshalb schiebt Hannover ein Neutralitätsabkommen mit uns immer mit neuen Wendungen hinaus? Ihr König reizt mit diesem Verfahren seinen besten Freund."

„Wen meinen Sie?"

„Meinen König. Sie sehen mich erstaunt an; aber es ist so. Der König Wilhelm hält auf alte Traditionen wie auf die Verwandtschaft und jeder Schritt gegen seinen Königlichen Vetter von Hannover thut ihm weh. Und dennoch wird er Gewalt gebrauchen, wenn Preußens Sicherheit dies verlangt."

„Nun, so weit wird es wohl nicht kommen," sagte ich und suchte ein heiteres Gespräch in Gang zu bringen. Das wollte aber nicht gelingen. Graf Eberhard kam immer wieder auf den Krieg mit Oesterreich zurück, den er für unvermeidlich hielt. Seine gedrückte Stimmung machte auf mich den Eindruck, als hege er Zuversicht nicht in dem Maße, wie er sie äußerte. Als die Zeit seiner Abreise heran nahte, begleitete ich ihn nach dem Bahnhof. Beim Einsteigen in das Coupé reichte er mir noch einmal die Hand: „Leben Sie wohl!"

„Auf Wiedersehen!" rief ich ihm nach.

Wie sehr Oesterreich sich bemühte, die Mittelstaaten auf seine Seite zu ziehen und wie die letzteren sich noch den Schein ihrer Selbständigkeit zu bewahren suchten, ging aus den Verhandlungen des machtlosen Bundestages hervor. Oesterreich, welches dem König Georg Gebietsvergrößerungen auf Kosten Preußens nach dem Siege, den es mit Bestimmtheit erwartete, im Geheimen versprach, warnte am 19. Mai in der Bundessitzung Hannover unter Hinweis auf die Solidarität der Bundesstaaten vor dem Abschluß eines Specialvertrages mit Preußen. Und die Mittelstaaten beantragten am 20. Mai die allgemeine Abrüstung, obgleich sie wußten, daß Oesterreich und Preußen sich nach einem solchen Beschluß nicht richten würden.

Um diese Zeit kam der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Prinz Carl von Solms-Braunfels aus Wien nach Hannover. Daß lediglich der Geburtstag des Königs, seines Stiefbruders, ihn herführte, glaubte Niemand. Das Publicum kannte den Einfluß, welchen die Familie Solms an unserem Hofe ausübte und bezweifelte nicht, daß der Prinz Carl mit Aufträgen des Kaisers Franz Joseph

komme. Der österreichisch gesinnte Theil der Hofgesellschaft verhehlte seine Freude über diesen Besuch nicht. Im Volke machte das Erscheinen des Prinzen in der österreichischen Generalsuniform an der Seite des Königs einen peinlichen Eindruck. Gerüchte von einer Mobilisirung hannoverscher Truppen und ihrer Verbindung mit der Brigade Kalik, d. h. den österreichischen Truppen in Holstein, verbreiteten sich. Die Sorglosigkeit der letzten Wochen war dahin und eine schwüle Stimmung lag auf dem Lande, als am 27. Mai mit den üblichen Festlichkeiten des Königs Geburtstag gefeiert wurde.

Daß an diesem Tage England, Rußland und Frankreich die deutschen Großmächte, den deutschen Bund und Italien einluden, mit ihnen in Paris über die Aufrechterhaltung des Friedens zu verhandeln, was schnell bekannt wurde, machte wenig Eindruck. Man fühlte, daß die Gegensätze einen friedlichen Ausgleich unmöglich machten und fing an einzusehen, daß Hannover den Krieg im Lande haben würde, wenn es gegen Preußen stände. Und als für unsere zur Exercierzeit versammelten Truppen Uebungen in vier, aus allen Waffen zu bildenden, Brigaden befohlen wurden, die in der zweiten Hälfte des Juni bei vier verschiedenen, an den nach Norden führenden Eisenbahnen liegenden Orten stattfinden sollten, hielt man das Gerücht von einer beabsichtigten Verbindung unserer Truppen mit der Brigade Kalik für begründet und sprach wieder von dem verschanzten Lager bei Stade, obgleich Arbeiten zu der Einrichtung eines solchen nicht stattfanden.

Die Spannung zwischen den deutschen Großmächten ließ den Ausbruch der Feindschaft zuerst in den Städten, welche bundesmäßig eine österreichische und preußische Garnison hatten, befürchten. Der Antrag, welchen Bayern in Frankfurt stellte: diese Truppen nicht allein von dem Sitze des Bundestages, sondern auch aus den Bundesfestungen Mainz und Rastatt zu entfernen und durch Truppen Bayerns, Badens und der Kleinstaaten zu ersetzen, war allen willkommen. So wurde wenigstens die Gefahr vermieden, daß die Bundesgenossen sich in den Straßen jener Städte bekämpften, welche bisher Repräsentanten deutscher Einheit waren. Im Anfange des Juni passirte ein Eisenbahnzug die Stadt Hannover, welcher das Bückeburgische Contingent nach Mainz brachte. Ich war zufällig in der Nähe der Eisenbahn. Die Soldaten in dem Zuge sangen muntere Lieder, die mir klangen, als jubelten sie darüber, daß sie dem nahen Bruderkriege entzogen wurden.

Aurelius kam zurück. Er war in Frankfurt, eine kurze Zeit in Stuttgart und München, am längsten in Wien und zuletzt noch einige Tage in Berlin gewesen.

Er war traurig. Er hielt den Ausbruch des Krieges für gewiß. „Wieder Deutsche gegen Deutsche! Wann wird endlich dieses Elend aufhören?“ rief er aus. „Und wenn es nur auf Oesterreich und Preußen beschränkt bliebe; aber die deutschen Mittelstaaten wollen es nicht. Obgleich sie Furcht haben, wollen sie mitspielen und es ist doch so schwach bestellt um sie! Unser König glaubt das nicht, sonst könnte er unmöglich auf sie rechnen. Der Bundestag sieht vor lauter Acten und österreichischen Großsprechereien den einzigen kräftigen Baum nicht, welcher die deutsche Nation zu beschirmen vermag. Man schreibt und redet

sich vergeblich die Angst vom Leibe. Man möchte gern glauben, wie ungeheuer stark Oesterreich ist und kann es nicht recht. Und während man ihm beistehen will, denkt man besorgt an die Fabel, worin der Große den Kleinen verspeist, der ihn gerettet hat. Denn man hat den Fürstentag von 1863 nicht vergessen. Nur Preußen sieht die Sache genau wie sie ist. Es gibt in seiner Zwangslage das unfruchtbare Bundesrecht auf, greift nach seinem Gewaltrecht und wird vielleicht Recht behalten; Gott gebe, zum Heile Deutschlands! — Welcher Unterschied zwischen Wien und Berlin! Dort lustiges Leben, gewürzt durch die Einbildung unbesiegbarer Stärke und dabei Feinde außen wie im eigenen Hause. Italien und Preußen schlagen zugleich auf Oesterreich los und die Ungarn haben Lust, ihnen zu helfen. Preußen weiß sehr wohl, was es thut. In Berlin geht die Regierung mit militärischer Enregie vorwärts; die Opposition schreit, aber man hört nicht darauf. — Wir dürfen nicht feindlich gegen Preußen handeln, es wäre unser Untergang. Ich will dies Alles dem König sagen, wenn ich zu ihm gelangen kann. Ob das zu erreichen ist, weiß ich nicht; ich will es durch Malortie versuchen. Er ist der einzige rechtschaffene Mann bei Hofe, der seinen Kopf klar erhalten hat. Auf ihn hört der König nicht; vielleicht daß Se. Majestät mich, den ganz fern stehenden, hören will. Ich kann nachher ignorirt werden."

Oesterreich schien seiner Sache sicher zu sein, denn es drängte zum Kriege. Am 5. Juni berief es ohne die Zustimmung Preußens, des Mitbesitzers von Holstein, die Stände des Herzogthums zum 11. nach Itzehoe. Preußen erklärte sofort, daß es den von Oesterreich hierdurch verletzten Gasteiner Vertrag nicht mehr als vorhanden ansehe und das Recht, welches der Wiener Frieden ihm gab, in Anspruch nehme, das Recht, gemeinschaftlich mit Oesterreich Holstein zu besetzen. Der preußische Gouverneur von Schleswig, General von Manteuffel, versammelte seine Truppen, um sie nach Holstein zu führen. Auf dem Boden, welchen vor zwei Jahren die Waffenbrüder Arm an Arm betreten hatten, in dem Lande, welches kaum den Dänen entrissen war, schien der Kampf von Deutschen gegen Deutsche zu entbrennen.

Aurelius hatte eine Audienz bei dem König gehabt. Er war niedergeschlagen, als er erzählte: „Ich war auf eine frühe Stunde befohlen und brauchte nicht lange zu warten. Der Kammerdiener führte mich durch den Gang, der im Schlosse zu ebener Erde an der Gartenseite liegt, in das Zimmer, wo am freistehenden Schreibtisch der König saß. Ich war mit ihm allein. Durch die weit geöffneten Fenster schien unbehindert die Sonne auf sein schönes, sehr bleiches Gesicht in die offenen todten Augen. Die Blumen des Gartens dufteten in das stille Gemach hinein, in welchem ich zum ersten und wohl auch zum letzten Male war. „Sie haben mich zu sprechen gewünscht," redete der König mich an. „Was haben Sie mir zu sagen?" Aus der Stimme klang es heraus, daß er mir als einem Oppositionsmanne nicht gnädig sei. Ich antwortete, daß ich, aus einer alten hannoverschen Familie stammend, mit meinem ganzen Herzen an dem Königreich hinge, daß ich von Reisen käme und in Süddeutschland, in Wien und Berlin Eindrücke gesammelt hätte, welche ich zu Sr. Majestät Kenntniß zu bringen wünschte. Der König hob seinen Kopf, als ob die letzten Worte ihn unwillig machten. Da er schwieg, fuhr ich fort und sagte ihm etwa das, was

ich neulich Ihnen gesagt habe, aber, ich glaube, wärmer; denn mein Gefühl wurde durch den Anblick des armen Königs erregt und die mir gewährte Gelegenheit steigerte meine Hoffnung, daß mein Zweck erreicht würde. Ich sprach offenherzig und eindringlich. Der König unterbrach mich nicht; erst als ich zu Ende war, redete Se. Majestät, auch ziemlich lange."

„Was sagte der König?" fragte ich gespannt.

„Er war ergriffen, sprach aber ruhig und fließend. Ich will seine Worte nicht wiederholen. Meine Warnung hatte keinen Erfolg gehabt und ich ging mit der traurigen Erinnerung: Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit."

Die Preußen hatten im Herzogthum Schleswig 12 000 Mann, die Oesterreicher in Holstein kaum 5000. Auch in Rendsburg war die preußische Besatzung stärker als die österreichische. Der Statthalter von Holstein zog deshalb seine Truppen vor den am 7. Juni einrückenden Preußen nach Altona zurück. Die holsteinischen Ständemitglieder, welche in Itzehoe eintrafen, reisten unverrichteter Dinge wieder ab. Der General von Manteuffel rückte gegen Altona vor und nach dieser Stadt marschirten noch 5000 Preußen aus dem Lauenburgischen, während preußische Kanonenboote die Elbe bewachten. Die isolirte Brigade Kalik wäre verloren gewesen, wenn es zum Kampfe kam. Unter diesen Umständen verließ der österreichische Statthalter mit allen Oesterreichern den holsteinischen Boden. In der Nacht vom 11. auf den 12. Juni ging die Brigade Kalik über die Elbe nach Harburg. Jetzt war Schleswig-Holstein in preußischem Besitz.

Daß die hannoversche Politik nunmehr eine bestimmte Richtung verfolge, war in keiner Weise zu erkennen. Im Gegentheil schienen die Maßregeln unserer Regierung sich zu widersprechen. Die Brigade Kalik fuhr auf der Eisenbahn durch unser Land nach Süddeutschland. Die Anhänger Oesterreichs waren hiermit unzufrieden, im Allgemeinen hielt man die Entfernung der Oesterreicher für ein Friedenszeichen. Dagegen blieben die Dispositionen, welche für die Märsche unserer Brigaden nach dem Manöverterrain getroffen waren, unverändert und diese Truppen wurden mit scharfer Munition und so viel Fuhrwerken, als von den im Frieden gehaltenen Pferden gefahren werden konnten, ausgerüstet, was über das Uebungsbedürfniß hinausging. Freilich waren diese Anordnungen von einer Mobilmachung weit entfernt. Die vier Uebungsbrigaden stellten in ihrer Gesammtstärke nicht zwei Drittel der hannoverschen Armee dar, es war kein Pferd über den schwachen Friedensetat vorhanden und zur Kriegsbereitschaft fehlten alle administrativen Formationen, ohne welche Truppen im Felde nicht bestehen können. Immerhin waren aber jene Anordnungen geeignet, in Berlin Zweifel an der Aufrichtigkeit unserer Neutralitäts-Versicherungen zu erwecken, während sie uns in keiner Weise zu einem thatkräftigen Widerstande befähigten.

Ich erinnere mich, daß ich, über das letzte Gespräch mit dem Grafen Eberhard und über die nächste Zukunft nachsinnend, in meiner Stube saß, als der Postbote mir einen Brief meiner Mutter brachte, aus dem ich Folgendes abschreibe:

„Als die Oesterreicher unsere Gegend verließen, kam Alfred, nur für einen

Tag. Er war mit einem Wagen ganz hergefahren und fuhr auch so nach Hamburg zurück. Er war liebenswürdig und gut wie immer; aber wäre er noch Officier, ich hätte geglaubt, er käme um Abschied zu nehmen, so wehmüthig war er.

„Dein Vater äußert sich über die Ereignisse wenig; und verworren genug sind sie. Zu allererst traten die Preußen für das Land ein, dann nahmen sie es im Bunde mit den Oesterreichern und nun jagen sie diese hinaus! Obgleich man nicht leugnen kann, daß sie in Schleswig besser Ordnung gehalten haben als die Oesterreicher in Holstein, so finde ich die Art, wie Manteuffel mit seiner Uebermacht die alten Waffenbrüder verdrängte, doch empörend. Das Gute bei der Sache ist, daß Guido mit fort ist. Er kam für ein paar Stunden, um Adieu zu sagen. Wir waren gerade mit Alfred im Schlosse. Ich glaube, daß er sich ernsthaft mit dem Gedanken beschäftigt, Adele zu heirathen. Sie ermuthigte ihn nicht; aber er versicherte, daß er wiederkommen würde. Ich freue mich nur, daß Friedrich mit ihm weggereist ist. Der Baron willigte ein. Friedrich will in Wien abwarten, wie unsere Verhältnisse sich gestalten. Hier würde er gelegentlich mit den Preußen in Conflict gerathen sein, so haßt er sie. Woher er das nur hat? Für den häuslichen Frieden ist es besser, daß er fort ist.

„Der Baron fuhr nach Itzehoe, wo der Landtag sein sollte und kam am anderen Tage wieder, weil Manteuffel den Landtag nicht duldete. Der Capitän mit seiner Freude hierüber ärgert mich. Und den Baron hat er ganz auf seine Seite gebracht.

„Gott erhalte Hannover nur den Frieden! Wir denken immer an Dich und Wichard. Clotilde ist sehr aufgeregt, ihr Zustand ist zuweilen fast ängstlich. Könntet Ihr doch einmal kommen! Die böse Exercierzeit!

„Barons ängstigen sich um Christian. Noch ist er in Berlin.“

Wie mochte auch Wichard sich nach den Seinigen, nach Clotilde sehnen! Nun nahte endlich die Zeit heran, wo die Hochzeit sein sollte; aber was war dann?

Meine gute Mutter drückte sich so aus, als wenn augenblicklich Nichts weiter als eine Exercierzeit uns verhindere, Urlaub zu nehmen. Was stand indessen bevor? Nur der Gedanke war tröstlich, daß seit den letzten Vorgängen in Holstein die Meinigen und die Freunde dort in Sicherheit waren.

Am 11. Juni hatte Oesterreich, indem es sich darauf berief, daß Preußen in Holstein den Frieden gebrochen habe, in Frankfurt beantragt, daß die nichtpreußischen deutschen Armeecorps binnen 14 Tagen mobil gemacht würden. Das hieß, den Bruderkrieg erklären. Trotz Preußens Widerspruch wurde der Antrag zur Abstimmung zugelassen und letztere auf den 14. Juni angesetzt. Es litt keinen Zweifel, daß Preußen diejenigen Staaten, welche für den Antrag stimmen würden, als seine Feinde ansehen müßte. Und Hannover kam hierbei zunächst in Betracht.

Jedoch erfuhren nicht Viele in unserer Hauptstadt diesen Stand der Dinge sogleich, und die davon hörten, glaubten darum noch nicht alle, daß die Entscheidung vor der Thür sei. Die Unruhe wuchs nicht in hervortretender Weise;

die Besorgniß Einzelner verschwand gegen die Abneigung der Menge, eine Störung des friedlichen Zustandes zu erwarten.

Im Odeon sollte eines der großen Sommerconcerte der Militärmusiker stattfinden. Am Morgen schrieb Frau Elisabeth mir, daß sie am Abend mit dem Ehepaar Aurelius eine Spazierfahrt machen würde, zu der sie mich einlud. Ich hatte eine Ahnung, daß sowohl jenes Militärconcert wie diese Spazierfahrt mir zum letzten Male geboten würde und wollte keines versäumen.

Der Garten des Odeons füllte sich mit vielen Officieren und ihren Damen, auch anderer Gesellschaft, wie sonst. In den herkömmlichen Anordnungen war Nichts verändert, von den Vorbereitungen für den Empfang des Königlichen Hofes bis zu dem Programm mit Sachse's berühmtem Trompeten-Solo; aber auf den Gesichtern lag ein anderer Ausdruck. Alle wollten vergnügt erscheinen, doch nur den Wenigsten gelang es. Man wandelte bereits in dem Schatten der nahenden Katastrophe. Jeder fühlte, daß er einen dunkelen Pfad betrete und wollte ihn muthig durchschreiten.

In dieser Stimmung kam ich zu Frau Elisabeth. Vor ihrem freundlichen Gleichmuth, ihrer frommen Ergebung wich der Trübsinn von mir; in ihrer Nähe genoß auch ich den schönen Abend, in den wir hinaus fuhren.

Wir sprachen kein Wort von dem, was Alle beschäftigte; aber bald genug wurden wir von außen wieder darauf geführt. Schon als wir an dem Welfenschloß vorbei kamen, welches seiner Vollendung entgegen ging. Der Kutscher, der Frau Elisabeth oft fuhr und sich gewöhnt hatte, dann und wann ein Wort in den Wagen hinein zu sprechen, wies auf die Stelle über dem Hauptportal, wo wir mehrere Männer beobachteten, die etwas zu berathen schienen. „Unser Pferd kommt da nicht hin. Die werden wohl umsonst messen," sagte er und schüttelte den Kopf. Jene Stelle sollte mit dem hannoverschen Pferde geziert werden, welches nach einem colossalen Modelle in einer Erzgießerei Hannovers gegossen wurde. Man lobte das Modell, hatte aber an dem beabsichtigten Aufstellungsplatze viel auszusetzen und der Kutscher dachte wie wir, was aus dem unfertigen Königssitze überhaupt werden möchte. Aurelius erzählte von der feierlichen Grundsteinlegung zu diesem Schlosse, welches Georg V. auf dem Platze des alten Monbrillant erbauen ließ: „Sie fand an einem sehr heißen Sommertage in Gegenwart der Majestäten statt. Der Oberconsistorialrath Leopold hielt die Weihrede, die auf uns einen sonderbaren Eindruck machte; denn er hatte den nicht glücklichen Gedanken gehabt, das Thema aus dem siebenten Capitel St. Matthäi zu wählen von dem klugen Mann, der sein Haus auf einen Felsen baut und von dem thörichten Mann, der es auf den Sand baut. Dieser ganze Bauplatz war Sand, von der Mittagssonne glühend geworden und so tief, daß die heißen Füße versanken."

An Herrenhausen vorbei fuhren wir über die Limmer Brücke und durch das Limmer Gehölz auf die üppigen Felder hinaus, den Benther Berg und weiter den Deister vor uns. „Ein gesegnetes Land," sagte Frau Elisabeth. „An Alles hier rundum knüpfen mich liebe Erinnerungen. Auf den Gütern und Amtssitzen am Deister habe ich die glücklichsten Tage meiner Jugend erlebt. Es war ein vertrauter, feinsinniger, ein echt hannoverscher Kreis."

„Auch meine Eltern liebten diese Gegend," sagte Aurelius' Frau. „Nach Wennigsen, nach dem Steinkrug fuhren sie in jedem Sommer, um den Wald zu genießen; nach dem Bettenser Garten zur Erntezeit und dann war Vater vergnügt, wenn die Schnitter mit ihren Mädchen zu uns kamen, um den Garbenkranz zu bringen und ein Geschenk dafür zu nehmen."

Der Wagen fuhr in dem Geleise des Feldweges langsam. Wir hörten Gesang von Männer- und Frauen-Stimmen und sahen Bauern und Bäuerinnen uns entgegenkommen. Es mochten Soldaten dabei sein, denn sie sangen das Soldatenlied:

Ein Schifflein sah ich fahren,
Capitän und Lieutenant.
Was hat das Schiff geladen?
Eine ganze Compagnie Soldaten.
Capitän, Lieutenant,
Fähnrich, Sergeant,
Nimm das Mädchen an die Hand.
Kameraden! Soldaten!

Als sie an dem Wagen vorbei gingen, zogen die Männer die Mützen und alle wünschten uns guten Abend. Da rief einer aus ihrer Mitte: „Guten Abend, Herr Lieutenant!" und drängte sich an den Wagen heran. Der Kutscher hielt. Der Mann reichte mir die Hand und schüttelte sie derbe.

„Sieh', Lücke!" sagte ich, einen früheren Soldaten meiner Compagnie erkennend. „Wie geht es?"

„Gut, Herr Lieutenant!" dann rief er: „Rieke!"

Eine hübsche junge Frau mit einem Kinde auf dem Arm trat heran und knixte. „Das ist meine Frau, Herr Lieutenant, und das ist unser Kind."

Ich beglückwünschte die Eltern; dann fragte ich, ob Lücke schon ganz ausgedient habe.

„Wenn es in diesem Jahre Krieg gäbe, müßte ich noch mit; aber es wird ja nicht. Einige im Dorfe sprechen wohl davon. Wir glauben nicht daran. Der Oesterreicher und der Preuße können es ja unter sich ausmachen."

Und fröhlich zogen sie davon.

Der Kutscher trieb seine Pferde an. Als wir weit genug weg waren, sprach er: „Ob die in vier Wochen noch so vergnügt sind?"

Die Damen hörten dies wehmüthig an, ich sagte: „In vier Wochen fließt viel Wasser durch die Leine."

„Das meine ich auch," entgegnete er.

Ueber den Lindener Berg fuhren wir der Stadt zu. Aurelius' Frau machte uns aufmerksam, wie die Abendsonne auf dem Zifferblatt des Marktthurms glitzerte.

„Wie ungeschlacht er über Alles wegsieht", bemerkte ich.

„Und doch ist er den Hannoveranern werth als ein weit sichtbares Wahrzeichen der Stadt der Väter," sagte Frau Elisabeth, die in ihren bangen Ahnungen um so tiefer fühlte, wie lieb die Heimath ihr und allen Hannoveranern war.

Als ich von ihr Abschied nahm, reichte sie mir die Hand mit den Worten:

„Sie haben viel zu thun. Ich sehe Sie wohl lange nicht, denke aber an Sie.“ Sie mochte es nicht aussprechen, wie unsicher ihr die nächste Zeit erschien.

Der entscheidende 14. Juni war gekommen und fast vergangen. Ich war damals einem General zugetheilt und sollte mit diesem am nächst folgenden Tage zu den Truppenübungen abreisen. Das Unklare unserer Lage veranlaßte mich, meine persönlichen Angelegenheiten zu ordnen. Ich war hiermit spät Abends beschäftigt, als ich durch das offene Fenster meinen Namen rufen hörte. Es war Aurelius, der Eintritt begehrte.

„Ich konnte auf dem Wege nach Hause an Ihrer erleuchteten Stube nicht vorbei gehen,“ hob er an, als ich ihn eingelassen hatte. „Die Würfel sind gefallen!“

„Wie ist die Abstimmung verlaufen?“

„Der österreichische Antrag ist angenommen. Hannover hat dafür gestimmt.“

Er war sehr aufgeregt. Ich glaubte ihn zu beruhigen, indem ich sagte: „Von dieser Entscheidung ist es für uns doch noch weit bis zum Kriege.“

„Ich fürchte das Gegentheil. Der preußische Bundestags-Gesandte hat die Sitzung mit der Erklärung verlassen, daß für seine Regierung der Bund nicht mehr bestehe.“

„Da wird Preußen mit Hannover wohl weiter verhandeln.“

„Das hat es noch in den letzten Tagen gethan. Ich weiß, Preußen hat unsere Regierung gewarnt.“

„Mein Gott!“ rief ich jetzt aus. „Was sollen wir? Unsere Truppen sind in kleinen Haufen im Lande zerstreut. In Altona steht der General von Manteuffel, bei Minden eine preußische Division an unserer Grenze.“

„Das Schiff des blinden Welfenkönigs treibt wehrlos vor dem nahenden Sturm,“ sprach Aurelius mit zitternder Stimme. Er konnte seinen Schmerz nicht verbergen. Er sah nach seiner Uhr: „Es ist Mitternacht vorbei. Wer weiß, was dieser Tag bringt!“

21.

Nach einem unruhigen Schlafe erwachte ich früh Morgens und die traurigen Gedanken an das nahende Unheil trieben mich auf. Erst in ein paar Stunden konnte ich meinem Dienste nachgehen. Ich legte mich in das geöffnete Fenster. Die Straße war noch still, die Hausthüren wurden aufgeschlossen, einige Leute gingen hinaus — Alles wie gewöhnlich. Die Einwohner wußten noch nicht, wie viel näher das Ungemach war.

Hatte Preußen, wie Aurelius sagte, unsere Regierung vor der gestrigen Abstimmung gewarnt; hatte es hierdurch zu erkennen gegeben, daß es Hannovers Bereitwilligkeit zu der Mobilmachung der nichtpreußischen Armeecorps als einen feindlichen Act auffassen würde, so war das Einrücken der marschbereiten preußischen Truppen in unser Land sogleich zu erwarten.

Was konnten wir thun, um den Krieg aufzunehmen?

Wir konnten alle Beurlaubten einziehen und dadurch die Zahl der Streitbaren vermehren; aber wir konnten die Armee nicht mehr bei Stade zusammenziehen, denn der General von Manteuffel war nahe an diesem ganz unhaltbaren

Orte, worin man leider eine Menge von Waffenmaterial unnützerweise aufgehäuft hatte, welches jetzt in der Stadt Hannover besser zu verwenden gewesen wäre.

Am leichtesten war die Armee in und bei der Hauptstadt zu concentriren. Hierhin konnten viele der Beurlaubten vor den Preußen gelangen. Hier hatten wir bedeutende Kriegsvorräthe und andere Hilfsmittel. Und das Terrain um Hannover gewährt günstige Stellungen, welche durch flüchtige Vertheidigungsanlagen mit Hilfe der bürgerlichen Arbeitskräfte erheblich verstärkt werden konnten. Wenn ein tragisches Ereigniß unvermeidlich war, hier war der politische Eindruck am größten. Bei der Residenzstadt mußte die Armee, die Königliche Familie in ihrer Mitte, um einen ehrenhaften Vergleich oder Untergang kämpfen.

Während ich solche Betrachtungen anstellte, verfolgte ich das zunehmende Erwachen der Stadt. Auf der Straße wurde es lebendiger; aber noch verrieth Nichts, daß Besonderes zu erwarten sei.

Da sah ich einen Herrn mit einem Kofferträger hinter sich heran kommen. Alfred? — „Alfred!" rief ich und eilte die Treppe hinunter. Auf der Straße fiel ich ihm ungestüm in die Arme. „Alfred!"

„Hast Du mich erwartet?"

„Nein. Wie konnte ich Dich erwarten?"

Als wir in meiner Stube allein waren, sagte er: „Die Preußen kommen heute nach Harburg. Sie behaupten, der Marsch durch das Land sei ihnen von Eurer Regierung gestattet. Ich erfuhr es gestern Abend spät. Für alle Fälle hatte ich meinen Koffer schon gepackt und von meinen Principalen Urlaub."

„Gehen denn jetzt in der Nacht Dampfschiffe über die Elbe?"

„Unsere kleine Dampfjolle hat mich hinüber gebracht. Glücklicher Weise so früh; denn der Eisenbahnbeamte in Harburg schickt alle Locomotiven und Wagen weg. Vielleicht war es schon der letzte Zug, mit dem ich kam."

„Wir wissen hier von Nichts. Wir sind in tiefem Frieden, freilich in großer Besorgniß. Hast Du gerade jetzt Geschäfte hier?"

„Ich will das Schicksal meiner alten Kameraden theilen."

Ich erschrak. Weshalb wollte Alfred sich nutzlosen Gefahren aussetzen? „Wie kommst Du auf den Gedanken?" rief ich aus. „Es ist ja Dein Beruf nicht mehr."

„Ich will bei der Armee sein, der ich jahrelang angehört habe."

„Unter welchem Vorwande? In welcher Form? Es kann sich ja nicht Jeder beliebig bei der Armee aufhalten."

„Ich gehe mit meinem Regiment."

„Es ist gar nicht hier."

„Wo ist es?"

„Augenblicklich in Wunstorf."

„Ich warte ab, was hier in der Stadt geschieht. Ich werde keine Waffe tragen. Ich will die Müden und Kranken pflegen."

„Alfred, lieber Alfred!" sagte ich und drückte ihn an meine Brust. „Sei offen! Was bringt Dich zu diesem Schritt?"

Er entwand sich mir und sagte ungehalten: „Ist das Gefühl der Kamerad-

schaft nicht genug? Ich könnte Dir noch andere Beweggründe nennen, aber sie haben mich nicht bestimmt; ihnen nachzugeben wäre Unrecht. Die Preußen haben meiner Heimath bitteres Leid zugefügt und wenden sich jetzt gegen mein zweites Vaterland. Ich will nicht die Waffen gegen sie gebrauchen, es ist Bruderkrieg und ich bin dazu nicht genöthigt. Hast Du noch keinen Marschbefehl?"

„Nur zu den Manövern. Vielleicht erfahre ich jetzt etwas Neues, ich muß zum Dienst. Was willst Du thun?"

„In der Stadt umherlaufen, zu Wellmeier's, Aurelius. Ist Zettel hier?"

„Er ist beim Regiment, seine Frau bei ihren Eltern."

Die erste dienstliche Neuigkeit des Tages war, daß in Folge des gestrigen Bundesbeschlusses alle Beurlaubten zu den Fahnen gerufen wurden und zwar gemäß der für die Mobilmachung festgesetzten vierzehntägigen Frist auf den 20. des Monats und die darauf folgenden Tage. Nachdem ich das Nöthige besorgt, trat in meinen Geschäften eine Pause ein. Was weiter geschehen sollte, wußten wir nicht.

Ich benutzte die Zeit, zu Tante Balbina zu gehen, die in der Nähe wohnte. Die bekannt gewordene Abstimmung unserer Regierung für Oesterreich hatte lebhafte Befürchtungen hervorgerufen. Die Menschen auf der Straße sahen ernst aus, blieben stehen und theilten einander mit, was sie wußten und dachten.

Es war noch vor der Besuchszeit, doch hatte Tante Balbina Herrn Melet schon empfangen. Er verließ sie, als ich kam.

„Herr Melet reist mit seiner Herrschaft heute nach Wien," redete sie mich an. „Du weißt doch das Neuste? Prinz Ysenburg" — der preußische Gesandte an unserem Hofe — „hat heute früh dem Grafen Platen ein Schriftstück überreicht, welches er Sommation nennt. Schon diesen Ausdruck finde ich impertinent."

„Was ist der Inhalt?"

„Preußen erklärt uns den Krieg, wenn Seine Majestät sich nicht noch heute dem König von Preußen unterwirft."

„Weißt Du etwas Näheres von den Bedingungen?"

„Bedingungen?"

„Hoffentlich verständigt der König sich mit Preußen noch in dem letzten Augenblick."

„Was denkst Du! Der König gibt Nichts nach. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht und Hochmuth kommt vor dem Fall. Preußen will gegen Oesterreich und ganz Deutschland kämpfen? Und hat Herr von Bismarck unsere mächtigen Verwandten vergessen? Der Kaiser Alexander und die Königin Victoria leiden nicht, daß unseren Majestäten ein Haar gekrümmt wird."

„Sie sind weit weg und können uns nicht helfen, wenn wir uns hier nächsten Tages mit den Preußen schlagen," sagte ich, indem ich aufstand, um wegzugehen. Ich freute mich, daß die thörichte Tante Balbina keine Spur von Furcht zeigte. „Ich wollte Dir Lebewohl sagen," fuhr ich fort, „für den Fall, daß ich in der nächsten Zeit Dich nicht besuchen könnte. Wir haben den Befehl zur Mobilmachung erhalten."

„Da gibt es wohl viel zu thun?"

„Voraussichtlich, besonders wenn die Preußen erst im Lande sind. Der General von Manteuffel kommt heute mit seinen Truppen nach Harburg."

„Was Du sagst! Welche Insolenz!"

„Es heißt, daß unsere Regierung ihnen früher den Durchmarsch gestattet hat. Nun werden sie wohl im Lande bleiben und noch mehr dazu kommen."

„Sie werden nicht lange bleiben."

„Wer treibt sie hinaus?"

„Wir und Oesterreich, Rußland, England. Adieu, Ernst. Auf Wiedersehen!"

Gegen Mittag war die preußische Sommation in der Stadt bekannt. In derselben forderte Preußen, daß Hannover seine Truppen auf den Friedensfuß zurückführe und der Berufung eines deutschen Parlaments zustimme. Preußen wollte hiergegen dem König Georg sein Gebiet und nach Maßgabe der preußischen Bundesreformvorschläge seine Souveränetät garantiren, anderenfalls aber Hannover als im Kriegszustande gegen sich betrachten und behandeln.

Die Aufregung wurde größer. In den Bureaus, den Comptoirs, den Familien trug man sich die Nachrichten zu, sprach man von der Wahrscheinlichkeit der einen und anderen Entscheidung. Viele glaubten noch an eine Verständigung, doch lag die Sorge auf allen Gesichtern.

Da unsere Ständeversammlung tagte, so konnte das Land seine Ansicht durch seine Vertreter kundgeben. Rudolph von Bennigsen stellte in der zweiten Kammer den Antrag: „Seine Majestät zu bitten, diejenigen Räthe der Krone, welche die Mobilmachung befürwortet haben, zu entlassen; den gestrigen Bundesbeschluß nicht zur Ausführung zu bringen, vielmehr strenge Neutralität inne zu halten und auf die schleunige Berufung eines deutschen Parlaments hinzuwirken." Am folgenden Tage sollte über diesen Antrag abgestimmt werden.

Inzwischen waren die Minister in Herrenhausen versammelt. Dort ist unter dem Vorsitz des Königs um ein Uhr Mittags beschlossen worden, die preußische Sommation abzulehnen und die Armee bei Göttingen zu versammeln.

Der letztere Entschluß war ganz neu und vollständig unvorbereitet. Es war schwierig, die zum großen Theil im Nordosten des Königreichs zerstreuten Truppen in jener südlichsten Spitze des Landes zusammen zu bringen, noch schwieriger, sie dort operationsfähig zu machen. Göttingen mit seiner dürftigen Umgebung bot für ihre kriegsmäßige Ausrüstung wenig, für einen längeren Aufenthalt nicht einmal die Lebensmittel. Von Hannover, dem Haupt-Depotorte der Armee, führte nur eine Eisenbahn dahin.

Indem man die Truppen an die südlichste Grenze des Königreichs zog, gab man letzteres dem Feinde Preis in der Hoffnung, es durch eine Vereinigung mit den süddeutschen Streitkräften nach einem glücklichen Kriege wieder zu gewinnen. Nur diese Vereinigung konnte den in letzter Stunde gefaßten Beschluß rechtfertigen.

Oder hatte man letzteren nur so lange geheim gehalten? Waren Verabredungen mit den süddeutschen Staaten getroffen und waren dieselben so zuverlässig, daß man die wichtigste Entscheidung auf sie bauen durfte? Keine Maßregel war getroffen, welche dies andeutete; im Gegentheil, alle bisherigen Anordnungen widersprachen solcher Vermuthung.

Telegraphen und Boten überbrachten nun die Befehle an die Truppen. In der Stadt Hannover trat eine merkwürdige und höchst anerkennenswerthe Bewegung ein. Der erste Schrecken verflog bald. Die Einwohner vergaßen über die plötzliche, schnell begriffene Veränderung ihr eigenes Wohl und Weh. Man hörte keine Vorwürfe mehr, keine Klage, nur Aeußerungen bereitwilliger Hilfe. Die im Orte anwesenden Beurlaubten — und an den folgenden Tagen die aus dem ganzen Lande — begaben sich unaufgefordert so schnell wie möglich zu ihrer Fahne. Schon am Nachmittage fuhren die ersten Eisenbahnzüge mit Truppen nach Göttingen und Zug auf Zug folgte. Die Eisenbahnverwaltung, obgleich ebenso überrascht, wie alle anderen Behörden, leistete Außerordentliches.

Die außerhalb der Standquartiere befindlichen Truppenkörper setzten sich, wie sie waren, in Marsch, Officiere und Soldaten für einen Kriegszug auf das Mangelhafteste ausgerüstet. Vielen fehlte das Nothwendigste und ohne Lebewohl schieden die meisten von ihren Angehörigen. Die Garnison der Residenz bereitete sich zum Aufbruch.

Ich hatte Alfred nicht wiedergesehen; erst Nachmittags traf er mich. Er lud mich im Auftrage des Senators Wellmeier für den Abend nach dessen Hause ein. Ich versprach zu kommen, sobald mein Dienst für heute beendigt sein würde.

Die Stunden verliefen in drängender Arbeit. Man hatte nicht Zeit, an Anderes zu denken. Besonnen, äußerlich ruhig, suchte man das Nöthigste schnell zu ordnen.

Es wurde bekannt, daß die Preußen in Harburg waren, wo sie jedoch kein Eisenbahn-Transportmaterial besäßen. Die eine und andere Nachricht machte keinen Eindruck mehr. Man wußte genug, man wollte handeln.

In später Abendstunde kam ich nach dem Hause des Senators. Er selbst war zu einer Magistratssitzung berufen, seine Frau und Tochter empfingen mich. Das Ehepaar Aurelius und Alfred waren in ihrer Gesellschaft.

Zettel's Frau hatte ihren Mann nicht wiedergesehen. Er war durch Hannover gefahren, ohne sie hiervon benachrichtigen zu können. Sie und ihre Mutter, in tiefer Trauer um den schrecklichen Verlust, den sie vor wenig Monaten erlitten hatten, suchten in freundlichster Weise aufmerksam gegen ihre Gäste zu sein. Sie baten, daß wir die Rückkehr des Senators abwarten möchten; wir selbst wünschten dies, weil wir von ihm das Neuste zu hören erwarteten. Das Ehepaar Aurelius bemühte sich, die Unterhaltung von den Sorgen abzulenken und Alfred erzählte interessante und komische Geschichten aus seinem Kaufmannsleben; aber immer kam das Gespräch wieder auf die Ereignisse des Tages und auf die Vermuthungen über die Zukunft.

Es war fast zwei Uhr Nachts, als der Senator, erschöpft und traurig, in das Zimmer trat. Der Magistrat und das Bürgervorsteher-Collegium hatten in einer eiligst veranstalteten Sitzung beschlossen, an den König eine Deputation zu entsenden, welche die Bitte der Stadt aussprechen sollte, sich mit Preußen zu verständigen und den Krieg vom Lande abzuwenden.

„Alles vergeblich!“ sagte der Senator.

„Jetzt, spät in der Nacht wart Ihr bei dem König?“ rief seine Frau aus.

„Im Herrenhäuser Schloß war noch Alles wach. Hofbeamte und Lakaien

liefen hin und her. Der König verläßt mit dem Kronprinzen Hannover, in ein paar Stunden schon. Sie begeben sich nach Göttingen."

„Wurden Sie angenommen?" fragte Aurelius' Frau.

„Wir wurden gleich zu dem König geführt, er war mit der Königin und seinen Kindern allein."

„Was antwortete der König?"

„Er wies mit größter Bestimmtheit unsere Bitte zurück. Er habe die preußischen Forderungen bereits abgelehnt. Er könne als Monarch, als Christ und als Welfe nicht anders. Er lasse die Königin und die Prinzessinnen hier, sie würden das Schicksal der Residenz theilen."

Wir schwiegen, schmerzlich bewegt. Aurelius sprach zuerst: „Es ist die Vorstellung seiner unvergleichlichen Welfischen Majestät, die seine Ohrenbläser zu einer Manie gesteigert haben. Schrecklich, diese Vorstellung über das Wohl seiner Unterthanen zu stellen! Als Monarch, als Christ, als Welfe könne er nicht anders! Mit ähnlichen Worten entließ er mich; damals sagte er: Ich muß die Welfenkrone, welche Gott mir anvertraut hat, ungeschmälert erhalten."

„Sagte die Königin etwas?" fragte Zettel's Frau.

„Ein paar Worte, treu mit uns ausharren zu wollen. Ihr Muth, ihre fromme Ergebung und würdige Haltung machten auf uns den besten Eindruck."

„Wie benahm sich der Kronprinz?" fragte ich.

„Ich glaube, seine Einsicht ist besser und er verbirgt sie als guter Sohn. Es lag ein trauriger Zug auf seinem Gesichte, aber er spielte mit einem großen Hunde."

Aurelius stand auf: „Es ist Morgen, wir müssen gehen."

Tief bekümmert trennten wir uns. Ich nahm von den Freunden Abschied; denn auch ich mußte den Befehl, Hannover zu verlassen, jeden Augenblick erwarten.

Auf der Straße sagte Alfred: „Leg' dich zu Bett, du hast den Schlaf nöthig. Ich gehe noch mit Aurelius."

Ich legte mich halb gekleidet auf mein Bett. Nach ein paar Stunden weckte mein Diener mich und überbrachte mir den Befehl, um sechs Uhr zu meinem General zu kommen. Während ich mich hierzu bereitete, trat Alfred ein.

Er war auf dem Bahnhofe gewesen, um den König abreisen zu sehen und hatte bis dahin das Treiben beobachtet, welches dort die ganze Nacht herrschte. Auf dem Platze standen Fuhrwerke mit Kriegsbedürfnissen, auf dem Bahnhofe selbst wurden Züge rangirt und beladen. Bürger halfen freiwillig bei allen Arbeiten. Als die Equipagen heran fuhren, versammelten sich die Leute, um den König zu sehen. Er betrat den Perron am Arm des Kronprinzen. Die Umstehenden verharrten, betrübt und ergriffen, in lautloser Stille. Aus dem Fenster des vergoldeten Eisenbahnwagens sprach der König: „Er gehe mit dem Kronprinzen zu der Armee und vertraue die Königin und Prinzessinnen der Liebe der Hannoveraner an." Nun riefen einige der Zuschauer „Hoch!" andere „Auf Wiedersehen!" Und während der Zug sich in Bewegung setzte, winkte der König mit der Hand.

Alfred war selbst gerührt und erzählte, um in eine andere Stimmung zu kommen, gleich weiter: „In dem Gefolge des Königs sah ich den Grafen Platen,

den Kriegsminister und den General-Adjutanten. Der General von Brandis sah steif und gelb aus wie der alte Schweden-Oberst in dem Bremer Domgewölbe. Noch invalider sieht der General von Tschirschnitz aus, müde und gebeugt schleppte er sich in das Coupé. Dann war auch der Privatrath des Königs, Meding, in dem Gefolge. Als ihn die Leute sahen, verwandelte sich ihre Wehmuth fast in Zorn."

„Hier ist Kaffee," unterbrach ich ihn.

„Ich habe schon in großer Gesellschaft Kaffee getrunken. Als ich weggehen wollte, kam ein Trupp Beurlaubter von unserem Regiment, um mit dem nächsten Zuge zu fahren. Sie erkannten mich trotz meines veränderten Habits. Da lud ich sie zum Kaffee im Wartesaal ein. Von einem soll ich Dich grüßen, Lücke."

„Er läßt Frau und Kind zurück."

„Er klagte aber nicht."

Mein General theilte mir mit, daß er selbst um acht Uhr nach Göttingen abreise, wohin der König alle Generale befohlen hatte. Ich sollte noch zurückbleiben, um seine letzten Aufträge zu erfüllen und sobald wie möglich nachkommen.

Auf der Straße erzählte man sich die neuesten Thatsachen: daß der preußische Gesandte die Ablehnung des Königs mit der Kriegserklärung beantwortet hatte und der preußische General von Goeben, ein Hannoveraner von Geburt, mit seiner Division von Minden her auf Hannover in Marsch war. Dies Alles nahmen die Einwohner jetzt mit einem rühmlichen, von ihrer Einsicht und Charakterstärke zeugenden Gleichmuth auf. Sie konnten daran nichts ändern; nun wollten sie helfen, daß die Soldaten im Stande wären, das ihrige zu thun. Wer die Hannoveraner nicht schon liebte, ihre Tüchtigkeit noch nicht kannte, lernte sie in diesen Tagen schätzen.

Nächst den Anordnungen für die Zusammenziehung der Truppen war das Wichtigste der Transport des in Hannover lagernden Kriegsmaterials nach Göttingen. Nur die formirten Truppen und fünf bei ihnen eingetheilte, mit den Pferden des Friedensstandes marschfähig gemachte Batterien hatten Munition, jedoch äußerst wenig, bei sich. Pulver, Geschosse, die Waffen für die Beurlaubten, die übrigen Geschütze mit allen ihren Erfordernissen, das gesammte Trainmaterial mußte auf das Schleunigste für den Transport bereit gestellt werden. Da griffen die Hannoveraner zu, alte Bürger, junge Leute verschiedener Stände, große und kleine Schüler, und um so eifriger, als nach dem Abmarsch der Truppen die Arbeiten ihnen allein überlassen blieben. Und hierbei hat Alfred, bis wir zusammen weg fuhren, mit klugem Rath unermüdlich geholfen.

Gegen die Mittagsstunde verließen die letzten Truppen, welche den Marsch zu Fuß machen sollten, weil die Eisenbahn nicht Alles befördern konnte, die Stadt. Unsere prächtige Artillerie marschirte, ihre Musik zu Fuß voran, die Kanonen mit Bauern- und Droschken-Pferden armselig bespannt, die Kanoniere kaum im Stande, sich der Abschiedsgrüße des herbeiströmenden Volks zu erwehren, in stolzer Haltung durch die Straßen, welche nach der Göttinger Chaussee führen. Ich begegnete diesem eigenthümlichen, schmerzlich ergreifenden Zuge, als

ich, einen freien Augenblick benutzend, nach der Marktwache ging, um meinen dort in Arrest befindlichen Vetter Günther zu sprechen.

Als ich dahin kam, war keine Wache mehr da. Vor dem Abmarsch der letzten Infanterie waren alle Wachen eingezogen. Ich gelangte deshalb ohne Weiteres nach der Arreststube meines Vetters. Sie stand offen und war leer. Ich hatte keine Zeit nach ihm zu forschen, sondern mußte meine Dienstgeschäfte beschleunigen, um in der nächsten Nacht abreisen zu können.

Die Bürger nahmen die Aufrechthaltung der Ordnung in die Hand. Ohne lange Vorbereitungen bildete sich schnell aus zuverlässigen Männern eine Bürgerwehr. Aurelius, dem ich begegnete, war hierbei thätig. Er erzählte mir in größter Eile, daß die Ständeversammlung durch eine Königliche Proclamation aufgelöst war.

Jeder, der sich rühren konnte, half, wo es noth that. Bis das Einrücken der Division Goeben unmittelbar bevor stand, haben die Bürger Kriegsbedürfnisse aller Art nach dem Bahnhof geschafft und verladen. Freilich nicht Alles in guter Ordnung. Kleidungsstücke, Waffen und Verpflegungsgegenstände durch einander und dazwischen das Unglück drohende Pulver. Der liebe Gott hat seine Hand darüber gehalten, es ist kein Unglück geschehen.

Kaum rechtzeitig für jenen Nachtzug wurde ich fertig. Ich eilte nach dem Bahnhof, wo Alfred mich erwartete. Er hatte sich eigenthümlich equipirt. Er trug eine Officiermütze ohne Schirm, eine blaue Blouse mit rothem Kragen, die Farben unserer Uniform; hatte eine große Tasche umgehängt, einen Soldatenmantel von feinem Tuch über die Schulter gelegt, einen Stock in der Hand. Die Tracht entsprach seiner kräftigen Gestalt und seinem entschlossenen Gesicht. Man mußte ihn zum Soldatenstande rechnen, ohne zu begreifen, was er war.

Auch Günther fand ich auf dem Bahnhof. Der Officier der abberufenen Wache hatte seine Arreststube aufgeschlossen und ihm angekündigt, was geschehen war und daß die Wache abmarschire. Günther hielt sich nun für berechtigt, auch davon zu gehen und wollte sich zu seinem Regiment begeben.

In dem Zuge befanden sich die älteren Cadetten, denen man gestattete in die Armee einzutreten; die Cadettenanstalt war aufgehoben.

Alfred und ich mit Günther nahmen Platz in einem Coupé, worin ein Auditeur, zwei Militärärzte mit einem jungen Lieutenant, den sie auf seine dringenden Bitten aus dem Lazareth entlassen hatten und dessen Bruder, einer von jenen Cadetten, saßen. Neigung zu sprechen, war bei keinem vorhanden, bald schliefen die meisten.

In Nordstemmen wurden einige Wagen mit Beurlaubten angehängt. Auf dem Berge über dem Bahnhof waren in dem Morgenlicht, welches durch schwere Wolken drang, die Umrisse der Königlichen Marienburg zu erkennen. Wehmüthige Gedanken quälten mich noch eine Zeit lang, dann schlief auch ich ein. — Als ich erwachte, befanden wir uns erst in Salzderhelden. Die sich häufenden Eisenbahnzüge kamen nur langsam vorwärts. Den Mitreisenden, die nach mir wach wurden, sah ich es an, wie sie sich auf ihre augenblickliche Lage besinnen mußten und dann in trübes Nachdenken fielen. Ein kalter Sturm schlug mit Regen und Hagelschloßen an die Fenster der Eisenbahnwagen. Endlich gelangten

wir nach Göttingen. Wir mußten weit diesseits des Perrons aussteigen, wenn wir nicht die Zeit verlieren wollten, welche das Freimachen des Geleises in Anspruch nahm. Der Bahnhof war so voll — und er füllte sich noch immer mehr —, daß es mancher Hin- und Herschiebung bedurfte, um die ankommenden Züge an Stellen zu führen, wo sie entladen werden konnten. Das gesammte Personal der hannoverschen Eisenbahnverwaltung verdient das höchste Lob dafür, daß die Aufgaben dieser Tage, wozu die Vorbereitungen gänzlich fehlten, überhaupt und ohne Unglücksfall gelöst worden sind. Der Eisenbahnbetrieb ist durch die selbständigen Entschlüsse seiner Beamten den Preußen nur von Station zu Station gewichen. Die letzten Züge beförderten die Pioniere, welche die Strecke nach dem Feinde zu unbrauchbar gemacht hatten. Hierdurch und da alles Fahrmaterial entfernt war, ist dem Gegner ein wesentlicher Aufenthalt bereitet worden, dessen die Armee bedurfte, um sich einigermaßen für den Krieg zu bereiten.

Alfred, Günther und ich gelangten an den Geleisen entlang gehend nach dem Bahnhofsgebäude. Wir drängten uns durch die Menge, in der sich viele Studenten befanden, welche, da die Vorlesungen geschlossen waren, abreisen wollten. Ein Adjutant konnte uns Auskunft geben, daß mein General in der Weender Straße wohne und daß unser Regiment, zu dem Alfred sich begeben wollte, in Göttingen selbst, Günther's Regiment in einigen Dörfern einquartiert war. Weiterhin sah ich Onkel Wilhelm und ging mit Günther zu ihm. Nachdem er uns auf einen leeren Seitenplatz geführt hatte, sagte er: „Adieu, Neffen! Ich fahre mit dem nächsten Zuge nach Braunschweig."

„Was sollst Du da?" fragte ich erstaunt.

„Ich bin verabschiedet."

„Du kannst doch jetzt nicht den Abschied nehmen!" rief Günther aus.

„Seine Majestät hat ihn mir ertheilt. Es ist noch Mehreren so ergangen. Die höheren Stellen werden anders besetzt, Gebser reist auch ab."

Dies war der älteste General, welcher ein Truppen-Commando gehabt hatte.

„Der auch!" sagte ich.

Onkel zog mich auf die Seite und flüsterte in mein Ohr: „Der König soll die Absicht gehabt haben, ihm das Commando zu übertragen, aber davon abgegangen sein, weil Gebser verlangte, über die Armee und die Mittel des Landes uneingeschränkt verfügen zu können."

Hier machte ich an mir die Beobachtung, wie schnell man in ungewöhnlichen Zuständen gegen neue Ueberraschungen abgehärtet wird. Ich vermochte gelassen zu fragen: „Was willst Du in Braunschweig?"

„Abwarten. Seiner Majestät Vetter von Braunschweig ist so vernünftig gewesen, Frieden zu halten. Nach seiner Residenz komme ich noch, ohne den Preußen zu begegnen."

Nun kehrte er sich nach Günther um: „Gott schütze Euch! Ich will Eueren Eltern schreiben, daß ich Euch gesund fand." Er schritt auf Alfred zu und reichte ihm die Hand: „Das ist recht, daß Sie wieder gekommen sind."

Dann verließ er uns und wir gingen nach der Stadt.

Der König wohnte mit allen in seine Umgebung aufgenommenen Personen

in dem bekannten Gasthause „Zur Krone". Der österreichische Gesandte am hannoverschen Hofe, Graf von Ingelheim, war auch eingetroffen.

Nach der Ankunft des Königs in Göttingen sollen die Meinungen und Wünsche hinsichtlich dessen, was zunächst geschehen müsse, sich vielfach durchkreuzt haben. Was in militärischer Beziehung entschieden war, wurde der Armee durch die General-Ordre vom 17. Juni bekannt gemacht. Die Divisionen waren aufgehoben. Die Armee sollte aus vier Infanterie-Brigaden, denen je ein Cavallerie-Regiment und eine Batterie, auch Pioniere zugetheilt wurden, einer Cavallerie-Brigade als Reserve-Cavallerie, der Reserve-Artillerie und den Trainformationen zusammengesetzt werden. Dem ältesten Brigade-Commandeur, General von Arentsschildt, war das Commando übertragen worden.

Diese Beschlüsse waren nicht zu tadeln. Die Divisionen hatten bei der geringen Stärke der Armee, welche nicht viel mehr Köpfe enthielt, als eine preußische Division, keinen Werth und was das Commando anbetrifft, so war dasselbe, weil der König bei der Armee bleiben wollte, der denkbar traurigste Auftrag ohne entscheidende Bedeutung; denn der König konnte sich seiner Lage und noch mehr seiner Persönlichkeit nach der Macht nicht begeben. Und deshalb konnte es nicht ausbleiben, daß auch er befahl, daß seine Ohrenbläser den gefährlichsten Einfluß auf die militärischen Operationen erhielten und der commandirende General gerade in den wichtigsten Momenten gebunden, nur als Figur benutzt wurde. Die überraschende Erhebung des Generals von Arentsschildt auf seinen jetzigen Platz wurde aus diesem Grunde von der Armee ziemlich gleichgültig aufgenommen. Von Allen, welche den braven, pflichttreuen Mann persönlich kannten und werth schätzten, wurde er um der Bürde willen, die er hatte auf sich nehmen müssen, bedauert. Der militärischen Aufgabe: die Armee, sobald sie mobil war, nach Süddeutschland zu führen, wäre er hinreichend gewachsen gewesen.

Daß die älteren Generale, von denen mehrere die Strapazen nicht ertragen hätten, die Armee verlassen mußten, war hart für sie, ersparte ihnen aber noch größeren Schmerz. Nur der alterälteste General, der Kriegsminister von Brandis, blieb ein steter Begleiter des blinden Kriegsherrn.

Für den General von Tschirschnitz wurde der Oberst Dammers in die einflußreiche Stellung des General-Adjutanten Seiner Majestät berufen. Diese Ernennung brachte in dem Officiercorps Ueberraschung und Verstimmung hervor, sie machte einen entmuthigenden Eindruck. Man bezweifelte, daß der Oberst die ganz ungewöhnliche Auszeichnung verdient habe. Bekannt war nur, daß er schon länger die Allerhöchste Gnade besaß.

Das Aeußere der Georgia Augusta erinnerte durch nichts als die noch vorhandenen Studenten an den Musensitz. Sie wanderten müßig auf und ab, die merkwürdige Veränderung zu betrachten. Die mit den hohen Kanonenstiefeln waren denjenigen berittenen Officieren, welche ihre Garnison mit weniger kriegsgeeigneter Fußbekleidung verlassen hatten, ein willkommener Anblick. Ihnen wurden Anträge auf ein Stiefelgeschäft gemacht, die Proben und, wenn sie gelangen, der Umtausch, zuweilen auf offener Straße bewerkstelligt; dann trennten beide Theile sich sehr befriedigt. Die Preußen unter den Studirenden waren in einer peinlichen

Lage; sie wurden plötzlich als Feinde betrachtet und mußten es sogar über sich ergehen lassen, hier und da für Spione gehalten zu werden. Doch dauerte dies nicht lange, bald waren fast alle Studenten abgereist.

Die Universitätsstadt war zum Feldlager geworden. Ueberall Soldaten zu Fuß und zu Pferde, die Straßen voller Fuhrwerke, welche den Truppen die nächsten Bedürfnisse zuführten, eilende Ordonnanzen, in der Weender Straße die verschiedenen Uniformen und Livreen, Equipagen, Gepäckwagen und Pferde, welche zur Person des Königs gehörten.

Alle Eindrücke, die ich bei meiner Ankunft in Göttingen empfing, sind später in meiner Erinnerung lebhaft hervorgetreten. Damals trug ich sie fast unbewußt mit fort, denn ich wurde gleich auf die bunteste Weise vollauf beschäftigt. Erst als die Abenddämmerung eintrat, konnte ich eine kurze Frist benutzen, um mein Quartier aufzusuchen und nach meinen Pferden und Sachen zu sehen. Mein Quartierbillet lautete auf die Wohnung eines Professors. Die Hausfrau, eine vor Soldaten etwas furchtsame, aber sehr freundliche, runde Dame, empfing mich, geleitete mich mit ängstlicher Höflichkeit in mein Zimmer und wies auf eine Seitenthür: „Die Bibliothek meines Mannes haben wir zur Schlafstube für Sie eingerichtet; es ging nicht anders.“ Ich war mit Allem zufrieden und sie verließ mich. Nun öffnete ich die Thür und trat in die Bibliothek, ein Zimmer, welches an allen Wänden mit Büchern bis zur Decke besetzt war. Die Repositorien ragten noch vor das Fenster; es war kaum hell genug, um in der Mitte des Raumes mein Bett erkennen zu lassen. Dann sah ich oben, nicht weit von der Decke, ein Licht und glaubte, als meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, dabei eine menschliche Gestalt wahrzunehmen. Ich trat näher. Auf der höchsten Stufe einer Rollleiter saß ein Mann und las. Das war wohl der Professor. Ich hustete ein paarmal ohne Erfolg. Erst als ich laut guten Abend rief, bewegte sich der Mann und stieg die Leiter hinab. Es war ein kleiner, dünner Herr. Die Laterne hing an einem Riemen um seinen Hals, ihr Licht strahlte von seiner Brust, gewiß eine bequeme Einrichtung, um dort oben zu lesen. Ich stellte mich ihm vor. „Ach ja, ich weiß,“ sagte er nun. „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich hier eindrang. Es fehlte mir gerade eine Stelle —“

„Ich würde bedauern, wenn ich Sie störte,“ unterbrach ich ihn und complimentirte mich mit dem gelehrten Herrn, der so glücklich war, bei den jetzigen Zeitläufen nach einer Stelle irgend eines Schriftstellers suchen zu können, bis er hinaus ging.

Als ich zu den Dienstgeschäften, die bis spät in die Nacht fortgesetzt wurden, zurückkehrte, war die Nachricht von dem Einrücken preußischer Truppen in Hannover, von dem Abgang unseres letzten Eisenbahnzuges von dort eingetroffen. Die Division Goeben hatte gegen Abend die Landeshauptstadt erreicht. Der commandirende General des siebenten preußischen Armeecorps, von Falckenstein, war mit ihr gekommen. Ihm hatte die preußische Regierung die Verwaltung des hannoverschen Landes und den Oberbefehl über alle gegen uns operirenden Truppen übertragen.

Am folgenden Tage, den 18. Juni, dem Jahrestage der Schlacht bei

Waterloo oder Belle-Alliance, wurde der Armee die Königliche Proclamation mitgetheilt, welche hier nochmals einen Platz finden möge, weil sie die Auffassung des Königs im Gegensatz zu der Nothlage des deutschen Vaterlandes scharf hervortreten läßt:

An mein getreues Volk!

Seine Majestät der König von Preußen hat mir den Krieg erklärt.

Das ist geschehen, weil Ich ein Bündniß nicht eingehen wollte, welches die Unabhängigkeit Meiner Krone und die Selbständigkeit Meines Königreichs antastete, die Ehre und das Recht Meiner Krone demüthigte und die Wohlfahrt Meines getreuen Volkes erheblich zu verletzen geeignet war.

Eine solche Erniedrigung war gegen Mein Recht und wider Meine Pflicht, und weil Ich sie zurückwies, brach der Feind in Mein Land.

Ich verließ die, augenblicklich gegen feindlichen Ueberfall nicht zu schützende Residenz, die Königin und meine Töchter, die Prinzessinnen, als theure Pfänder Meines Vertrauens zu den getreuen Bewohnern Meiner Hauptstadt dort zurücklassend, und begab Mich mit dem Kronprinzen, wohin Meine Pflicht mich rief, zu Meiner treuen und auf Mein Geheiß im Süden Meines Königreichs rasch sich sammelnden Armee.

Von hier aus richte Ich an Mein getreues Volk Meine Worte, bleibt getreu Eurem Könige auch unter dem Drucke der Fremdherrschaft, harret aus in den Wechselfällen der kommenden Zeiten, haltet fest wie Euere Väter, die für ihr Welfenhaus und für ihr Vaterland in nahen und fernen Landen kämpften und endlich siegten, und hoffet mit Mir, daß der Allmächtige Gott die ewigen Gesetze des Rechts und der Gerechtigkeit unwandelbar durchführt zu einem glorreichen Ende.

Ich in der Mitte Meiner treu ergebenen, zu jedem Opfer bereiten Armee vereinige mit dem Kronprinzen Meine Bitten für Euer Wohl.

Meine Zuversicht steht zu Gott, Mein Vertrauen wurzelt in Eurer Treue.

Göttingen, den 17ten Juni 1866.

George Rex.

Die Ordre, womit der commandirende General diese Proclamation bekannt machte, lautet:

Ordre an die Armee.

Soldaten!

Aus vorstehender Proclamation seht Ihr, daß das Wohl und die Zukunft des Vaterlandes, die Sicherheit unseres Königlichen Herrn in Eueren Händen ruht.

Seine Majestät der König hat in dieser drohenden Lage mir den Oberbefehl über Euch übertragen, den ich freudig übernommen habe in dem festen Vertrauen auf die gerechte Sache, auf die altbewährte Tapferkeit der Hannoveraner und deren Liebe für König und Vaterland.

Welche Anforderungen an Euch gestellt werden, Entbehrungen und Mühen, Ihr werdet sie mit Festigkeit ertragen, vor Allem aber werdet Ihr freudig in einen Kampf gehen, der in der gerechtesten Sache das Wohl Eueres Königs und des Vaterlandes Rechte zu wahren bestimmt ist.

Göttingen, den 18ten Juni 1866.

Der commandirende General-Lieutenant
v. Arentsschildt.

Am 18. begann die planmäßige Thätigkeit, der es gelang, mittelst des nach Göttingen transportirten Kriegsgeräthes innerhalb dreier Tage die Armee einigermaßen schlagfertig zu machen. Mit der angestrengtesten, von regster Pflichttreue getragenen Kraft ist in der kurzen Zeit das Aeußerste, was möglich war, zu Stande gebracht worden. Die Vorräthe der Eisenbahnwagen mußten geordnet, Werkstätten und Laboratorien eingerichtet, die Trains, das Verpflegungs- und Sanitätswesen organisirt, gegen dreitausend herbeieilende Beurlaubte uniformirt und bewaffnet werden. Am meisten fehlten die Pferde. Officiere, in die Um-

gegend entsandt, schafften deren so viele als einigermaßen brauchbare da waren, doch nicht genug, herbei.

Am 18. war die Armee, von welcher einige Regimenter sehr starke Märsche gemacht hatten, um Göttingen versammelt. Nur einzelne Compagnien und Detachements waren in den entferntesten Theilen des Landes zurückgeblieben und von diesen gelangten später noch mehrere, welche sich durch heimliche Märsche den Preußen entzogen hatten, zu uns.

Meine Vaterstadt Stade war in der Frühe des 18. von den Preußen besetzt worden. In der nicht armirten Festung befanden sich nur drei schwache Artillerie-Compagnien und ein paar Hundert Recruten. Ein preußisches Bataillon war in der Nacht die Elbe hinunter gefahren, bei Twielenfleth gelandet und in die Stadt eingedrungen. Eine Capitulation beendete diese Episode ohne Blutvergießen. Es war, als habe man das werthvolle Kriegsmaterial von Hannover nach Stade geschickt, damit es dort den Preußen in die Hände falle.

Am 19. und 20. kamen noch mehrere Officiere, die zur Landesvermessung commandirt gewesen und in abgelegenen Ortschaften von der Kriegsnachricht überrascht waren, in ihrer Civilkleidung nach Göttingen. Die geringen Kleiderbestände der Kameraden mußten aushelfen, damit sie in Uniform erscheinen konnten.

Junge Männer meldeten sich, die freiwillig die Waffen führen wollten. Am 20. verfügte eine General-Ordre, daß sie angenommen werden dürften. Sie belästigten nur, ohne etwas nützen zu können. Und ähnlich war es mit den Cadetten, welche der König in Göttingen zu Officieren machte.

Nach rastloser Arbeit war die Armee jetzt, so viel die Mittel gestatteten, mit den nothwendigsten Bedürfnissen theils mehr, theils weniger ausreichend versehen; mit dem Wesentlichsten, der Munition, jedoch am knappsten. Dieses Kriegserforderniß kann nur hinreichend gedeckt werden durch Nachschübe, welche in unserer augenblicklichen Lage unmöglich waren. Indessen war es gelungen, für ein paar größere Gefechte Munition zu beschaffen und dies konnte als genügend angesehen werden. Freilich mußte später die Verschiedenartigkeit unserer und der süddeutschen Gewehre und Kanonen Schwierigkeiten hervorrufen; denn lediglich die neuen Geschütze, welche wir und die süddeutschen Staaten in den letzten Jahren von Preußen erhalten hatten, waren übereinstimmend. Immerhin ließ sich aber für unsere abweichenden Waffen die Munition beschaffen, sobald wir über die Hilfsmittel größerer Arsenale verfügen konnten.

Am 20. Abends standen in und um Göttingen schlagfertig: 20 Bataillone Infanterie, mit den in ihnen enthaltenen 2000 Recruten etwa 15,000 Mann stark; 24 Schwadronen Cavallerie, 2200 Mann; 8 manövrirfähige Batterien mit 42 Geschützen. Außerdem marschirten mit der Armee, um kein Geschütz zurückzulassen, noch zehn Geschütze, welche mit Pferden des königlichen Marstalls bespannt und von Marstallskutschern gefahren wurden.

Am 20. Nachmittags erging der Marschbefehl.

Persönlich begegnete mir in den Göttinger Tagen außer dem Erzählten wenig Erwähnenswerthes. Ich war vom Morgen früh bis in die Nacht beschäftigt. Und so ging es Allen; zum Glück, denn man konnte nicht weiter denken.

An einem dieser Abende kam Alfred in mein Bureau. Man hatte ihn wieder zum Officier ernennen wollen; er hatte dies abgelehnt, sich aber die förmliche Erlaubniß, bei der Armee zu bleiben, erwirkt. Nun war er im Begriff, Wichard in dessen Cantonnement südlich von Göttingen aufzusuchen. Ich hatte Wichard noch nicht wieder gesehen. Alfred übernahm es, Nachrichten von uns nach dem Gute in Holstein gelangen zu lassen.

Noch Eines muß ich erzählen, eine Begegnung, die ich am letzten Abend in Göttingen hatte. Als ich nach Hause kam, lag auf der Bank vor meiner Thür ein Soldat und schlief. Mein Diener stand dabei. „Wer ist das?" fragte ich.

„Er nennt sich Lang, Herr Lieutenant, und behauptet, früher Bedienter bei Ihnen gewesen zu sein."

Ich betrachtete nun den Mann beim Licht der Straßenlaterne genauer und erkannte Heinrich Lang. Ich rief ihn und faßte ihn an; es kostete Mühe, ihn zu wecken. Dann ermunterte ihn die Freude, mich zu sehen. Ich nahm ihn mit in mein Zimmer, da mußte er sich setzen und erzählen. Er hatte den geraden Weg durch Westphalen eingeschlagen, aber Nachtmärsche und Umwege machen müssen, um den Preußen zu entgehen. In der vorigen Nacht war er durch den Sollinger Wald gegangen und hatte am Morgen unsere Vorposten bei Uslar glücklich erreicht. In Göttingen hatte er sich gleich bei seiner Compagnie gemeldet, mit der er morgen früh ausmarschiren sollte. Als ich ihn entließ, fragte er: „Wo wohl die Kort's sind?"

„Kort's?"

„Wilhelm und Friedrich Kort."

„Die Cürassiere habe ich noch nicht gesehen, sie liegen draußen nach Cassel zu. Ist Friedrich Kort auch Soldat geworden?"

„Auch Garde-Cürassier."

„Woher weißt Du das?"

Nun wurde er etwas verlegen: „Minna Kort und ich schreiben uns."

„Ist sie Deine Braut?"

„Alle sind damit einverstanden, Herr Lieutenant, nur der Vater noch nicht ganz; aber das soll ihm Nichts helfen. Mein Geschäft geht gut, er wird sie mir zur Meisterin geben."

„Gott schenke Dir Glück und Segen!" sagte ich und reichte ihm die Hand.

Es war ein heller, frischer Morgen, an dem wir Göttingen verließen. Die Truppen hatten sich frühzeitig auf der Straße nach Heiligenstadt in Bewegung gesetzt. Ein kriegerischer Geist beseelte, eine ausgezeichnete Disciplin beherrschte sie.

22.

Hinter der vordersten Brigade schob sich das königliche Hauptquartier in die Marschcolonne ein. Der König sah frisch aus, sein Gesicht hatte Farbe, stolz ritt er inmitten seiner Getreuen, ein blinder Heerkönig, der aus seinem Königreich zog, um es mit seinen Scharen in einer unbestimmten Fremde wieder zu erstreiten.

Dem König folgten der Kronprinz mit dem Kriegsminister und dem österreichischen Gesandten. Dann kam das ganze berittene Gefolge und darauf eine

große Zahl von Hofwagen. In einem saß neben anderen Herren der Regierungsrath Meding, in einem anderen der Armee-Musikdirector Gerold, der in guten Betten geschlafen haben wird, wenn der commandirende General auf Stroh und der Soldat auf der bloßen Erde lag.

Hinter dem königlichen Hauptquartier marschirte die Reserve-Cavallerie: die strahlenden Regimenter Garde-du-Corps und Garde-Cürassiere. Hier sah ich Wichard zum ersten Male seit der Wandelung der Verhältnisse. Er war guten Muths. Ich ritt einen Augenblick mit ihm. „Hast Du Nachrichten von Haus?" fragte er. „Gar keine," mußte ich antworten.

„Ich auch nicht, die Preußen lassen die Post nicht durch. Alfred hat mir einen Brief an Clotilde besorgt. Er kennt immer Mittel und Wege. Auch von Christian weiß ich nichts. Sein Regiment sollte nach Schlesien. So kann er uns gottlob nicht gegenüber stehen." Ich drückte ihm die Hand und ritt zurück. Da nickten mir ein paar Hünen aus der Schwadron zu. „Guten Morgen, Kort's!" rief ich. „Heinrich Lang ist auch da."

Nach der Reserve-Cavallerie kam eine andere Brigade, dann die Reserve-Artillerie. Ihr merkte man wohl das Mangelhafte der Organisation, besonders der Bespannung an; aber auch sie machte einen Vertrauen erweckenden Eindruck.

Ich sah alle Truppen unserer Hauptcolonne, zuletzt den Armeetrain, der erst in Göttingen dürftig gebildet, dennoch mit guter Ordnung marschirte.

In meinem alten Regiment begrüßte ich die Kameraden. Zettel, Kastor und Pollux, Alle waren da. Im Garde-Regiment sah ich meinen Vetter Günther. Bei den Dragonern fragte ich nach Jobst. Diese Frage berührte, wie ich bemerkte, seine Regimentskameraden schmerzlich, so daß ich befürchtete, Jobst habe von Neuem Veranlassung zu Klagen gegeben. Endlich antwortete einer: „Den werden die Preußen haben." „Mein Gott, wie kommt das?" rief ich aus.

„Ein Officier mußte in dem abgelegenen Depot zurückbleiben, als wir zu der Exercirzeit ausrückten, und da hat der Commandeur ihn gewählt, weil er zuletzt in das Regiment gekommen ist."

„Wie viel Mann und Pferde waren in dem Depot?" fragte ich.

„Eine ganze Menge, fünfzig, sechzig."

„Damit hat er nicht durchkommen können," sagte ein anderer.

Die militärische Lage der Armee war keine ungünstige. Der Feind war am 20. mit der Division Goeben kaum über Alfeld hinausgekommen, mit einer bei Wetzlar gesammelten Division unter dem General von Beyer in Cassel eingerückt, dessen kurhessische Garnison vorher im immobilen Zustande südwärts abgezogen war. Von den Truppen des Generals von Manteuffel waren die vordersten erst bis Celle gelangt. Die von Norden nachrückenden feindlichen Streitkräfte konnten mithin unseren Marsch nicht stören, die Division Beyer dies erst versuchen, nachdem sie von der Richtung des letzteren Kenntniß erhalten hatte, und dann kam sie zum ernstlichen Eingreifen höchst wahrscheinlich zu spät. Die großen preußischen Armeen standen an der böhmischen und sächsischen Grenze. Außer den obigen Truppen waren deshalb nur die an der Eisenbahn liegenden Garnisons in der Lage, mit kleinen Detachements gegen uns zu operiren.

So war der hannoverschen Armee ihre Aufgabe klar vorgeschrieben: sie brauchte

nur im Marsch zu bleiben, um der Einschließung zu entgehen. Nach vier nicht zu starken Märschen konnte sie die thüringische Eisenbahn, den gefährlichsten Zufuhrweg feindlicher Truppen, bei Eisenach oder Gotha überschritten haben. Dann vermochten überlegene preußische Kräfte nicht mehr, uns in den Weg zu treten, unsere Vereinigung mit den süddeutschen Truppen zu verhindern. Während der vier Marschtage konnten wir nur schwächeren Abtheilungen des Feindes begegnen, die zu überwältigen wir vollkommen im Stande waren.

Die Erwartung militärischer Erfolge hob die Stimmung. Unser abenteuerlicher Zug und die romantische Gegend mit waldigen Höhen und felsigen Thälern, welche wir in den ersten Tagesstunden durchzogen, regte die Phantasie an und ließ gar ritterliche Träumereien entstehen. Eine Rast in dem lieblichen Bremker Thal gab die Muße, solche Gedanken auszutauschen, die alle, so verschieden sie sonst waren, zwei widersprechende Wünsche enthielten: nach einem Kampf, den unsere Soldatenehre zu fordern schien, jedoch ohne die Waffen gegen Preußen gebrauchen zu müssen. Nun die Schwerter gezogen waren, dachten auch die bittersten Gegner unseres augenblicklichen Feindes an die geschichtlichen und persönlichen Bande, welche uns mit dem Nachbarlande verknüpften; an die deutsche Zerrissenheit, welche so oft schon zum Bruderkriege führte. Und die Sorge trat wieder hervor, was ein siegreiches Oesterreich aus Deutschland machen würde. „Ueber die Alpen möchten wir ziehen, an der Seite Oesterreichs gegen Italien möchten wir kämpfen!“ rief Einer und Andere jubelten ihm zu.

Der Weitermarsch führte allmälig in ödere Landschaften. Wir stiegen die dürren Höhen des armen Eichsfeldes hinan. Dort war der Grenzstein zwischen den Königreichen Hannover und Preußen. Die vordersten Truppen erkennen das Zeichen. Einzelne rufen beim Eintritt in Feindesland Hurrah! Doch will der Ruf nicht lauten Anklang finden; der Gedanke: „Wirst du dein Hannoverland wiedersehen?“ läßt ihn verstummen.

Der König war über die Grenze geritten, nicht wie ein Monarch empfangen mit ehrfurchtsvollem Willkommen. Kein Mensch, oder nur Einer, war da außer seinem Gefolge.

Als der König vorbei war, stand ein Mann an dem Grenzstein gelehnt. Ich sah ihn lange auf der kahlen Fläche. Seine Haltung zeigte, daß er traurig war. Er blickte unverwandt in die Colonnen, die an ihm vorüber zogen; die Officiere grüßte er, doch schien er mit keinem zu sprechen. Jetzt war ich neben ihm. Da streckte er mir seine Hände entgegen, als kenne er mich; die Thränen trübten wohl seine Augen. „Das Königreich Hannover ist dahin!“ sagte er.

In diesem Augenblick kam Alfred aus einer Schlucht herauf und begrüßte uns. Der mich so traurig angeredet, war der Amtmann von Reinhausen, bei welchem Alfred in der letzten Nacht gastliche Aufnahme gefunden hatte und der mir die letzten Worte sagte, die ich auf jenem hannoverschen Boden hörte: „Gott führe Sie gesund zurück! Unsere Heimath, wie wir sie lieb gehabt, finden Sie nicht wieder.“

Bergauf, bergab zogen wir in der Sonnengluth durch das baumlose Land. Gegen den klaren Himmel zeichneten sich auf den entfernten Hügeln die Gruppen der überraschten und staunenden Einwohner ab, die furchtsam ihre armseligen

Dörfer verlassen hatten. Unsere Vortruppen befestigten an den Hauswänden der Ortschaften folgende in Göttingen gedruckte Proclamation:

Bewohner der Königlich preußischen Provinz Sachsen.

Ein trauriger Act verwerflicher brudermörderischer Politik hat Preußen zum Feinde Hannovers gemacht; Länder, die die innigsten Bande verknüpfen, die seit Jahrhunderten nur gewußt haben, daß ihre Krieger Schulter an Schulter dem Feinde entgegenzutreten berufen seien. Fluch treffe den Urheber dieses Bruderkrieges, den wir verabscheuen. Auch Ihr, so wissen wir, verdammt den Ehrgeiz, der unendliches Elend über alle deutschen Lande zu bringen bestimmt ist.

Wenn ich jetzt die hannoverschen Truppen als deren Befehlshaber in Euer Land führe, so werdet Ihr nicht glauben, daß wir als Feinde kommen. Fordern aber muß ich von Euch, daß Ihr der militärischen Gewalt Gehorsam leistet für die Anforderungen, die der Krieg mit sich führt. Für die Haltung der Mannszucht bürgt der Name der hannoverschen Truppen. Sie fordern friedlichen Marsch durch Euer Land und werden nur gezwungen als Feinde auftreten. Kommt den nothwendigen Anforderungen nach und macht unser Geschick nicht noch schmerzlicher, indem Ihr uns zu harten Maßregeln nöthigt. Unser Feldruf wird sein wie vor 100 und vor 50 Jahren bei Minden und Waterloo: Gott schütze das Vaterland!

Göttingen, den 20ten Juni 1866.

Der commandirende General
von Arentsschildt,
General-Lieutenant.

Mancher aus unseren Reihen schüttelte den Kopf, als er die Proclamation gelesen hatte.

Die Armee kam bis Heiligenstadt. Unsere Truppen hatten nach dem heißen Marsche ein kaltes hartes Nachtlager und dürftige Verpflegung. Die Mehrzahl der Einwohner, in strengem Katholicismus lebend, zeigte keine Feindschaft; die Landleute, auf niedriger Bildungsstufe, mit schwer verständlichem Dialekt, wollten sich, nachdem sie Muth gewonnen, sogar freundlich erweisen. Da aber die königlichen Verwaltungsbeamten weggereist waren, um sich unseren Befehlen zu entziehen, so war die Herbeischaffung der Lebensmittel aus der armen Gegend so schwierig und ungenügend, daß schon von den Vorräthen, die nur im Nothfall angegriffen werden sollen, gezehrt werden mußte. „Das schadet nicht," hieß es; „morgen kommen wir in fruchtbares Land."

In der That führte der Marsch am 22. in bessere Gegenden. Wir kamen durch wohlhabende Dorfschaften und sahen viele Orte, welche durch malerische Kirchthürme ein angenehmes Bild machten. Aber die Sonnengluth war noch drückender als Tags zuvor und die erste Ermüdung der seit einer Woche ohne Ruhetag angestrengten Truppen wurde bemerkbar, besonders bei den erst von Urlaub Einberufenen und den Rekruten der Infanterie, welchen das Marschiren etwas Neues war. Auch von den in Göttingen herbeigeschafften Pferden versagten manche den Dienst. Dies mochte dem österreichischen Gesandten bedenklich erscheinen. Mit ungewohnter Herablassung suchte er die Truppen zu ermuthigen, indem er an ihre Reihen ritt und ihnen allerlei Nachrichten gab, welche einen nahe bevorstehenden entscheidenden Sieg der Oesterreicher erwarten lassen sollten. Noch ein anderer Herr aus dem Gefolge des Königs hielt es für angemessen, den Truppen Muth zu machen. Er erzählte, daß auf dem Schlosse in Herrenhausen die kaiserlich russische Flagge wehe und sagte dies mit einem Ausdruck, als sei Preußen nun verloren. Diese Mittheilungen wurden kühl aufgenommen, so daß solche Einmischungen sich nicht wiederholten. Unsere Soldaten bedurften keines Zuspruchs,

als desjenigen ihrer Vorgesetzten. Müde, aber doch geschlossen, erreichte die Armee ihr Marschziel in und um Mühlhausen. Die Meldungen über den Feind waren in keiner Weise beunruhigend. In der That standen die Divisionen Goeben und Beyer zwei bis drei Tagemärsche, die Truppen des Generals von Manteuffel viel weiter von uns entfernt.

Die Verpflegung machte abermals Schwierigkeiten, heute weil man unsererseits zu schonend auftrat. Die Mühlhauser Bevölkerung war uns weniger wohl gesinnt. In der Nacht brach ein starkes Gewitter über uns los, in dessen Blitzen die zahlreichen Kirchen Mühlhausens wie drohend aus dem Dunkel hervortraten. Regengüsse stürzten auf die Bivouacs herab.

Als der Marsch in der Frühe des 23. wieder begann, hinderte der durchweichte schwere Boden das Fortkommen, bis die wiederum glühende Sonne ihn getrocknet hatte. Wir waren auf der Straße nach Langensalza etwa eine Meile weit marschirt, es wurde eine Rast gemacht. Auf einem Hügel seitwärts der Chaussee, den Truppen hier recht sichtbar, ging der König am Arm des Kriegsministers auf und ab. Der Kronprinz und andere Herren des Gefolges standen in der Nähe. Ich war von einer Entsendung zurückgekehrt, am Fuße des Hügels vom Pferde gestiegen und mit mehreren Kameraden im Gespräch, als ein Flügeladjutant einen Officier in der gothaischen Uniform zu dem König führte. Wir hielten den Fremden, welchem die Augen nicht verbunden waren und der von dort oben unsere Truppen ungehindert betrachtete, mehr für einen Bundesgenossen, als für einen Parlamentär; doch waren wir zweifelhaft über die politische Stellung des Herzogs von Coburg und im Ganzen machte diese Einmischung einen ungünstigen Eindruck auf uns. Wir ahnten, daß dieses erste Eingreifen des Königs in unsere militärische Action unheilvoll sei.

Oben auf dem Hügel sprach der König mit dem gothaischen Officier und schien, nachdem dieser zur Seite getreten war, mit dem Kriegsminister und anderen Herren Wichtiges zu überlegen.

Endlich wurde der Marsch wieder angetreten. Ein Officier der Garde-du-corps bestieg mit dem Coburger Sendling eine Hofequipage, welche dem König folgte. Noch auf diesem Marsche wurde mir mitgetheilt, daß der Herzog von Coburg auf preußischer Seite stehe; denn jener Officier, der sich Hauptmann von Zielberg nannte, behauptete von dem Commandeur des herzoglichen Infanterieregiments, Oberst von Fabeck, und zwar im Auftrage des preußischen Chefs des Generalstabes, Generallieutenants von Moltke, geschickt zu sein. Der Hauptmann von Zielberg hatte die völkerrechtlichen Formen, unter denen Parlamentäre anerkannt werden, nicht beobachtet; unsere Vortruppen hatten ihn festgehalten. Er hatte sich nicht zu legitimiren vermocht, war aber von dem König, welcher den Vorfall erfahren, zugelassen worden; und nun hatte er, vor Seiner Majestät angelangt, aus seinem Taschenbuche folgendes Telegramm vorgelesen:

Oberst von Fabeck. Commandeur des Regiments Gotha.

Sie haben sogleich durch Parlamentär mit dem bei Heiligenstadt commandirenden hannoverschen General dahin zu verhandeln, daß derselbe die Waffen streckt, weil er von allen Seiten umstellt sei.

Dabei ist anzufragen, ob König bei den Truppen anwesend.

Unterzeichnet: Moltke.

„Das ist nicht richtig!" rief ich aus, als ich dies hörte. „Das Telegramm ist durch Nichts beglaubigt, das kann Jeder in das Taschenbuch geschrieben haben." „Der König hat die Forderung ja auch sogleich entschieden abgelehnt," wurde mir erwidert, „und will zur Aufklärung einen Officier zu dem Herzog von Coburg schicken."

Letzteren hätten wir jetzt feindlich behandeln, der Stadt Gotha um so schneller uns bemächtigen sollen. Der Herzog, welcher augenblicklich dort residirte, würde sie verlassen und nicht länger in unserem Drama mitgespielt haben.

Die Nachrichten, welche wir im Laufe dieses Tages erhielten, ließen keinen Zweifel, daß jenes Telegramm entweder eine Täuschung oder nur insofern richtig war, als von allen Seiten preußische Truppen gegen uns ausgesandt waren. In dem Sinne aber, daß diese Truppen uns irgend einen Zwang auferlegen könnten, entsprach das Telegramm keineswegs der augenblicklichen Lage. Denn die Truppen in unserem Rücken und Flanken waren, wie ich schon angegeben, noch weit entfernt und vor uns hatten wir Nichts als das Coburgsche Contingent und ein paar schnell gesammelte preußische Reserve- und Landwehr-Formationen, die unserem Marsche kein Hinderniß bereiten konnten.

Das Eintreffen des Hauptmanns von Zielberg würde also Nichts zu bedeuten gehabt haben, wenn es nicht die Veranlassung geworden wäre, daß der König, in die Armeeoperation eingreifend, diejenigen Verhandlungen anknüpfte, welche zu einem Gewebe von Fehlern und Täuschungen, zu erschöpfenden Hin- und Hermärschen unserer Truppen und schließlich zu der Capitulation führten.

Die Armee gelangte am 23. in eine Stellung um Langensalza, von der aus sie sich am folgenden Tage in den Besitz der thüringischen Eisenbahn setzen konnte. Unsere Arrieregarde rückte bis auf eine Meile an Langensalza heran und unsere Vorposten standen nur zwei Meilen von Gotha und Eisenach entfernt. Das Hauptquartier kam nach Langensalza.

Die Einwohner dieser Stadt nahmen uns mit herzlicher Theilnahme auf. Ihre Betrübniß um diesen Krieg, ihr Bestreben, uns nicht als Feinde zu betrachten, ihre Hilfsbereitschaft that Jedem wohl. Und so haben sie sich in der folgenden, viel traurigeren Zeit bewährt.

Um Aufschluß über die Sendung des Hauptmanns von Zielberg zu erhalten, wollte der König einen in aller Form legitimirten Parlamentär nach Gotha schicken. Im Widerspruch mit unserer militärischen Lage, welche keine Anerbietungen an den Feind nöthig machte, sollte dieser Parlamentär sich mit dem General von Moltke in telegraphische Verbindung setzen und den ungehinderten Abmarsch unserer Armee nach dem Süden fordern, wogegen wir an den Feindseligkeiten gegen Preußen für einige Zeit nicht theilnehmen würden.

Wer diesen Gedanken zuerst ausgesprochen hat, ist unaufgeklärt. Daß der König den Wunsch hegte, Blutvergießen zu vermeiden, ist nicht zu bezweifeln; aber eine andere Vorstellung wird mitgewirkt und im Beisein des zu entsendenden Parlamentärs Ausdruck gefunden haben, die Vorstellung, daß eine Frist von anderthalb oder zwei Monaten für uns ein großer Gewinn wäre, weil die Armee ihre mangelhafte Organisation vervollkommnen und demnächst durch die Siege Oesterreichs die politische Lage ganz verändert sein könnte. Ob dem Parlamentär klare Instructionen ertheilt worden sind, ist ebenfalls nicht aufgeklärt.

Gewiß ist nur, daß die Wahl des Majors von Jacobi für diesen Auftrag die unglücklichste war, welche getroffen werden konnte. Es standen viele zuverlässige Officiere, die einen klaren Blick und das Herz auf dem rechten Flecke hatten, für eine solche Sendung zur Verfügung. Wer dazu den Major von Jacobi empfohlen hat, trägt eine große Schuld an der Katastrophe von Langensalza.

Am Nachmittage fuhr dieser Officier nach Gotha und nahm den Hauptmann von Zielberg mit. Inzwischen ertheilte der General von Arentsschildt die Befehle für den folgenden Tag.

Der König war vor dem Mühlhäuser Thor im Schützenhause von Langensalza abgestiegen, der commandirende General hatte mit dem Generalstabe in einem Gasthause im Inneren der Stadt Quartier genommen. So waren die beiden höchsten Instanzen äußerlich weit genug getrennt und wenn der König und sein Gefolge sich um den weiteren Verlauf der Dinge gar nicht bekümmert hätten, wäre Alles gut gegangen.

Der General von Arentsschildt beschloß, am folgenden Tage nach Gotha zu marschiren. Als am Abend die Meldung einging, daß einer unserer Husarenofficiere mit einer Patrouille in Eisenach hineingeritten war und darin keinen Feind gefunden hatte, bestimmte der General von Arentsschildt, daß diese Stadt durch die nächsten Truppen: die vom Oberst von Bülow commandirte Brigade und die Reserve-Cavallerie, welche am Abend des 23. kaum zwei Meilen diesseits Eisenach standen, am folgenden Morgen besetzt werde.

Alle übrigen Armeetheile standen am 24. früh 5 Uhr vor dem südlichen Ausgange Langensalza's längs der Chaussee zum Aufbruch nach dem zwei und eine halbe Meilen entfernten Gotha bereit. Die Soldaten waren in gehobener Stimmung; sie hatten unsere Lage genug besprochen und wußten, daß es nur noch einen Marsch galt, um die Straßen durch den Thüringer Wald zu gewinnen, auf welchen der Feind uns wohl nacheilen, aber schwerlich mehr festhalten konnte, um so weniger als, wie es hieß, die Bayern zu unserer Aufnahme anrückten.

Da fuhr, von Gotha kommend, der Major von Jacobi an den, auf den Befehl zum Abmarsch wartenden Truppen vorbei. Er hatte eine überaus wichtige und finstere Miene. Die wenigen Officiere, welche von seiner Sendung wußten, stimmten in der Meinung überein, daß er schlechte Nachrichten bringe und diese nicht, wie er sollte, hinter einem gleichmüthigen Gesicht verberge. „Wo kommt der her?“ fragten andere erstaunt. Einige, die ihm persönlich näher standen, begaben sich an den Wagen, sprachen und hörten in diesen hinein und kehrten ärgerlich um.

„Durch Gotha können wir nicht, hat er gesagt?“

„Die Division Goeben wäre in Gotha?“

„In einer sehr starken Stellung.“

„Das ist kaum möglich!“

„Nun werden wir hier noch lange warten müssen.“

Bei der Spannung, in der Alle waren, fand diese Nachricht schnelle Verbreitung. Die Officiere traten in Gruppen zusammen, sie zu besprechen.

Der Wagen des Majors von Jacobi war schon lange in den Straßen Langensalza's verschwunden. Die Sonne stieg höher. Weder der commandirende

General, noch ein Befehl traf ein. Die Truppen wurden ungeduldig. „Was ist das?" rief jetzt ein Soldat. „Preußische Cavallerie!" ein anderer.

Unsere Cavalleristen machten ihre Pferde los und bereiteten sich zum Aufsitzen.

Auf der östlichen Höhe ritt Cavallerie, nicht viel, etwa eine halbe Schwadron. Wir sahen dahin gegen die Sonne und deshalb undeutlich.

„Es wird ein Seitendetachement von uns sein," sagte ein Officier.

„Es sind Dragoner," antwortete einer, der durch sein Fernglas sah. „Wir haben nur kleine Patrouillen nach jener Seite geschickt."

Jetzt hielt jener Trupp. Ein Einzelner voran, wohl der Commandeur, schien uns zu betrachten. Dann ritten sie weiter. Sie kamen auf uns zu und verschwanden in einer Terrainfalte. Einer unserer Generale befahl, daß eine Schwadron ihnen entgegen reite. Gleich darauf wurden die Unbekannten wieder sichtbar. Sie trabten, der Commandeur schwenkte ein weißes Tuch. Nun war unsere Schwadron bei ihnen und ein brausendes Hurrah schallte zu uns herüber. Sie kamen zu uns. Es war mein Vetter Jobst mit seinem ganzen Depot, welches er kühn und umsichtig durch die Preußen hindurch glücklich hierher brachte. Das war doch eine Freude und hob die Stimmung wieder. In diesem Augenblicke verzieh ich Jobst Alles, ich umarmte ihn sogar mit einem gewissen Stolz.

Das erfrischende Ereigniß vermochte jedoch nicht lange die Unruhe zu beherrschen, welche aus dem nutzlosen Warten entsprang; denn Jeder begriff die Gefahr des Zeitverlustes. Es war bald acht Uhr und noch kein Befehl an uns gelangt. Aus der Stadt kam ein Wagen, bei dem Kutscher saß ein Trompeter mit der Parlamentärflagge. Alle sahen dahin und erkannten in dem Wagen den General-Adjutanten des Königs und den Major von Jacobi. Die vor Augen liegende Thatsache, daß diese beiden Officiere nach Gotha fuhren, wirkte niederschlagend. Und nun kam der Befehl, daß die Truppen die Cantonnements der letzten Nacht wieder einnehmen sollten. Aufgeregt, voll Ingrimms ordneten sich die Bataillone, die Schwadronen und Batterien, um den Rückmarsch anzutreten; doch die Commandos führten sofort Ruhe und Stille herbei. Mit musterhafter Haltung marschirten die Abtheilungen auf den Wegen zurück, auf denen sie vor drei Stunden gekommen waren.

Als wir Langensalza wieder betraten, läuteten die Glocken aller Kirchen. Wir waren überrascht. Ist das Friedensgeläute? Der Soldat im Felde vergißt den Kalender, es war Johannisfest. Die Bürger gingen zur Kirche. Auch der König hat an dem Gottesdienst theilgenommen.

Gerüchte und Vermuthungen flogen hin und her. In Wahrheit hatte der Major von Jacobi auf telegraphischem Wege bei dem General von Moltke in Berlin freien Durchmarsch für unsere Armee gegen die Zusage des Königs, sich für längere Zeit der Feindseligkeiten gegen Preußen zu enthalten, beantragt. Auf dieses Anerbieten war eine Antwort aus Berlin in Aussicht gestellt, aber noch nicht erfolgt. Ferner hatte der Major von Jacobi berichtet, vor Gotha in günstiger Stellung stehe der Feind in großer Stärke. In der vorigen Nacht habe ein Eisenbahnzug nach dem anderen die Division Goeben von Hannover herangeführt. Diese Nachrichten wurden selbst in der Umgebung des Königs bezweifelt; im Hauptquartier des commandirenden Generals hielt man sie für falsch.

Wie es sich wirklich darum verhielt, wurde erst später bekannt und zwar, daß am 24. 6 Bataillone, 2 Schwadronen und 3 Batterien Alles war, was der Feind uns bei Gotha entgegenstellen konnte. Der größere Theil dieser Truppen waren Landwehren und Besatzungstruppen der Festungen Magdeburg und Erfurt.

Wenige Tage nach diesem traurigen 24. Juni haben zuverlässige Männer in Gotha mir Folgendes erzählt. Die Einwohner der Stadt erwarteten unseren Einmarsch mit voller Bestimmtheit, sie bereiteten sich auf die starke Einquartirung vor, sie waren uns freundlich gesinnt und wollten unsere Truppen gut verpflegen; sie waren unzufrieden, als die Straßen verbarrikadirt wurden, weil sie befürchteten, daß der unnütze Widerstand die Hannoveraner veranlassen würde, die Stadt zu beschießen.

Der Major von Jacobi scheint nur diese Barrikaden gesehen, dann aber das herzogliche Palais bis zum anderen Morgen nicht verlassen zu haben. Man hat mir erzählt, daß, um ihn zu täuschen, in der Nacht leere Eisenbahnzüge mit starkem Gepfeif hin und her fahren, auf den sichtbaren Plätzen offene Feuer brennen mußten. Das war die Division Goeben, die ankam; das waren die Truppen, die in der starken Stellung bivouakirten. So muß es dem Major von Jacobi vorgestellt worden oder erschienen sein; denn anders ist es nicht zu erklären, daß er dem König meldete, bei Gotha würden wir auf einen starken Feind stoßen. In Folge dieser Meldung berief der König am 24. Morgens 6 Uhr einen Conseil, zu dem er auch den General von Arentsschildt kommen ließ. Man kann sagen, daß letzterer von jetzt an nicht mehr commandirender General war, sondern lediglich nach den unmittelbaren Befehlen Seiner Majestät die militärischen Maßregeln, so gut es ging, anordnete.

Um sich zu überzeugen, in wie weit jene Meldung richtig sei und um die mit dem General von Moltke begonnene telegraphische Correspondenz fortzusetzen, war nun der Oberst Dammers mit dem Major von Jacobi nach Gotha geschickt und in der Voraussicht des gewünschten Erfolges der Verhandlung hatten die Truppen den Befehl erhalten, in die Cantonnements der letzten Nacht zurückzukehren. Sie hatten dahin zum Theil nicht unbeträchtliche Märsche nach rückwärts.

Auch der Brigade Bülow war dieser Befehl überschickt. Bei ihr war inzwischen auf unzweifelhafte Weise bekannt geworden, daß Eisenach jetzt zwar nicht mehr ganz unbesetzt war, indem die Eisenbahn am Abend des 23. zwei aus Berlin eiligst entsandte Garde-Bataillone dahin gebracht hatte, welche aber bei unserem Anmarsch hätten weichen müssen. Der Oberst von Bülow führte deshalb auf eigene Verantwortung den bei ihm eingetroffenen Befehl, in die vorigen Cantonnements zurückzukehren, nicht aus, sondern marschirte bis auf weniger als eine Meile an Eisenach hinan und erwartete da neue Befehle. Die Meldung hiervon erhielt der König gegen elf Uhr Vormittags.

Nun wurde sogleich ein Officier nach Gotha mit dem Befehl an den Oberst Dammers geschickt, alle Unterhandlungen abzubrechen; und ferner befahl der König den Marsch der ganzen Armee auf Eisenach. Die Truppen, welche am Morgen bei Langensalza gestanden und zum Theil ihre Cantonnements kaum erreicht hatten, wurden wieder in Bewegung gesetzt. Trotz ihrer Müdigkeit, trotz der brennenden Sonne freuten sie sich, daß man sie vorwärts führte.

Der Officier, welchen der König nach Gotha schickte, begegnete schon vor dieser Stadt dem Oberst Dammers auf der Rückfahrt nach Langensalza. Den Major von Jacobi hatte der Oberst Dammers in Gotha gelassen, um den inzwischen von Berlin angekündigten, vom König von Preußen an den König Georg abgesandten, preußischen General-Adjutanten von Alvensleben nach dem Königlichen Hauptquartier zu geleiten. Nachdem jetzt aber der Oberst Dammers erfahren hatte, daß die Unterhandlungen abgebrochen werden sollten, schickte er durch jenen, ihm begegnenden Officier dem Major von Jacobi den Befehl, Gotha zu verlassen. Trotz dieses Befehls ist der Major von Jacobi im Palais des Herzogs von Coburg geblieben.

Wir waren im Marsch auf dem Wege nach Eisenach. Als ich bei meinem alten Regiment vorbei ritt und dort Alfred nicht sah und nach ihm fragte, wurde mir gesagt, daß er einen kleinen Wagen mit zwei Ponies gekauft habe und auf demselben um die Mittagsstunde voraus gefahren sei.

Der General von Arentsschildt traf vor Eisenach gegen acht Uhr Abends mit der Erwartung ein, daß der Ort längst in unserem Besitz sei. Da fand er, daß der Oberst von Bülow mit dem Commandeur der beiden ihm gegenüber stehenden preußischen Garde-Bataillone einen Waffenstillstand bis zum anderen Morgen acht Uhr abgeschlossen hatte.

Dieser unerhörte Vorfall hat später hinsichtlich der in Gotha gepflogenen Verhandlungen nicht allein zu gerichtlichen Untersuchungen, sondern auch zu weitläufigen Besprechungen durch die Presse geführt, die außerhalb des Rahmens dieser Erzählung liegen; doch muß ich Folgendes aufführen.

Der Oberst Dammers hatte in Gotha nach einer Berathung mit dem Herzog von Coburg einem Telegramm nach Berlin zugestimmt, welches vorschlug, daß unsere Armee gegen Gewährung des freien Abmarsches sich während eines Jahres an den Feindseligkeiten gegen Preußen nicht betheilige.

Dieser Vorschlag war, abgesehen davon, daß er gegen die Absichten des Königs gemacht wurde, gar nicht zu rechtfertigen. Was sollte die hannoversche Armee in der Fremde während eines ganzen Jahres machen? Wer sollte sie, wenn dem König die Mittel seines Landes entzogen blieben, unterhalten? Wer sicherte ihr zu, daß die süddeutschen Staaten sie unter solchen Umständen in ihren Grenzen dulden würden?

Der preußische Ministerpräsident Graf von Bismarck hatte alsbald erwidert, daß Preußen den Durchzug der Hannoveraner durch die Thüringischen Staaten gestatten wolle, wenn der König von Hannover für die Nichtbetheiligung seiner Armee am Kriege für die Dauer eines Jahres Garantieen gebe; Bedingungen, welche der König Georg nicht annehmen konnte und auch nicht angenommen hat.

Der Major von Jacobi war durch Nichts mehr bevollmächtigt, nachdem er die Mittheilung, daß alle Unterhandlungen abgebrochen werden sollten, sowie den Befehl, Gotha zu verlassen, erhalten hatte. Als nun jenes Telegramm des Grafen von Bismarck eingelaufen war, bestimmte der Herzog von Coburg den Major von Jacobi zu dem verhängnißvollen Schritte, welcher das Schicksal der hannoverschen Armee entschieden hat.

Ein Bataillon der Brigade Bülow war nach Mechterstedt, einem Dorfe an

der Eisenbahn in der Mitte zwischen Eisenach und Gotha, geschickt worden, um Eisenbahn und Telegraph zu zerstören. Während des hierbei entstehenden Schützengefechtes mit einer aus Eisenach herbei geführten Infanterieabtheilung war der Bataillons-Commandeur von dem Major von Jacobi telegraphisch benachrichtigt worden, daß Preußen die hannoverschen Bedingungen angenommen habe, weshalb Feindseligkeiten zu vermeiden seien. Der Bataillons-Commandeur, welcher die Vorgänge in Gotha nicht kannte, trug um so weniger Bedenken, dieser Nachricht entsprechend zu verfahren, als sein Auftrag bei Mechterstedt erfüllt war. Unter Festhaltung der eingenommenen Stellung brach er das Gefecht ab und schickte jenes Telegramm an den ihm gegenüber befehlenden preußischen Officier und so gelangte dasselbe nach Eisenach. Hier war vor der Zerstörung des Telegraphen ein anderes Telegramm an den Commandeur der preußischen Garde-Bataillone eingelaufen, worin diesem die bevorstehende Ankunft eines General-Adjutanten des Königs von Preußen zur Entgegennahme der Befehle Seiner Majestät des Königs von Hannover angezeigt wurde. Und beide Telegramme wurden nunmehr von Eisenach aus dem Oberst von Bülow übersandt. Das Schicksal hat es gewollt, daß sie ihr Ziel vor Beginn des Kampfes erreichten. Unsere Kanonen standen bereit, das Feuer auf die Stadt zu eröffnen; die Truppen waren im Begriff, gegen letztere vorzugehen.

Der Oberst von Bülow war sich nun wohl bewußt, daß er von dem Major von Jacobi keine Befehle entgegen zu nehmen hatte. Dennoch glaubte er, dessen Telegramme nicht unbeachtet lassen zu dürfen, weil er voraussetzte, daß dieser Officier zu einem so wichtigen Eingreifen befugt sein müsse und daß wirklich die Grundlage für eine friedliche Uebereinkunft gefunden sei, zu deren förmlichen Abschluß der preußische General-Adjutant die Befehle unseres Königs entgegen nehmen solle. Daß der Major von Jacobi dem ihm ertheilten Befehle zuwider in Gotha geblieben war, wußte der Oberst von Bülow ebensowenig, wie er die Antwort des preußischen Ministerpräsidenten auf den von Gotha nach Berlin gerichteten Vorschlag kannte. Daß der Major von Jacobi auf Grund dieser Antwort sich zu dem Telegramm nach Mechterstedt herbeigelassen hatte, konnte der Oberst von Bülow am wenigsten vermuthen. Von jedem Entschluß, den er fassen mochte, konnte viel abhängen. Deshalb berief er alle Abtheilungs-Commandeure seiner Brigade und legte ihnen die Frage vor, ob der Befehl zur Einnahme Eisenachs, bei welcher voraussichtlich deutsches Bürger- und Soldatenblut im Bruderkampfe fließen werde, jetzt noch ausgeführt werden dürfe? Diese Frage wurde einstimmig verneint. Da es Abend geworden war, schloß der Oberst von Bülow, um seinen erschöpften Truppen für die Nacht Ruhe zu sichern, hierauf den Waffenstillstand ab, welcher uns des sicheren Erfolges abermals beraubte. In dieser Nacht aber schon führte die Eisenbahn von Cassel bedeutende Verstärkungen dem Feinde in Eisenach zu. Von allen Seiten, mit allen Mitteln wurden die Truppen des Generals von Falckenstein auf das Eiligste um uns zusammengezogen.

Unsere Gegner benutzten die Unterhandlungen, auf welche der König Georg sich eingelassen hatte, um uns mit überlegenen Kräften einzuschließen.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Gift.

Roman
von
Alexander L. Kielland[1]).

Frau Louise Drewsen, geb. Collin
gewidmet
vom
Verfasser.

I.

Der kleine Marius saß still und ruhig auf seiner Bank. Seine übergroßen dunkelbraunen Augen gaben dem schmalen bleichen Gesicht einen schüchternen Ausdruck, und wenn unvermuthet eine Frage an ihn gerichtet ward, stotterte er und wurde feuerroth im Gesicht. Marius saß auf der zweituntersten Bank, mit etwas gekrümmtem Rücken; denn es war keine Lehne da und es war streng verboten, sich gegen den nächsten Tisch zurückzulehnen.

In der Classe war Geographiestunde von elf bis zwölf Uhr an einem warmen Augusttage nach den Ferien. Die Sonne schien über den Garten des Rectors und die vier großen Aepfel auf seinem kleinen Apfelbaum. An dem einen Fenster waren die blauen Gardinen vorgezogen, an dem nächsten aber hatte Abraham sich eine sinnreiche Sonnenuhr mit Tintenstrichen auf der Fensterbank eingerichtet. Er war gerade im Begriff, den Kameraden, die ihn nach der Zeit fragten, zu telegraphiren, daß es halb zwölf Uhr sei.

„Mehr Städte," sagte der Adjunct[2]) vom Katheder herab und blies in einen Gänsekiel. Es war sein Steckenpferd, Gänsefedern vorzuschneiden, und in allen Classen, in denen er Stunden gab, lag eine kleine zierliche Sammlung von Schreibfedern, die Niemand gebrauchte, mit Ausnahme des Rectors. Dennoch hatte der Adjunct Borring seine liebe Noth damit, sie in Ordnung zu halten. Denn es geschah gar oft, daß ein ungerathener Schüler die Federn in der Zwischenzeit sammelte, sie in ein Tintenfaß steckte und darin so lange herumrührte, bis die Spitzen nach allen Seiten hin auseinander standen und die Kiele voll Tinte waren. Wenn Borring dann wieder in die Classe kam und aufschrie:

---

[1]) Autorisirte Uebersetzung von Capitän C. von Sarauw.

[2]) Bezeichnung für die unteren Lehrer an den norwegischen Gymnasien.

„Zum Donner auch, wer hat denn wieder meine Federn verdorben?“ so antwortete die ganze Classe unfehlbar einstimmig: „Herr Aalbom!“ Denn es war bekannt, daß die Adjuncten Borring und Aalbom einander nicht ausstehen konnten.

Borring schabte die Kiele rein und blies die feinen weißen und tintengeschwärzten Spiralen über das Katheder weg. „Mehr Städte“ — darauf murmelte er einen kleinen Segenswunsch über Aalbom — „mehr Städte, mehr Städte!“

Sonst hörte man keinen Laut in der Classe; denn die unterste Bank war heute an der Reihe und von dort erfolgte nie eine Antwort. Dies galt für eine ausgemachte Sache; aber der Ordnung halber wurde sie doch einmal im Monat abgehört, damit die Insassen die ihnen zukommende schlechteste Censur im Protokoll erhalten könnten. Und das halbe Dutzend von Schülern dort unten sah auch nicht gerade danach aus, als wenn sie sich etwas daraus machten, ob geantwortet würde oder nicht, und darum setzte sich auch Niemand auf den oberen Bänken der Gefahr aus, ihnen zuzuflüstern. Nur der Eine, der gerade an der Reihe war, saß unruhig da und zupfte an der Landkarte, die zugeschlagen vor ihm auf dem Tische lag. Denn während der Abhörung mußten der Gefragte und die Nächsten nach ihm ihren Atlas zumachen.

„Geographie ist keine Kunst, wenn man eine Karte hat,“ pflegte Borring zu sagen. Ganz gegen seine Gewohnheit hatte der lange Tolleiv sich diesmal vorbereitet, nämlich auf die Städte in Belgien; er hatte sie zweimal zu Hause und einmal in der Schule durchgenommen. Aber die in der Classe herrschende Stille nach jedem Mal, wenn der Adjunct gesagt hatte: „mehr Städte!“ die sehr schwache Erinnerung von diesen belgischen Städten, nachdem Brüssel genannt war und der für ihn ungewöhnliche Fall, daß er in der Lage war zu antworten, alles Das wirkte zusammen, ihm den Mund zu verschließen, obgleich er mit Sicherheit wenigstens noch eine Stadt wußte — er wiederholte den Namen leise für sich, aber er wagte nicht den Mund zu öffnen; vielleicht war es dennoch verkehrt und er setzte sich nur wie gewöhnlich dem allgemeinen Gelächter aus; da war es besser zu schweigen.

Die anderen Schüler auf der untersten Bank warteten mit ruhigem Trotz auf ihr Schicksal. Es waren die Größten und Stärksten in der Classe; sie wollten zur See gehen und machten sich verzweifelt wenig aus dem Protokoll. Nur Einer von ihnen hielt seine Geographie unterm Tisch und überlas die belgischen Städte und das, was darauf folgte.

Der kleine Marius saß scheinbar ganz ruhig auf seiner Bank, seine großen Augen folgten aufmerksam dem Lehrer, während er unter dem Tisch Etwas vorhatte, als ob er Knoten um einen Gegenstand schlänge und sie aus allen Kräften stramm zöge.

Die ganze Classe summte leise in der warmen Mittagsstunde, indem Jeder mit sich beschäftigt war. Einige thaten gar Nichts, saßen mit den Händen in der Tasche und starrten in die Luft hinaus; Einer schrieb lateinische Vocabeln hinter einem Berg von Büchern; Einer hatte seinen Kopf auf den Arm gelegt und schlief sanft; am Fenster saß ein Anderer und schaute zu den vier Aepfeln des Rectors hinüber, während er Betrachtungen darüber anstellte, wie viele wohl

auf der anderen Seite sein könnten, wohin sein Auge nicht reichte, und ob es sich wohl würde machen lassen, eines Abends, wenn das Wetter dunkler geworden wäre, über die Mauer zu klettern. Zwei Schüler hatten sich über eine große Karte von Europa hergemacht, und segelten darauf mit Schiffen aus Spähnen, die sie unten vom Tisch abgeschnitten hatten. Ein steifer Südwestwind fuhr durch den Canal, so daß die „Freya" und „der Familie Hoffnung" nördlich um Schottland herumgehen mußten. Aber unten bei Gibraltar lag der Andere auf der Lauer mit einem langen Stück Bleistift, das er in's Tintenfaß getaucht hatte, und das einen algierischen Seeräuber vorstellen sollte.

„Mehr Städte — mehr Städte!"

„Namur," sagte Tolleiv plötzlich.

Die ganze Classe wandte sich erstaunt um, und auf der nächstuntersten Bank war Einer sogar so unzart, den Kopf ganz unter Tolleiv's Tisch zu stecken, um zu sehen, ob er nicht seine Geographie auf den Knieen liegen habe.

„Namür — nicht Namur," sagte der Adjunct mürrisch und sah in das vor ihm liegende Buch; „nein, das kommt noch nicht. Es sind — laß sehen — es sind noch drei Städte da, ehe die kommt, die Du nanntest; welche drei Städte sind es? — nun, welche drei Städte sind es?"

Jetzt aber war Tolleiv mit seiner Weisheit fertig, und er versank in schlaffen Trotz, ohne darauf zu achten, daß der Adjunct stets seine Frage erneuerte und dabei in einen Gänsekiel blies.

Der kleine Marius mußte unterdessen mit seiner geheimnißvollen Arbeit unter dem Tische fertig geworden sein, denn plötzlich warf er seinem Nebenmann Etwas zu und verbarg dann sein Gesicht in den Händen, so daß nur seine Augen sich von dem Einen zum Andern wandten. Der Nebenmann sandte das, was er erhalten hatte, seinem Nachbar zu und so ging es die Classe durch; Einige lachten, Andere bewahrten ihre Ruhe, als ob sie daran gewöhnt seien, schickten es weiter und setzten das, was sie eben vorhatten, fort.

Abraham aber war damit beschäftigt, seine Sonnenuhr im Fensterbrett zu verbessern, und als sein Nachbar ihm einen blauen Klumpen zuwarf, ärgerte ihn dies. Er kannte die Ratten, die Marius aus seinem blauen Taschentuch verfertigte, zur Genüge und warf das Ding in die Classe hinein, ohne sich umzuwenden. Dadurch traf es sich aber, daß die Ratte in Spanien niederfiel und sowohl den Seeräuber als auch die Kauffahrteifahrer auf den Fußboden fegte, während die Beiden, die mitten im spannenden Kampf vor Gibraltar begriffen waren, auf die Bank sprangen. Dies störte den Adjuncten; er rief: „Was gibt's denn?"

„Eine Ratte," hieß es sogleich. Aber als nun Marius' wohlbekannte Ratte am Schwanz vom Boden aufgehoben ward, brach die ganze Classe in ein Gelächter aus; denn Marius war ein anerkannter Meister in der Kunst Ratten zu machen, namentlich gelangen ihm die Ohren vortrefflich.

Der Adjunct aber wurde böse: „Bist Du nun wieder da mit den dummen Ratten, Marius; mir scheint wahrhaftig, Du müßtest bald über dergleichen Kindereien hinaus sein."

Marius erhielt sein Taschentuch wieder und machte sich sehr kleinmüthig

daran, die Knoten aufzulösen; dennoch mußte er hin und wieder einen Lachanfall verbergen; es war gar zu spaßhaft gewesen, als Abraham die Ratte hinwarf.

Der Adjunct sah nach der Uhr, die Stunde war beinahe um; er legte die geliebten Federn bei Seite, blies das Katheder rein, klappte das Messer zu und nahm das Buch in die Hand. „Nun, Tolleiv, Du kannst ja Nichts, Du kannst überhaupt nie etwas. Dann Du, Reinert, kannst Du mir Städte in Belgien nennen nach Brüssel — Namür ist schon genannt, nun — mehr Städte, mehr Städte! Auch Du nicht? Nein, natürlich nicht. Dann Du, Sörensen! mehr Städte in Belgien nach Brüssel, nun! So!"

Der Pedell öffnete die Thür und meldete, daß die Uhr geschlagen habe.

„Ja, ja, so geht's. Hier sitzen wir Stunde für Stunde und werfen unsere Zeit weg an die Faulthiere dort unten, die Nichts lernen wollen; bei euch hilft Nichts als tüchtige Prügel und die solltet ihr auch bekommen, wenn ich darüber zu bestimmen hätte."

Dann schrieb er ihnen schnell als Censur ein „mäßig" in's Protokoll und durch den Lärm hindurch, der sich nun in der Classe erhob, rief er: „Nächstes Mal bis zu den Flüssen in Frankreich."

„Flüsse in Frankreich," wiederholte die Classe. Der Primus machte mit dem Nagel ein Zeichen in seinem Buch; Abraham machte ein großes Eselsohr; zwei Brüder, welche sich mit einem Buch behelfen mußten, liefen unruhig umher, um genauen Bescheid zu erhalten, wie viel sie aufbekommen hätten.

„Bis zu den Flüssen in Frankreich," rief Reinert und machte mit Willen einen großen Tintenklecks in seinem Buch als Zeichen, worauf er das Buch zuschlug, damit es recht zusammenkleben könne. Marius sah ihm erschreckt und bewundernd zu.

Von zwölf Uhr an sollte die Classe getheilt werden. Die Realisten, zu denen selbstverständlich die ganze unterste Bank gehörte, blieben da zur englischen Stunde, während die Lateiner ihre Bücher zusammenpackten und nach dem anderen Schulgebäude hinüberzogen. Die unteren Classen, die sich hier befanden, waren um zwölf Uhr mit dem Unterricht fertig und die Lateiner nahmen daher für ihre letzte Stunde eines der Locale in Besitz. Mit Abraham an der Spitze bahnten sich die Lateiner — acht bis zehn an der Zahl — einen Weg durch das Gewühl der Kleinen, die in die Gänge und auf die Treppe hinausströmten.

„Fi donc!" rief Abraham, als sie endlich ihr Zimmer im zweiten Stock erreichten, „hier muß ordentlich ausgelüftet werden." Alle Fenster wurden aufgerissen und einige von den Kleinen, die sich verspätet hatten und mit ihren Sachen zu schaffen machten, wurden unbarmherzig auf den Gang hinaus geworfen. Ueber diese Execution erhoben die Kleinen draußen jedesmal ein wildes Rachegeheul, aber die Lateiner bekümmerten sich nicht darum; sie schlossen die Thür zu, und Morten, mit dem Beinamen der Dickwanst, ward als Wache davor gestellt. Denn die übermüthigen Kleinen, die sich auf ihre Masse und auf die Zuflucht zur Treppe verließen, warfen einander gegen die Thür und rüttelten am Griff.

Der Primus, der immer muthige Reden hielt, schlug vor, das gesammte Heer der Lateiner solle einen Ausfall machen; aber die Stimmung war nicht

kriegerisch. Abraham saß auf dem Katheder und versuchte das Schloß aufzubrechen; er hatte sich vorgenommen das Protokoll der Kleinen zu untersuchen. Plötzlich ertönte draußen lautes Triumphgeschrei. Morten Dickwanst öffnete die Thür ein wenig und rief darauf entsetzt seinen Freunden zu: „Zu Hilfe! sie haben den Rattenkönig gefangen.“ Abraham stürzte vom Katheder nieder, die Anderen folgten, der Primus zuletzt; der kleine Marius war den Feinden in die Hände gefallen.

Klein Marius war das Schmerzenskind der Lateiner; er war nicht größer als ein Mittelgroßer von den Kleinen und mit seinem Wachsen schien es aus zu sein; deshalb war er immer unter Bewachung. Aber heute hatte man ihn vergessen, während er nach seinen unentbehrlichen Vocabeln- und Anmerkungsbüchern suchte. Und als er nun zur Schulstube kam und zu seinen Kameraden hinein wollte, ward er von dreißig kleinen schwarzen Händen an Armen und Beinen ergriffen und von der Thür fortgezogen; und nun taumelte klein Marius umher unter seinen Feinden, über die er gerade so hoch emporragte, daß man die schwarzen verzweifelten Augen und ein paar dünne Arme sah, mit denen er in der Luft umherfocht. Die Anderen aber stießen ihn in den Leib und kniffen ihn, zerrten ihn an den Haaren und an den Ohren und warfen ihm seine eigenen Bücher an den Kopf, so daß seine theuren Vocabeln- und Anmerkungsbücher wie lose Blätter in der Luft umherflogen.

Dies nahm ein jähes Ende, als die Lateiner hinausstürmten; die Kleinen wurden zur Seite geschleudert und verschwanden hinter Thüren und die Treppen hinunter, während der befreite Marius in die Stube hineingeführt ward. Aber kaum war die Thür geschlossen, als auch der Gang wieder von jubelnden Kleinen wimmelte.

„Rache!“ rief Abraham.

„Ja, Rache, Rache!“ wiederholte der Primus und zog sich zurück.

„Du sollst der erzürnte Achilles sein.“

„Ja,“ antwortete Marius mit funkelnden Augen.

Wenn Marius der erzürnte Achilles war, saß er auf Abraham's Schultern und hieb von da unbarmherzig mit einem langen Lineal auf die Köpfe seiner Todfeinde nieder.

Die Lateiner griffen zu den Waffen. Man erfaßte die auf den Regalen liegenden Lineale; die Schleuderer und Bogenschützen versahen sich mit Kreidestücken aus dem Tafelkasten; selbst der Primus nahm ein ganz kleines Lineal, das er unter heftigen Aufmunterungen hin und her schwang, wobei er sich am anderen Ende der Stube hinter das Katheder stellte.

Abraham entwickelte schleunig seinen Plan. Wenn der erzürnte Achilles das Zeichen gäbe, sollte man das Kampfgeschrei erheben. Morten Dickwanst sollte die Thür aufreißen, die Bogenschützen und Schleuderer einen Regen von Pfeilen und Steinen aussenden, worauf die Reiterei, und hinter ihnen die schwerbewaffneten Hopliten sich unter die Feinde stürzen sollten, um sie von der Haupttreppe abzuschneiden; dann könnte man hernach in aller Ruhe die zerstreuten Kleinen fangen und sie einzeln hinrichten. Alles war bereit, und in der allgemeinen Aufregung achtete Keiner darauf, daß es draußen auf dem Gange ganz still

geworden war. Der erzürnte Achilles schwang sich auf's Pferd und plötzlich erhoben sie auf einmal das furchtbare Kampfgeschrei der Lateiner, Morten riß die Thür auf, ein Regen von Wurfgeschossen verfinsterte die Luft: hastati und principes rückten im Lauf vor, aber allen voraus tummelte der erzürnte Achilles sein Pferd, die schwere Lanze schwingend. Aber eine Stille — plötzlich, schneidend wie ein Blitz aus der Luft, tief, unglücksschwanger, als entstiege sie dem Hades — machte dem Waffengetöse plötzlich ein Ende und nagelte die sieggewohnten Scharen der Lateiner an den Boden.

Denn mitten in den weitgeöffneten Thürflügeln stand ein kleiner dicker Mann in einem zugeknöpften grauen Rock, mit einer grünen Klappmütze auf dem Kopf und einer Brille auf der Nase; mitten auf dem Leib hatte er einen großen Kreidefleck von einem wohlgezielten Schleuderwurf. Sprachlos starrte er den Einen nach dem Anderen an. Der Primus saß schon lange auf seinem Platz in seine Grammatik vertieft; die Schleuderer ließen ihre Kreidestücke fallen, die schwerbewaffneten Hopliten hielten die Lineale auf dem Rücken; der erzürnte Achilles aber zog die Beine zurück, schrumpfte ganz zusammen und glitt wie ein Igel von Abraham's Rücken hinunter.

„Ja, ich will euch lehren," rief der Rector endlich, als er seine Stimme wiedererhalten hatte; „ich will euch lehren, solchen Lärm und Spectakel und wilde Streiche zu treiben! Was war das nur? Wer von euch war mit dabei? Hier soll einmal exemplarisch bestraft werden! Du, Broch, warst wohl nicht dabei?"

„O nein," antwortete der Primus mit frommem Lächeln.

„Marius! Marius, Du warst dabei," rief der Rector bitter; denn Marius war sein Liebling; „wie konnte Dir doch so etwas einfallen? oben auf Abraham's Rücken — was? was wolltest Du da? Antwort!

„Ich sollte der erzürnte Achilles sein," antwortete der kleine Marius mit bebendem Munde und sah auf mit seinen erschreckten Augen.

„So, so — hm, Du solltest der erzürnte Achilles sein; ja, Du siehst mir auch ganz danach aus, so habe ich ihn mir gerade vorgestellt." Der Rector mußte an's Fenster treten, um seinen Ernst zu bewahren; aber die ganze Classe begriff sofort, daß das Unwetter vorüber sei. Gleichwohl standen Alle mit zerknirschten Mienen da und hörten die Ermahnungsrede an, die ihnen der Rector hielt, ehe er den Lehrer aufsuchte, der die Aufsicht zu führen hatte. Denn es lag auf der Hand, daß eine solche Unordnung nicht hätte stattfinden können, wenn jener Lehrer nicht seine Pflicht versäumte.

Und welche Herzensfreude gewährte es nicht dem Adjuncten Borring, dem Herrn Rector mittheilen zu können, daß der Adjunct Aalbom die Aufsicht zu führen habe, daß dieser aber, soviel er wisse, in's Athenäum hinübergegangen sei, um Zeitungen zu lesen.

II.

Der kleine Marius war Abraham's bester Freund und Abraham war des kleinen Marius' Ideal. Sie pflegten ihre Aufgabe zusammen auf Abraham's Zimmer zu machen, und Marius würde sich wohl nur schwer auf der Schule

haben halten können, hätte er nicht diese Stütze gehabt. Denn er war in allen Fächern weit zurück, ausgenommen im Lateinischen. Latein war sein Fach und darin war er zu Hause. Es gab keine Form, oder Nebenform, es gab keine Unregelmäßigkeit, oder Regel oder Ausnahme, und wäre sie auch in der tiefsten Falte von Madvig's[1]) faltenreicher Weitschweifigkeit verborgen gewesen — man brauchte nur zu Marius zu kommen, so wußte er von Allem Bescheid.

Gleich von dem ersten Tage an, wo der Rector den Schülern feierlich mensa zur Declination übergeben, hatte Marius sich ausgezeichnet. Der Rector war nämlich selbst bei der Mutter gewesen und hatte gesagt, daß wenn der Junge sich Mühe geben wollte, man ihm zum Studiren behülflich sein würde; der Rector versprach ihm einen Freiplatz an der Schule zu verschaffen und ihn auch später im Auge zu behalten.

Das war der Mutter eine große Freude und eine große Hilfe und sie prägte dem Sohne ein, welche Wohlthat es von dem Rector sei, daß er studiren solle, wenn er es im Lateinischen zu etwas brächte, denn darauf käme es an. Und deshalb ging jedes Wort aus des Rectors Munde geradeswegs hinein in seinen Kopf und setzte sich dort fest wie Nägel in einer Wand.

Obgleich aber sein Kopf geräumig und wohl etwas zu groß war für den Körper, ward dort doch nach und nach zu wenig Platz für alles Andere, was auch darin untergebracht werden sollte. Das Latein des Rectors breitete sich übermäßig aus, legte Beschlag auf sein ganzes Auffassungsvermögen, verbrauchte das ganze Gedächtniß und wucherte wie das Distelgebüsch im Märchen, so daß es die Keime von Interesse, Lernbegierde oder Neugier, die sich etwa sonst zeigen mochten, völlig erstickte und er — wie der Rector triumphirend sagte — zu einem Vollblutlateiner wurde.

Der Rector ging in der Classe auf und nieder und rieb sich von Entzücken strahlend die Hände, während Marius sich unverzagt in langen Formen und Endungen, worüber andere Leute die Zunge hätten brechen können, umhertummelte, ohne einen Fehler zu begehen, ohne zu stocken, die Augen stets starr auf den Rector gerichtet, während er mit den Fingern sein Taschentuch in feste Knoten zog: „monebor, moneberis, monebitur, monebimur, monebimini, monebuntur."

„Recht, mein Junge, ganz recht," sagte der Rector und konnte es nicht begreifen, daß es in den anderen Fächern mit Marius so schlecht bestellt sei. Alle Lehrer klagten über ihn und der Rector mußte bisweilen streng gegen seinen Liebling sein, ihm Ermahnungen und Verweise ertheilen, ja, er hatte sogar einige Male ein Wort über den Freiplatz fallen lassen und daß Marius Gefahr laufen könne, ihn zu verlieren. Aber Alles war vergessen, wenn Marius eine schwierige Conjugation im Handumdrehen abfertigte und der Rector ihm die Wange streichelte mit den Worten: „Nun, nun, kleiner Freund, es wird sich mit der Mathematik und dem Uebrigen auch wohl machen, wenn wir etwas größer werden und etwas Fleisch auf die Rippen bekommen. Im Lateinischen bist Du ein kleiner Professor!"

Es war in der That des Rectors ehrgeiziger Traum, aus Marius etwas

[1]) Der berühmte dänische Latinist; für den skandinavischen Norden etwa, was bei uns „der Zumpt" ist. Anmerkung der Redaction.

Großes, etwas Gelehrtes, so etwas wie einen Madvig zu machen; er selbst wollte dann damit zufrieden sein, als derjenige genannt zu werden, der die ersten Schritte des Kindes und des Jünglings zum Parnaß geleitet habe. Marius ließ Alles geschehen, ohne weiter darüber nachzudenken, wohin es führen werde. Er war nach dem einstimmigen Urtheil aller Lehrer und Kameraden ungeheuer kindisch; wäre es nicht um des Lateins willen gewesen, hätte er nie so weit oben in der Schule sein dürfen.

Deshalb lief er Gefahr eine Art Sündenbock in der Classe zu werden — als Abraham sich seiner annahm. Abraham war ein starker Junge und ein recht tüchtiger Schüler, dazu genoß er eines gewissen Ansehens als Sohn des Professors Lövdahl. Marius hatte den Abraham stets im Stillen bewundert, und als dieser ihn zum Freunde nahm, war er vor Freude außer sich. Kam er zur Mutter nach Hause, so sprach er nur von Abraham und wenn sie bei der Arbeit zusammen saßen, war er in einem fortwährenden Entzücken. Abraham aber hatte sich Marius zum Freunde genommen, weil Frau Lövdahl eines Tages gesagt hatte, daß die Mutter des kleinen Marius sehr unglücklich und einsam und verlassen auf der Welt sei. Diese Worte hatten sich in seinem Gemüth festgesetzt und als er das nächste Mal Marius von seinen Kameraden gefoppt und von den anderen Classen verfolgt sah, warf er sich plötzlich zu seinem Vertheidiger auf und nun dauerte es nur wenige Tage, bis sie unzertrennliche Freunde waren

Abraham hatte Nichts einzuwenden gegen die stille Vergötterung, die Marius ihm zu Theil werden ließ; dazu kam, daß er schon ein halbes Jahr hoffnungslos verliebt gewesen war und es ihm jetzt einen großen Trost gewährte, seine Sehnsucht, seine Klagen, seine Hoffnung und seine Verzweiflung in die treue Brust des kleinen Marius auszuschütten. Dieser hörte ihn mit sprachlosem Erstaunen an. Wohl hatte er den Freund sehr hoch gestellt; daß er aber so groß sei, so erhaben, verliebt, wirklich unglücklich verliebt, das überstieg die Begriffe des kleinen Marius und versenkte ihn in noch unergründlichere Bewunderung. Es schien ihm, als wüchse er selber, indem er das schicksalsschwere Geheimniß zur Hälfte trug; und wenn er ihr auf der Straße begegnete — es war eine der erwachsenen Töchter des Propstes Sparre — so heftete er seine großen braunen Augen auf sie, halb vorwurfsvoll, halb geheimnißvoll mitwissend.

An einem Nachmittage kam Marius zum Arbeiten. Abraham saß da, den Kopf auf die Hände gestützt, starrte auf die Tischplatte nieder und schien nicht zu bemerken, daß Jener eingetreten war. Marius ging leise zu ihm hin und legte die Hand auf seine Schulter. Abraham fuhr verwirrt empor, ohne seine Gedanken sammeln zu können. Aber da sah ihn Marius mit einem so theilnehmenden Blick aus seinen großen feuchten Augen an, daß es dem unglücklichen Liebhaber wohlthat.

„Hast Du sie heute gesehen?“

„Sprich' nicht von ihr! nenn' ihren Namen nicht! Hörst Du, Marius! Bist Du mein Freund, so schwöre, daß Du niemals ihren Namen mehr nennen willst — schwöre es!“

„Ich schwöre,“ flüsterte Marius bewegt.

Dies beruhigte den Anderen. Er setzte sich wieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen und seufzte. So saßen sie ein paar Minuten. Endlich sagte Abraham mit dumpfer, unheimlicher Stimme, ohne aufzusehen: „Sie hat mich treulos hintergangen; es ist Alles vorbei — sie hat sich verlobt!"

Marius stieß einen leisen Schrei aus; aber fragen durfte er nicht, seines Eides halber.

Wieder nach einer Pause klang es matt und tonlos aus Abraham's Munde: „mit dem Telegraphisten Eriksen."

„Mit dem!" rief Marius; „der stellte sich zweimal zum Studentenexamen und fiel beide Male glänzend durch."

„Ist's wahr? Marius!"

„So wahr, wie Du mich hier siehst! die Mutter hat es mir selbst erzählt; sie kennt ihn."

Abraham lächelte höhnisch. „Ich will ihn nicht tödten, Marius!"

„War das Dein Vorsatz?"

„Mein erster Gedanke war Blut — er oder ich. Aber jetzt will ich mich auf eine andere Weise rächen." Er strich sein Haar in die Höhe, nahm die Bücher vom Regal herunter und warf sie auf den Tisch: „Wir fangen mit der Mathematik an, nicht ein Wort mehr vom Anderen!"

Sie nahmen jetzt die Mathematik in der Weise vor, daß Abraham, der die Beweise begriff, sie durchging und erklärte. Er fragte dann jedesmal: „Verstehst Du's?" worauf Marius mit „Ja" antwortete.

Das war aber eine Lüge; er hatte nie etwas von Mathematik verstanden und am allerwenigsten heute.

Als sie mit allen Aufgaben für den nächsten Tag fertig waren, schlug Abraham das letzte Buch zu und sagte: „So will ich mich rächen!"

Marius starrte ihn und das Buch an.

„Durch Arbeiten — natürlich! Und wenn ich dann von der Universität mit dem ersten Charakter, oder vielleicht sogar mit Auszeichnung heimkomme, und ich ihr dann mit ihrem elenden Telegraphisten begegne, dann will ich sie ansehen, so wie ich ansehen kann, wie Du weißt — und das soll meine Rache sein!" Abraham zog seine Augenbrauen ganz zusammen und starrte Marius an und dieser fühlte, es würde die fürchterlichste Rache sein.

„Da kommt die Mutter," sagte Abraham; er hörte wie die Thür zum Zimmer seiner Eltern, das von dem seinigen durch einen schmalen Gang getrennt war, aufgemacht ward. Frau Lövdahl trat herein mit einem Teller voll Aepfeln und Nüssen.

„Guten Abend, Marius, wie geht es Deiner Mutter?"

„Ich danke, ganz gut," erwiderte Jener und erhob sich etwas verlegen.

„Nun greift zu, Ihr Jungen, ich dachte mir, Ihr könntet eine Erfrischung nöthig haben, nach all' der trockenen Weisheit, die Ihr in Euch hineinpfropfen müßt, ihr Armen!"

Sie sprach im Bergenischen Dialekt, rasch und klangvoll und lächelte, während sie Abraham's Haar, das noch an den verzweifelten Liebhaber erinnerte, zu glätten versuchte. Frau Lövdahl war von sehr hübschem jugendlichem Aus-

sehen und sie hatte immer ihren Spaß daran, den langen fünfzehnjährigen Jungen Fremden als ihren Sohn vorzustellen. Als Karsten Lövdahl aus Paris mit den glänzendsten Zeugnissen von den dortigen Augenärzten und mit europäischen Manieren zurückkehrte, verheirathete sie sich sofort mit ihm, ehe sie ihr zwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte; er war vier bis fünf Jahre älter.

Frau Lövdahl setzte sich zwischen den Knaben nieder und begann einen Apfel zu essen. „Welchen Kram hat man Euch nun für morgen aufgegeben, laßt mich hören.“

Abraham rechnete auf: „Griechisch, Latein, Mathematik!“

„Huh,“ sagte Frau Lövdahl, „Griechisch, das ist gewiß etwas Schauderhaftes!“

„Das ist Homer's Iliade, das sind die Gesänge von den griechischen Streitern vor Troja,“ sagt Marius eifrig; er war es nicht gewohnt, von den classischen Studien in der Weise reden zu hören.

„Glaubst Du denn nicht, daß die Mutter weiß, was die Iliade sei?,“ sagte Abraham, und Marius ward feuerroth.

Frau Lövdahl aber warf ihrem Sohn einen Blick zu, und schien die Verlegenheit des armen Marius nicht zu bemerken. „Wozu soll nun das eigentlich nützen,“ fuhr sie fort, „daß Ihr immer und immer wieder von diesen Griechen leset? Ich weiß zwar nicht, wie sie damals waren, als sie vor Troja lagen. Aber das habe ich manches Mal die Schiffer, die in unsrem Hause zum Vater kamen, sagen hören, daß sie nirgends auf der Welt ein so falsches Gesindel getroffen hätten, wie die Griechen. Als ob wir nicht vor Alters eben so gute und noch bessere Helden gehabt hätten! Wo ist Snorre [1]?“

„Er steht hinter Dir auf dem Regal.“

„Hast Du ihn jetzt durchgelesen?“

Abraham hob die Arme auf, wie um einen Schlag abzuwehren.

„Ja, ich will Dir eins versetzen, Du elender Grieche, Du,“ rief Frau Lövdahl und warf sich auf ihn, um ihm die Haare zu zerzausen; aber Abraham wehrte sich mit Händen und Füßen und Marius lachte, so daß er fast unter den Tisch gefallen wäre. Der Kampf endete damit, daß der Frau Lövdahl das starke blonde Haar über Augen und Ohren herabfiel, die Busennadel zerbrochen und die Manschetten zerknittert wurden; Abraham triumphirte offen, Marius in der Stille.

„Jetzt kommt,“ sagte Frau Lövdahl, nachdem sie sich wieder zurechtgemacht hatte, „jetzt sollt Ihr eine ordentliche Wäsche in norwegischer Saga durchmachen.“

„Ach nein, Mutter! Hab' Erbarmen mit uns!“

„Nicht doch, nun sollst Du zur Strafe dafür, daß Du den alten Snorre vernachlässigst, selbst hören, von welchem Schlage er ist.“ Und nun begann sie ihnen vorzulesen — und sie las vortrefflich, da sie mit dem Sagastil vertraut war und für ihn schwärmte. Denn bei ihrem Vater, dem reichen Abraham Knorr in Bergen, hatte sich in ihrer Jugend Alles, was unter der aufkeimenden blaugelben [2]) Reaction norwegisch und stocknorwegisch war, zusammengefunden.

---

[1]) Snorre's „Heimskringla“, die Geschichte der Könige von Norwegen (1176).
Anmerkung der Redaction.

[2]) schwedischen.

Es kamen dorthin die derben Schiffer und urwüchsigen Naturen aller Art — eine sehr buntfarbige Mischung, aber von durchaus norwegischem Gepräge; es kamen dorthin auch die ersten Sprachstreber[1]), begeistert und doch wortkarg, steifnackige Gesellen mit widerspänstigen Hemdkragen, in Frieshosen mit Hornknöpfen, echten norwegischen Hornknöpfen. Nur wenige Worte flossen von ihren Lippen, aber es waren gewichtige und dunkle Orakelsprüche aus der Tiefe des Volksgeistes. Denn in ihrem vollen Herzen brannte die Liebe zum Vaterlande, zur Freiheit und zum Volke, sie brannte mit dem ganzen ruhelosen Zweifel einer nur halbverstandenen Liebe. Sie waren verstockt und unversöhnlich, weil sie nie die Gewißheit hatten, daß sie ganz auf dem rechten Wege seien; aber sie waren standhaft und treu, weil eine innere Stimme ihnen sagte, daß es darauf ankäme, festzustehen. Unter solchen Männern wuchs Wencke Knorr auf; sie war ihre Walküre, und sie war ihnen mehr als das. Ihre Familie war seit langer Zeit in Bergen ansässig und sie führte von dem einen Geschlecht auf das andere eine Vaterlandsliebe und eine nationale Gesinnung über, verstärkt und kampfbereit, wie man sie dort findet, wo fremdes Blut besiegt worden ist. Wencke Knorr war von nationaler Begeisterung erfüllt; sie war zu jedem Opfer für Freiheit und Volk bereit, sie ging in selbstgewebtem Zeuge und kannte die Sprache der „Streber"; ihre einzige Sorge war, daß nicht mehr verlangt wurde.

Und nun hatte sie sich eines schönen Tages mit dem neuen Professor Karsten Lövdahl verlobt, der erstens einer alten stocksteifen dänischen Beamtenfamilie angehörte, und von dem man zweitens weiter Nichts wußte, als daß er an der Universität sehr bevorzugt worden und ein beliebter Gesellschafter in der Hauptstadt gewesen sei.

Was für Kummer und welche Enttäuschung ward dadurch hervorgerufen! Es war eine Niederlage für die Sache des Volkes selber; die Eifrigsten nannten es eine Landesnoth. Und wie gern jeder Einzelne von den unverheiratheten Sprachstrebern und Freiheitsmännern sie auch für sich selbst gehabt hätte, so würde er doch weit eher jedem beliebigen seiner Kameraden die Walküre gegönnt haben, als daß sie sich an solchen Laffen und Charlatan wie Karsten Lövdahl wegwerfen sollte. Und diese Stimmung ließ sich auch in sechs von den einundzwanzig Gesängen an Wencke Lövdahl, die gewissenhaft am Hochzeitstisch abgesungen wurden, nachweisen.

Daß sie ihn nahm, war aber so zugegangen. Sie hatte ein Jahr in dem vornehmen Quartier von Christiania zugebracht, und im Winter war hier Hof gehalten worden mit schwedischem Wesen und dergleichen. Und als nun Karsten Lövdahl heim kam mitten in dies Treiben hinein — hübscher, eleganter, interessanter als alle Anderen und noch dazu Norweger, während sein norwegisches Wesen durch den langen Aufenthalt im Auslande ein frischeres Gepräge erhalten hatte, da schien es Wencke Knorr, hier sei die schönste Vereinigung von dem, was ihr von der Heimath her lieb war, und dem europäischen Feinen, dem sie in der Hauptstadt Geschmack abgewonnen. Und so wurden sie verlobt und verheirathet.

[1]) Es ist dies die Bezeichnung für jene eigenthümliche Richtung in der norwegischen Literatur, welche aus dem Volksdialekte eine Normalsprache im Gegensatz zur dänischen Amtssprache herstellen will.

Aber es dauerte nicht lange, bis sie zur Erkenntniß kam, daß sie sich getäuscht habe, die alten Freunde hatten nicht mehr das klippenfeste Vertrauen zu ihr, obgleich sie in ihrem Herzen unverändert war, ebenso echt norwegisch, ebenso unerschrocken in ihrem Freisinn. Schlimmer aber ward es noch, als sie nach der kleinen altmodischen Stadt zogen, wo sie sich ganz allein unter den Freunden ihres Mannes befand. Besonders aber, wenn sie, wie heute Abend, Dinge las, durch die sie lebhaft in den Ideenkreis ihrer Jugend versetzt ward, pflegte sich ein Druck auf sie zu legen — gleichsam eine Ahnung davon, daß diese Spaltung in ihrem Leben nicht zum Guten führen könne.

Abraham schnitt anfangs Gesichter zu Marius hinüber, versank dann aber bald in Gedanken über sein hartes Geschick. Marius dagegen hörte aufmerksam zu; denn er fühlte sich angesprochen von diesen wuchtigen Hieben nach Rechts und Links, von diesem ewigen Unfrieden mit dem Schwert in der Hand — ganz wie sein eigenes Leben unter seinen Feinden in den unteren Classen.

„Da kommt der Vater," unterbrach sie Abraham.

Frau Lövdahl schwieg, als er eintrat; sie las aber doch, für sich, den Abschnitt aus, ehe sie das Buch zumachte. Der Professor war in Hemdärmeln mit aufgeschlagenen Manschetten und trocknete sich die Hände mit einem Handtuch. „Guten Abend, Ihr Jungen! Was liest Du ihnen vor, Wencke?"

„Snorre!" antwortete Abraham mit einem bezeichnenden Lächeln zum Vater.

„Hoho, ich konnte mir es denken. Das ist auch etwas Rechtes für civilisirte junge Leute."

„Die Heldenthaten unserer tapferen Vorfahren?" erwiderte Frau Lövdahl schlagfertig.

„Helden — bah! Meuchelmörder, Räuber und Mordbrenner — das waren sie. Nein, dann will ich lieber vom schnellfüßigen Achill oder vom lanzenschwingenden Hektor hören. Nicht wahr, Ihr Jungen?"

„Ja," rief Abraham, und Marius stimmte mit ein.

„Ach, ich mag gar nicht darauf antworten," sagte Frau Lövdahl und stellte das Buch auf seinen Platz. Der Professor fuhr fort zwischen seinem und Abraham's Zimmer über den kleinen Gang hin und herzugehn; er schwatzte und scherzte, wie dies seine Gewohnheit war, wenn er sich umzog. Frau Wencke sagte beim Hinausgehen: „Kommst Du nicht bald zu mir in die Stube hinüber, Abraham? Gute Nacht, lieber Marius, grüß' Deine Mutter!"

Als auch Marius fortgegangen war, sagte der Professor: „Ein netter Junge, der kleine Gottwald. Es ist übrigens merkwürdig, wie warm Eure Freundschaft in der letzteren Zeit geworden ist."

„Er ist mein bester Freund," sagte Abraham etwas unsicher.

„Bester Freund!" wiederholte der Vater lachend; „diese Freundschaften auf Leben und Tod, die man in den Knabenjahren so leicht schließt — die kenne ich schon. Es ist ein Glück, daß meistens nicht viel daraus wird. Es ist ein Glück — sage ich — weil es äußerst unbequem sein würde, namentlich für diejenigen unter uns, welche im Leben weit vorwärts sollen, wenn eine solche Knabenfreundschaft wirklich für Leben und Tod verpflichtete."

Abraham sah aus, als ob er den Vater nicht recht verstände und Jener

fuhr fort: „Schuljungen sind wohl einander gleich, oder doch ungefähr gleichgestellt; wenn die Schule sie aber entläßt, werden sie zerstreut im Leben und das Leben macht sie sehr bald höchst ungleich. Denk' Dir nun selber, wie unmöglich die Fortsetzung einer solchen Knabenfreundschaft wird, wenn zum Beispiel der Eine im bürgerlichen Leben in die Höhe steigt, während der Andere abwärts steigt, oder dort, wohin er gehört, stehen bleibt. Siehe, deshalb ist es so weise eingerichtet, daß das Leben selber dafür Sorge trägt, daß solche Freundschaften nur so lange leben, als sie unschädlich sind."

„Marius soll aber doch studiren," schaltete Abraham ein.

„Gewiß, gewiß! Darin liegt es nicht. Ich dachte nicht gerade ausdrücklich an Marius. Er kann auch Nichts dafür — das heißt, es liegt etwas in seinen Verhältnissen, was Du nicht verstehen kannst und um was Du Dich nicht zu kümmern brauchst; er ist gewiß ein netter, braver Junge, mit dem Du gern umgehen darfst; das wird sich schon geben. Ich wollte Dir bloß eine Warnung geben vor dieser sentimentalen Freundschaft in Leben und Tod; Du weißt, ich mag keine Sentimentalität leiden, die paßt nicht für uns Männer."

Abraham fühlte sich stets geschmeichelt, wenn der Vater ihn wie einen jüngeren Freund behandelte, und namentlich war er stolz darauf, mit zu „uns Männern" gerechnet zu werden. Die Andeutung, daß bei Marius etwas nicht in der Ordnung sei, erweckte seine Neugier, aber er sah es dem Vater an, daß er nicht fragen dürfe.

Professor Lövdahl war jetzt mit dem Umziehen fertig; er nahm ein reines Taschentuch und ging trällernd fort, um vor dem Abendessen ein Stündchen im Club zuzubringen. Sein Leben war sehr regelmäßig, er sah gut aus, hielt sich sauber und alle seine Anschauungen waren abgeschlossen und gründlich geordnet in seinem verständigen Kopfe. Obgleich er in der That nur einige wenige Jahre älter war als seine Frau, schien der Unterschied doch weit größer zu sein. Denn er hatte von Jugend auf sich eines würdigen Aussehens beflissen, er liebte das Alte und Sichere, das, was eine feste Wurzel hatte; sie schwärmte für das Neue, Hoffnungsreiche, für das, was sich eines raschen Wuchses erfreute. Deshalb wurden sie nach und nach einander sehr ungleich im Aeußeren wie im Inneren. Wenn Jemand ihn fragte, warum er doch die Hauptstadt verlassen, und die ehrenvolle Professur, die ihm in so jungem Alter übertragen war, aufgegeben habe, um sich hier in dieser wenig wissenschaftlichen Stadt zu begraben, dann erzählte der Professor Lövdahl wohl eine Geschichte aus den ersten Jahren seiner Ehe. „Meine Frau ist, wie Sie wissen, Bergenserin — Bergenserin mit Leib und Seele. Sie hat das enthusiastische Gemüth, dem es eine Nothwendigkeit ist, unter stark bewegten und leicht beweglichen Personen zu leben und Sie können sich also wohl denken, daß Christiania kein Aufenthaltsort für sie war. Ich meinerseits bin, wenn ich mich so ausdrücken soll, Europäer und ich kann ungefähr überall sein, wo es sein soll, mich am Dasein freuen — nur nicht in Bergen — nein, ich versichere Sie, nicht in Bergen! Nun gut, sie wollte um jeden Preis fort von Christiania, ich wollte um keinen Preis nach Bergen, wir machten einander Einräumungen und so führte unser beiderseitiges Entgegenkommen uns an diesen Ort."

Diese Geschichte kam der Wahrheit ziemlich nahe, und wenn er andere Gründe zu dem Umzuge hatte, so waren dieselben jedenfalls nur ihm allein bekannt. Böse Zungen behaupteten, daß Karsten Lövdahl niemals die Universität würde verlassen haben, wenn er in seiner Stellung volle Befriedigung gefunden hätte. Der eigentliche Grund aber war wohl der, daß sein Wissen ziemlich bedeutende Lücken hatte, so daß er bisweilen Gefahr lief, von den jüngeren Collegen in die Enge getrieben zu werden. Obgleich er sich nun auf sehr einflußreiche Persönlichkeiten stützen konnte, und er seiner Ueberzeugung und seinen Lebensanschauungen zufolge sich in vollständiger Uebereinstimmung mit den Grundsätzen befand, nach denen die Universität geleitet wurde, besaß er doch so viel Klugheit, die Zeichen der Zeit zu beachten. Er zog sich zurück, als sein Ansehen noch unangefochten war und ging fort mit dem ungeschwächten Ruf des ersten Augenarztes im Lande.

Hier in der Stadt hatte er eine so große hausärztliche Praxis übernommen, wie sie ihm zusagte, während er sich nur gelegentlich mit seinem Specialstudium beschäftigte und durch kleine vorsichtig geschriebene Artikel in fremden und einheimischen Zeitschriften sein wissenschaftliches Renommée aufrecht erhielt. Das große Vermögen seiner Frau sicherte ihm ein Leben in unbekümmertem Ueberfluß, wie ihm dies Bedürfniß war. Ein Mann, dessen Name in der Wissenschaft Bedeutung hatte, welcher schrieb und noch dazu französisch, und der doch nicht arm und schäbig war, sondern es sogar mit den reichsten Kaufleuten im Luxus und gesellschaftlichen Leben aufnehmen konnte — ein solcher Mann mußte nothwendig eine hohe und hervorragende Stellung in der kleinen Stadt einnehmen. Und so war es in der That: sein Einfluß war fast ohne Grenzen; dazu war er geachtet und geliebt von Allen, sowohl Frauen als Männern, und das Einzige, worüber man sich etwas lustig machte, war seine Lust sich des Wortes zu bemächtigen und lange und zierlich in einem belehrenden Tone zu reden. —

Während Marius Gottwald sein Abendbrot verzehrte, erzählte er unaufhörlich von Abraham; seine Mutter aber konnte nicht verstehen, wie es angehen könne, daß Frau Lövdahl sich mit ihrem Sohne herumbalgte.

„Ach, Mutter, begreifst Du denn nicht, daß es Spaß war?“ rief Marius beleidigt; „Du kannst doch wohl einsehen, daß es nur Spaß war.“

„Ja, ja, natürlich,“ erwiderte Frau Gottwald, um ihn zu beruhigen; es wollte ihr aber dennoch nicht in den Kopf, wie sie jemals dazu kommen sollte, sich mit Marius zu balgen, und wäre es auch zehnmal nur zum Spaß.

Frau Gottwald, wie man sie höflicherweise in der Stadt nannte, obgleich Alle wußten, sie sei nie verheirathet gewesen, war vor einigen Jahren mit einem kleinen Knaben und etwas Geld von Osten her hier angekommen. Professor Lövdahl, an den sie durch einen Collegen empfohlen war, half ihr einen Modehandel einzurichten und Frau Lövdahl unterstützte das Unternehmen eifrig. Hinter dem Laden hatte sie ihre kleine Wohnstube und daneben lag ihr und Marius' Schlafzimmer; außerdem waren in dem kleinen Hause noch eine Küche und ein Vorzimmer; im ersten Stock wohnten ein paar Miether.

Als Marius mit dem Abendbrot fertig war, sagte er: „Leg' nun den Hut hin, Mutter, wir müssen die Aufgaben durchmachen.“

„Sollst Du heute noch mehr arbeiten, armer Junge? Du hast den ganzen Nachmittag nichts Anderes gethan, laß es für heute genug sein. Es ist bald neun Uhr."

„Ach, wohin denkst Du, Mutter, ich muß mich doch vorbereiten."

„Was hast Du denn den ganzen Abend bei Abraham gemacht?"

„Wir haben alles Uebrige durchgenommen, jetzt habe ich nur noch das Latein."

„Nehmt Ihr das nicht zusammen durch?"

„Ach ja wohl nehmen wir es durch, allein Abraham macht sich Nichts daraus, Alles so genau zu analysiren, und er hat es auch nicht nöthig, denn er kann es schon so. Aber ich muß es genau wissen, sonst wird der Aalbom böse und sagt es dem Rector."

„Ach, arbeite nicht mehr, mein Marius, Du kannst es nicht vertragen," sprach die Mutter und wollte ihn zu sich hinziehn; er hatte dazu aber keine Zeit, riß sich los und ergriff das Buch.

„Nun fangen wir an, hier Mutter: tum vero Phaëton, nun mußt Du mich nach jedem Wort fragen."

Die arme Frau Gottwald hatte es durch Uebung wirklich dazu gebracht, daß sie die Fragen stellen konnte; da sie aber nicht ein Wort von dem verstand, was ihr Sohn antwortete, war es für sie ein ziemlich ermüdender Schluß eines Arbeitstages; und nicht einmal die Bewunderung über die Gelehrsamkeit ihres Sohnes konnte sie immer davor bewahren, daß ihr die Augen zufielen.

Gleichwohl nannte sie mechanisch jedes Wort, worauf Marius schnell Alles hersagte, was bei dem Worte anzuführen war — dann ging's zum nächsten.

„Candescere", las Frau Gottwald schläfrig.

„Candesco, candi — candes — can —". Marius ward feuerroth im Gesicht, und die Finger, die bisher friedlich mit dem Taschentuch sich beschäftigt hatten, fuhren nun unter den Büchern umher, indem er verzweifelt nach dem Madvig suchte.

Frau Gottwald aber wurde plötzlich ganz wach, sie kannte diese Anfälle ihres Sohnes. Er war dann auf einmal zu Nichts mehr im Stande und schien ganz den Verstand verloren zu haben. Es half kein Mittel dagegen und man mußte ihn nur so schnell wie möglich zur Ruhe bringen.

Sie griff fest um seine Hände und sagte: „nein, mein lieber Junge, nun darfst Du wahrhaftig nicht mehr arbeiten; jetzt wollen wir uns schlafen legen, dann wirst Du morgen Deine Sachen schon können."

„Nein, nein, liebe Mutter, laß mich los, ich muß es aufsuchen, ich weiß, wo es steht, ach, laß mich los," bat er flehentlich mit den großen erschreckten Augen; aber sie hielt sich tapfer und halb lockte sie, halb zog sie ihn in's Schlafzimmer.

Aber noch während sie ihm die Kleider abnahm, hörte sie ihn Latein murmeln; und lange nachdem er eingeschlafen war, zuckte es plötzlich in seiner Hand, die sie in der ihrigen hielt und sein Kopf war heiß und trocken. So saß sie lange. Und schwere Gedanken von Schande und Reue und Demüthigung kamen,

wie sie es pflegten, hinein und setzten sich wie Stammgäste rund um das kleine Bett und starrten sie an.

Heute achtete sie aber nicht darauf; ihr Auge wich nicht von dem kleinen bleichen Antlitz mit den schmerzvollen Zuckungen um den Mund und den bläulichen Schatten unter den Augen. —

Sie hatte es gewagt, sich wegen des Lateinischen an den Rector zu wenden, aber welches Gewicht konnte eine alleinstehende Frau in ihrer Stellung haben; und der Rector war es ja gerade, der ihrem Sohne vorwärts half und ihn eben des Lateinischen wegen so gern hatte. Professor Lövdahl aber war ein principieller Gegner des modernen Geredes von der Ueberanstrengung der Kinder in der Schule. Wenn sie noch so viel Latein lernten und dazu so viele Prügel bekämen wie in seiner Jugend! Aber nein, jetzt sei es eine Verzärtelung und ein Rücksichtnehmen, daß man sich darüber ärgern könne. Marius solle nur recht kräftiges Essen haben und in der frischen Luft umherspringen; er brauche sich ja auch nicht gerade so abzuarbeiten.

Das war Alles recht gut und schön, und Alle waren so wohlwollend gegen sie. Aber dennoch — — wie wunderlich er dalag und sich an den Schläfen rieb!

III.

Beim halbjährlichen Examen rückte Abraham einige Plätze in die Höhe; aber Marius konnte trotz all' seines Lateins nicht dem Geschick entgehen, an Morten Dickwanst vorbei ganz an das unterste Ende der Classe zu kommen. Von dem Lehrer der Mathematik war sogar die Aeußerung gefallen, daß wenn Marius im nächsten halben Jahre nicht ganz bedeutende Fortschritte machte, er nicht in die vierte Lateinclasse versetzt werden würde.

Abraham war keineswegs ein fleißiger Schüler, aber er hatte sich's vorgenommen, Marius mit vorwärts zu ziehen, und da ihm das Lernen nicht schwer fiel, so brauchte er die Aufgaben nur einmal mit Marius durchzumachen. Dieser dahingegen mußte mit der Vorbereitung anfangen, sobald er aus der Schule kam, und oftmals sogar noch wiederholen, wenn er von Abraham zurückgekehrt war.

Ihre klassische Ausbildung war jetzt so weit gediehen, daß sie wöchentlich neun Stunden Latein und fünf Stunden Griechisch hatten. Sie hatten Phädrus und Cäsar verlassen, um ihren Geist mit Cicero's Abhandlung „vom Alter" zu erfrischen. Und nachdem ihre jugendlichen Zungen schmiegsam genug für die Verba auf mi geworden waren, wanderten sie mit Xenophon fünf kleine Parasangen wöchentlich in's göttliche Hellas hinein.

Das Distelgestrüpp breitete sich immer weiter aus in den jungen Köpfen. Nach und nach verwischte sich der Unterschied zwischen dem, was interessant und dem, was peinlich zu lernen war. Es wurde ihnen Alles ungefähr in derselben Weise so ziemlich gleichgültig, und von ihnen nur nach dem Werth, den die Schule darauf legte, geschätzt. Kam beim Unterricht irgend Etwas vor, das in unmittelbarer Beziehung zum Leben und zur Welt stand, so ward ihm keine Bedeutung beigemessen. Den vornehmsten Platz aber nahmen lange Processionen todter Worte über todte Dinge ein, Regeln und Sätze, die in's weiche jugend-

liche Gehirn hineingenagelt wurden, um dort für ewige Zeiten sich breit zu machen; fremde Laute von einem fremden Leben, uralter Staub, der gewissenhaft überall da hingestreut wird, wo die saftreiche Jugend eine feuchte Stelle aufwies, die den Staub festhalten konnte.

Es ist eine harte Zeit, Abraham's und Marius' Alter, vom vierzehnten bis zum funfzehnten Jahre: mit den offenen Augen, mit einer Fragbegierde, unersättlich wie der Appetit eines Knaben, ärger prickelnd als ein Nesselfieber, mit dem erwachten Vermögen und Willen, Alles zu verstehen, mit dem flammenden Drang, die Welt zu erobern, und das, was hinter der Welt und wiederum dahinter liegt — und nun Staub! uralter, extrafeiner Staub in jede feuchte Pore gestreut, gestreut über jede aufkeimende Frage, über jeden einzigen Keim, der nicht ein Distelkeim ist. Aber das geht vorüber; schon mit dem sechzehnten, siebzehnten Jahr ist der Staub gut eingetrocknet, die Neugier ist ausgestorben; der junge Mensch hat gelernt, daß es darauf ankommt, gefragt zu werden, nicht zu fragen, und er beginnt überdies die Sache mit dem Distelgestrüpp zu verstehen; ahnt dunkel, daß das Gestrüpp um seinetwillen da sei, daß er das Glück hat, eins der privilegirten Geschöpfe des Daseins zu sein. —

An einem rauhen Wintermorgen begab sich der kleine Marius, bei Schlackerwetter und Südwind, in seinen Regenmantel eingehüllt, vor acht Uhr, noch fast im Finsteren, zur Schule — es war keineswegs angenehm, mit nassen Füßen und feucht bis über die Kniee sich gegen den sausenden Sturm um die Ecke durchzuarbeiten.

Gleichwohl war er vornehmlich darauf bedacht, die theure Bücherlast, die er trug, vor dem Regen zu beschützen; er hielt sie unter seinem wasserdichten Ueberzieher.

In der Classe war es finster und ungemüthlich. Morten lag auf dem Fußboden und pfropfte den Ofen voll Holz, die Anderen standen umher, um sich zu wärmen — naß und kalt waren sie Alle. Aber es war Samstagmorgen, und wie rauh er auch sein mochte, hatte er doch etwas Erhebendes an sich, was weder Regen noch Kälte ganz zu verdrängen vermochte.

Marius trocknete zuerst seine Bücher, dann sich selber, so gut es gehen wollte, mit dem blauen Rattentuch ab. Abraham Lövdahl äffte dem Rector nach, indem er auserwählte Paragraphen aus den „Verhaltungsregeln“ der Schule, die auf Pappe mit hellgrünem Rande aufgeklebt an der Wand hingen, vorlas.

„Paragraph vier,“ las Abraham und that, als ob er sich die Nase mit Schnupftabak vollpfropfte, „die Schüler müssen in der Schule stets rein und ordentlich erscheinen. Ueberzieher, Mützen u. s. w. müssen sie an den dazu bestimmten Einrichtungen anbringen, unter Beobachtung von Ordnung und Vorsicht, und dieselben wieder fortnehmen“ — „dieselben,“ rief Abraham, „was soll das heißen?“

„Einrichtungen,“ meinte Morten. Ein Anderer behauptete, das Wort bezöge sich auf Ordnung und Vorsicht, und darüber erhob sich ein grammatischer Streit. Marius betheiligte sich nicht daran; er saß auf der Bank und murmelte die Conjugationen her, indem er die griechische Grammatik dicht vor das Gesicht hielt, es war fast ganz finster auf seinem untersten Platz in der Ecke.

Der Stundenplan für den Samstag enthielt:

Von	8— 9	. . . .	Griechisch.
„	9—10	. . . .	Geschichte.
„	10—11	. . . .	Norwegisch.
„	11—12	. . . .	Arithmetik.
„	12— 1	. . . .	Latein.
„	1— 2	. . . .	Latein.

Samstag dauerte die Schule bis zwei Uhr, sonst nur bis eins.

Endlich trappte der alte Oberlehrer Bessesen herein, in Galoschen und Regenmantel, mit Regenschirm, Handschuhen und Pulswärmern. Sein Eintritt in die Classe machte nicht den geringsten Eindruck. Abraham sagte bloß ganz ruhig: „Siehe, da kommt das alte Stachelschwein" und Morten fuhr fort, sich mit dem Ofen zu schaffen zu machen. Erst als der Oberlehrer Alles abgelegt und auf dem Katheder Platz genommen hatte, setzten sich auch die jungen Herren auf ihre Bänke und der Unterricht begann.

„Willst Du anfangen — Abraham Lövdahl," sagte das Stachelschwein, nachdem er sein Taschenbuch untersucht hatte, in welchem er die Censuren aufschrieb.

„Ich hatte gestern so starkes Kopfweh, daß ich mich auf das Griechische nicht vorbereiten konnte," sagte Abraham mit etwas betrübtem, aber offenem und aufrichtigem Tone. Marius machte große Augen. Der Alte lächelte und wiegte den Kopf etwas hin und her; dann fand er einen Anderen, der sich vornehmen ließ.

Der Oberlehrer Bessesen hatte getreulich viele Jahre hindurch Staub ausgestreut und schon lange sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert. Sein Gebiet war nicht sehr ausgedehnt, aber darauf war er sattelfest wie Keiner. Im Griechischen wußte er auf's Haar, was zum Studentenexamen erforderlich war und er konnte im Voraus angeben, welche Fragen den Examinanden bei jedem einzelnen Stück aus den gesetzlich bestimmten Schriftstellern vorgelegt werden würden.

Und diese Sachen brachte er langsam, aber einigermaßen sicher den besten seiner Schüler bei; die anderen waren ihm ziemlich gleichgültig, da sie nicht von der Schule unmittelbar zur Universität abgingen.

Er saß ganz zusammengekrümmt auf seinem Platz, so daß er in seinem Rock wie verschwand; das Kinn sank ganz in's Buch hinein und das kurzgeschnittene rothgelbe Haar saß steif nach allen Seiten hin, während er nur selten die rothgeränderten Augen über das Katheder erhob. Denn er war ein friedliebender Lehrer. Er sah und hörte es nicht, wenn ein Schüler die Uebersetzung neben sich hatte und daraus vorlas, oder ob auch noch so stark zugeflüstert und zugeblasen ward. Die Erfahrung eines langen Lebens hatte ihn darüber belehrt, daß es der Mühe nicht verlohnt, sich in solche Dinge zu mischen und es ging auch um so viel besser, wenn den Schwachen etwas geholfen ward. Trotzdem war er durchaus nicht schlaff: jeder Fehler, jede Unsicherheit, und waren sie auch noch so gering, traf sein Ohr; wenn Einer den Aoristus mit dem Imperfectum verwechselte, fuhr er auf, als ob er sich gestochen hätte, im Uebrigen aber bekümmerte er sich nicht um das, was in der Classe vorfiel, wenn es nicht gar zu arg ward.

So führte er den Zug der Zehntausend jeden Tag eine kleine Parasange weiter, und all' die jungen Leute, die im Lauf der Jahre ihm als Anführer gefolgt waren, hatten alle mit derselben Regelmäßigkeit in denselben kleinen Tagemärschen Xenophon, Homer, Sophokles, Herodot und Plutarch zurückgelegt. Alles ging in derselben Weise ohne Veränderung oder Abwechslung; sowohl in den Versen wie in der Prosa spielte der hochwichtige Unterschied zwischen dem Imperfectum und dem Aorist die Hauptrolle; und geschah es jemals, daß der, welcher übersetzte, über eine der scherzhaften Anekdoten des Herodot lachen mußte, so sah das Stachelschwein erstaunt auf; das konnte er nicht verstehen.

Deshalb ging die graue Morgenstunde ihren gleichmäßigen friedlichen Gang. Diejenigen, welche nicht an die Reihe zu kommen wünschten, hatten Kopfweh jetzt oder vorher, und das Stachelschwein mußte dann einen Anderen finden, der dazu bereit war, einen Strauß zu wagen, indem er auf der einen Seite die Uebersetzung, auf der anderen die Vokabeln und Anmerkungen neben seinem Buche liegen hatte.

Um neun Uhr las das Stachelschwein all' seine Sachen zusammen und wanderte von dannen in die nächste Classe.

Auch die Geschichtsstunde von neun bis zehn Uhr lief friedlich ab. Diese hatte der Adjunct Borring mit den Gänsefedern und man half sich bei ihm mit allerlei Kniffen durch. Für Marius war es, wenn er in der Geschichte durchkommen sollte, unumgänglich nöthig, daß man ihm die ersten Worte vorsagte. Dies paßte aber nicht immer zur Methode des Adjuncten. Heute erhielt Marius z. B. die Frage: „Wann wandte sich das Glück?“ worauf der Adjunct sich mit seinen Federn zu schaffen machte; etwas nachher sagte er: „nun, wann wandte sich das Glück?“ blies in eine Feder und schnitt weiter. Marius konnte Alles, was von Karl dem Zwölften im Buch stand, an den Fingern herzählen; aber er wußte nicht, daß sich das Glück im Jahre 1708 wandte. Abraham mußte es ihm nach hinten zuflüstern. Dadurch kam Marius in Gang: „Aber im Jahre 1708 wandte sich das Glück“ und so plapperte er den ganzen Abschnitt her.

Jetzt hatte Morten endlich den Ofen zum Glühen gebracht und es war so warm in der Classe, daß man die Fenster in der Zwischenzeit aufmachen mußte. „Wer hat hier eingeheizt?“ fragte der Rector auch sogleich, als er mit den Aufsatzbüchern unterm Arm in die Classe trat. Keine Antwort; als er aber in strengerem Tone wieder fragte, antwortete der Primus: „Ich glaube, es war Morten Kruse.“

„Also Du warst es, Morten, läßt Du Dich auf solche Dinge ein? Komm' mal her und such' mir den Paragraphen in den Verhaltungsregeln, der davon handelt, daß die Schüler sich mit der Heizung des Schulzimmers befassen sollen.“

Der dicke Morten stellte sich träge vor die Verhaltungsregeln hin und glotzte in die Höhe.

„Nun, mein Junge, kannst Du den Paragraphen nicht bald finden, oder willst Du, daß ich Dir helfen soll?“ fragte der Rector und zog ihn am Ohr mit der einen Hand, während er mit der anderen auf die Regeln wies; „kannst Du den Paragraph fünf sehen? Lies ihn laut und deutlich vor.“

„Paragraph fünf," las Morten mit grober Stimme; „in den Schulzimmern müssen sich die Schüler sogleich auf ihre Plätze begeben und niemals Lärm oder Unordnung verursachen. Er verläßt auch niemals seinen Platz ohne ausdrückliche Erlaubniß."

„Nun, Morten, siehst Du nun, wie der Schüler sich in der Classe zu verhalten hat, was? Stand dort etwas davon, den Ofen voll zu packen, was? Stand 'was davon, was?" Bei jeder Frage zog ihn der Rector stärker am Ohr, bis Morten auf den Fußspitzen stand, um mitzukommen. Die ganze Classe lachte und Morten schlich sich auf seinen Platz.

Inzwischen hatte der Primus die Aufsatzbücher vertheilt, nachdem er in allen nach der Censur gesehen hatte. Marius hat ein „mäßig" erhalten, wie dies gewöhnlich der Fall war; diesmal aber hatte er eine bessere Beurtheilung erwartet, denn die Aufgabe hatte ihn angesprochen, da sie einen so langen Satz bildete, daß sie fast eine viertel Seite einnahm, wenn man etwas groß schrieb, und es fiel ihm stets recht schwer, seine Aufsätze lang genug zu machen.

Die Aufgabe lautete folgendermaßen: „Vergleichung zwischen Norwegen und Dänemark mit Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit der Länder und den Charakter und den Erwerb der Völker."

Der Rector begann von unten: „Du schreibst schlechte Aufsätze, Marius! Was hast Du nun heute wieder für ein Sammelsurium geliefert! Hör' nur selber: „Wenn man Norwegen mit Dänemark vergleicht, so sieht man einen großen Unterschied zwischen diesen Ländern. Norwegen ist ein Bergland, Dänemark dahingegen ein ebenes Land. Norwegen hat, weil es ein Bergland ist, Bergwerksbetrieb, den Dänemark nicht hat, weil dort keine Berge sind. Außerdem hat ein Bergland fast immer Thäler" — ach jawohl, lieber Marius, das ist so wahr, so wahr; aber glaubst Du wirklich, daß es nothwendig war, uns dies zu erzählen? Es ist so unreif, so traurig unreif," wiederholte der Rector bekümmert, indem er eine Weile in Gedanken auf- und abging. Marius konnte es sich nicht verhehlen, daß er an die Versetzung in die nächsthöhere Classe dachte. „Aber wie entsetzlich heiß ist es hier doch, puh," rief der Rector, und versetzte Morten einen Klapps, als er bei ihm vorbeikam. Darauf las er weiter in dem Aufsatz: „Norwegen hat an seinen Bergen eine gute Vertheidigung, und wenn Krieg ausbrechen sollte, so ist der Kjölen nicht leicht mit Kanonen zu überschreiten, namentlich im Winter". — Es ist doch seltsam, wie kriegerisch Du bist, Freund Marius! Wer sollte doch wohl mit Kanonen über den Kjölen gehen wollen? Sind die Schweden nicht unsere Brüder und guten Freunde? Da lobe ich mir das, was ein Anderer geschrieben hat: daß man jetzt lieber wünschen möchte, es sei gar kein Kjölen da, so daß die verbrüderten Völker sich recht mit einander vermischen könnten — wer hat es doch geschrieben?"

„Ich," antwortete der Primus bescheiden.

„Ganz recht, Du warst es, Broch, gut bemerkt von Dir. Marius dahingegen sieht Alles vom kriegerischen Standtpunkt. Hör' nur weiter: „Wenn man die Nationen mit einander vergleicht, so findet man, daß die Dänen weichlicher sind als die Norweger". Was soll das doch bedeuten?" rief der Rector ärgerlich und kratzte sich den Kopf — ihm ward immer wärmer, die Hitze in der Classe stieg schon an die

dreißig Grad — „es sind Mehrere in der Classe, die von der Weichlichkeit der Dänen sprechen; wozu soll das? Es ist gewiß sehr hübsch, sein Vaterland zu lieben; aber der Patriotismus wird zu einem großen Fehler, wenn er in Nationalhochmuth übergeht, so daß man auf andere Nationen herabsieht und nur die eigene lobt. Namentlich ist dies lächerlich für ein armes kleines Volk wie das unsrige, das in der That nicht viel Rühmens von sich machen kann."

Broch's, vortrefflicher Aufsatz ward nicht verlesen; denn die Hitze war inzwischen so arg geworden, daß der Rector in seiner Verzweiflung den Befehl gab, Fenster und Thüren zu öffnen, und als dadurch ein furchtbarer Zug entstand, ließ er alle Schüler in den Hof hinuntergehen; nur Morten Kruse mußte zur Strafe in der Classe bleiben. Der Regen hatte aufgehört, aber es wehte ein kalter Wind und der Hofplatz war aufgeweicht, so daß die Schüler keine große Freude von der langen Zwischenzeit hatten. Dem kleinen Marius graute es vor der Arithmetikstunde, denn nach aller menschlichen Berechnung kam heute an ihn die Reihe. Abraham hatte ihm geholfen und Marius hatte gesagt, daß er es verstanden. Und er hatte wirklich von einigen Dingen ein schwaches Verständniß gehabt. Aber trotzdem hegte er die sichere Besorgniß, daß er, wenn er erst vor der schwarzen Tafel stände, nicht klar machen könne, was $1/2 \times 1/2$ sei.

Der Oberlehrer Abel kam tänzelnd in die Schulstube und die Fenster wurden geschlossen.] Er trug seinen neuen Regenmantel über dem Arm und summte ein Lied, ein sicheres Zeichen, daß er in heiterer Stimmung sei. Dadurch fühlte Marius sich indessen keineswegs getröstet; denn wenn der Oberlehrer guter Laune war, so hatte er die schlimme Neigung, die Schüler zu foppen.

Der Oberlehrer Abel war unverheirathet und der Stutzer unter den Lehrern. Er setzte seinen Stolz darein, seine schäbiggekleideten Collegen, deren Wäsche nicht immer untadelhaft weiß war, durch neue und originelle Kleidungsstücke zu überraschen: bald mit einem rothpunktirten Halstuch, bald mit einem hellen Beinkleid, und jetzt mit einem weißen Regenmantel von Guttapercha. Alle Lehrer hatten ihn befühlt und daran gerochen; alle hatten nach dem Preise gefragt und alle hatten denselben erfahren.

Als Lehrer hatte er folgendes Princip: „Die Menschen lassen sich in zwei Classen eintheilen, diejenigen, welche Mathematik lernen können, und diejenigen, welche dies durchaus nicht können. Und ich übernehme es, im Laufe eines Monats zu entscheiden, ob ein Junge im Stande ist, Mathematik zu lernen oder nicht." Infolge dieser Theorie brachte er die mathematisch angelegten Köpfe sehr weit; die Uebrigen ließ er mit gutem Gewissen, wo sie waren.

Der Oberlehrer fegte mit seinem seidenen Taschentuch den Staub vom Katheder, ehe er Platz nahm; Marius zitterte im Stillen, während der Lehrer in seinem Notizbuch nachsah.

Marius wollte kaum seinen Ohren trauen, als er hörte, daß Broch aufgerufen wurde; es sah fast so aus, als ob Abel von oben die Reihe hinuntergehen wollte, so daß Marius auch heute gar nicht daran käme. Man hatte kürzlich bei den Gleichungen des ersten Grades mit einer unbekannten Größe begonnen und Marius war allen Beispielen, um dieses x ausfindig zu machen, getreulich gefolgt. Er hatte sagen hören, nun sei es gefunden, und er hatte gesehen, wie

man es auf der Tafel ausstrich; ja er hatte sogar alle Beispiele in seinem Buch aufgeschrieben und doch blieb ihm dieser eine Unbekannte immer gleich fern und fremd. Er behielt dieses x im Auge; er schrieb getreulich auf, wie man es gleich einem Fuchs von Linie zu Linie mit Multiplicationen, Abkürzungen, Brüchen und sonstigen Tollheiten jagte, bis das arme ermattete Thier endlich allein auf die linke Seite getrieben ward — und dann zeigte es sich, daß dies fürchterliche x nichts Anderes war als eine ganz friedliche Zahl, z. B. 28. Marius konnte schließlich zur Noth begreifen, daß x verschiedenen Werth in verschiedenen Beispielen haben könne. Was sollte man denn aber überhaupt mit diesem x? Wozu alle diese Umschweife? Warum die Tafel hinab über Stock und Stein nach diesem einen Unbekannten jagen, wenn es doch nichts Anderes als z. B. 28 — vielleicht bloß 15 war? Das konnte Marius wirklich nicht begreifen.

Dennoch nahm er sein Beispielsbuch zur Hand und schrieb das Stück, welches Broch ausrechnen sollte, sorgfältig auf: „Pythagoras ward gefragt, wie viele Schüler er habe.“ Der weise Mann antwortete: „die Hälfte meiner Schüler studirt Philosophie, ein Dritttheil Mathematik und die Uebrigen, welche sich im Schweigen üben, machen zusammen mit den Dreien, die ich neulich erhielt, den vierten Theil von denen aus, die ich früher hatte“. Wie viele Schüler hatte Pythagoras, ehe er die drei Letzten erhielt?“

Ja, wie kann man das wohl wissen, dachte Marius froh für sich, weil er sicher auf seinem Platze saß. Und während Broch dort an der Tafel sofort mit $\frac{1}{2}$ x und $\frac{1}{3}$ x herumkutschirte, vertiefte Marius sich in Betrachtungen über die verwickelte Frage. Namentlich schwindelte es ihm, wenn er das Wort „früher“ las; das zu beantworten gehörte doch völlig in das Reich der Unmöglichkeit. Dann wandten sich seine Gedanken mitleidig dem armen Dritttheil zu, welches Mathematik studirte, und er kam mit sich selber darüber in's Reine, daß er es unbedingt vorgezogen haben würde, zu „den Uebrigen“ zu gehören, die sich im Schweigen übten. Aus diesen Träumen ward er geweckt, indem er seinen Namen aufrufen hörte. Entweder hatte der Oberlehrer gemerkt, daß er in Gedanken saß oder auch hatte er im Notizbuch gesehen, daß Gottwald schon lange nicht vorgenommen sei. Er ließ Broch mitten in der Rechnung abbrechen — die auch viel zu leicht für ihn war — und als Marius halb bewußtlos zur Tafel kam, standen einige Reihen von Zahlen und xen da, von denen er nicht das Mindeste begriff; nur schwebte es ihm dunkel vor, als seine Augen auf $\frac{1}{3}$ fielen, daß dies eine Andeutung an jenes unglückselige Dritttheil sei, das Mathematik studirte.

„Nunc, parvulus Madvigius, quid tibi videtur de matrimonio?“ rief Abel und schwenkte seine Lorgnette. „Für Dich ist es natürlich eine Kleinigkeit, diese unbedeutende Frage zu lösen; Du kennst doch Pythagoras, nicht wahr, Madvigius? Den Pythagoras, qui dixit se meminisse gallum fuisse? Haben Sie die Güte, Herr Professor, fahren Sie fort, geniren Sie sich nicht. Du kannst wohl sehen, daß das Stück fast fertig ist. Broch sagte ja, wie es gemacht werden solle, ehe er fortging. Oder hatte der Herr Professor etwas Anderes zu thun als zuzuhören? Lieber Gottwald, Du solltest daran denken, zum Sommer versetzt zu werden und Deiner Mutter keinen Kummer zu bereiten.“

Marius hatte das Gesicht gegen die große, schwarze Tafel gewendet, welche

auf einem Gestell mitten im Schulzimmer stand, und er fühlte, wie ihm der Spott und das Gelächter der ganzen Classe förmlich in den Rücken stach. Als aber seine Mutter genannt wurde, traten ihm die heißen Thränen in die Augen, die Kreidestriche flossen ineinander und er gab Alles auf.

Die ganze Classe — das heißt diejenigen, welche Mathematik lernen konnten — fanden den Auftritt äußerst spaßhaft; der Oberlehrer war unwiderstehlich witzig, wenn die „Sprachlosen" — so nannte er diejenigen, welche Nichts lernen konnten — vorgenommen wurden. Abraham aber ärgerte sich, nicht allein, daß seinem Freunde so übel mitgespielt wurde, sondern auch, daß Marius ein solcher Dummkopf war; bisweilen mußte er selbst mitlachen.

„Wir müssen uns wohl nach einem Hilfsprofessor für ihn umsehen," sagte Abel, indem er die Lorgnette aufsetzte; „Du, Morten mit dem Beinamen, geh' hin und stehe Deinem Bruder im Geiste bei."

Morten erhob sich träge; er hatte einen stillen Trotz an sich, der sich aber nie anders als durch ein Brummen und ein verdrießliches Gesicht zu erkennen gab; er wußte nicht besser Bescheid als Marius, und der Kleine und der Große sahen Beide gleich dumm aus, wie sie so dastanden und die Tafel anglotzten. Plötzlich durchfuhr ein leiser Schimmer Morten's Gehirn; er griff in den Kreidekasten hinein, um etwas aufzuschreiben und vergaß, daß er schon ein langes Kreidestück in der Hand hielt.

„So ist es recht, Morten!" rief der Oberlehrer, der Morten's Bewegung bemerkte, „Kreide gehört wahrhaftig dazu, wenn 'was daraus werden soll. Nimm Du den Kreidekasten untern Arm, den Schwamm in die Tasche und das Lineal zwischen die Beine, dann bist Du gut ausgerüstet. Ach, Morten, Morten, Du bist dumm und verdummst täglich mehr."

Der Schimmer war in Morten's Gehirn erloschen; er stieß nur Verwünschungen aus, vor sich hin, so daß Marius sie hören konnte. Die Classe ergötzte sich und der Primus wollte sich krank lachen und sah voll Bewunderung zum Katheder hinauf.

„Nun müssen wir wohl das letzte Aufgebot aufstellen," meinte der Oberlehrer und rief drei bis vier der „Sprachlosen" herbei, die nicht Mathematik lernen konnten. Durch vereinte Anstrengung ward endlich die Frage wegen der Schüler des Pythagoras gelöst; und Marius, der ganz bei Seite geschoben war, mußte vortreten und das Stück wieder vorlesen und erklären, daß diesmal x gleich 72 sei. „Nun gut," rief Abel aufgeräumt, „jetzt wollen wir mit den Massen operiren wie Napoleon. Hier haben wir die Kerntruppen versammelt — in der That eine stolze Schar. Gerade wie im Dorftheater, wo drei Gerichtsdiener die Blüthe des französischen Adels vorstellen. Guten Morgen, ihr zwanzig Gänse —"

„Wir sind keine Gänse," brummte Morten.

„Guten Morgen, ihr zwanzig Gänse, sagte der Fuchs." „Wir sind keine zwanzig, wenn aber noch einmal so viele da wären, als wir sind und noch ein halb Mal so viele und dann noch $1\frac{1}{2}$ Gänse und ein Gänserich, so wären wir unserer zwanzig. Wie viele Gänse waren also da, o Morten?"

Aber weder Morten noch ein Anderer von den Sprachlosen machte Miene,

sich mit den Gänsen einzulassen; und als es dem Oberlehrer Abel nun vorkam, daß die Komödie lange genug gedauert habe, rief er: „Geht nach Hause und zu Bett und stimmt das alte Lied an: Jetzt, Bürger, ruhe aus, du hast's verdient! Ihr sollt Alle zusammen brüderlich und ohne Ansehen der Person Euer „schlecht“ erhalten, und wenn ihr mein Urtheil über eure Zukunft hienieden hören wollt, so lautet es dahin, daß ich nicht glaube, ihr könntet eine andere Verwendung im Leben finden, als Eier auszubrüten — nur Du, Morten mit dem Beinamen, kannst es vielleicht bis zum Jungen des Küsterjungen bringen. Abraham Lövdahl, komm Du her!“

Als Marius auf seinen Platz gekommen war, sah er, wie Abraham rasch die Frage wegen der Gänse mit $2x + \frac{1}{2}x + 2\frac{1}{2} = 20$ aufschrieb; aber er war zu arg mitgenommen, um sich wundern zu können, zu niedergeschlagen über die schlechte Censur, die seine Versetzung noch ungewisser machen mußte und über den Kummer, der seiner Mutter dadurch bereitet würde.

Es war zwölf Uhr, und die alte Frau, welche Bretzel und Syrupsbrot an die Lateiner verkaufte, stand schon auf der Treppe. Die vierte Classe der Lateiner, mit Röcken angethan, spazierte auf ihrer bestimmten Linie auf und nieder, während die Schüler der dritten Classe, noch in Jacken, in Gruppen umherstanden und ihr Frühstück verzehrten; die Kleineren aber, die so glücklich waren schon um zwölf Uhr frei zu haben, stürzten mit Samstagseile davon. Der Himmel klärte sich auf, der Wind drehte sich nach Westen und vielleicht zog er sich ganz nach Norden gegen Abend; dann gab es Frost und das Eis konnte wohl morgen schon halten.

Marius stand ganz für sich allein und verzehrte sein Syrupsbrot, ohne sich darum zu kümmern, daß die Kleinen, die bei ihm vorbeiliefen, ihm Rattenkönig und andere Schimpfwörter zuriefen; es war ihm ganz leer und hohl im Kopf und noch standen ihm zwei ganze Stunden bevor. Wohl war es Latein und er hatte weniger Angst davor; aber die letzte Mathematikstunde hatte ihm zu arg mitgespielt. Mit dem dicken Morten und den übrigen Sprachlosen war es anders; sie machten sich nicht das Mindeste aus Oberlehrer Abel's Spott. Aber Marius hatte ein feines Gehör für Hohn bekommen; bisweilen hatte er gehört, wie seine Feinde seine Mutter in Beleidigungen, die er nicht verstand, die aber dennoch sein Blut zum Kochen brachten, mit hineinzogen. —

„Welcher Esel hat denn hier so eingeheizt?“ rief der Adjunct Aalbom, sobald er in die Classe eingetreten war; es war nicht mehr so heiß dadrinnen, aber der Rector hatte ihm davon erzählt. „Das bist wohl Du gewesen, Kruse, Du dickes Kameel, nicht wahr? Wo sollen wir denn heute anfangen? Ach ja, Vers 122 — quas deas — fang' an, Gottwald! Lies doch laut! Ach was! Ist das laut? Quas deas per terras! Sperr' doch das Maul auf! diese trägen Westländer können nicht einmal die Zähne von einander bringen; Du schnüffelst ja wie ein Maulwurf, nichtsnutziger Balg, der Du bist!“ So pflegte Aalbom seinen Unterricht zu beginnen, zumal in den letzten Stunden, wenn er selbst nervös und verdrießlich geworden war, nachdem er von acht Uhr Morgens an herumgescholten und gewettert hatte.

Die Classe beugte sich vor dem Unwetter, obgleich es oft genung über sie er-

ging; Marius aber fuhr zitternd mit dem Lesen fort, und ward unablässig gescholten, weil er nicht laut genug schrie.

Es traf sich recht unglücklich für Marius, daß der Rector in den beiden vorhergehenden Jahren die lateinischen Stunden gehabt hatte, denn der Adjunct Aalbom wollte nicht einräumen, daß der Rector den kleinen Gottwald so außerordentlich weit gebracht habe; andererseits aber hegte er die Besorgniß, der Rector könne ihm den Vorwurf machen, daß sein Liebling Rückschritte gemacht, seit Aalbom den lateinischen Unterricht übernommen habe. Deshalb stellte er die größten Forderungen an Marius, ohne ihm ein lobendes Wort zu sagen.

Der Adjunct ging in der Classe auf und nieder und lauerte wie ein Raubthier auf irgend einen Fehler, über den er sich hermachen könnte; er war ungewöhnlich lang und dünn und dabei kurzsichtig, weshalb seine lieben Schüler ihn nie anders nannten, als die Blindschleiche.

Marius strengte sich an und kam mit heiler Haut davon; aber als er fertig war, fühlte er sich auch so ermattet, daß er dem Einschlafen nahe war.

Die Stunde verging unter fortwährendem Schelten und Lärmen und so kam endlich die letzte heran, die zu Stilübungen verwandt wurde. Aalbom gab ihnen ein Stück aus einem lateinischen Aufgabenbuch auf, setzte sich dann auf's Katheder, ließ die Beine hin und her baumeln und starrte in die Luft hinein.

Die Kräfte der Schüler waren erschöpft und sie waren zur Arbeit wenig aufgelegt; die Meisten schrieben auf's Gerathewohl und Marius machte es nicht besser, so daß nicht viel dabei heraus kam. Aber nun war doch endlich die Schule aus, und selbst die abgebleichten Lateiner gingen rascheren Schritts von dannen, da es Samstag war. Wie trefflich sollte das Samstagsessen, das es heute in allen Familien gab — Heringe, süße Suppe und Pfannkuchen — munden! Das Wetter klärte sich wirklich auf und es ward ein heller Frostabend mit Mondschein; die vierte Lateinclasse spazierte mit den halberwachsenen Mädchen, während die jüngeren Schüler in Scharen gingen und sangen und jene anstießen, wenn sie an ihnen vorbeikamen. Abraham und Marius aber wanderten Arm in Arm und verachteten Alles. Bisweilen nur stand Abraham still und ballte die Faust gegen die friedliche Wohnung des Propstes Sparre, wo — wie er wußte — der Telegraphist seine frühere Flamme besuchte.

Für den Abend war Marius zu Abraham eingeladen, da die Eltern in einer Gesellschaft waren. So hatten die Knaben das ganze Haus zu ihrer Verfügung und zum Abendbrot erhielten sie warme Wurst und Eierbier. Und keine Aufgabe für morgen, Nichts zu lernen, schlafen zu können wie ein freier Mann bis zehn Uhr!

Und dennoch lag wohl der Eine oder der Andere am Sonntag Morgen und peinigte sich im Halbschlummer damit: nun müsse er bald aufstehen und zur Schule traben, aufstehen im kalten finstern Schlafzimmer und eine Masse Bücher mitschleppen und Nichts habe er gelernt. Auffuhr er endlich — — und da war es Sonntag! Geschwind wieder unter die Decke. Kann man wohl je vergessen, wie schön das war?

(Fortsetzung folgt.)

Die Berliner Theater.

Berlin, Anfang Mai 1883.

Eine bewegte, mannigfach unterhaltende und anregende Theatersaison liegt hinter uns. Je langweiliger und öder sie im October begann, desto reicher und munterer ist sie in den Monaten Januar, Februar, März und April geworden. Die Hofbühne allein hat sechs größere und drei kleinere neue Stücke aufgeführt. Von dem großen Aufschwung freilich, den uns die Freunde des idealistischen Drama's nach dem Erfolge der Wildenbruch'schen Trauerspiele „Die Karolinger" und „Harold" und nach einigen über das gewöhnliche Mittelmaß der Primanerdichtung hervorragenden Buchdramen versprochen hatten, ist nichts zu bemerken gewesen. Nach wie vor haben die Eintagsfliegen, die zufrieden sind eine Saison zu leben, die Bretter beherrscht und den Beifall des Publicums gefunden. Ein Versuch, den das Schauspielhaus am Freitag den 19. Januar mit Georg Siegert's Tragödie in fünf Acten „Klytämnestra" zu Gunsten der Idealisten machte, ist gerade so gescheitert, wie der im October des vergangenen Jahres mit Felix Dahn's Dichtung „Skaldenkunst" gewagte. Nicht ohne Mühe hat Siegert's Trauerspiel drei Vorstellungen erlebt. Schade, daß der Dichter bei der ersten Aufführung nicht gegenwärtig war, um sich bei dem Anblick des schwach besetzten Hauses zu überzeugen, welch' geringe Theilnahme schon der Stoff seiner Dichtung in dem Publicum der Großstadt hervorruft. Denn noch hatte die Kritik, der bekanntlich stets der Mißerfolg eines „poetischen" Trauerspiels zugeschrieben wird, kein Wort über die Dichtung geäußert und einen Einfluß auf die Stimmung geübt.

Im Gegentheil, der Kritiker, der Siegert's „Klytämnestra" liest, wird ungleich günstiger über das Werk urtheilen, als der naive Zuschauer im Theater, der sich diesem modern-antiken Mischmasch und den Kindlichkeiten der Aufführung gegenüber von Anfang bis zu Ende unsicher, unbehaglich und gelangweilt fühlt. Siegert's Dichtung liegt mir in zwei Ausgaben vor (beide München, Carl Merhoff's Verlag); die erste vom Jahre 1871 ist die umfangreichere, die zweite, 1882, für die Bühnenaufführung zusammengestrichen; Lob und Anerkennung von Dingelstedt, Laube, Vischer begleiten die erste, auf dem Titelblatt der zweiten liest man „mit sensationellem Erfolg aufgeführt im Schauspielhause zu Frankfurt am Main, am 28. October 1881". Es ist immer dieselbe Geschichte, der deutsche dramatische Messias kommt aus der Klein- oder der Mittelstadt nach der Großstadt, um hier eine grausame Enttäuschung zu erleben. Georg Siegert's Trauerspiel ist nicht von einer dichterischen Anschauung, sondern von einer philologischen Grille ausgegangen. Er versucht etwas wie eine Rettung der Klytämnestra. Aber was als geistreicher Essay den Leser unterhalten oder wenigstens seine Neugierde wecken mag, ist auf den Brettern eine abenteuerliche Ungestalt. Noch weniger als mit historischen Gestalten kann man mit den Figuren großer Dichter willkürlich umspringen. Harold der Sachse und Ludwig der Fromme sind für das Theaterpublicum nur Umrißzeichnungen, denen erst der Dichter

nach seiner Phantasie die charakteristischen Züge verleiht, Klytämnestra und Agamemnon, Elektra und Orestes dagegen haben für uns alle schon von Aeschylos und Sophokles her einen bestimmten unwandelbaren Ausdruck empfangen, den Niemand nach seiner Laune ändern darf. Einer Klytämnestra, die nicht von ihrem Sohn erschlagen, sondern von den Furien verfolgt wird und mit sokratischer Seelenruhe hinter der Scene den Schirlingsbecher trinkt, ist für uns eben keine Klytämnestra, Orest, der den Hamlet spielt und drei Acte hindurch nicht weiß, was er eigentlich mit seiner Mutter anfangen soll, kein Orestes. Es sind Schemen, zu denen eine Kassandra, die nur durch Geberden und Balletbewegungen spricht, ein Agamemnon, der mit eigener Hand Iphigenie am Altar der Diana „erschlagen" hat, ebenfalls gehören. Den ganzen Abend über fragte ich mich: wie kömmt ein gebildeter, poetisch empfindender Mann zu solchen Ungeheuerlichkeiten und Spielereien? Ist ihm die Klytämnestra-Fabel zu tragisch, zu abscheulich oder zu wenig psychologisch begründet, warum nimmt er sie auf? Glaubt er Aeschylos und Sophokles verbessern zu können? Wenn der Gegensatz zwischen dem Sohne und der Mutter nach ihm nicht nothwendig zum Muttermorde führen mußte, warum bildete er nicht aus der Geschichte Paul's und Katharina's II. ein Trauerspiel? Denn hier hat in Wirklichkeit der Sohn den Tod seines Vaters nicht gerächt. Aber warum bearbeiten moderne Poeten überhaupt antike Mythen und römische und griechische Geschichten zu Trauerspielen? Weil ihnen diese Stoffe die Mühe ersparen, eine dramatische Fabel ersinnen zu müssen. Ihre Arbeit beschränkt sich auf die Charakteristik und die sprachliche Darstellung. Und auch hier haben in der Mehrzahl der Fälle schon die griechischen Tragiker oder Plutarch und Tacitus die Hauptsache vorweg gethan.

Siegert's Dichtung ist die Verbindung zweier antiker Trauerspiele: die zwei ersten Acte behandeln Agamemnon's Ankunft und Fall, die drei letzten die Rache des Orestes an Aegisth und den Selbstmord Klytämnestra's. Zwischen dem Schluß des zweiten und dem Anfang des dritten Actes liegen sieben Jahre, gibt es vom klassischen Standpunkt eine größere Barbarei? Auf der Bühne wirkt es geradezu komisch, wenn Orest, den wir vor einer Viertelstunde als Knaben, im Schutze Elektra's, flüchten sahen, jetzt als reisiger Held vor uns auftritt, und die streng bewahrte Einheit des Ortes, die im Uebrigen einen großen Vorzug des Stückes bildet, erhöht noch die unfreiwillige Komik der Vorgänge. Klytämnestra ist nicht nur der Mittelpunkt, sie ist die einzig durchgeführte Figur des Trauerspiels. Pylades kommt über die Rolle des Vertrauten, Aegisth nicht aus der Schablone des Tyrannen heraus. Da Siegert Alles — nur nicht die Fabel — anders machen will, als es die griechischen Dichter vor ihm gethan, treibt bei ihm nicht Elektra, sondern Pylades Orest zum Muttermorde an und diese Figur, die eine der ausdrucksvollsten und originalsten des Alterthums ist, wird von der Mitte des vierten Actes an in seinem Trauerspiele zu einem völlig überflüssigen Anhängsel.

Und ist denn nun das große psychologische Problem Klytämnestra — wenn es eins ist — von unserem Dichter, auch nur im modernen Sinne, gelöst? Was erzählen uns die Alten von Klytämnestra? Gereizt und erbittert über die Opferung Iphigeniens, ihrer Lieblingstochter, der langen verdrießlichen Wittwenschaft müde, hat sich Klytämnestra dem Aegisth in die Arme geworfen. Bei der unerwarteten Heimkehr des sieggekrönten Agamemnon's entschließt sie sich rasch mit ihrem Buhlen, der Entdeckung ihrer Untreue durch die Ermordung des beleidigten Gatten zuvorzukommen. Einen Zug feinster und tiefster Kenntniß des Frauenherzens fügt hier die Sage ein, indem sie Agamemnon die schönste der Priamostöchter, Kassandra, als Beute in sein Haus führen und Klytämnestra in ihr die Nebenbuhlerin ahnen läßt. So wird Agamemnon im Bade getödtet. Die Blutrache fällt dem Sohne des Erschlagenen zu, ausdrücklich befiehlt ihm der delphische Apoll, die Mutter zu tödten. Verkleidet erscheinen Orest und Pylades in der Königsburg zu Mykene: sie bringen angeblich in der Urne die Asche des gestorbenen Orest. Freundlich werden sie von Aegisth und Klytämnestra aufgenommen und ermorden beide. Was bedarf in dieser Geschichte der

Aufklärung, der Vertiefung? Ist hier irgend eine Dunkelheit? Einfach große leidenschaftliche Charaktere, blutige Thaten, auf dem Hintergrund eines heroischen Zeitalters — meinetwegen, Menschen über das gewöhnliche Maß der Sterblichen erhöht, Statuen von Halbgöttern, aber doch aus sich heraus begreiflich und ergreifend. Siegert dagegen verwirrt sich und uns das Bild Klytämnestra's. Je mehr er ihre Handlungen zu motiviren sucht, desto schwankender wird der Charakter. Nicht das Opfer Iphigeniens, nicht die zehnjährige Wittwenschaft — die Erzählung eines aus dem griechischen Lager vor Troja kommenden Boten treibt sie in die Arme Aegisthens. Der Bote berichtet ihr von der Leidenschaft Agamemnon's für Chryseis; der König habe gesagt: „er achte die Chryseis vor andern Frauen hoch, vor allen, ja vor Klytämnestra selbst." Das ist der Tropfen, der bei ihr den Becher überschäumen läßt. Als sie dann den Gatten ermordet hat, fällt sie aus dem tragischen Verbrechen in die tragische Reue. Sie wird zur Nachtwandlerin wie Lady Macbeth, der Schatten Agamemnon's erscheint ihr. Dem Sohne beichtet sie, aber mit merkwürdiger Geistesgegenwart unterschlägt sie ihm die eigentliche Ursache ihres Ehebruchs, ihre Leidenschaft und Eifersucht, und stellt die Ermordung Agamemnon's als die Rache der Mutter dar, der er die Tochter heimtückisch umgebracht! Während die griechische Klytämnestra ein Bild aus einem Guß ist, zeigt sich in der Siegert'schen überall das Mosaikartige. Bei der Lectüre, wie ich schon oben sagte, besticht die Geschlossenheit der Handlung; nicht halb so scharf und deutlich wie dem Zuschauer tritt dem Leser die kindliche Zumuthung entgegen, dieselben Figuren zwischen einem Nieder- und einem Aufgang des Vorhangs im Alter und in ihren Stimmungen als verwandelt anzunehmen, die kräftige, eigenartige, wenn auch rauhe Sprache thut das Ihrige, den unbestimmten Eindruck des „Poetischen" zu erwecken. Auf den Brettern, noch dazu in einer mittelmäßigen Darstellung, schrumpfen die Phantasiegebilde bedenklich zusammen und der geringe Erfolg, den die Dichtung gefunden, erklärt sich sowohl aus der Gleichgültigkeit des Publicums gegen den Stoff wie aus der wunderlich geschraubten Behandlung, die er von Siegert erfahren. Wozu Gestalten neu schaffen wollen, die ein für alle Male von großen Dichtern die vorbildliche, unzerstörbare Form erhalten haben?

Die übrigen Gaben, die uns das Schauspielhaus brachte, gehörten der modernen Komödie an, der einzigen dramatischen Form, die zur Zeit eine starke Lebensfähigkeit besitzt und einer Entwickelung und Vertiefung entgegengeht. Möglich, daß in der Zukunft das ideale Drama über Shakespeare und Schiller hinaus zu einer neuen, umfassenderen Form gelangt, zunächst ist Alles, was auf dem Gebiet des historischen Trauerspiels und der romantischen Komödie gedichtet wird, in dem Bann dieser Schablone und darum in höherem Sinne unfruchtbar und wirkungslos. Keines unserer modernen Schauspiele in großem Stil ist von den Dichtungen Shakespeare's und Schiller's so verschieden, wie etwa Victor Hugo's Dramen von den Trauerspielen Corneille's, Racine's und Voltaire's. So lange unter den Dramatikern kein solcher Neuerer auftritt — der Einzige Brachvogel hatte einen Ansatz dazu — können sie sich nicht wundern, daß ihre bewußten oder unbewußten Nachahmungen immer wieder den Urbildern den Platz räumen müssen. Die künstlerische Unreife, die Schwäche der Fabel, die Flachheit der Charaktere in unseren deutschen bürgerlichen Schauspielen und Lustspielen hat oft genug, wenn wir sie mit den Sittenkomödien der Franzosen vergleichen, etwas Beschämendes, aber diese Mängel dürfen uns nicht verkennen lassen, daß hier eine feste Grundlage für unsere dramatische Kunst gegeben ist, während alle anderen mehr oder minder in Wolkenkuckuksheim liegen. Auf diesem Boden stehen nicht nur Schröder, Iffland, Kotzebue, Benedix und Bauernfeld, in ihm wurzeln auch Emilia Galotti, Kabale und Liebe, Clavigo, Uriel Acosta und Maria Magdalena.

Einige originelle Scenen und die Frische des Wurfes zeichnen das Lustspiel in vier Acten von Michael Klapp, „Fräulein Commerzienrath" aus, das am Sonntag, den 31. December 1882 zum ersten Male aufgeführt wurde. Wie Klapp in seinem Lustspiel „Rosenkranz und Güldenstern" eine Schilderung des modernen Gasthofs und des Touristenlebens versucht hat, so gibt er hier eine Schilderung des

modernen Bankcontors. Leider dringt er über das Aeußerliche nicht tief genug zu dem Wesen der Einrichtung und ihrer Bedeutung vor, statt ein Bild zu vollenden, begnügt er sich mit der rasch und glücklich entworfenen Skizze. Fräulein Hanna Sartorius ist ganz im Geschäft aufgegangen. Sie lebt und webt im Contor, hinter dem Hauptbuch, auf dem Drehschemel. Das Haus ihres Vaters hat einmal durch die Schuld des Theilhabers Westermann hart am Bankrutt gestanden. Das Unglück hat den Vater niedergeworfen, sie aber hat entschlossen das Steuer ergriffen und mit Klugheit, Ausdauer und kaufmännischem Geschick das Fahrzeug in den Hafen geführt. In der ganzen Stadt hat sie den Spitznamen „Fräulein Commerzienrath“ und ist in Wahrheit innerlich und äußerlich ein angehender Commerzienrath. Zu gleicher Zeit werden dem Commerzienrath und seiner Tochter ein neuer Buchhalter und Herbert von Westermann gemeldet. Herbert ist der Sohn des früheren Compagnons; nach dem Tode seines Vaters ist er in die Fremde gegangen, hat die Schulden des Vaters an Sartorius allmälig abgezahlt, ein großes Vermögen gewonnen, das Gut seiner Familie wiedergekauft und ist nun zurückgekehrt. Er, der reiche Mann, und der arme Walter Sohn, der weit lieber den Oeconom als den Buchhalter machen möchte, treffen sich im Vorzimmer des Commerzienraths, zanken erst miteinander, gefallen sich dann und tauschen die Rollen: Walter geht als Baron von Westermann nach dem Gute, Herbert tritt in das Contor von Sartorius ein. Die Verwechselung, so verbraucht sie auch in unseren Komödien ist, verzeiht man dem Verfasser gern, denn sie verleiht den nun folgenden Contorscenen zwischen Hanna und Herbert einen romantischen Schimmer. Daß beide sich lieben, daß in dem Herzen des „Fräulein Commerzienrath“ allmälig das Fräulein über den Commerzienrath den Sieg davonträgt, daß es auf einer Lustpartie nach dem Garten des Westermann'schen Gutes laut zu schlagen beginnt, ist natürlich und gefällig geschildert. Aber das leidige Ungeschick unserer Theaterschriftsteller läßt nun doch die Knospe sich nicht voll entfalten; weil sie nicht dramatisch, sondern episch denken und fabuliren, erscheint ihnen plötzlich die Haupthandlung zu dürftig und statt dieselbe zu vertiefen und die Charaktere schärfer herauszuarbeiten, überladen sie das Ganze mit Nebenfiguren und Nebengeschichten. Dem Contor wird der Salon eines Charlatans, des Doctors Horn, eines „Spezialisten für Magenkrankheiten“, mit einer lächerlichen Frau und vier unverheiratheten Töchtern zur Seite gestellt. An sich ist die Figur trefflich aus dem Leben gegriffen und die ganze auf dem Schein beruhende Existenz der Familie entwickelt, in das Lustspiel jedoch bringt sie ein fremdes Element hinein, das die Harmonie zerstört. Aus dem Charakterlustspiel, das der Dichter in den zwei ersten Acten beabsichtigt, wird eine Posse mit all' ihren Späßen und Unarten, Zeit und Raum werden dem Liebespaar Hanna und Herbert entzogen, damit der Magenarzt und seine vier Töchter ihre Koboldsprünge machen können. In denselben Fehler war schon Klapp's Erstlingswerk „Rosenkranz und Güldenstern“ verfallen, die Entwickelung und komische Verwerthung des Touristenthums war ihm auf die Dauer langweilig geworden, der Hanswurst, der in seinem wie in dem Talente Moser's und Rosen's steckt, wollte seinen Antheil an dem Kuchen haben. Natürlich findet der Spaßmacher im Theatersaal immer ein beifallslustiges Publicum, aber die Kritik kann es nur bedauern, daß er den komischen Dichter verdrängt. Gerade das Zeitgemäße, Großstädtische und dabei Originelle der Klapp'schen Entwürfe verdiente die sauberste und feinste Ausführung. Sie sollten uns nicht in diesem Zustande der Unreife vorgeführt werden. Ist der Dichter nicht im Stande, seinen Faden durch vier oder fünf Acte zu spinnen, so schneide er beim dritten ab; auf die Feinheit des Gewebes kommt es an, nicht auf die Länge.

Michael Klapp ist flott in der Erfindung, flott in der Zeichnung seiner Figuren, flott in seiner Sprache, seine Stücke gleichen Luftballons ohne Ballast. Ein Schriftsteller von ganz anderem Gepräge ist Otto Franz Gensichen, dessen vieractiges Lustspiel „Frau Aspasia“ Dienstag den 20. März zum ersten Male auf den Brettern erschien. Von Hesiod bis zu Alfred de Musset ist in allen seinen Stücken ein starker Citatenballast. Schade, daß er die Last seiner Belesenheit nicht

immer mit Grazie trägt. Er hat einen grüblerischen Kopf, der sich selber gerne Räthsel aufgibt. Ist in der Welt des Realismus noch ein Platz für die romantische Poesie? Hat die Dämmerung noch ein Recht des Daseins gegenüber dem elektrischen Licht? Diese Fragen stellt und beantwortet mit einem fröhlichen Ja das Lustspiel „Die Märchentante“. Die in der Dämmerstunde von einer alten gutmüthigen Tante erzählten „Märchen“ werden von einem Verleger mit ich weiß nicht wie vielen Tausend Mark aufgekauft und die Sprüche des Simonides nach mehr als zweitausend Jahren zu Ehestiftern. Heikler ist das Problem, das die neue Komödie behandelt. Wir Männer wissen — die Leserin weiß es zum Glück nicht — aus Aristophanes, daß die Tugend der schönen Aspasia, der Freundin des Perikles und des Sokrates, durchaus nicht zweifelsohne war. Ja, der ungezogene Liebling der Grazien klagt sie sogar an, den Ausbruch des peloponnesischen Krieges mit verschuldet zu haben. War Aspasia, fragt der Gelehrte in Gensichen, sinnend das Haupt gestützt, ein kostbarer Pfirsich ohne Flecken, der seine hundert Sous unter Brüdern werth ist, oder jener bekannte angestoßene, der nach Alexander Dumas für fünfzehn Sous verkauft wird? Der Ritter der Damen, der Sänger der „Phryne“ und der „Felicia“ entscheidet sich ohne Zögern für den ersten Satz; die Tugend der Aspasia war einen Frankenthaler werth. Freilich, wenn Aspasia die Frau eines reichen Fabrikanten ist, durch welche Verwickelungen des Zufalls könnte sie je unter die angestoßenen Pfirsiche gerathen? Scherz beiseite: der Gedanke, von dem Gensichen ausgeht, ist gar nicht übel, und nimmt ihm die Uebertragung aus dem veilchenumkränzten Athen nach dem Berliner Thiergartenviertel auch seinen feinsten Duft, so läßt sich doch immerhin auf ihm eine gefällige Komödie im Stil Bauernfeld's bauen. Es gilt eine junge liebenswürdige Frau zu zeigen, die trotz der Lebhaftigkeit ihres Geistes, trotz ihrer Schönheit und der Ungleichheit ihrer Ehe, da ihr Mann nach außen und innen zu schwerfällig für den Schwung ihres Wesens ist, in allen Versuchungen und Irrungen die natürliche Güte und Reinheit ihres Herzens bewahrt und die Verleumdungen zu Schanden macht. Von dem Allen sind in Gensichen's Lustspiel nur Andeutungen und Umrisse zu gewahren und die eigentliche Fabel wird, statt von der Grundidee, von lauter Einfällen, die mit ihr nichts zu thun haben, in Bewegung gesetzt. Der Dichter schafft nicht von innen, aus einem Mittelpunkt heraus, sondern setzt äußerlich Scenen und Figuren an- und nebeneinander. Nicht die leiseste Verlockung hat seine Frau Aspasia: in Wahrheit heißt sie und ist sie eine Fabrikantenfrau Helene Fernau und hat, meiner Vermuthung nach, ihr Lehrerinnenexamen gut bestanden — zu überwinden, sie liebt ihren Mann, dem sie „gute Manieren“ und etwas Französisch in einem allerliebsten, ebenso natürlichen wie zierlichen Auftritt beizubringen sucht, und leidet an der unbehaglichen Grille, ihre jungen Verehrer, Lothar Dornwall, den ersten Ingenieur ihres Mannes, und Dagobert Rodeck, um jeden Preis mit den Töchtern eines Literatur-Professors und Goethe-Forschers Eulogius Ehrenfels verheirathen zu wollen. Wie der Welt- und Lebemann Egon Alberti dazu kömmt, dies weiße Schäfchen zu verketzern, fasse ich nicht. Er sieht in dieser Helene eine treulose Frau, die ihren Mann mit seinem Ingenieur betrügt und seinen dumm unschuldigen Neffen in diesem Verhältniß als „Elephanten“ benutzt. Und wenn er seine Ansicht doch für sich behalten wollte! Aber er wettet mit seinem Neffen, daß diese moderne Frau Aspasia nur ein Pfirsich für fünfzehn Sous sei, und scheut sich nicht, seine Lästerungen in allerlei zweideutigen Anspielungen dem Professor mitzutheilen, der die Welt durch die Goethe-Brille ansieht und in Helene, Fernau und Lothar auf der Stelle Lotte, Albert und Werther entdeckt. Eiligst muß er diese Entdeckung dem Manne Helenens mittheilen. Fernau fühlt sich an die Stirn und redet mit seiner Schwiegermutter über den Floh und den Vers des Properz, die ihm der Professor in's Ohr gesetzt. Die Schwiegermutter, eine kluge und resolute Dame, entscheidet sich jetzt kurzweg wie ihre Frau Tochter: Lothar-Werther muß heirathen. Auf diese Weise kommen die zwei jüngeren Töchter des Professors, Clara und Sophie, unter die Haube, Alberti bittet ab und Frau Helene bleibt nach wie vor die Aspasia der Thiergartenstraße. Die Geschichte ist so schwächlich und so undramatisch, daß sie nur

durch allerlei Krücken aufrecht erhalten werden kann. Der erste Act, um Stimmung zu machen, spielt auf der Gabelbachhöhe bei Ilmenau; vor dem Wirthshause treffen sich alle Personen, sämmtlich auf einer Vergnügungsfahrt durch Thüringen. Goethe-Erinnerungen, Mondschein, Gesang aus der Ferne, Gläserklingen erheben die Alltagsprosa in eine poetische Sphäre. Im dritten Acte wird das bekannte Gemälde „Milton seinen Töchtern das verlorene Paradies dictirend" als lebendes Bild vorgeführt, nur daß Eulogius Ehrenfried statt des verlorenen Paradieses seinen Töchtern die Schlußsätze seiner Auslegung des „Faust" dictirt und nachher ihre Sparbüchse plündert, um sich einen Armvoll wurmstichiger Scharteken zu kaufen. Durch diesen Raub werden die armen Mädchen beinahe verhindert, auf dem Balle zu erscheinen, den Frau Fernau im letzten Acte gibt, aber der reiche Dagobert hat ein Einsehen und kauft durch einen Buchhändler den Faust-Commentar für tausend Thaler an. Die natürliche Heftigkeit Clara's, die mit ihrem Liebhaber Lothar im Tone Turandot's umspringt, und die unnatürliche Backfischharmlosigkeit Sophiens, die in der Einfalt ihres Dagobert's das nöthige Gegengewicht findet, bringen einen Schein dramatischer Bewegung hervor. Die Sprache des Dichters ist ein seltsames Gemisch von Gemeinplätzen und geschraubten Sentenzen, von hofräthlichen Wendungen, die man nur am Schreibtisch findet, und Redensarten, die man sich nur im Schlafrock und Pantoffeln erlaubt. Gerade bei einem Talente, wie Gensichen es besitzt, fühlt man den Mangel jeder Selbstkritik und jeder Selbsterziehung doppelt schmerzlich. Was würden Musset oder Bauernfeld aus diesem Stoffe gemacht haben!

Hugo Bürger oder, wie er sich jetzt mit seinem bürgerlichen Namen nennt, Lubliner ist ein Romanschriftsteller, der, weil ihm die Zähigkeit fehlt, einen dreibändigen Roman zu schreiben, unter die Dramatiker gegangen ist. So oft ich eins seiner Stücke sehe — sein jüngstes, ein Schauspiel in vier Acten „Aus der Großstadt", wurde am Donnerstag den 19. April zum ersten Male aufgeführt — frage ich mich immer, wie es Lessing angefangen haben würde, einen Bericht darüber zu geben? Um den Inhalt nothdürftig zu erzählen, hätte er sieben bis acht Stücke der „Dramaturgie" gebraucht. Vielleicht hätte er dann die Fabel gar nicht erzählt? Das ist es eben: bei Bürger ist die verwickelte Fabel das Schauspiel, die Figuren sind Schablonen, nur dazu vorhanden, einander die Geschichte bald im langsamen, bald im beschleunigten Tempo vorzutragen. Nach dem Muster eines Feuilleton-Romans sind die Acte geschrieben, mit einer gleichgültigen Scene beginnend und mit einem großen Fragezeichen schließend. Welche Enthüllungen wird uns der nächste Act bringen? fragt sich das Publicum und da es auf der Bühne ein beständiges Hin und Her der Personen gewahrt und fortwährend etwas Neues erfährt, so unterhält es sich nicht nur, sondern glaubt auch ein Drama zu sehen, wo es nur in Dialogform gebrachte Romancapitel von verschiedenen Personen recitiren hört. Alle Stücke Lubliner's: Der Frauenadvocat, Gabriele, Die Frau ohne Geist, Auf der Brautfahrt, Gold und Eisen, Aus der Großstadt — selbst „Der Jourfix", der noch die geschlossenste, aber auch die possenhafteste Handlung besitzt — sind in diesem Stil gearbeitet, in jedem folgenden hat sich der Dichter weiter von dem Kunstgesetz des Drama's entfernt. In dem Schauspiel „Aus der Großstadt" nimmt die Liebe zweier Schweigsamen den größten Raum ein, „Schweigende Liebe" müßte das Stück heißen, wenn es ein Stück wäre. Karl Graf Arenburg und Ruth von Loveland sind Verwandte und lieben einander: sie gesteht ihm ihre Liebe nicht, weil sie arm ist und eine unbedachte Aeußerung belauscht hat, in der er sich über ihre Neigung lustig gemacht hat. Sie ist eine verschlossene Natur, ein Mädchen, das auf eigenen Füßen stehen will: sie lebt von Uebersetzungen. Aus welcher Sprache? Für wen? wird nicht gesagt. Erstaunt erfahren wir von dem Polizeipräsidenten Rodmann, daß sie staatsgefährliche Schriften übersetzt. Wie ist sie dazu gekommen? Wer bezahlt sie dafür? Versteht sie nicht, was sie übersetzt? Wenn der Dichter das wüßte! Ruth von Loveland ist mit all' ihrem Geist durchaus harmlos und unerfahren; wie es scheint, übersetzt sie einen Consularbericht und eine Proclamation der Nihilisten mit derselben Gemüths-

ruhe, „ohne sich dabei etwas zu denken." Die Schuld für ihre schlecht beaufsichtigte Thätigkeit fällt ihrem Berather und Bräutigam Georg Brüning zu, einem Schriftsteller, der durch einen Roman und die Posaune seines Freundes Albert Lichtenegg in der Hauptstadt eine Eintagsberühmtheit geworden ist. Ruth hat einen Bräutigam? Freilich, als Graf Arenburg, ohne sich um sie zu kümmern, eine Reise nach Amerika angetreten, hat sie die Liebe zu ihm aus ihrem Herzen zu reißen gesucht und sich in eine künstliche Leidenschaft für Brüning, mit dem sie in demselben Hause wohnt, hineingeschrieben. Sie führt nämlich mit ihrem Vetter einen lebhaften Briefwechsel und schwärmt demselben so lange und so eifrig von ihrer Liebe für den Dichter vor, bis sie selber daran glaubt. Diese Briefe sind von außerordentlicher Anmuth, voll Geist und Feuer, ein Verwandter der Loveland's und der Arenburg's, der in den dreißiger Jahren aus politischen Gründen nach Amerika ausgewandert ist und sich dort ein Vermögen von drei Millionen Dollars erworben hat, verliebt sich gleichsam in dieselben: Graf Arenburg theilt sie ihm, als ob sich dies von selbst verstände, mit und der alte Hagestolz setzt Ruth in seinem Testamente zur Erbin ein. Gerade ist Arenburg von seiner Reise wieder nach der „Großstadt" zurückgekehrt, als er durch den Secretär der amerikanischen Gesandtschaft, Francis Carlisle, von dem Tode dieses Verwandten unterrichtet wird. Da er sich schon nicht getraute, der armen Ruth seine Liebe zu gestehen, wie kann er es der Erbin von drei Millionen Dollars sagen, daß er sie liebt? Uebrigens glaubt er sie als glückliche Braut wiederzufinden. Dies ist freilich nicht der Fall. Brüning-Clavigo hat in Lichtenegg einen Freund Carlos, der ihm mit guten und schlechten Gründen die Heirath mit der armen blaustrümpfigen Ruth widerräth, und in der reichen und witzigen Wittwe Adele von Orosti, deren Salon er besucht, eine Circe gefunden. Die Einmischung des Grafen, der Ruth durchaus mit Brüning verheirathen will, weil er von ihrer Liebe zu demselben überzeugt ist, bringt die Gegensätze zwischen den Verlobten zum Durchbruch. Warum Ruth in Verzweiflung ohnmächtig niedersinkt, als sie erkennt, daß Brüning sie nicht liebt, wäre unfaßlich, da ihre Neigung zu ihm ja ebenfalls nur eine bewußte Lüge ist, wenn es ihr nicht die Gelegenheit zu einer stummen Scene mit dem Grafen böte und zu einem Actschlusse, nach dem die Zuschauerinnen verständnißvoll sagen: Aus den Beiden wird im vierten Acte ein Paar! Darüber platzt das polizeiliche Unwetter los, das so lange über Ruth's Haupt geschwebt. Um seine Verwandte vor einer Haussuchung und Vorladung zu bewahren, erzählt der Graf dem Polizeipräsidenten seine Toggenburg-Geschichte, und damit Ruth ihrerseits dem Mr. Francis Carlisle ihr Herz öffnen kann, fordern sich der Graf und Lichtenegg, die im Grunde gar nichts miteinander zu streiten und zu brechen haben, zum Zweikampf. Natürlich geschieht weder dem Grafen noch Lichtenegg das Geringste in diesem Duell, aber Ruth fällt in ein hitziges Fieber, das ihr gestattet im vierten Act in einem ebenso kostbaren wie geschmackvollen Morgenkleid als Genesene zu erscheinen und dem Vetter ihre Hand zu reichen. Neben dieser Haupthandlung spielen die Abenteuer der Frau von Orosti sich ab. Zuerst will sie den berühmten Schriftsteller Brüning heirathen, dann empfindet sie die lebhafteste Neigung für den Grafen, zuletzt verlobt sie sich mit einem jungen Bronzeur Arnold Gebhardt, den sie in Neapel kennen gelernt hat und dessen Bekanntschaft sie vermittelst einer zerbrochenen bronzenen Psyche wieder erneuert. Der reiche Herr Corbach, Adelens Vater, würde diese Künstlerheirath seiner ältesten Tochter indeß mit scheelen Augen ansehen, wenn nicht die jüngste, Martha, der bekannte Bühnenbackfisch, durch ihre Verlobung mit dem doppelten Millionär Edmund Merck das Gleichgewicht zwischen Poesie und Prosa wieder herstellte. Ich merke zu spät, wie unmöglich es ist, dem Leser durch einen solchen Auszug eine Vorstellung von dem bunten Wirrwarr des Schauspiels „Aus der Großstadt" zu geben. Alles ist hier in quirlender Bewegung, alle Figuren schillern hinüber und herüber. Der Zuschauer ist nie gelangweilt, weil er immer etwas Neues erfährt, aber er ermüdet schließlich, weil seine Aufmerksamkeit zu sehr angespannt wird. Das einzig Dramatische in der vielverschlungenen Handlung ist das Verhältniß Brüning's zu Ruth. Der Schriftsteller, der Künstler von mäßigem Talent, dem ein glücklicher Wurf gelungen

ist, dem die plötzliche Berühmtheit und der Weihrauchdunst der großstädtischen Gesellschaft zu Kopfe steigen, wäre wohl ein Gegenstand für den komischen Dichter; seine Verkehrtheit und Eitelkeit auf dieser, die Geschmacklosigkeit, die Modenarrheit und die Grausamkeit der Gesellschaft, die ihre Lieblingspuppe von gestern morgen auf den Kehricht wirft, auf der anderen Seite böten den reichsten und ergiebigsten Stoff für eine Sittenkomödie. Aber was hilft es, unsere Dichter auf zeitgemäße Stoffe hinzuweisen? Ihnen fehlt die Gabe der Vertiefung, der grüblerische Zug, der sich nie genugthuende Fleiß, die allein aus dem rohen Block ein Kunstwerk zu formen vermögen.

Einen eigenthümlichen Versuch hat die Hofbühne am Mittwoch den 7. Februar mit der Einfügung eines französischen Schauspiels in vier Acten von Erckmann-Chatrian „Die Rantzau" in ihr Repertoire gemacht. Ich für mein Theil würde es lieber gesehen haben, wenn das Schauspielhaus seinem Grundsatze, die französischen modernen Komödien von seinen Brettern fern zu halten, treu geblieben wäre. Die erste deutsche Bühne ist nicht dazu da, Uebersetzungen aus dem Französischen aufzuführen. Das bleibe den zweiten Bühnen überlassen. Spielt man die Komödien von Dumas, Augier und Sardou nicht, weil sie gegen die hergebrachte Sitte oder besser gegen das Schicklichkeitsgesetz einer in sich unmoralischen Gesellschaft verstoßen, so verdiente das Schauspiel „Die Rantzau" wegen seines geringen Kunstwerthes nicht gespielt zu werden. Vom Standpunkt der hausbackenen Moral steht es gerade so hoch über Dumas' „Demi-monde", wie es vom Standpunkt der dramatischen Kunst unter diesem Drama steht. Wie „Freund Fritz" sind auch „Die Rantzau" eine elsässisch-lothringische Idylle. Der anheimelnde Localton besticht die Zuschauer in Paris wie in Berlin. Die Verfasser kennen ihr Land und seine Leute. Der Lebenswahrheit ihrer Figuren entspricht die Natürlichkeit ihrer Rede. Nirgends verletzt uns in ihren Bauern ein Ueberschwang der Empfindung oder der Bombast der Worte. Es ist nichts Phantastisches und nichts Geschwollenes in ihnen. Vor „Freund Fritz" haben „Die Rantzau" den Vorzug eines Conflictes, der dramatischen Bewegung. Zwei Brüder Johann und Jakob Rantzau, die sich in demselben Vogesendorfe gegenüber wohnen, liegen in einem endlosen Erbschaftsstreit. Jede neue Vorladung, jede neue Gerichtssitzung erbittert sie mehr und mehr. Was Einer dem Andern zum Schabernack thun kann, thut er ihm an. Johann der Grundbesitzer hat eine Tochter Luise, Jakob der Holzhändler einen Sohn Georg. Der Haß der Väter scheint sich auf die Kinder vererbt zu haben. Vergebens sucht der Schulmeister Florentius, der sie beide gleich liebt und dessen Wort bei beiden gilt, zwischen ihnen zu vermitteln: er spielt dieselbe Rolle, wie der Rabbiner in „Freund Fritz". Als aber Johann Rantzau seine Tochter mit dem Förster Lebel verheirathen will, verräth sich in dem Streit mit dem harten und jähzornigen Vater das Gefühl des Mädchens: sie liebt ihren Vetter. Als das einzige Kind, von einem Schlage des Vaters getroffen, niederstürzt und ein hinzutretendes Fieber es an den Rand des Grabes bringt, erweicht sich das starre Herz Johann's. In einer durch ihre Schlichtheit ergreifenden Scene sehen wir ihn spät am Abend an die Thür seines Bruders pochen. Die lang Getrennten versöhnen sich wieder, die demüthigenden Bedingungen, die Jakob seinem gebeugten Bruder vorschreiben will, zerreißt Georg in einer raschen und schönen Aufwallung des Herzens: idyllisch, wie es mit dem Geburtstage des Schulmeisters begonnen, schließt das Stück mit der Verlobung Georgs und Luisens. Von einer raschen Handlung ist keine Rede, die breite Ausmalung des Zuständlichen, das Genrebild, herrscht vor. Lebendig und charakteristisch, als ob Vautier, im zarten Farbenschmelz, als ob Knaus es gemalt hätte. Die deutsche Uebertragung von Karl Saar ist empfehlenswerth, sie hat den deutschen Hauch, der das Ganze durchweht, hier und dort empfindungsvoll verstärkt.

Unter den kleinen einactigen Sachen, die auf der Bühne erschienen, sei die Aufführung des Sprichworts von Emanuel Geibel „Echtes Gold wird klar im Feuer" am Dienstag, den 6. März hervorgehoben. Den Lesern der „Deutschen Rundschau" ist die sinnige, durch den Wohllaut und den Glanz ihrer Verse aus-

gezeichnete Dichtung seit Jahren bekannt und werth, sie hat, bei ihrem Vortrag von den Brettern herab, den verdienten einstimmigen Beifall des Hauses gefunden.

All' diesen Stücken kömmt bei der Aufführung im Schauspielhause, ihre Schwächen freundlich verbergend, die ausgezeichnete Darstellung zur Hilfe, die ihnen zu Theil wird. Die Gesellschaft des Hoftheaters hat kein tragisches Talent ersten Ranges in ihrer Mitte, keine, die sich mit Charlotte Wolter, keinen, der sich mit Adolf Sonnenthal vergleichen ließe. Aber sie besitzt für das bürgerliche Schau- und Lustspiel in den Damen Frieb-Blumauer, Kahle-Keßler, Clara Meyer und Conrad, in den Herren Liedtcke, Berndal, Oberländer, Krause, Vollmer ein Ensemble, das sich mit jedem messen kann. Selbstverständlich könnte Manches bald charakteristischer, bald feiner herausgeschliffen werden, aber wie das Ganze zusammengeht, wie Licht und Schatten schicklich vertheilt sind und in Uebergängen sich ausgleichen und vermischen, ist jeder Anerkennung werth.

Franz von Schönthan's Lustspiel in vier Acten „Der Schwabenstreich", das Zugstück des Wallner-Theaters in dieser Saison, schließt sich in seiner künstlerischen Form, in der Führung der Handlung und der scharf umrissenen, aber wenig sorgfältigen und nirgends vertieften Charakteristik der Figuren den geschilderten Schauspielen und Komödien an. Schönthan's dichterische Persönlichkeit gehört zu der Gruppe Moser, Rosen, Klapp: ein lustiger Humor, ein flottes Erfinden und Verbinden drolliger Scenen, eine glückliche Wiedergabe der kleinen Schwächen der Menschen und der Verkehrtheiten des modernen Lebens, die Geschicklichkeit des Jongleurs, auf die Bühne übertragen, sind ihre geschwisterlichen Kennzeichen. Ein formaler Fortschritt ist seit etwa einem Jahrzehnt in den meisten dieser bürgerlichen Schauspiele und Lustspiele zu bemerken: die Zeitdauer der Handlung ist eine begrenzte, der Decorationswechsel während des Actes ist ausgeschlossen. Dadurch erhalten diese Stücke, gegenüber der früher auch in diesen Dingen bei uns herrschenden Zerfahrenheit, eine gewisse wohlthuende Einheit. Der nächste Schritt auf dem Wege zu einer echten Kunstform muß es nun für alle unsere Theaterschriftsteller sein, aus dem novellistischen Wirrwarr zu der Einheit der dramatischen Handlung zu gelangen. Freilich ist es der größte, der entscheidende Schritt. Die Fülle der Begebenheiten verdeckt auf der Bühne immer nur die innere Armuth des Stoffes. Der Inhalt selbst der Shakespeare'schen Komödien ist auf wenige Sätze, in der Erzählung, zurückzubringen; der Inhalt eines modernen deutschen Lustspiels ist wegen des Durcheinanders der Vorfälle und der Figuren, bei dem Mangel eines Mittelpunktes, oft gar nicht zu erzählen. Die Schönthan'sche lustige Komödie hat wenigstens in dem Gedanken, von dem ihre einzelnen Handlungen ausstrahlen, eine Art idealer Einheit und die äußere ist durch die verwandtschaftlichen und freundlichen Beziehungen der Gestalten zu einander hergestellt. Alle Menschen machen einmal einen Schwabenstreich, wohl dem, der den seinen schon hinter sich hat: von diesem Vorwurf geht der Dichter aus, um diese Axe dreht sich seine kleine Welt. Der wackere Gutsbesitzer Friedrich Lörsch kömmt auf den Antrieb seiner eiteln Frau, einer geborenen von Zinkwitz, auf den abenteuerlichen Einfall in seinem Mittelalter noch den Dichter, den „gedruckten" Dichter, spielen zu wollen. Während des Brautstandes hat er seiner Verlobten täglich einen Blumenstrauß und vier Gedichte, frei nach Heine und Chamisso, geschickt: Hildegard hat sie alle aufbewahrt und einige davon in einem kleinen Blatte drucken lassen. Von ihr wird der Redacteur desselben, ein pfiffiger Schmarotzer, Dr. August Winkelberg nach dem Gute eingeladen. Auf Winkelberg's Rath siedelt die ganze Familie Lörsch nach Berlin über, unter seiner Leitung macht Vater Lörsch täglich und nächtlich Studien zu einem socialen Roman in der Hauptstadt. Nicht lange, so kömmt Frau Hildegard hinter diese Schliche. Ein eheliches Donnerwetter bricht aus, Lörsch gibt seine Studien und seine poetischen Versuche auf, Winkelberg wird die Thür gewiesen. Die beiden Töchter Martha und Hedwig tragen die üblichen Scherze und Launen der Verliebten in das Stück, Hedwig mit ihrem Mann, Martha mit ihrem Liebhaber. Ein italie-

nischer Tanzmeister Palmiro Tamburini, der jetzt bei einem slavischen Fürsten als Geheimschreiber dient und von demselben auf die Suche nach dem Urbild einer jungen Dame geschickt ist, deren Porträt der Fürst in der Wiener Ausstellung gesehen hat, erfreut die Zuschauer durch das Radebrechen der deutschen Sprache und die Geberden des Ballettänzers. Schließlich ergibt es sich dann, um die Komik zu erhöhen, daß sich der Fürst gar nicht für die Dame, sondern für ihren Hund interessirt. Die vollendetste Harmlosigkeit und Kleinstädterei, trotz aller Eisenbahnen, telegraphischen Depeschen und des Berliner Hintergrundes: unsere Dichter sind, was den eigentlichen geistigen Inhalt ihrer Komödien betrifft, noch immer in der Sphäre Kotzebue's, Töpfer's und Benedix's.

In eine andere Welt versetzt uns Victorien Sardou's Drama in vier Acten „Fedora", das in einer guten deutschen Uebersetzung von Paul Lindau, vom Sonnabend den 17. Februar bis zum Ausgang des Aprils allabendlich im Residenz-Theater gespielt worden ist. Was unsere Theaterschriftsteller mit krampfhafter Bemühung suchen, ohne es zu finden: moderne Menschen, Verwickelungen und Gegensätze, den großstädtischen Zug, den Hauch unseres Zeitalters: hier ist es. Scheint es doch, als ob es genüge, auf den Pariser Boulevards auf- und abzuspazieren, um sich als Mensch des neunzehnten Jahrhunderts zu fühlen. Wie äußerlich, wirft man mir ein, ist aber doch dieser russisch-nihilistische Hintergrund hier verwandt — die Mordthaten in Petersburg, die Nichtauslieferung der Verbrecher von Seiten der französischen Regierung. Nicht viel anders als ein wirkungsvolles Versatzstück. Einverstanden, nur daß unsere Dichter nicht einmal über ein solches Versatzstück verfügen, davon ganz zu schweigen, daß nicht einer von ihnen so aus einem einzigen Punkte heraus eine dramatische Handlung entwickeln und zuspitzen könnte, so viel Leidenschaft mit so viel Feinheit zu vereinigen wüßte. Sardou's „Fedora" ist eines seiner ergreifendsten Schauspiele, es hält den Zuschauer von der ersten bis zur letzten Scene in einer tiefen Erregung; allein es hat zwei einschneidende Fehler, die seinen Eindruck beeinträchtigen: es arbeitet mit unwahrscheinlichen Voraussetzungen und löst den Conflict statt in versöhnlicher Weise, wie es seine Natur gebietet, in tragischer, durch die Macht des Zufalls, die unabhängig von den Charakteren und zum Theil außerhalb der Handlung wirkt. Ein Drama der Rache und der Liebe, um Tod und Leben, in heftigster Leidenschaft, wird gerungen. Die Fürstin Fedora Romanzoff ist eine abenteuerliche Frau, wild, unbändig, zu jedem Aeußersten entschlossen, dabei jung, schön und reich. Wenn es dem Dichter schwer oder unmöglich wird, ihre Handlungen zu motiviren, läßt er sie sich auf das Kosakenblut in ihren Adern berufen. Nach dem Tode ihres ersten Mannes hat sie sich heimlich mit Wladimir Andrejewitsch Yariskin verlobt. Spät Abends sucht sie ihn in seiner Wohnung auf. Er hat das Stelldichein, das er ihr in der Oper versprochen, nicht innegehalten. Sie ist in Sorge und Aufregung: er ist der Sohn des Polizeipräsidenten von Petersburg, wenn die Nihilisten ihn ermordet hätten? Da fährt der Schlitten Wladimir's vor. Auf den Tod verwundet wird er hereingetragen. Mit ihm zugleich erscheint ein Polizei-Commissar und ein französischer Gesandtschaftsattaché de Sirieх, der Moralist des Stückes: er ist der Erste am Thatort des Verbrechens gewesen. Während die Aerzte sich mit dem Verwundeten im Nebenzimmer beschäftigen, wird im Salon, in Gegenwart Fedora's, das Protocoll aufgenommen. Wladimir ist in einer abgelegenen Straße, in einem einsamen Gartenhause durch einen Revolverschuß getödtet worden. Der Verdacht lenkt sich auf den Grafen Loris Ipanoff, der Wladimir gegenüber wohnt. Die Polizeibeamten begeben sich in das Haus, ihn zu verhaften. Aber sie kommen ohne ihn zurück, er ist entflohen. Bei der Leiche Wladimir's schwört Fedora ihn an seinem Mörder zu rächen. Loris Ipanoff ist nach Paris geflüchtet, hier finden wir ihn im zweiten Act in dem Salon der Gräfin Olga Soukareff. Russische Spione bewachen ihn auf Schritt und Tritt, er wird überall für einen Nihilisten gehalten, ohne doch dem Geheimbunde anzugehören. Auch Fedora ist ihm gefolgt; sie sucht ihn mit ihrer Liebenswürdigkeit zu umgarnen, um ihn dem Polizei-Commissar

Gretsch, der sie aus Petersburg her begleitet hat, auszuliefern. Indem sie sich ebenfalls für eine Verfolgte ausgibt, hat sie in der Gesellschaft der Verfolgten Aufnahme gefunden. Loris Ipanoff hat sie hier kennen gelernt und sich in sie verliebt. Seine Neigung ist nicht ohne Einfluß auf Fedora geblieben, auch sie hat Augenblicke, wo sie ihn liebt. Wie eine Tigerkatze spielt sie mit ihm. Seiner Rolle getreu muß ihr Sirier, der jetzt eine Stelle im Ministerium des auswärtigen Amtes bekleidet, die Bedenklichkeit und die Grausamkeit ihres Spieles vorhalten und zum Guten rathen. Beinahe ist sie Willens ihm zu folgen, als ihr Loris Ipanoff in einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung ein Geständniß macht. Er wird nie seine Begnadigung erhalten, sie nie in Petersburg wiedersehen können: er hat Wladimir Jariskin getödtet. In dem fremden Hause, in dem Auf und Ab der Gesellschaft ist er nicht im Stande ihr die nöthige Aufklärung zu geben und Fedora, die ihn jetzt verderben will, verlangt auch nicht danach. Sie lädt ihn um Mitternacht zu sich ein, nach ihrer Wohnung, dort soll er ihr Alles sagen. Der dritte Act spielt in ihrem Zimmer. In ihrem Garten stellt sie Gretsch und seine Helfershelfer auf, die Loris knebeln und binden sollen, wenn er aus dem Hause tritt. Dann wird sie selber im Verein mit ihnen den Gefangenen nach Havre bringen, in dessen Hafen eine russische Fregatte liegt. Loris Ipanoff erscheint zur bestimmten Stunde. Er hat sich mit unwiderleglichen Beweisstücken seiner Unschuld versehen, unwiderleglich in den Augen Fedora's. Ja, er hat Wladimir in jenem Gartenhause erschossen. Aber dieser Wladimir hatte sein Weib verführt. Loris Ipanoff war heimlich mit der Vorleserin seiner Mutter verheirathet. Sie hatte ihm die Treue gebrochen. Von ihrer Dienerin erfuhr er ihre Zusammenkünfte und überraschte sie mit ihrem Liebhaber. Als Wladimir ihn in das Gemach treten sah, griff er nach dem Revolver, in Nothwehr erschoß ihn Ipanoff. Der starr vor sich hinbrütenden Fedora übergibt er die Briefe, die Wladimir an Wanda geschrieben, Versicherungen zärtlichster Liebe, Betheuerungen, daß er die reiche Frau nur ihres Geldes wegen heirathe. Das Natürlichste wäre nun, daß Fedora ihrerseits Loris Ipanoff ihr Herz ausschüttete. Statt ihm aber zu sagen, wie sehr sie ihn gehaßt, gesteht sie ihm nur ihre leidenschaftliche Liebe. Da sie ihn nicht aus ihrem Gemache entlassen kann, ohne ihn zu verderben, und ihm wiederum nicht bekennen will, zu welch' grausamem Entschlusse sie die wahnsinnige Begierde, sich zu rächen, getrieben hat, gibt sie sich ihm hin. Eine Scene von außerordentlicher Kühnheit und Leidenschaft; allein das Künstliche und Geschraubte der Voraussetzungen vermag sie doch nur zu verschleiern, nicht völlig zuzudecken. In der Zwischenzeit, die den dritten von dem vierten Acte trennt, müßte Fedora, so sollte man meinen, die günstige Stunde gewonnen haben, um sich dem Geliebten, mit dem sie zusammenlebt, zu offenbaren: Schlimmes ist geschehen, aber nicht Unsühnbares; sie hat die russische Polizei auf ihn gehetzt, sie hat seine Freunde, die aus Paris nach Petersburg zurückreisten, dem Polizeipräsidenten Jariskin als Nihilisten angegeben, aber was sie gethan, hat sie aus Liebe für Wladimir gethan, darf Loris, der sich gerächt hat, ihr die Rache zum Vorwurf machen? Wie sie Sirier sagt, hat sie nicht den Muth zu dieser Beichte gefunden. Dies Schweigen wird ihr verhängnißvoll. Auf ihren Brief hin hat Jariskin den Freund und den Bruder Ipanoff's als Nihilisten verhaften lassen. In schauerlicher Weise ist dann Valerian Ipanoff im Kerker umgekommen, ein Schlag hat die unglückliche Mutter hinweggerafft. Als Loris diese entsetzlichen Nachrichten erfährt, ein Freund gemeldet wird, der eben aus Petersburg eintrifft: mit der vollen Kenntniß des gegen ihn und seinen Bruder verübten Bubenstücks — Jariskin ist plötzlich gestürzt worden und unter seinen Briefen ist auch das Schreiben Fedora's entdeckt worden — bleibt der Entsetzten, die nicht von Loris' Hand sterben will, nichts Anderes übrig, als das Gift zu nehmen, das sie in einem kostbaren alten Kreuze immer mit sich führt. Umsonst beschwört Loris den eintretenden Freund, einen Arzt, sie zu retten. Es ist zu spät. Dieser Schluß ist noch unnatürlicher, als er peinlich ist. Daß Fedora Loris Ipanoff unbarmherzig verfolgt, ist ebenso begreiflich, wie es unerklärlich ist, daß eine so hochherzige Frau sich zur Spionin herabwürdigt. Und selbst diese Schändlichkeit als möglich zugegeben, was

kann sie für die Unthaten der russischen Polizei? Vom theatralischen Standpunkt kommt noch das Mißliche hinzu, daß dem Zuschauer diese Figuren hinter der Scene, die er niemals sieht, keine lebhaftere Theilnahme einflößen, während ihn Fedora gerade durch ihre Absonderlichkeiten anzieht. Der Bau des Drama's ist ein eigenthümlicher, aber kein glücklicher, eine gewisse Eintönigkeit herrscht vor. In jedem Acte müssen wir uns durch eine Reihe gleichgültiger Auftritte und Erzählungen zu der Hauptscene gleichsam erst durcharbeiten. So kunstvoll und geistreich diese Vorbereitungen gemacht werden, so geschickt sich die Steigerung vollzieht: derselbe Kunstgriff, viermal angewandt, ermüdet zuletzt. Neben Fedora verschwinden im Grunde alle anderen Figuren, selbst Loris Ipanoff ist nur ein leidender Held; das Schauspiel steht und fällt darum mit der Darstellerin Feodora's. Fräulein Gertrud Giers, vom Stadttheater in Hamburg, die in Paris Sarah Bernhardt in der Rolle gesehen hatte, ahmte ihr in einigen Momenten glücklich nach; sie ist eine Schauspielerin voll Verstand und Temperament.

In demselben Residenz-Theater gab vom Donnerstag den 11. Januar an der berühmte amerikanische Schauspieler Mr. Edwin Booth eine Reihe vielbesuchter und vielbelobter Vorstellungen. Nach einander hat er Hamlet, Othello, Jago und Lear gespielt. Für mich war der Genuß dieser Darstellungen ein mehr als zweifelhafter. Denn während Mr. Booth englisch sprach, redeten seine Mitspieler deutsch, während er ein hervorragender Schauspieler ist, sind die Kräfte des Residenz-Theaters zur Darstellung einer Shakespeare'schen Tragödie durchaus unzulänglich. Mr. Booth erschien in ihrer Mitte wie Gulliver unter den Lilliputanern. Und da sie nun überdies seine Sprache nicht verstanden, all' ihre Stellungen und Geberden ihnen künstlich auf den Proben eingelernt waren, so boten sie nicht den Anblick von Menschen, sondern von Marionetten. Der Einzige, der sich frei bewegte, war Mr. Booth. Die unbedeutendste englische Schauspielergesellschaft, um ihn gruppirt, würde ein ungleich besserer Maßstab zur Beurtheilung seiner Künstlerschaft gewesen sein. Mr. Edwin Booth ist ein älterer Mann, hager und hochgewachsen, mit feurigen Augen, die ebenso melancholisch wie dämonisch zu blicken verstehen, in vollendeter Weise Herr jeder seiner Bewegungen, von feinstem Anstand, mit einem leisen Anflug höfisch feierlicher Gemessenheit, mit einem außerordentlich wohlklingenden, ein wenig verschleierten, aber sich dadurch um so sanfter dem Ohre des Zuhörers einschmeichelndem Organ. Versagt ist der Stimme wie dem Spiel des Schauspielers der heroische Ausbruch, die tragische Leidenschaft. Alles was in Hamlet und Othello vornehm, schwermüthig, düster und unheimlich ist, bringt er zu einem oft neuen und überraschenden, immer vollkommenen Ausdruck, in allen leidenschaftlichen Scenen jedoch bleibt er hinter Salvini und Rossi, hinter unsern großen deutschen Schauspielern, Dawison, Dessoir, Sonnenthal, zurück.

Karl Frenzel.

Kunst und Kunstgeschichte.

Zwei neue Gemälde von Arnold Böcklin.

Als Böcklin's „Gefilde der Seligen" in Berlin erschien, wußten die Besucher der Nationalgalerie mit dem Gemälde nicht viel anzufangen. Es ist zu bedauern, daß nicht eine seiner herrlichen Landschaften bei uns zu finden ist. Sie erwecken keinen Widerspruch. Es ist früher bereits auf die „Gräberinsel" hingewiesen worden, das stille, cypressengekrönte Eiland, dessen Felsen zu Grabkammern ausgehöhlt sind. Es wurden da auch die Landschaften genannt, die die Gallerie des Grafen Schack beherbergt. Böcklin erblickt die Natur im Sinne der antiken Dichtung als eine herrschende Gewalt. Die Gebirge und Wälder und Meeresflächen, die er malt, sind wie Geschöpfe selber, die ihr eigenes Dasein haben. Wer hat nicht empfunden, daß in Momenten höchster Steigerung der Gefühle die schweigende Natur uns zu verstehen und zu uns zu reden scheine? Die feierliche Stimmung, die die Aussicht von hohen Bergen in uns erregt, als hätten die Gipfel rings umher uns erwartet und antworte aus ihnen heraus etwas unseren Gedanken, haben Viele erlebt. Das Meer, die Wüste, einherziehende Wolkenmassen oder der gestirnte Himmel geben uns diese Empfindung. Böcklin's Auge scheint die Natur nie anzusehen, ohne daß sie diesen gedankenerweckenden Glanz annähme. Es sind „Gefilde", in die es uns hineinschauen läßt, es ist das „Gestade des Meeres", das er darstellt. Ein leiser Hauch von Trauer liegt über seinen Landschaften, als seien längst vergessene gewaltige Schicksale hier einst entschieden worden oder als erfülle eine Ahnung ihres Eintretens die Luft.

Eines seiner beiden neuen Gemälde ist eine solche Landschaft. Ueber dem Meere erhebt sich ein Gebirge von Stufe zu Stufe aufwärts. Unten die breit hinziehenden Felsen, an die das Wasser anstößt, dann die Wälder, mit dem Winde, der sie bewegt, und mit Sonnenstreifen und Schatten darüber. Alles weit, soweit menschliche Blicke ein Stück Gebirge nur zu umspannen vermögen, und oben die blauen nebligen Gipfel. Ueber diese Gipfel hin aber, riesenmäßig ausgebreitet, auf dem Rücken liegend, Prometheus. Bläulich angehaucht von den Wolken, die ihn dicht umziehen. Mit dem Rücken lastet er auf dem Stock des Gebirges, mit den Händen und Füßen hier- und dorthin gestreckt auf den anderen Gipfeln. Ungeheuere Ketten halten ihn am Gestein fest. Schlaff herabhängend, um anzudeuten, daß aller Widerstand aufgehört habe und daß er ermattet und ergeben in sein Schicksal das Verrinnen der Jahrhunderte nun abwarte. Sein Körper im Gewölk verschwimmend wie ein Traumbild und zugleich überzeugend wirklich, als habe ein Wesen in menschlicher Gestaltung, über die irdische Atmosphäre in den Bereich der Sterne hineinragend, Uebermenschliches sich einst zugetraut und sei so gefesselt worden. Ein Gefühl von Erhabenheit, wie Aeschylos' Tragödie es in uns erweckt, weht uns an. Aber auch der, dem das fremd wäre, würde von dieser Leinwand sich nicht etwa mit dem Gedanken abwenden, daß Unmögliches dargestellt sei, sondern die Phantasie ihm den Sturz dieser Gestalt und vielleicht ihr Wiederaufrichten ausmalen.

Fassen wir Böcklin's „Prometheus" so auf, so gewinnt das zweite Gemälde, das völlig Anderes darzustellen scheint, engern Zusammenhang mit ihm.

Wir machen einen Umweg.

Bekannt ist, wie Herder nach Deutschland kam. In den Ostseeprovinzen geboren, ging er mit einem jungen Prinzen von Riga zu Schiffe nach Frankreich, gelangte von dort nach Straßburg (wo er Goethe fand) und nun erst begann seine Laufbahn im eigentlichen Deutschland. Auf jener Seereise schrieb er sein „Journal", Tagebuchblätter, in denen er, jung und mit dem weitumfassenden Gefühle begabt, das ihn zu einem der Schöpfer unserer modernen historischen Anschauung gemacht hat, was er bis dahin erlebt hatte, zwanglos niederlegte. Nichts hemmte den Flug seiner schweifenden Gedanken. Er wollte nichts mit diesen Bekenntnissen. Die Einsamkeit und Unermeßlichkeit des Meeres sind der Hintergrund der Betrachtungen und Bilder, die ihm aufsteigen. Er träumt von dem Grunde des Meeres und den Geschöpfen, die es beherbergen könnte. In der unendlichen Tiefe spielte ihre Existenz sich ab. Die dem menschlichen Auge erreichbaren Fische verhielten sich zu diesen Wesen unter dem Wasser, wie die in die obersten Luftschichten dringenden Vögel zu uns Menschen selbst sich verhalten.[1]) In den „Unterhaltungen über die ältesten Urkunden" kommt Herder später auf diese Phantasien zurück.[2]) „Wenn es Meermänner gäbe," schreibt er, „von denen Fabel und Halbgeschichte oft geträumt hat — der Mann des Abgrundes, der nichts als seine nasse Welt kennete, hübe sein Haupt, betend oder betrachtend, über die Fluthen empor: das blauere, hohe, reinere Meer des Himmels fließt über ihm: wie anders würde er beten, als: Gott des Himmels und des Meeres!"

Wir berufen uns hier auf Herder, um daran zu erinnern, wie von fabelhaften Geschöpfen, die das Meer bewohnen, die Rede sein könne, ohne daß die Reminiscenz antiker Kunstwerke dazu Veranlassung gebe. Herder, dem die Geschöpfe der griechischen Phantasie bekannt waren, gelangt unabhängig von ihnen hier zu Anschauungen, die, um in seinem Sinne künstlerisch gestaltet zu werden, allerdings der antiken Form bedurft hätten. Soweit aber verfolgt Herder den Gedanken nicht. Er kehrt zu dem Urquell gleichsam dieser Anschauungen zurück und construirt sich seine Wasserwelt nur im Hinblick auf das Seelenleben, das sie führen könnte. Der auf die Oberfläche des Meeres sich emporarbeitende, zur Sonne oder den Gestirnen den Blick erhebende Wassermensch ist ihm ein Symbol seiner eignen Persönlichkeit: wie die wohl zum Göttlichen aufschauen würde, wenn sie, über den Ocean der irdischen Atmosphäre sich erhebend, unbeeinträchtigt von der unsern Blick verhüllenden Luft einen Blick in's Weltall thäte! Wir müssen Böcklin's Versuch, Bewohner einer idealen Wasserwelt darzustellen, in ähnlicher Weise auf den ursprünglichen Gedanken zurückführen. Nicht als ob ihm Herder's philosophische Phantasien geläufig wären, aber in anderer Richtung: als Ausfluß unmittelbarer Naturempfindung. Die Einsamkeiten des Hochgebirges und die Meeresgründe um den Nord- und Südpol erwecken auch im Alltagsmenschen wohl die Ahnung eigner menschenhaft geformter und doch von der Menschheit ewig getrennter Bewohner. Böcklin's Phantasie scheint von der Existenz dieser Geschöpfe besonders erfüllt und ihm vergönnt worden zu sein, ihren Verkehr zu belauschen. Immer wieder überrascht er uns von Neuem mit dem, man möchte sagen, durchdringenden Naturgeruch solcher Wesen, die er hervorbringt. Das faunen- und satyrhafte Volk, das er in den versteckten Tiefen der Berge lagern läßt, duftet nach Ziegen und was dahin gehört; und das fischhafte Gesindel, das er auf den unzugänglichen Klippen des Oceans nisten läßt, riecht nach Thran und nur noch halbfrischem Fischeingeweide. Der Verkehr dieser Geschöpfe, wie er ihn gibt, hat etwas Ueberzeugendes; in ebenso ungeheurer als zielloser Unruhe, wie das Meer selber, kämpfen und liebkosen sie mit den Wellen —: Böcklin's anderes Gemälde bringt, im Anschluß an andere früher entstandene Gemälde, eine neue Scene aus dem Dasein dieser Wasserwilden.

Ein zwischen zwei Wellen, wie sie nur im Ocean rollen, sich aufthuendes

---

[1]) Suphan's Ausgabe der Werke Herder's, IV, 351. [2]) ibid. VI, 133.

Wellenthal. Nah, als führen wir in einem leichten Fahrzeuge mit und fühlten uns auf- und nieder mit fortgetrieben. Die Gestalten aber, als sei es möglich, daß Fische und moderne Menschen sich vermählten und Ungeheuer zum Vorschein kämen, wie wir sie hier erblicken.

Darstellen wollte er etwa, wie ein junges Nymphchen, daß bis dahin nur Flüsse bewohnte, sich zum ersten Mal in die hohe See verlocken läßt, deren Bewohner es muthig machen und weiter mit sich führen. Es durchdringt uns die Empfindung, wie unbändig wohl diesen Geschöpfen zu Muthe sei. Man glaubt ihr Geschrei und Getöse durch den gelinden Donner der Wellen und das mächtige Seufzen des Windes zu hören. Dargestellt ist Alles mit der Frische, die die Seeluft über die Dinge ausbreitet, die sie berührt. Das Antlitz der Nymphe trägt einen eigenen Ausdruck. Die Griechen wußten den Meergottheiten einen Druck gedankenloser Trauer auf die Augen zu legen, die die Sehnsucht nach menschlich warmem Gefühl zu verrathen scheint. Böcklin hat das aufgenommen. Die Seele dieses Wesens scheint völlig befangen vom Entzücken am Genusse dessen, was die freie Natur bietet, aber es dämmert ihr von ferne eine Ahnung dessen auf, was ihr verschlossen bleibt.

Wenn eine mächtige Individualität dem Publicum zu erkennen gibt, es sei ihr gleichgültig, ob man von ihren Arbeiten Notiz nehme oder nicht, so pflegt diese Unabhängigkeitserklärung die Wirkung zu haben, daß ein Theil des Publicums sich abwendet, ein anderer aber sich angezogen fühlt. Producirt ein so gesinnter Künstler endlich etwas, bei dem, über jedes pro und contra hinaus, vor allen Dingen feststeht, daß es eine zu bedeutende Wirkung hervorbringe, um übersehen werden zu können, so erheben die Anhänger ein Triumphgeschrei, während der früher indifferente Theil sich nun zu Aeußerungen der Mißbilligung entschließt. Dies der Grund, weshalb wir den Böcklin'schen Gemälden gegenüber einestheils jetzt die Versicherung hören müssen, der Mann sei verrückt geworden, anderntheils den Ausdruck überschwänglicher Bewunderung vernehmen.

Später einmal, wenn erst klar geworden sein wird, daß Böcklin, wie jede andere producirende Kraft, aus dem Geiste seines Jahrhunderts heraus geschaffen habe, wird man ihm seine Stelle anweisen und auch seine „tollsten" Werke werden den Familienanschauungen derer, die als die maßgebende Generation dann enge zusammenstehen werden, nicht fremder sein als andere einst für Tollheiten erklärte Schöpfungen anderer Künstler. Wir geben zu, das Gefühl beschleicht uns, als müsse dem Maler selber ein Tropfen Fisch- oder Satyrblut durch die Adern rinnen, wenn er diese wunderlichen Visionen auf die Leinwand bringt. Wir geben auch zu, daß uns diese Gemälde lebhaft beunruhigen würden in dem Falle, daß wir dazu verurtheilt wären, sie an einer der Wände unseres Wohnzimmers stets vor Augen zu haben. Es wohnt ihnen ein gewisses höhnisches Element inne, das zu deutlich sichtbar wird, um nicht auch erwähnt werden zu müssen. Es könnte scheinen, als wolle der Künstler der einfachen täglichen Existenz der sich im redlichen Fortschritte abmühenden Menschheit — zu der doch auch wir uns rechnen dürfen — dieses ideal viehische Dasein von Panen und Tritonen als ernstlichen Gegensatz darbieten. Besonders dann kommt uns dieser Gedanke, wenn wir uns in langer Reihe anderer Gemälde erinnern, die Jahre hindurch von Böcklin ausgegangen sind. Man fragt sich im Stillen, ob ein einziges darunter sei, das nichts als einfach menschliche Schönheit einfach darzustellen bestimmt war. Wir fragen vergebens. Wir wüßten keins zu nennen. Der Künstler scheint nur in seinem verhexten Gebiete wahrhaft lebendig zu Hause, und man könnte denken, jedesmal, ehe er etwas zu gestalten sich anschickte, nähme er extra ein paar Schlucke aus einem verzauberten Becher, die ihn dann noch weiter aus den Grenzen des gemein Menschlichen herauslockten. Wie gesagt, wir leugnen das nicht. Aber wir fragen auch wieder, ob Jemand, der sich von dem allmächtigen Getreibe der heute keuchenden Gesellschaft abgestoßen fühle und mit Gewalt von ihm abschließen wolle, ohne so starke Mittel seinen Zweck erreichen würde.

Neue Erwerbungen der kgl. Gemäldegallerie.

Dr. Bode sagt in seiner neuesten Studie über Rembrandt (Studien zur Geschichte der holländischen Malerei von Wilhelm Bode, Braunschweig 1883, S. 489) mit Recht, „Rembrandt müsse in seinem geheimnißvollen Verkehre mit dem Naturgeiste als der erste und größte moderne Landschaftsmaler genannt werden". Sucht Böcklin das die menschliche Phantasie erregende versteckte Weben und Walten der Natur dadurch zu deuten, daß er eigener Privatmythologie entsprossene Geschöpfe mit seinen Landschaften in Verbindung bringt, so durchbricht Rembrandt die ahnungsvolle Einsamkeit, in die er uns versenkt, durch keine Gestalt und erreicht Höheres damit als der moderne Meister. Wo Rembrandt Figuren und Landschaft zusammenbringt, verleiht er dem Figürlichen das Vorrecht und läßt die Landschaft die Stimmung nur erhöhen.

In die Kategorie dieser Arbeiten gehören die beiden von der kgl. Gemäldegallerie letzterworbenen Gemälde Rembrandt's, die man bald als zu den herrlichsten Zierden unserer Gallerie gehörig nennen wird: Daniel, dem der Engel am Ufer des Tigris den Widder mit den vielfachen Hörnern zeigt, und Susanna, im Baumgarten von den beiden Alten überfallen; beides Werke aus der Blüthezeit Rembrandt's und von ausgezeichneter Erhaltung. Daniel ergreift mehr, Susanna interessirt mehr. Mit wunderbarer Natürlichkeit ist dort die Ueberraschung des Jünglings dargestellt, der, durch die Erscheinung des Engels erst zu Boden geworfen, nun durch ihn selber, der die Hände an ihn legt, aufgehoben und über die Bedeutung des Widders unterrichtet wird. Niemand hat vor und nach Rembrandt dergleichen zu malen unternommen. Es ist, als sähe man in die Seele des von Schrecken durchschauerten Daniel hinein, der nicht weiß, wohin er die Augen wenden soll, um nicht von neuer Angst abermals zum Umsinken gebracht zu werden.

Beginnt die Dämmerung die Landschaft hier bereits einzuhüllen, so daß die Gestalt des seltsam gehörnten Widders doppelt gespenstisch wirkt und das den Engel umgebende Leuchten dessen weiße Kleider und langherabhängendes blondes Haar bei aller Realität zum Zeichen einer visionären Gestalt macht, so deutet das Landschaftliche bei Susanna den vollen heißen Mittag an, die Stille im Baumgarten, aus dem sie die Mägde fortgeschickt hat mit dem Befehle, hinter sich abzuschließen. Der eine der Beiden, die den Ueberfall ausführen, hat sie am weißen Tuche gefaßt, das sie nothdürftig noch um sich festzuhalten sucht. Mit erhobener Faust, wie man bei heftigem Reden thut, sucht er gestikulirend seinen Drohungen Nachdruck zu verleiten. Susanna hat für den ersten Anblick etwas Fremdes durch den weitgetriebenen Realismus, mit dem Rembrandt nichts als eine nackte junge Frau darstellt, die keine idealen Formen zeigt. Wer außer ihm aber wäre darauf verfallen, die völlige Hilflosigkeit des armen Geschöpfes dadurch zu kennzeichnen, daß er sie wie gedankenlos uns anstarren läßt, als raubte ihr, was ihr drohend zugeschrieen wird, völlig die Gedanken? Auf diesem Gemälde ist keine kleinste Stelle, die Rembrandt's Meisterschaft nicht bekundete.

An dritter Stelle ist ein Porträt Dürer's vom Jahre 1526 neu gekauft worden. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß die Gallerie überhaupt kein Porträt in sich schließt, das über diese Arbeit gestellt werden könnte, und daß unter den übrigen Porträts von Dürer's Hand nur das Holzschuher's in Nürnberg daneben genannt werden kann. Dieses freilich wird immer den ersten Platz einnehmen.

B. K. F.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai 1883.

In den Tagen, welche auf die Beendigung des Krieges von 1866 folgten, machte durch die Organe der deutschen radicalen und socialistischen Presse Deutschlands ein Ausspruch Johann Jacoby's die Runde, nach welchem für den künftigen Geschichtsschreiber „eine neue Arbeiter-Productivgenossenschaft wichtiger sein sollte, als der gesammte böhmische Feldzug". So gründlich sind die Zeiten vorüber, in welchen dergleichen Vorhersagungen auch nur auf die Anhänger socialistischer Schulmeinungen Eindruck machten, daß bei der Frage nach dem wichtigsten politischen Ereigniß des abgelaufenen Monats Niemand in den Sinn kommen wird, dasselbe in der von dem Ministerium Waldeck-Rousseau angekündigten Absicht zu suchen, mit der Leistungsfähigkeit gewisser Pariser Arbeiter-Productivgenossenschaften einen ersten in größerem Stil gehaltenen Versuch zu machen. Nicht nur, daß das Zustandekommen des deutschen Gesetzes über die Krankenversicherung Socialisten und Oekonomisten alten Stils für ungleich wichtiger gilt, — auch in dem großen Pariser Publicum sind die Conversion der 5procentigen Rente, die Broglie'sche Interpellation, betr. das Verhältniß Italiens zu der österreichisch-deutschen Alliance, und das Recidivisten-Gesetz sehr viel eifriger discutirt worden, als der von dem französischen Minister entworfene, von dem Pariser Gemeinderath lebhaft unterstützte Plan, die zum Behuf der Beschäftigung der hauptstädtischen Bau-, Holz- und Tapezier-Arbeiter beschlossenen großen Staatsbestellungen zum einen Theil den genannten Genossenschaften, zum andern solchen Arbeitgebern zu übertragen, welche ihren Lohnarbeitern eine „Betheiligung am Unternehmergewinn" zusichern. Für die Signatur heutiger französischer Zustände und Stimmungen ist dieses nach Jahrzehnten vollständiger Abwendung von allen socialpolitischen Reformen geplante Experiment freilich charakteristischer als der gesammte Rest dessen, was sich während der letzten Wochen zwischen Vogesenwand und Atlantischem Ocean zugetragen hat, zumal wenn man das zeitliche Zusammentreffen desselben mit dem Recidivisten-Gesetz berücksichtigt. Von der einen Seite die officiell angekündigte Absicht, „von Staatswegen eine Probe mit der Verwirklichbarkeit angeblich unausführbarer neuer Ideen anzustellen" — von der anderen ein Gesetz, das dem professionellen Verbrecherthum mit noch nicht dagewesener Schärfe und Unerbittlichkeit zu Leibe zu gehen unternimmt und das nichtsdestoweniger mit 460 gegen 51 Stimmen angenommen wird! Deutlicher haben die inneren Widersprüche, welche das Leben der einzigen großen Republik der alten Welt bewegen, überhaupt nicht zum Ausdruck gebracht werden können. Hier die Empfindung, daß die Erhaltung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung der Stütze durch ein Strafsystem nicht mehr zu entbehren vermag, welches alle rückfälligen Verbrecher mit Deportation nach Neu-Caledonien bedroht (einer angestellten Berechnung nach wird die zur Zeit 10,000 Köpfe starke Verbrecherbevölkerung dieses Eilandes künftig um 5000 Deportirte jährlich vermehrt werden) —

dort das Bedürfniß, ein socialpolitisches Experiment im großen Stil anzustellen und dadurch der „großen Nation" die Stellung des peuple initiateur zu wahren. Nur der Macht einer nachgerade obsolet gewordenen Gewohnheit ist es zuzuschreiben, daß diese merkwürdigen Vorkommnisse neben den sog. politischen Ereignissen der letzten Pariser Wochen eine bloße Nebenrolle gespielt haben. Von der vielbesprochenen Broglie'schen Interpellation stand im Voraus fest, daß sie mit einigen conventionellen Phrasen beantwortet werden würde, welche die längst feststehende Thatsache der diplomatischen Votirung Frankreichs möglichst anständig verhüllten; der zu übler Stunde vorgenommenen Verwandlung der 5procentigen in eine 4½procentige Rente hat man sich gefügt, weil man die im Voraus escomptirten Wirkungen dieser Maßregel nicht mehr rückgängig machen konnte, und weil man die Existenz des eben erst installirten Ministeriums nicht sofort wieder in Frage stellen wollte, — die Tragweite der Expedition nach Tonkin aber ist von Hause aus absichtlich übertrieben worden. Wegen des streitigen Grenzstriches, der zwischen Saigon und den Südprovinzen Anams liegt, wird man es auf einen großen Krieg sicher nicht ankommen lassen. China's Hauptaugenmerk ist seit lange auf die russische Nachbarschaft in Kuldscha und nicht auf die Vasallenländer des Südens gerichtet und für die französische Regierung handelt es sich wesentlich darum, dem durch die ägyptische Angelegenheit verletzten Nationalgefühl irgend eine Satisfaction zu bereiten. Der Boden Tonkins erscheint dazu besonders geeignet, weil er in gewissem Sinne ein geschichtlicher ist und weil er zu Erinnerungen daran Veranlassung bietet, daß Frankreich bereits vor hundert Jahren in der Lage war, einen Fürsten von Anam durch einen anderen zu ersetzen und dadurch im asiatischen Südosten einen Colonialbesitz zu gewinnen — den man ebenso wenig zum Ausgangspunkt einer wirklichen Ausbreitung der französischen maritimen Machtsphäre zu benutzen verstanden hat, wie das mit der Mehrzahl anderer colonialer Erwerbungen des französischen Reichs der Fall gewesen ist. Welch ein Unterschied zwischen den geräuschvollen Vorbereitungen, welche zum Behuf der Befestigung eines seit dem Jahre 1858 Frankreich in aller Form zustehenden Besitzes in Paris getroffen wurden und der kühlen, geschäftsmännisch kurzen Art, in welcher der Unterstaatssecretär des Londoner auswärtigen Amtes dem Hause der Gemeinen die beiläufige Mittheilung machte, die von dem Gouverneur von Queensland angeordnete Annexion Neu-Guinea's (eines Landes, das drei Mal so groß wie Großbritannien zusammt Irland und wenig kleiner als das Deutsche Reich ist) sei von den australischen Regierungsbehörden genehmigt worden!

Daß diese an und für sich wichtige Mittheilung an der öffentlichen Meinung Englands nahezu spurlos vorüber gegangen ist, hatte allerdings seine besonderen Gründe. Zeitlich traf dieselbe mit der unerwarteten Niederlage zusammen, welche der Regierung Mr. Gladstone's durch die Ablehnung der Bill bereitet worden war, welche, den Wählern Bradlaugh's zu Liebe, den religiösen Parlamentseid durch die sogenannte Angelobung ersetzen sollte. Gegen dieses Zugeständniß an den Radicalismus hat der historische Sinn Alt-Englands sich um so hartnäckiger gesträubt, als seit der Einführung der in der Geschichte des britischen Parlamentarismus epochenmachenden neuen Geschäftsordnung (Cloture-Bill) erst wenige Monate verstrichen sind und als der Gang der irischen Angelegenheiten nicht danach angethan gewesen ist, die Nation für das Gladstone'sche System des Entgegenkommens gegen tumultuarisch geäußerte Neuerungswünsche zu begeistern. Bezeichnender Weise wird die Ablehnung der Angelobungs-Bill von den Anhängern der Regierung denn auch sehr viel ernsthafter genommen, als von den Organen der siegreichen Opposition. Unumwunden haben die „Times" eingestanden, daß es mit dem Ansehen des aus den Wahlen von 1880 hervorgegangenen Cabinets seit dem neulich jährig gewordenen Tage des Dubliner Phönixpark-Mordes beständig rückwärts gegangen sei und daß der jüngste Mißerfolg der Regierung dem Ansehen derselben einen schweren Schlag versetzt, eine neue Lage geschaffen habe. Den entmuthigenden Eindrücken, welche der Fortgang der irischen revolutionären Bestrebungen, die Beschlüsse der Philadelphia-Convention und die allgemeine Besorgniß vor neuen Ausbrüchen fenischer Mordbrennerlust hervorgebracht

haben, vermag die Befriedigung über den in Aegypten errungenen Erfolg auf die Dauer nicht Stand zu halten und für das schleichende Siechthum, das sich des inneren Staatslebens zu bemächtigen droht, bieten die äußeren Erfolge der britischen Politik keinen Ersatz. Während die französischen Verstimmungen gegen England an dem Inselreiche spurlos vorüber gegangen sind, frißt die von Symptomen einer chronischen Blutvergiftung begleitete irische Wunde sich immer tiefer ein, ohne daß die ein Mal auf die Bahn der Zugeständnisse gerathene Regierung Rath zu schaffen vermöchte. Die laufende Parlamentssession wird von Mr. Gladstone zu Ende geführt werden, was auf dieselbe folgt, dürfte aber vornehmlich von dem Gang der irischen Ereignisse abhängen. Ist den Gerüchten von einer möglichen Parlaments-Auflösung zur Zeit auch noch kein Glauben beizumessen, so erscheint die Möglichkeit einer Wendung in diesem Sinne doch nicht mehr ausgeschlossen. Hoffnungsvoll würde dieselbe nirgend begrüßt werden, auch von den Tories nicht, mit deren Zuversicht es seit Jahr und Tag nicht mehr weit her ist. Seit dem Tode Lord Beaconsfield's entbehrt diese Partei des eigentlichen Führers und eines Reichthums an Talenten kann sie sich schon lange nicht mehr rühmen. Die starke Seite des Torysmus, die auswärtige Politik, kommt bei der gegenwärtigen europäischen Windstille und Angesichts der günstigen Lage der ägyptischen Dinge vorläufig nicht in Betracht und bezüglich der inneren, zumal der irischen Fragen hat die Opposition es zu einem vertraueneinflößenden Programm nicht gebracht. Trotz der Schärfe der Sprache, welche die torystischen Organe gegen die Regierung führen, zeigen die Führer der Partei darum keine Ungeduld nach der schwierigen Erbschaft Mr. Gladstone's. Der irischen Verlegenheit stehen Whigs und Tories gleich rathlos gegenüber, denn wie die Verhältnisse einmal liegen, verspricht die Anwendung energischer Repressionsmittel ebenso wenig Erfolg wie das bisher angewendete System reformatorischer Maßregeln. Zu einer irischen Agrarreform im großen Stil vermag sich aber Niemand zu entschließen, der mit den Schwierigkeiten des ländlichen Zustandes in England selbst bekannt ist, — am wenigsten die Partei, welche die Interessen der sechstausend großen Grundbesitzer dieses Landes zu vertreten hat. Diese Rücksicht hat das irische Elend zu hohen Jahren kommen und einen Umfang gewinnen lassen, der allen Betheiligten, ohne Unterschied der Partei, den Muth raubt. Etwa das südliche Italien und gewisse Theile des russischen Staatsgebietes ausgenommen, bietet die Agrarfrage nirgend auf dem Continent Schwierigkeiten, die mit den englisch-irischen auch nur verglichen werden könnten.

Im Gegensatz zu dem Westen des Welttheils hat der europäische Osten Vorgänge von allgemeiner Bedeutung neuerdings nicht zu verzeichnen gehabt. Oesterreich-Ungarn ist während der letzten Wochen vornehmlich mit den bereits vor vier Wochen gesicherten, jetzt zur Annahme gelangten Gesetzentwürfen betr. die cisleithanischen Volksschulen und betr. die ungarischen Mittelschulen beschäftigt gewesen. Es verlohnt der Mühe auf die letztere Angelegenheit noch ein Mal zurückzukommen: bildet dieselbe doch eines der charakteristischesten Beweisstücke für den Terrorismus, welchen das Magyarenthum gegen die Stämme übt, denen das Los gefallen ist, durch das zum Tummelplatz des kurzsichtigsten Nationalfanatismus gewordene Pester Parlament regiert zu werden. Was es mit diesem Terrorismus und mit den von demselben geübten demoralisirenden Einflüssen auf sich hat, wissen Kenner ungarischer Verhältnisse freilich schon längst. Ist doch erst im vorigen Jahre erlebt worden, daß die von Furcht vor dem Magyarenthum geängstigte, wesentlich aus Deutschen und Slowaken bestehende Versammlung des Theißer Augsburg. evangel. Kirchendistrictes den Beschluß faßte, die Kinder solcher Personen, die als Anhänger slowakisch-slavistischer Tendenzen und als Gegner magyarisch nationaler Bestrebungen bekannt und dadurch „eines canonischen Verbrechens schuldig geworden" waren, hinfort von sämmtlichen *Wohlthaten der Kirche und der Lehranstalt* auszuschließen und daß der Minister Trefres fünf zu dem slavistischen Vereine „Zara" gehörigen Schülern des Preßburger evangelischen Lyceums den Eintritt in sämmtliche Lehranstalten Ungarns *und Oesterreichs* verbieten und dieselben unter polizeiliche Aufsicht stellen ließ! Und das ist Anhängern des slavischen Föde-

ralismus zugefügt worden, die in dem heutigen Oesterreich-Ungarn ungleich besser d'ran sind, als von Slaven und Magyaren bedrängte, von den eigenen Führern fortwährend compromittirte Deutsche. Kann den siebenbürgischen Sachsen verübelt werden, wenn sie die Ausbreitung einer so gemeingefährlichen, den Racenkrieg gewaltsam schürenden Wirthschaft auf den Boden ihres Vaterlandes mit allen Mitteln bekämpfen und wenn sie die ihnen abgegebenen Versprechungen der Pester Regierung für Phrasen ansehen, denen jeder Inhalt fehlt? Die angeblich höchst complicirte Frage nach dem rechtlichen Verhältniß der ungarischen Gesetzgebung zu der siebenbürgischen Schulverwaltung ist in Wahrheit die einfachste von der Welt. In dem Artikel 43 des im Jahre 1868 erlassenen Gesetzes betreffend die erst damals allendlich beschlossene Vereinigung Ungarns und Siebenbürgens (sanctionirt am 6. December 1868, kundgemacht in beiden Häusern des Reichstages am 7. December 1868, im L. G. A. erschienen am 9. December 1866), heißt es wörtlich wie folgt:

§ 14. Alle diejenigen Gesetze Siebenbürgens, welche auf siebenbürgischem Gebiete und in den ehemals sogenannten ungarischen Theilen, die Religions-, Ausübungs- und Selbstregierungsfreiheit der gesetzlich inarticulirten Religionsgenossenschaften, Kirchen und Kirchenbehörden, so auch deren Gleichberechtigung, gegenseitige Verhältnisse, und beziehungsweise deren Wirkungskreis gewährleisten, werden nicht nur unberührt aufrecht erhalten, sondern gleichzeitig auf die griechisch- und armenisch-katholische, so auch auf die griechisch-orientalische Kirche ausgedehnt. — Daß dem „Wirkungskreise“ dieser Kirchenbehörden die Schulverwaltung angehört, ist in dem § 16 desselben Gesetzes ausdrücklich ausgesprochen. Dieser Paragraph lautet wie folgt: „Die in den Comitaten Közep-Szolnok, Kraszna und Zarand, so auch die im Kövarer Districte bestehenden Kirchen und Schulen werden auch fernerhin ihren bisherigen Kirchenbehörden unterstehen“. — Um alle Zweifel an seiner Rechtsbeständigkeit auszuschließen, ist dieses Paktum in der Folge durch den Artikel 44 des Gesetzes betr. die Gleichberechtigung der Nationalitäten (sanctionirt am 6. December 1868, in beiden Häusern des Reichstags kundgemacht am 7. December 1868, im L. G. A. erschienen am 9. December 1868) ausdrücklich bestätigt worden. Der § 17 dieses Artikels hat den folgenden Wortlaut: „Die Bestimmung der Unterrichtssprache in den durch den Staat und beziehungsweise durch die Regierung bereits errichteten, oder je nach dem Erforderniß zu errichtenden Lehranstalten wird, inwieferne hierüber kein Gesetz verfügt, zu den Agenden des Ministers für öffentlichen Unterricht gehören. Nachdem aber der Erfolg des öffentlichen Unterrichtes aus dem Gesichtspunkte der allgemeinen Bildung und des öffentlichen Wohles das höchste Ziel des Staates ist, ist der Minister für öffentlichen Unterricht verpflichtet, in den Staatslehranstalten möglichst dafür zu sorgen, daß die Bürger, wenn sie in größeren Massen zusammenleben, in der Nähe der von ihnen bewohnten Gegend sich in ihrer Muttersprache bilden können, bis dahin wo die höhere akademische Bildung beginnt.“

Vergleicht man mit diesen unzweideutigen Stipulationen die Bestimmungen des neuen Mittelschulgesetzes, nach welchen jeder Lehramtscandidat bei einer magyarischen Universität und ausschließlich in magyarischer Sprache geprüft und auch für den Fall eines Dispenses (wie er ausschließlich während der nächsten zehn Jahre zulässig sein soll) im Besitz vollständiger Kenntniß der magyarischen Sprache und Literatur befunden werden muß und zieht man außerdem in Betracht, daß nach dem neuen Gesetze das Aufsichts- und Verfügungsrecht der Pester Unterrichtsverwaltung auch den siebenbürgischen Schulen gegenüber ein unbeschränktes sein soll, so sind alle Zweifel daran ausgeschlossen, daß es sich um eine Rechtsverletzung der flagrantesten Art, um eine Vergewaltigung handelt, deren letzter Zweck die Verdrängung der deutschen Unterrichtssprache und die Absperrung Siebenbürgens von deutscher Cultur und deutschen Lehrern sind. Wo Vorgänge wie die erwähnten des Theißer Comitats überhaupt möglich waren, erscheint jede Hoffnung auf eine billige und gerechte Handhabung des Gesetzes über die Lehrerprüfungen und Schulverwaltungen so gut wie ausgeschlossen zu

sein. Daß die über den Gesetzentwurf geführten Verhandlungen des ungarischen Reichstages von einem Geiste nationaler Selbstüberschätzung erfüllt waren, der alle verwandten Leistungen czechischer, polnischer u. s. w. Racenfanatiker weit hinter sich läßt, ist bereits aus den spärlichen Auszügen bekannt, welche unsere Zeitungen veröffentlicht haben: wer die stenographischen Berichte vor Augen gehabt hat, wird über das, was in Ungarn berechtigtes nationales Selbstgefühl heißt, ein für alle Mal im Reinen sein. Wenn irgend Etwas geeignet ist, die panslavistische Gefahr heraufzubeschwören, deren Abwendung das magyarische Volk für seine Lebensaufgabe ansieht, so ist es die Brutalität, mit welcher der herrschende Stamm die slavische Mehrheit der Bevölkerung vergewaltigt. Ueber alle bezüglichen Vorgänge wird in Moskau und Petersburg mit einer Genauigkeit Buch geführt, von welcher die immer nur mit den Symptomen der augenblicklichen Lage beschäftigten Pester Politiker sich Nichts träumen lassen.

Dafür, daß die ethnographischen Verhältnisse Ungarns für die magyarischen Herrschaftsansprüche keine ausreichende Unterlage bieten, sind gerade in jüngster Zeit unwidersprechlichste Beweise geliefert worden. Bei Gelegenheit der letzten, im Jahre 1880 vorgenommenen allgemeinen Volkszählung sind alle denkbaren Pressionsmaßregeln angewendet worden, um ein den magyarischen Ansprüchen entsprechendes Resultat herauszupressen. Und was hat sich ergeben? Daß sich von den 13³/₄ Millionen Bewohnern Ungarns und seiner Nebenländer nur 44 Procent (6,165,088) als der magyarischen Race angehörig bezeichneten und daß von den 7¹/₂ Millionen Nicht-Magyaren (1³/₄ Mill. Deutschen, 1³/₄ Mill. Slowaken, 2¹/₄ Mill. Moldau-Wallachen, 624,680 Juden, 605,000 Kroato-Serben, 342,000 Ruthenen) kaum der zehnte Theil des magyarischen Idioms mächtig ist. Dafür haben fast 20 Procent Magyaren das Bedürfniß gefühlt, neben ihrer Muttersprache noch eine andere Sprache zu lernen und auf solche Weise zu bescheinigen, daß der von dem „herrschenden" Idiom gebotene Culturgewinn auch nach ihrem Maßstabe ein unzureichender ist. — Für den allgemeinen Bildungszustand aber ist bezeichnend, daß nur 46 Procent der Gesammtbevölkerung der ungarischen Kronländer des Lesens und Schreibens kundig ist! Unter den 4,960,456 Landeskindern, die weder lesen noch schreiben können, befinden sich mehr als 2³/₄ Millionen Frauen und zu diesen kommen 661,708 Frauen, sowie 232,149 Männer Ungarns, die nur lesen, aber nicht schreiben können. Im Einzelnen festzustellen, wie diese nach Millionen zählenden Analphabeten sich über die verschiedenen Nationalitäten vertheilen, hat man unterlassen, weil man Scheu davor hegte, die Bildungsüberlegenheit der Deutschen, Juden u. s. w. über die herrschende Race in aller Form zu bescheinigen. Wie diese Thatsachen sich zu den magyarischen Herrschafts-Prätensionen verhalten, braucht nicht ausdrücklich gesagt zu werden. — —

Auf dem Gebiete ihrer orientalischen Politik hat die österreichisch-ungarische Monarchie abermals einen Erfolg zu verzeichnen gehabt. Am 9. d. M. haben die zu Wien versammelt gewesenen Bevollmächtigten Oesterreichs, der Pforte, Serbiens und Bulgariens einen Vertrag unterzeichnet, durch welchen die directe Eisenbahnverbindung der habsburgischen Reichshauptstadt mit Constantinopel und — mit Saloniki endlich gesichert worden ist; bis zum 15. October 1886 sollen diese neuen Schienenwege vollendet sein. Ohne Opfer ist es für die Wiener Regierung bei dieser wichtigen, lange vorbereiteten Festsetzung nicht abgegangen, welche auf die strategischen Interessen der Türkei ziemlich weitgehende Rücksichten genommen hat, — das Gesammtergebniß aber darf als großer und entscheidender Vortheil begrüßt werden. Davon abgesehen, daß die Linie nach Saloniki einem alten und berechtigten Wunsche des österreichischen Handels- und Industriestandes zur Verwirklichung verhilft, kommt in Betracht, daß Serbien noch fester wie bisher an die österreichisch-ungarische Machtsphäre gefesselt worden und daß das in Rede stehende Abkommen getroffen worden ist, bevor Bulgarien mit seinen Eisenbahnprojecten zum Abschluß zu kommen vermocht hat. Wohl oder übel werden Rußlands bulgarische Schützlinge sich dazu verstehen müssen, ihre Einrichtungen denjenigen des größeren Netzes anzupassen, welches in ihre Grenzen hineinragt. General Sobolew's Plan, in Bulgarien vollendete Thatsachen zu schaffen,

bevor die sog. conférence à quatre zusammengetreten, ist gescheitert, obgleich russischer Seits das höchste Gewicht auf denselben gelegt wurde.

Zur Zeit scheint man in Petersburg allerdings nur für die Krönungsvorbereitungen Augen und Ohren zu haben. Der gehobenen Stimmung, mit welcher Rußland dieser Feierlichkeit entgegen sieht, sind im Laufe der letzten Wochen indessen einige Dämpfer aufgesetzt worden. Unmittelbar nach der Verurtheilung der „Siebzehn" (die über die Hauptschuldigen verhängte Todesstrafe ist einstweilen in suspenso geblieben) ist man in St.-Petersburg zur Vornahme neuer Verhaftungen genöthigt worden. Dieses Mal scheint es sich nicht sowohl um in das nihilistische Treiben gezogene Studenten, als um Officiere der Landarmee zu handeln. Die Ruhe der akademischen Jugend ist darum nicht ungestört geblieben. In der Hauptstadt desselben Königreichs Polen, das durch die neuerlich vorgenommenen Bischofs-Präconisationen endlich beruhigt sein sollte, ist es zu Studenten-Tumulten gekommen, die noch peinlicheres Aufsehen erregt haben, als die um einige Wochen zurückdatirenden Wirren an der Akademie von Pulawy. Der eigentliche Unruhestifter war in beiden Fällen der kaiserliche Kurator und jetzige Ritter des Alexander Nevski-Ordens, Geheimrath Apuchtin, ein brutaler Wütherich, der Russen und Polen gleich heftig gegen sich aufgebracht hat. Bezüglich der russischen Studenten Warschau's ist das ohne Mühe fertig gebracht worden. Die Mehrzahl dieser jungen Leute besteht aus schlecht vorgebildeten griechisch-orthodoxen Seminarschülern, die man in ihrer Eigenschaft als „Missionäre der nationalen (d. h. russischen) Sache" zu der Warschauer Hochschule zugelassen und mit Hilfe reichlicher Stipendien, Befreiungen von den Eintrittsprüfungen u. s. w. an die Weichsel gezogen hat. Der alte Ruf der griechisch-russischen Kirchenschulen als Hauptpflanzstätten für revolutionäre Ideen ist bei dieser Gelegenheit neu bewährt und unter Beihilfe des Herrn Kurators ein Zustand geschaffen worden, von dem das polnische Warschau sich (trotz der in seinen Lehranstalten eingeführten russischen Unterrichtssprache) bisher ebenso frei gehalten hatte, wie das schwedische Helsingfors und das deutsche Dorpat. — Gleichzeitig ist aus den Ostseeprovinzen gemeldet worden, daß die Beamten des revidirenden Senators Manassëin wieder eine erhöhte Thätigkeit entwickeln und daß unter dem lauten Beifall der russischen Presse für die Errichtung lettischer Schützengilden in Kurland Propaganda gemacht wird. Was unter dem „Schutz der russischen Interessen" in den baltischen Provinzen zu „Kriegs- und Friedenszeiten", den diese Vereinigungen bieten sollen, — gemeint ist, erräth sich von selbst.

Die auf den Beitritt Italiens zu dem österreichisch-deutschen Friedensbündniß bezüglichen, in Rom, London, Pest und Paris mit höchstem Eifer discutirten Meinungen sind an der russischen Presse anscheinend spurlos vorübergegangen. Während das leitende conservative Organ, Katkow's „Moskausche Zeitung", bei dem freundlichen Tone beharrt, den es während der letzten Wochen Deutschland gegenüber anzuschlagen für nothwendig gehalten hat, geben die St. Petersburger Blätter sich die Miene, der veränderten Stellungnahme der italienischen Regierung keine bleibende Bedeutung zuzuschreiben. Seit den Enttäuschungen, welche der russischen Nationalpartei in Frankreich bereitet worden, hat man die Rechnungen auf ausländische Allianzen vorläufig geschlossen. Eine Ausnahme machte in dieser Hinsicht die in die Hände eines Combattanten des serbischen Krieges (des bekannten Obersten Komarew) gerathene „Russ. St. Petersburger Zeitung", welche der kaiserlichen Regierung neulich ein Bündniß mit dem revolutionären Irland und den Versuch anrieth, die irische Auswanderung nach Rußland zu ziehen. Dadurch werde man in die Lage kommen, einen rüstigen Bundesgenossen gegen England zu gewinnen und dem Zuströmen germanischer Elemente nach Polen und Rußland einen keltischen Damm vorziehen zu können. — Im Uebrigen sind die Russen so ausschließlich mit heimischen Angelegenheiten beschäftigt gewesen, daß selbst der Hauptgegenstand ihrer Aufmerksamkeit, der Orient, nur beiläufig von ihrer Presse berücksichtigt worden ist. Die aus dem Südosten im Laufe des Monats eingegangenen Nachrichten sind freilich ohne eigentlichen Belang gewesen. Die

Fürsten von Bulgarien, Griechenland und Montenegro haben die Pilgerschaft nach Moskau angetreten, nachdem der erstere dem Sultan einen Besuch abgestattet und die heiligen Stätten Palästina's aufgesucht hatte, — von der bulgarischen Agitationspartei heißt es, sie habe den Schwerpunkt ihrer propagandistischen Thätigkeit nach Bukarest verlegt und an dem Fürsten Karageorgewitsch, dem von Rußland beschützten, neulich in Cettinje mit vieler Auszeichnung behandelten serbischen Prätendenten, einen Verbündeten gefunden. Die Erwählung Prenk Bib. Doda's zum Gouverneur vom Libanon ist nachträglich widerrufen und an die Stelle dieses Candidaten ein anderer Albanese, Wassa Effendi, gesetzt worden, über dessen Verhältniß zu den rivalisirenden Schutzmächten Näheres nicht verlautet. — Lord Dufferin hat Aegypten nach mehrmonatlichem Aufenthalt verlassen, nachdem vor seiner Abreise das „neue ägyptische Verwaltungsgesetz" verkündet und durch einen im Sudan erfochtenen Sieg die Sicherheit der südlichen Grenzen Aegyptens wiederhergestellt worden war. In Constantinopel hat das Wiedererscheinen des Staatsmannes, der das britische Protectorat über Aegypten in's Werk zu richten vermocht, zunächst auf den Erlaß erneuter Versprechungen für die Ausführung der armenischen Reformen hingewirkt. In Wirklichkeit scheint dieses Versprechen nur die Ankündigung einer strafferen Anziehung der türkischen Regierungszügel in dem genannten Grenzlande zu bedeuten. Das Erscheinen russischer Truppen in dem benachbarten Gebiete und die in Erzerum gemachte Entdeckung einer jener geheimen Gesellschaften, die im Zeitalter des Nationalitätsprincips im Orient und Occident gleich unvermeidlich geworden zu sein scheinen, endlich der Ausbruch namhafter Unruhen in Mekka, haben das Mißtrauen der Pforte gegen die Zuverlässigkeit ihrer an den Grenzen des weiten Reichs wohnenden Unterthanen noch über das gewöhnliche Maß hinaus verschärft.

An Wechselfällen auf den verschiedensten Gebieten deutscher innerer Politik hat es während der letzten Wochen nicht gefehlt; die Summe derselben wird sich indessen erst ziehen lassen, wenn das Geschick des Budget-Voranschlags für das Jahr 1884/85 von der mit der Gesammtprüfung dieser Vorlage betrauten Reichstagscommission entschieden sein wird. Des Zustandekommens der wichtigsten aller diesmaligen Vorlagen, des Krankenversicherungsgesetzes, haben wir bereits Erwähnung gethan, — das im Mittelpunkt der gesammten politischen Lage stehende, für alle künftigen Gruppirungen maßgebende Problem der Verständigung mit Rom, ist noch immer Problem geblieben. Wenn die Nachrichten über die Aufnahme der neuesten, dem Cardinal Jacobini von Herrn v. Schlözer überreichten Note des Reichskanzlers ungünstig lauten, so mag das bis zu einem gewissen Grade auf die Enttäuschungen zurück zu führen sein, welche dem Vatican durch die italienisch-österreichisch-deutsche Verständigung bereitet worden sind. Vorstellungen der Beschaffenheit derjenigen Illusionen, welche die Curie sich über die Möglichkeit einer auch nur theilweisen Wiedergewinnung ihrer weltlichen Macht gemacht hat, sind für Deutsche unmöglich. Versuche, die Wiederherstellung des preußischen Kirchenfriedens mit der großen europäischen Politik in Verbindung zu setzen, würden von einer Verkennung der Verhältnisse zeugen, wie sie vollständiger überhaupt nicht gedacht werden kann.

ρ. **Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs** von Gustav Neumann. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1883.

In einem starken Bande von 1413 Seiten in Doppelcolumnen liegt das Werk, dessen erste Lieferungen wir vor einiger Zeit an dieser Stelle (Deutsche Rundschau XXXIII, S. 174) anzeigten, nunmehr vollendet vor. Die Erwartungen, welche wir an sein Erscheinen knüpften, sind erfüllt, ja noch übertroffen worden: das „geographische Lexikon des Deutschen Reiches" ist ein Hilfs- und Nachschlagebuch ersten Ranges, wie wir es in dieser Reichhaltigkeit der Information nach jeder Seite hin bisher nicht besessen haben. Der Verfasser, Lehrer an der Forstakademie zu Neustadt-Eberswalde, ein hervorragender Geograph und Statistiker, hat seine nicht leichte Aufgabe mit bewunderungswürdiger Gewissenhaftigkeit und Consequenz gelöst und sein Werk wird bald in allen Haus- und Handbibliotheken, Büreaux, Comptoirs u. s. w. Heimathrecht erlangen. Aufgenommen worden sind die Namen von 45,000 Wohnplätzen, darunter die Beschreibungen einiger, wie z. B. Berlins, Münchens, Hamburgs u. s. w. kleinen, äußerst knapp gehaltenen, aber dennoch vollständigen Monographien gleichen. Die Städtepläne sind Muster von Sauberkeit und Deutlichkeit, derjenige von Berlin, in großem Format, dürfte seines Gleichen suchen. Ein weiterer Schmuck des Lexikons sind die Wappen der deutschen Bundesstaaten und von 230 deutschen Städten; eine wesentliche Bereicherung desselben die Karte der Kanäle des Deutschen Reichs. In besonderem Bande liegen bei: der Ravenstein'sche Specialatlas des Deutschen Reichs in 10 Blättern mit vollständigem Register, eine Karte der Bevölkerungsdichtigkeit, der Confessionen, der gewerblichen Dichtigkeit und eine Productionskarte in 16 statistischen Darstellungen der Bodencultur, der Nutzpflanzen, der nutzbaren Mineralien und Nutzthiere. Die Ausstattung ist vorzüglich; Druck, Papier und Einband stehen ganz ebenbürtig neben den besten ähnlichen Publicationen Englands und Frankreichs. Daß bei einem Werke von solchem Umfang und so minutiöser Ausführung auch einzelne Versehen mit unterlaufen sind, ist sehr natürlich und verringert das demselben gespendete Lob keineswegs. So besteht in Berlin der Verein für wissenschaftliche Vorträge nicht mehr, oder ist, unsres Wissens, doch nicht mehr in Thätigkeit, während der Verein der Berliner Presse neben dem der Berliner Künstler hätte erwähnt werden müssen. Halsdorf, der Geburtsort Dingelstedt's, ist wohl nur durch einen Druckfehler der Provinz Schleswig-Holstein zugetheilt worden. Hessen käme dadurch um seinen besten Dichter! — Sonst, so viel wir auch geblättert und verglichen, haben wir nur Worte der Anerkennung und Empfehlung für das ausgezeichnete Werk.

ξ. **Schach von Wuthenow** von Theodor Fontane. Leipzig, W. Friedrich. 1883.

Es ist nicht leicht, das neue Werk des feingeistigen Autors in ein bestimmtes Schubfach der Aesthetik einzuordnen. Einerseits ist es eine Novelle, denn den Hauptstoff bildet eine wirklich „neue" Begebenheit, welche sich in einem fertigen Charakter vollzieht und zu einer Handlung führt, für die man in der ganzen Literatur wohl kaum ein Seitenstück finden dürfte. Dann aber trägt die Erzählung „aus der Zeit des Regiments Gensd'armes" wieder die Züge eines Romans, da sie ein Welt- und Zeitbild gibt und weite geschichtliche Ausblicke gewährt. Und zuletzt könnte man sagen, es sei nur ein von der Wirklichkeit abgeschriebenes Culturbild, welches in wahren Zügen durch die künstlerische Schaffenskraft geformt worden sei. Fontane gehört zu den Kennern der intimeren Geschichte Preußens, der noch nicht aufgezeichneten; wie Wenige hat er das Gesellschaftsleben, welches die Fachgelehrten viel zu selten beachten, durchforscht. Deshalb trägt auch diese Erzählung den Stempel innerer und äußerer Wahrheit; Stimmung, Kostüm, Lebensformen, Gespräche und Charaktere sind mit einer Treue gezeichnet, welche nach ihrem vollen Werth nicht jeder Leser wird schätzen können, und die außer Fontane auch wohl kein Anderer erreichen könnte. Sie übt einen solchen Reiz aus, daß man den an sich nicht sympathischen Schluß sich gefallen läßt. Einige Formfehler scheinen dem Corrector zur Last zu fallen. Wir wünschen dem Buche den besten Erfolg auch im Süden unsers Vaterlandes, wo der vornehm angelegte Autor noch lange nicht nach Verdienst gewürdigt zu sein scheint, vielleicht eben wegen seines specifisch märkisch-brandenburgischen Charakters, der aber nun doch unsern Brüdern jenseits der Mainlinie nicht mehr so antipathisch sein wird, als in früheren Zeiten.

βρ. **Joh. Friedr. Herbart's sämmtliche Werke.** In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von Karl Kehrbach. Leipzig, Veit & Co. 1882.

Die Hartenstein'sche Ausgabe von Herbart's Werken ist vergriffen und enthält nicht Alles, was wir von Herbart übrig haben. Somit ist die neue Ausgabe, deren erste Lieferungen uns vorliegen, gerechtfertigt und verspricht wirklich manche Bereicherung unseres Wissens von und unseres Genusses an Herbart. Denn das, was neu in dieser Ausgabe erscheint, ist hauptsächlich aus dem Gebiete, auf welchem heute Herbart noch am meisten genießbar ist, aus dem pädagogischen. Die Grundsätze, welche den Herausgeber leiten, scheinen billigenswerth. Nicht angenehm wirkt aber die Art, wie er die Textvariationen behandelt; sie werden mit einer Weitschweifigkeit und Raumverschwendung abgedruckt, die ganz erstaunlich sind. Zwölf Bände etwa sollen es werden; 4—5 Jahre soll es dauern; 30—35 Bogen soll jeder Band umfassen: im angenehmen Dunstkreis dieser Zahlen mag der Liebhaber schon im voraus den Philosophen genießen, der um Psychologie und Pädagogik seine unbestrittenen Verdienste hat. Die Ausstattung ist sehr gut und der Verlagshandlung gebührt wegen des Unternehmens vollste Anerkennung. Der Subscriptionspreis ist äußerst billig gestellt.

πγ. **Muster altitalienischer Leinenstickerei.** Zweite Sammlung. Gesammelt und herausgegeben von Frieda Lipperheide. Berlin, Verlag von Franz Lipperheide. 1883.

Den mit vielem Beifall aufgenommenen Mustern altdeutscher Leinenstickerei hat die Franz Lipperheide'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin neuerdings Muster altitalienischer Leinenstickerei folgen lassen und liegt bereits in geschmackvollster Ausstattung die zweite Sammlung vor. Die Idee, die bisher in Museen oder in Privatbesitz verwahrten prachtvollen altitalienischen

Leinenstickereien in genauen, mit orientirenden und leicht faßlichen Anmerkungen versehenen Abbildungen den weitesten Kreisen zugängig zu machen, ist eine durchaus glückliche und verdienstvolle; dem weiblichen Hausfleiß wird dadurch neue Anregung gegeben und thätige Hände können sich nun in geschickten Nachbildungen jener stylvollen und wirksamen Muster üben. Die Herausgeberin, Frau Frieda Lipperheide, hat mit unermüdlichem Fleiß und reichem Geschmack unter den ihr zur Verfügung gestellten Schätzen Umschau gehalten und die Früchte ihrer sicherlich nicht leichten Thätigkeit in dem obigen Werke niedergelegt, dem wir den besten Erfolg nicht nur wünschen, sondern auch mit Bestimmtheit voraus sagen.

ξ. **Erlebnisse eines alten Parlamentariers im Revolutionsjahre 1848** von Peter Reichensperger. Berlin, Springer. 1882.

Es ist eine bezeichnende Erscheinung, daß allmälig auch bei uns die Theilnahme für persönliche Aufzeichnungen der Zeitgenossen wichtiger Epochen sich mehrt. Man beginnt den Reiz zu verstehen, welcher in solchen Mittheilungen liegt und das trägt dazu bei, daß manches an den Tag kommt, was sonst ungeschrieben oder doch unbekannt geblieben wäre. Der Culturhistoriker wird alle Schriften dieser Art mit Dank annehmen, wenn die Urheber nur gesunde Augen besaßen; oft genug ist eine kleine Thatsache des sogen. „Alltagslebens" wichtiger als ein diplomatisches Aktenstück. Zu den Schriften, welche reich an kleinen Zügen solcher Art sind, gehört das obengenannte Buch. Der Berichterstatter hat es nicht ohne Mißtrauen zur Hand genommen; er gesteht gerne, daß er angenehm enttäuscht worden ist. Mit viel mehr Objektivität als so mancher Vertreter der extremen Richtungen, wie z. B. Temme, hat Reichensperger die Bewegung des „tollen Jahres" beurtheilt, ihre Berechtigung, wie ihre Verirrungen ohne Einseitigkeit dargelegt und auch den politischen Gegnern gegenüber die Ruhe bewahrt. — Wenn einmal eine wirkliche Geschichte des Sturmjahres geschrieben wird — wir haben bis heute noch keine; was sich so nennt, sind Schilderungen vom Parteistandpunkte aus — so werden diese Erlebnisse nicht unbeachtet bleiben können. Die Darstellung ist lebendig.

χλ. **Racconti calabresi** di Nicola Misasi. Napoli, Domenico Morano. 1881.

Das interessante Buch schildert in anmuthigen Novellen den Charakter des calabresischen Volkes, als den eines rauhen, verschlossenen, aber an edlen Zügen wie an wilden Leidenschaften gleich reichen Stammes. Der Verfasser sieht das Brigantenthum des vorigen Jahrhunderts nicht nur (wie u. a. Villari in seinen Briefen über Süditalien) in dem Elend und den schlechten Verhältnissen des Bauernstandes begründet, sondern stellt es als ein Product der starken, unruhigen, zu Abenteuern geneigten Natur des Calabresen hin, die, zum Guten geleitet, hoher Tugenden ebenso fähig sein würde, wie sie bisher den schrecklichsten Verbrechen ergeben war. Misasi's Novellen sind darum von besonderem Werthe, weil sie nicht Phantasiegebilde, sondern auf der Geschichte beruhend, nach gerichtlichen Acten bearbeitet sind. Dabei hat der Verfasser ein ausgezeichnetes Erzählertalent und leistet in der Schilderung der Natur der calabresischen Sila Unübertreffliches. Die Novellen können als ein Beitrag zur Geschichte der italienischen Volksstämme nur warm empfohlen werden.

αλ. **Die Finanzen Frankreichs,** von Richard von Kaufmann (Professor der Staatswissenschaften an der technischen Hochschule zu Aachen). Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Ein so gründlicher Kenner wie Maurice Block in Paris hat diesem Buche hohes Lob gespendet: „Man sieht auf jeder Seite," sagt er im „Journal des Débats" vom 7. Januar, „daß der Verfasser tief ins Herz der erörterten Fragen gedrungen ist, daß er unsere Verwaltung kennt, und daß er sich auf die Sprache der Zahlen versteht. Es ist ihm vollkommen gelungen, unsere Finanzen in's Licht zu setzen und unser fiscalisches Verfahren unter den Maßstab gesunder finanzpolitischer Lehren zu rücken. Sein Werk wird in Deutschland classisch werden; und dazu können wir Franzosen uns nur Glück wünschen, denn er ist von freimüthiger Unbefangenheit, kritisirt mit Mäßigung, ja mit Wohlwollen, und zeigt sich immer aufgelegt, alle irgendwie anerkennenswerthen Institutionen unseres Landes zu loben." Prof. v. Kaufmann hat sich in der That, wie es scheint, keine Mühe verdrießen lassen, namentlich auch nicht Nachforschungen in Paris selbst, um sich von der französischen Finanzverwaltung allseitig und genau zu unterrichten. Seit 1857 das demselben Gegenstande gewidmete Buch des Oesterreichers K. v. Hock erschien, hat der Staatshaushalt unseres Nachbarlandes eine gewaltige Krisis durchgemacht und glücklich bestanden. Von den Finanzen aus hat Thiers nach der großen Niederlage von 1870 Frankreich wieder aufgerichtet. Dies hat auf die umgebende Welt einen Eindruck gemacht, der fast demjenigen unserer außerordentlichen diplomatisch-militärischen Ueberlegenheit gleichkam und auch in dem Verf. vorliegenden Werkes ist wohl noch ein Rest von Schwärmerei für die Eigenthümlichkeiten des so schön geordneten und ergibigen Staatshaushalts unserer Nachbarn thätig. Ganz competente deutsche oder englische Kritiker werden vielleicht dem sonst so nüchternen Pariser Nationalökonomen, der in diesem Falle der herrschenden nationalen Sentimentalität seinen Tribut hat zahlen müssen, etwas abziehen. Immerhin ist Kaufmann's Werk eine sehr tüchtige Leistung, ein zuverlässiges Nachschlagebuch. Möge der Verf. also nur fortfahren, uns den Haushalt der Hauptnationen der civilisirten Welt zu schildern!

ρ. Wer die Schwierigkeiten kennt, mit welchen der Bezug von Werken der italienischen Literatur in Deutschland verknüpft war, wird es mit Freuden begrüßen, daß die größte und angesehenste der Firmen Italiens, Le Monnier's Nachfolger in Florenz, kürzlich den directen Verkehr mit dem deutschen Büchermarkt eröffnet und durch Herausgabe ihres gegen 700 Nummern umfassenden Verlagskatalogs inaugurirt hat. Dieser höchst übersichtlich geordnete Katalog mit Preisen in deutscher Währung ist durch jede deutsche Buchhandlung zu beziehen und ein Auslieferungslager in Leipzig (K. F. Koehler) errichtet worden, so daß von nun ab auch die italienische Literatur auf deutschem Boden heimathberechtigt wird, wozu wir ihr und uns aufrichtig Glück wünschen!

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Mai zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Auffarth. — Die platonische Ideenlehre von Dr. August Auffarth. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag. 1883.
Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons von Klinkowström. Autorisirte deutsche Original-Ausgabe. 6/7 Bd. Wien, Wilhelm Braumüller. 1883.
Blackie. — The wisdom of Goethe. by John Stuart Blackie. Edinburgh and London, William Blackwood and Sons. 1883.
Circulars of information of the bureau of education. 5/7. 1882. Washington, Government printing office. 1882.
Club-Almanach. Annuaire des cercles et du sport. 1883. Première année. Paris, W. Hinrichsen.
Corvin. — 1848—1871. Geschichte der Neuzeit. Von Corvin. Lfg. 29/30. Leipzig, Greßner & Schramm. 1883.
Deutscher Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. — Verhandlungen der constituirenden Versammlung in Kassel am 29. März 1883. Bremen, Druck von C. W. Roussell.
Die heutige Burschenschaft. Heidelberg, Georg Weiß. 1883.
Diest. — Eine freie Rheinfahrt. Von Walther von Diest. Mit 50 Illustrationen namhafter Künstler Düsseldorfs. Düsseldorf, Druck und Verlag von L. Voß & Co. 1883.
Duncker. — Moderne Meister. Charakterstudien aus Kunst und Leben von D. Duncker. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1883.
Giornale storico della letteratura italiana. Anno I. volume I. Fascicolo 1. Roma, E. Loescher. 1883.
Hartleben's Elektro-technische Bibliothek. Eine Darstellung des ganzen Gebietes der angewendeten Elektricität nach dem Stande der Gegenwart. Mit ca. 1000 Abbildungen. Lfg. 3/7. Wien, A. Hartleben. 1883.
Holzinger. — Zur Naturgeschichte der Hexen. Vortrag von Dr. J. B. Holzinger. Graz, Verlag des naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark. 1883.
Hübner's Statistische Tafel aller Länder der Erde. 32. verb. Auflage. Frankfurt a. M., Wilh. Rommel. 1883.
Janssen. — Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Johannes Janssen. 1. Lfg. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshdlg. 1883.
Jacquinet. — La vie instinctive et la vie de l'esprit. Essai de philosophie pour tous. Par M. Jacquinet. Paris, E. Plon & Comp. 1883.
Katalog, officieller, der allgemeinen deutschen Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens. Berlin, Theodor Fischer. Julius Springer. 1883.
Klassische deutsche Dichtungen mit kurzen Erklärungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Carl Heinrich Keck. I. Goethe's Hermann und Dorothea. Von Karl Heinr. Keck. Gotha, Friedr. Andreas Perthes. 1883.
Köstlin. — Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften. Von Dr. Julius Köstlin. Zweite, neu durchgearbeitete Auflage. 2 Bde. Elberfeld, R. L. Friderichs. 1883.
Lang. — Im Nonnenämtlein. Eine Geschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Paul Lang. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1883.
Lewald. — Vom Sund zum Posilip. Briefe aus den Jahren 1879 bis 1881 von Fanny Lewald. Berlin, Otto Janke. 1883.
Mainländer. — Die Philosophie der Erlösung. Von Philipp Mainländer. Zweiter Band. 2. Lfg. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 1883.
Meyer's Konversations-Lexikon. — Jahres-Supplement 1882—1883. Heft 7/10. Bibliographisches Institut, Leipzig. 1883.
Milow. — Wie Herzen lieben. Drei Novellen von Stephan Milow. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1883.
Muff. — Zwei Titanen, Prometheus und Faust. Ein Vortrag von Dr. Christian Muff. Halle, Rich. Mühlmann. 1883.
Müller. — Der Tannenschütz. Eine Volkserzählung aus dem Vogelsberg. Von Otto Müller. Vierter Abdruck. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1883.
Neue Musik-Zeitung. IV. Jahrg. I. Quartal. Verlag von P. J. Tonger in Köln. 1883.
Novissimum organon: the certainties, guesses, and observations of John Thinkingmachine. St. Louis, Hugh R. Hildreth Printing Co. 1882.
Passarge. — Norwegische Balladen übertragen und erläutert von Louis Passarge. Leipzig, Bernhard Schlicke (Balthasar Elischer). 1883.
Passarge. — Henrik Ibsen. Ein Beitrag zur neusten Geschichte der norwegischen Nationalliteratur von L. Passarge. Mit dem Portrait und Facsimile Ibsen's in Stahlstich. Leipzig, Bernhard Schlicke (Balthasar Elischer). 1883.
Paulus. — Bilder aus Kunst und Alterthum in Deutschland von Dr. Eduard Paulus. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1883.
Perl. — Richard Wagner in Venedig. Mosaikbilder aus seinen letzten Lebenstagen von Henry Perl. Mit einem Vorworte und unter Benutzung der Beobachtungen des Herrn Dr. Friedrich Keppler. Augsburg, Gebrüder Reichel. 1883.
Pindar: The nemean and isthmian odes, with notes explanatory and critical, introductions, and introductory essays, by C. A. M. Fennell, M. A. Cambridge: At the university press. 1883.
Rammelsberg. — Elemente der Krystallographie für Chemiker. Von C. F. Rammelsberg. Mit 151 Holzschn. Berlin, Carl Habel. 1883.
Rheinhard. — Album des classischen Alterthums zur Anschauung für Jung und Alt besonders zum Gebrauch in Gelehrtenschulen. Eine Galerie von 76 Tafeln in Farbendruck nach der Natur und nach antiken Vorbildern mit beschreibendem Text, herausgegeben von Hermann Rheinhard. Zweite Auflage. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhdlg. 1882.
Rheinisch. — Die Freunde der Frau. Ein Lustspiel in 4 Aufzügen von Albin Rheinisch. Berlin, Freund u. Jeckel. 1883.
Rogge. — Adolf Friedrich Graf von Schack. Eine literarische Skizze von Dr. F. W. Rogge. Berlin, Otto Janke. 1883.
Roquette. — Friedrich Preller. Ein Lebensbild von Otto Roquette. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1883.
Samson. — „Vom Lande." Vergleichende agrarpolitische Studie über Mittelrussland und Livland. Von H. von Samson. Dorpat und Fellin, J. J. Karow. 1883.
Schlag. — Thomas Münzer. Geschichtliches Trauerspiel in 4 Acten von Hugo Schlag. New-York, Samisch & Goldmann. 1883.
Schrammen. — Alldeutschland. Bilder aus der Götter- und Heldensage, aus der Geschichte und der Kulturentwickelung des deutschen Volkes von Johannes Schrammen. 12/13 Lieferung. Köln, Ed. H. Mayer. 1883.
Semmig. — Französisches Frauenleben. Ein Mosaikgemälde von Hermann Semmig. Leipzig, Alfred Krüger. 1883.
Stinde. — Buchholzens in Italien. Von Jul. Stinde. Berlin, Freund & Jeckel. 1883.
Weber's Handwörterbuch der deutschen Sprache nebst den gebräuchlichsten Fremdwörtern, Angabe der Betonung und Aussprache und einem Verzeichnisse der unregelmäßigen Zeitwörter. Auf's Neue durchgesehen und mit einem Nachtrage vermehrt von Max Moltke. Fünfzehnte Stereotypauflage. Mit Regeln und Wörterverzeichnissen für die neue Rechtschreibung von Georg Berlit. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1883.
Wettelijke bepalingen voer het Gebruik der Nederlandsche taal in België. (Willems-fonds 99.) Gent, J. Vuylsteke. 1882.
Wichmann. — Graf Pembroke. Trauerspiel in 5 Acten von P. V. Wichmann. Wiesbaden, Gustav Weiser.
Wissen, das, der Gegenwart. Band X: Die Sonne und die Planeten, populär-wissenschaftlich dargestellt von C. Becker. Mit 68 Abbildungen. Band XI: Der Welttheil Australien. Von Dr. K. E. Jung. III. Abthlg. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1883.
Wundt. — Philosophische Studien, herausgegeben von Wilhelm Wundt. Erster Band. IV. Heft. Leipzig, W. Engelmann. 1883.
Zola. — Zum Glück der Damen. Roman von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Armin Schwarz. 2 Bde. Budapest, Gustav Grimm. 1883.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 2482

